




Dei
Sub Numine
Viget




OTTO HARRASSOWITZ
BUCHHANDLUNG
:LEIPZIG:

Zeitschrift

des Vereins für

rheinische und westfälische Volkskunde.

Im Auftrage des Vereins herausgegeben

von

K. Prümer, Dortmund, Prof. **P. Sartori**, Dortmund,
O. Schell, Elberfeld, und **K. Wehrhan**, Elberfeld.

1. Jahrgang

1904

Elberfeld.

Baedekersche Buchdruckerei und Verlagshandlung,
A. Martini & Grüttefien, G. m. b. H.

Inhaltsverzeichnis des 1. Jahrgangs.

Berichte.

Bücherschau.



Im Auftrage des Vereins herausgegeben
von

K. Prümer, Dortmund, Prof. P. Sartori, Dortmund,
O. Schell, Elberfeld, und K. Wehrhan, Elberfeld.

1. Jahrgang
1904

Erstes Heft

Elberfeld.
Baedeker'sche Buch- u. Kunsthandlung u. Buchdruckerei, A. Martini & Grüttefien.

Für Nichtmitglieder:
Preis des Einzelheftes 1.50 Mark des Jahrgangs 5 Mark.

Inhaltsverzeichnis.

Die folgenden Hefte werden u. a. bringen:

M. Be hauy. Ärzte, Krankheiten und deren Heilung nach Cäsarius von Heisterbach. — P. J. Busch: Volksgebräuche in der Eifel. — R. Clément: Martinsabend in Düsseldorf. — C. Dirksen †: Volksmedizin am Niederrhein. — H. Gierlichs: Das alte Eifeler Bauernhaus. — E. Backland: Et kruse Bömken. — Lochner v. Hüttenbach: Zur Grammatik des Elten-Emmerichschen Platt. — Dr. Jos. Müller: 1. Ein Vorschlag zur Schreibung des mundartlichen Materials. 2. Die Prägnanz der Ausdrücke des Tadels und Unwillens in den rheinischen Mundarten. 3. Rheinische Schilda. 4. Abschlägige Antwort, ein Beitrag zur Volkskunde und Sprache des ripuarischen Stammesgebietes. — Ocke: Werwolfgeschichten. Der Schatz bei der Linde (Sage). — C. Rademacher: 1. Fastnachtsgebräuche. 2. Fastnachtsgebräuche. Eine Umfrage. — O. Schell: Gebildbrote. Zwei Sagen aus Burg Ockenfels. — K. Wehrhan: Bibliographie der volkskundlichen Literatur in Rheinland und Westfalen. — J. Zender: 1. Das Kind in Aberglauben und Gebrauch in der Bürgermeisterei Kaisersesch. 2. Mundartliche Tier- und Pflanzennamen der Vordereifel in volksetymologischer und volkskundlicher Hinsicht. — usw.

Der Vorstand des Vereins für rheinische und westfälische Volkskunde besteht zur Zeit aus folgenden Herren:

Prof. P. Sartori, Dortmund, Ardeystr. 29 } Vorsitzende.
Univers.-Prof. Dr. A. Wiedemann, Bonn }
O. Schell, Bibliothekar des Bergischen Geschichtsvereins, Elberfeld, Froweinstr. 17 } Schriftführer.
Lehrer K. Wehrhan, Elberfeld, Arminiusstr. 5 }
Schriftsteller O. Hausmann, Elberfeld, Kassierer.
Prof. Dr. P. Bahlmann, kgl. Oberbibliothekar, Münster i. W. }
Univers.-Prof. Dr. Fr. Jostes, Münster i. W. }
Univers.-Prof. Dr. H. Landois, Münster i. W. }
Oberlehrer Dr. Jos. Müller, Trier } Beisitzer.
Schriftsteller K. Prümer, Dortmund }
Rektor C. Rademacher, Cöln }
Prof. Dr. Tümpel, Bielefeld }

Sämtliche Herren des Vorstandes nehmen Anmeldungen entgegen.

Beiträge für die Zeitschrift (auf einseitig beschriebenem Papier und in möglichst deutlicher Schrift) sind an Herrn O. Schell, Elberfeld, Froweinstr. 17, zu senden.

Mitgliederbeiträge sind zu senden an: Baedekersche Buchhandlung, Elberfeld.

Die Verantwortung für den wissenschaftlichen Inhalt ihrer Beiträge tragen die Verfasser.

Zeitschrift
des Vereins für
rheinische und westfälische Volkskunde.

1. Jahrgang. 1904. Erstes Heft.

Geleitwort.

Das Wort Volkskunde wird manchen noch fremd anmuten; es ist eben noch ein neues Wort, aber für eine alte Sache. Erst 1887 wurde es von Reinhold Köhler für das fremde Wort Folklore, das 1846 vom Engländer Thoms geprägt worden war, in seinem Artikel Folklore im Supplementband zu Brockhaus' Konversationslexikon gebraucht, und seit der Zeit ist es in Deutschland gang und gäbe. Die Volkskunde als Wissenschaft ist noch im Werden, sie steckt noch in den Kinderschuhen und ist gerade daran, durch exakte Forschung und richtige Methode sich zur Wissenschaft zu erheben. Es hiesse Eulen nach Athen tragen, würde auch an dieser Stelle zu weit führen, wenn wir über den Wert der Volkskunde auch nur ein Wort verlieren wollten, mag auch von diesem oder jenem, aus Unkenntnis des Stoffes oder aus nebensächlichen Gründen geringschätzig auf sie herabgesehen werden. Die Volkskunde hat schon heute die Wissenschaft nach manchen Richtungen hin befruchtet. Sie kann sich betrachten als das Arsenal der Überlieferungen alter vergangener Zeiten, sie trägt den Stoff zusammen und sichtet ihn; Ethnologen und Philologen vereinigen sich, um ihn für die Geschichte der Menschen zu verwerten. Die Volkskunde gibt der Anthropologie, Mythologie, Kulturgeschichte, Völkerpsychologie, der Altertumskunde und in gewisser Weise auch der Literaturgeschichte das beste und brauchbarste Material in die Hand, das diese Wissenschaften sich nur wünschen können.

Schon in früheren Jahrhunderten sind gelegentlich Einzelheiten aufgezeichnet worden, die die Volkskunde in den Kreis ihrer Forschung zieht; aber erst seit den Tagen der Brüder Grimm ist diese unter höherem Gesichtspunkt betrachtet worden, sie sind deshalb die geistigen Väter der Volkskunde als Wissenschaft, und schon durch diese Namen erhält die Volkskunde etwas Ehrwürdiges. Erst der neueren Zeit jedoch war es vorbehalten, eingehendere Forschungen zu veranstalten und allgemeineres Interesse zu erregen. In fast allen deutschen Landesteilen sind Vereine entstanden, die sich die Aufgabe gestellt haben, das Volkstümliche zu sammeln und zu sichten. Auch die Behörden gewähren den neuen Bestrebungen den wohlverdienten Schutz. Im westlichen Deutschland fehlte bislang ein Zusammenschluss der Freunde der volkskundlichen Bestrebungen. Nach geeigneten vorbereitenden Schritten fand sich auf die Einladung des Herrn O. Schell aus Elberfeld am 5. April 1903 eine Anzahl von Herren in Köln zusammen, die einmütig beschlossen, einen Verein für rheinische und westfälische Volkskunde ins Leben zu rufen. In der Hoffnung, mit ihrer Begeisterung für die ideale Sache der Volkskunde allseitig Widerhall zu finden, hatten sie sich nicht getäuscht. Schon am 26. Juli 1903 fand in Elberfeld, dem Sitz des Vereins, die konstituierende Versammlung statt, nachdem sich eine grosse Anzahl von Männern aller Wissenschaften und Berufe mit dem Aufruf einverstanden erklärt hatten.

Möge denn, wie in den andern Teilen Deutschlands, die Volkskunde freundliches Verständnis und tätige Förderung erfahren, damit sie einerseits die Liebe zur engeren Heimat und zum Vaterlande stärke und kräftige, andererseits aber auch mehr und mehr dazu beitrage, die Wissenschaft vom Menschen immer fester und sicherer zu gründen!

Die Gebiete der Volkskunde.

Um dem geneigten Leser genau zu zeigen, um was es sich bei der Volkskunde handelt, führen wir im folgenden ihre Gebiete*) an, jeden einladend, sich einen ihn besonders interessierenden Punkt herauszugreifen und zu sammeln, frei von ausschmückenden Zutaten, ursprünglich und natürlich in den Aufzeichnungen. Erwünscht sind Angaben über:

1. Dorfanlage (Haufen-, Reihen-, Rund-, Strassendorf). Haus und Hof (Verteilung der Wirtschaftsgebäude, Plananlage, Ausführung nach Material, Dimensionen, Stil, Bedachung, Zierat, Einteilung der Höhe in ganze, halbe, viertel oder ähnl.). Flurteilung (um den Hof herum oder in Gemenglage, d. h. aus vielen, in den einzelnen Fluren zerstreuten Feldern bestehend). Angaben über Besitzstand, Gesindeverhältnisse, Löhne, Preise, Marktverkehr, über den Betrieb und die Bewirtschaftung, wirtschaftliche und soziale Lage.
2. Tracht: Beschreibung älterer und neuerer Trachten, Sonntags- und Werktagstracht und der einzelnen Trachtenstücke. Farbe, Stoff, Masse und Preise derselben. Schmuck. Besondere Kleidung bei Hochzeiten und Leichen. (Zeichnungen, Photographien und farbige Abbildungen davon.)
3. Nahrung: Volksspeisen und Getränke. Brotbereitung. Besondere Gebäcke an Festtagen, bei Hochzeiten, Taufen usw.
4. Sitte und Brauch:
   a. bei Geburt, Taufe, Brautstand, Hochzeit, Tod, Begräbnis.

---

*) Wir dürfen uns dabei dem vorzüglichen Fragebogen des Vereins für Egerländer Volkskunde eng anschliessen.

b. im festlichen Jahr: Neujahrs- und Dreikönigstag, Lichtmess, Fastnacht, Ostern, Walpurgis, Pfingsten, Maibräuche, Sonnwende und Johannisfeuer, Kirchweih, Advent, Weihnacht.

c. Arbeitsbränche, Bestellung der Felder, erste Ausfahrt, Aussaat, Flurumgänge, Erntebräuche, Schnitter- und Erntefeste. Nach dem Ausdreschen. Die Flachskultur und Ernte. Häusliche Beschäftignng, Industrien, volkstümliche Kunst (Zierat, Schnitzereien an Balken, Hausgerät usw.). Bräuche der Handwerker und Zünfte.

d. Rechtsbräuche. Ansagen der Gemeindesitzungen. Alte Gemeinderechte. Formeln bei Kauf, Verkauf und Tausch, beim Gesindemieten, bei Übergaben. Der Auszug. Alte Wald-, Feld-, Weg-, Wasser- und Wiesenordnungen. Alte Gerichts- und Dingstätten, Grenzsteine, Kreuzsteine (Lage, Masse, Abbildungen auf denselben und Tradition).

e. Aberglaube, Natur- und Hausdämonen (Drache, Korndämonen, Wassermann, Zwerge, Zwergsagen). Abergläubisches bei Wettererscheinungen (Wetterläuten, Anzünden geweihter Lichter beim Gewitter usw.), in bezng auf gewisse Tiere, Pflanzen, Steine, Stunden und Tage. Vorbedeutnngen, Träume. Hexen. Teufel. Gespenster, umgehende Tote. Volksmedizin (das Beschwören der Krankheiten des Menschen und der Haustiere durch formelhafte Sprüche, Gebete, Vergraben von Kleidungsstücken im Wald, Verbohren in Bäumen, Durchziehen durch Spalte von Eichen und Eschen. Heilkräftige Pflanzen, Bäume, Kräuter und Wnrzeln. Schützende Amulette. Bannsprüche und Formeln gegen Krankheiten, Diebe, Feuer und Wasser: Feuer- und Wassersegen).

5. Volksdichtung:

a Volkslieder, Spinn-(stuben)Lieder, Arbeitslieder, Neujahrs- und Dreikönigslieder, Lieder einzelner Stände, Wallfahrts- und Hochzeitslieder, Vierzeiler, Mnsik, Tänze (mit Melodie).

b. Sagen (Schatz-, Familien-, Wasser-, Glocken-, Zwerg-Nixensagen nsw.), Märchen, Mythen, Fabeln, Legenden.

c. Schwänke, Schnurren.

d. Sprichwörter, Redensarten, Begrüssungsformeln, Scherzfragen, Rätsel, Ortsneckereien, Wetterregeln, Banernkalender, Volkshumor.

e. Inschriften auf Häusern, Grabsteinen, Glocken, Tellern, Kannen, Krügen, Totenbrettern usw.

f. Kinderlieder, Bastlösereime, Wiegenlieder, Sprüche beim Beerensuchen, Geheimsprachen, Kinderpredigten, Schnellsagesätze, Aus- und Abzählreime bei Kinderspielen.

g. Volksschauspiele, Fastnachtsspiele usw.

6. Namen: Aufzeichnungen von (volkstümlichen) Dorf-, Flur-, Hofnamen, Namen von Haus-, Handwerks- und Arbeitsgeräten, von Trachtenstücken, Pflanzen, Tieren, Massen, Gewichten, Schelt- und Schimpfnamen, Ausdrücke von Krankheiten der einzelnen Körperteile, von Fnnktionen des Geistes und Leibes, Verwandtschaftsgrade. Namen in bezug auf Forstwesen, Jagd, Bergbau, Fischerei, Fremdwörter (alles im Dialekt).

7. Dialekt: Mundartliche Proben aus dem ganzen Gebiete.

NB. Für die nächste Zeit möchten wir den Sammelfleiss unserer geneigten Mitglieder auf typisch wiederkehrende Aprilscherze, auf die Oster- und Maisitten hinweisen und um Sammlung bitten.

Whn.

Roland in Schimpf und Ernst.

Von Professor Dr. **Franz Jostes.**

Mit sechs Abbildungen.

„Die Sprache ist allen bekannt
und ein Geheimnis."
Jakob Grimm.

Gerade vor einem halben Jahrtausend (1404) wurde vor dem Rathause in Bremen die Kolossalfigur des „Roland" aufgerichtet, und dieser Vorgang fand bald in zahlreichen Städten und Städtchen Niedersachsens Nachahmung. Mit kindlicher Verehrung blicken seitdem die Bremer zu dieser ihrer „Schutzgottheit" empor, die ihnen das Sinnbild der städtischen Freiheit geworden und mit ihrem Denken und Empfinden auf das Innigste verwachsen ist. Dieser Verehrung seitens „seiner Kinder" hat sich seit fast dreihundert Jahren das Interesse der Gelehrten zugesellt, die weniger respektvoll als jene, aber immerhin noch ehrerbietig genug den Alten zu fragen wagten: Woher des Landes und wessen Geschlechtes? Allein der Schalk ist auf ihre Fragen stumm geblieben und hat jeden sich die Antwort selbst suchen lassen, indes zu allen dieselbe wohlwollend-zustimmende Miene gemacht, so verschieden sie auch ausfielen. Und er hatte wahrlich allen Grund dazu, denn auch der schärfste Kritiker liess ihm immer noch weit mehr Nimbus, als er von Rechts wegen beanspruchen konnte.

Eine Übersicht über die Entwickelung der Roland-Literatur zu geben ist hier weder nötig noch möglich; wer derselben bedarf oder sich für sie interessiert, wird sie zu finden wissen. Ich kann mich darauf beschränken, die Hauptforscher auf diesem Gebiete während der letzten vierzig Jahre mit ihren Theorien kurz zu Worte kommen zu lassen.[1])

H. Zöpfl[2]) sah im Roland das Bild des Kaisers oder Königs als „obersten Richters und Gerichtsherrn", den man auf dem Gerichtsplatze aufgestellt habe, „um fortwährend an

die hohe Quelle zu erinnern, aus welcher die Gerichtsbarkeit des in der Stadt tagenden Gerichtes floss. Da, wie schon der Sachsenspiegel . . . . sagt, der Kaiser nicht zu jeder Zeit in allen Gerichten sein konnte, so wollte man ihn wenigstens im Bilde immer gegenwärtig haben, und dies ist derselbe Grund, aus welchem man noch heutzutage das



Abb. 1. Der jüngste Roland.
(Um 1840 zu Garding im Eiderstedtschen angefertigt, jetzt im Museum zu Altona.)

Bildnis des Landesfürsten aufstellt oder aufhängt, womit zugleich symbolisch ausgedrückt wird, dass die gerichtlichen Handlungen nur unter Autorität des Landesherrn und gleichsam unter seinen Augen vorzugehen haben."

R. Schröder[3]) vermeint, dass die Rolande Träger der üblichen Marktzeichen Schwert, Handschuh usw. seien und im Beginne des 14. Jahrhunderts die alten Stadt- und

Marktkreuze abgelöst hätten. „Die deutschen Städte sind aus Märkten entstanden, nur unter dieser Voranssetzung konnte das Marktkreuz zum Stadtkreuze werden. Aus einem blossen Marktzeichen wurde das Kreuz zum Mittelpunkte des gesamten kommunalen Lebens der Stadt, aus einem Symbole der Marktfreiheit verwandelte es sich unversehens in ein Kreuz der Freiheit schlechthin. Man erblickte in ihm, wenn auch ohne historische Begründung, die monumentale Urkunde der Gemeindeverfassung und der städtischen Freiheiten gegenüber dem Stadtherrn. Dass diese Auffassnng durch die Umwandlung des Kreuzes in einen Roland noch befördert werden konnte, liegt auf der Hand.“ [2])

S. Rietschel [4]) geht wieder auf Zöpfl zurück, indem er in Roland das Wahrzeichen der hohen Gerichtsbarkeit erblickt.

G. Sello [5]) glaubt in bezug anf die Bremer Bildsäule nachgewiesen zu haben — und das wäre für die Rolande allgemein entscheidend — „dass der Stadtherr, der Erzbischof, dieselbe zuerst errichtete, ein Bild des Königs, als Zeichen, dass dieser ihm seinen höchsten Bann zum Schutze der neuen Stadtansiedelung vergönnt habe“.

Platen [6]) lebte der Überzeugung, „in die heillose Verwirrung notdürftige Ordnung bringen“ zu können, indem er einen Einfall J. Grimms wieder aufnehmend den Ursprung der Rolande ins Heidentum verlegt. Es seien ursprünglich Götter-, höchst wahrscheinlich Donarbilder. Gang und Inhalt seiner Untersuchung lässt ihr Schlusssatz einigermassen erkennen: „Sonach haben sich in dieser Arbeit Irminsul, Zeter, Jodute, Questenbanm, Gerichts-, Markt- und Stadtkreuz, deren Ursprung und ursprüngliche Bedeutung bisher dem Zweifel unterlag, ohne Zwang aus einer einzigen Wurzel ableiten lassen, ein Umstand, der sicher geeignet ist, die Glaubhaftigkeit der gewonnenen Ergebnisse zu erhöhen.“

Das ist, wie bemerkt, nur die neuere Literatur über den Gegenstand. Im allgemeinen kann man sagen, dass jeder Folgende die Schwächen seines Vorgängers mit scharfen Augen zu entdecken, seine eigene Ansicht indes keineswegs bedenken- und einwurfsfrei zu gestalten vermocht hat. Jeder bringt eine andere, manchmal eine bessere, aber keiner eine

befriedigende Deutung. Einer von ihnen, G. Sello, der sich viele Jahre mit Fleiss und Umsicht der Rolandfrage gewidmet hat, gibt es auch offen und unumwunden zu, dass die Lösung des Rätsels der Zukunft noch vorbehalten sei: „Ich habe .... ausgeführt", schreibt er in den „Forschungen zur Brandenburgischen und Preussischen Geschichte"[7], „wie die Kraft eines Einzelnen den notwendigen Lokalforschungen nicht gewachsen ist. Die Geschichts- und Altertumsvereine Deutschlands müssen es sich zur Aufgabe machen, die Geschichte der in ihrem Wirkungskreise sich vorfindenden oder vorhanden gewesenen als Rolande bezeichneten Gebilde nach deren bildnerischer und urkundlicher Seite, womöglich an der Hand eines gemeinsamen Programms, klarzulegen. Wenn wir dann imstande sind, die missbräuchlich so genannten von den echten Rolanden, die bedeutungslosen Nachahmungen von den Originalen zu unterscheiden und eine vollständige, zuverlässige quellenkritische Rolandsstatistik besitzen, dann möge der Berufene auftreten, welcher dies kostbare Material zusammenfassend der deutschen Wissenschaft das ersehnte Rolandsbuch schenkt." Und in seinem „Roland"[8]) gibt er „zum Besten derjenigen, welche die Rolandfrage gründlich von vorne studieren wollen, ohne Garantie der Vollständigkeit, ein Verzeichnis der allmählich in der Literatur aufgetauchten Rolandorte", deren annähernd 140 Stück sind. Gnade uns Gott, wenn dieses Programm ausgeführt wird! Sollte es wirklich keinen kürzeren Weg zum Ziele geben? Sollte die auffällige Tatsache, dass in dem Prozesse, den die Juristen, Historiker und Mythologen nun schon so lange mit einander um den Roland führen, keiner sein Eigentumsrecht überzeugend nachzuweisen vermag, nicht etwa darin ihren Grund haben, dass er in Wirklichkeit keinem von den dreien gehört? Ich glaube es! Jedenfalls dürfte es nicht überflüssig erscheinen, wenn die Frage einmal von einem ganz anderen Standpunkte aus betrachtet und der Roland unter die Lupe des Philologen genommen wird. Das habe ich zu tun versucht, und lege hier das Ergebnis meiner Untersuchung vor. Wenn ich dabei sehr wenig Rücksicht auf die Arbeiten meiner Vorgänger nehme, so trägt nicht Geringschätzung die Schuld

daran; allein sowohl mein Standpunkt wie mein Ergebnis ist von dem ihrigen so prinzipiell verschieden, dass es eines umfangreichen Buches bedürfte, wollte ich mich mit ihnen über alle Einzelheiten auseinandersetzen, und wozu wäre das nütze? Ich denke, wenn es mir, wie ich glaube, gelungen ist, den Ast am Stamme abzusägen, so fällt alles, was darauf sitzt und daran hängt, von selbst mit; habe ich aber Unrecht, so wird es ein Leichtes sein, den Fuchsschwanz meiner Hand zu entwinden und mir nach meinem Werke zu lohnen.

Wir kennen Rolandstechen, Rolandtänze und Rolandsäulen. Dass zwischen den dreien ein innerer oder äusserer Zusammenhang besteht, wird von keiner Seite geleugnet, aber bei der Beurteilung desselben hat man sich mehr von vorgefasster Meinung als von der Überlieferung leiten lassen. Diese stellt die Rolandspiele zeitlich an die Spitze, und deshalb haben wir kein Recht, ohne ganz schwerwiegende Gründe ihnen die Priorität abzusprechen. Solche Gründe sind meines Erachtens aber nicht vorhanden, im Gegenteil erklärt sich die Entwickelung des ganzen Rolandgedankens aus dem Spiele überaus einfach, und von den vielen Rätseln, welche beim umgekehrten Verfahren die Rolandforscher haben ungelöst lassen müssen, bleibt nicht ein einziges bestehen. Untersuchen wir zunächst die Nachrichten, welche wir über das Rolandspiel haben!

Die erste Erwähnung dieses Spieles findet sich zum Jahre 1286 in der Magdeburger Schöppenchronik, wo es heisst:

„Zu jener Zeit gab es hier noch Konstabler, die Söhne der reichsten Bürger; sie pflegten die Pfingstspiele zu veranstalten, nämlich den Roland, den Schildchenbaum, die Tafelrunde und andere Spiele, was jetzt die Ratsmänner selbst in die Hand genommen haben. An dem oben beschriebenen Kampfe beteiligte sich ein Konstabler, der Brun von Schönebeck hiess und ein gelehrter Mann war. Diesen baten seine Mitkonstabler, dass er ihnen ein neues sinnreiches Spiel erdächte und erfände. Daher arrangierte er einen Gral (Festlichkeit) und schrieb höfliche Briefe nach Goslar, Hildesheim, Braunschweig, Halberstadt und anderen Städten und lud alle Kaufleute, die turnieren wollten, ein, zu

ihnen nach Magdeburg zu kommen: sie hätten eine schöne Frau, Frau Fee (nicht Frau Sophie!!) geheissen, die der erhielte, welcher sie durch Gewandtheit und Kraft zu verdienen wüsste. Dadurch wurden alle jungen Leute in jenen Städten (zu kommen) bewogen. Die Pferde der Goslarer waren mit Decken behangen. Die Braunschweiger hatten alle grüne Behänge und Kleider und auch die anderen Städte hatten ihre besonderen Wappen und Kleider. Als sie vor die Stadt



Abb. 2. Quintaine zu Wasser (15. Jahrhundert).

(Aus: Jusserand, Les sports et jeux d'exercice dans l'ancienne France. s. Anm. 1*.)

gekommen waren, wollten sie nicht einreiten, man empfinge sie denn mit Waffenspiel und Tjost. Das geschah; zwei zogen hinaus und kämpften mit ihnen und empfingen sie mit den Speeren. Unterdes war der Gral auf dem Mersche angerichtet und viel Zelte und Pavillons aufgeschlagen. Und es war auf dem Mersche ein Baum aufgerichtet, an dem die Schilde der Konstabler hingen, die am Grale teilnahmen. Des anderen Tages begab man sich, nachdem man Messe gehört und gegessen hatte, zum Gral und besah sich ihn; da konnte jeder einen Schild berühren, und der junge Mann,

dem er gehörte, kam dann heran und kämpfte mit ihm. So wnrde es mit allen gemacht. Zum Schlnsse hatte sich die Frau Fee ein alter Kaufmann aus Goslar verdient, der sie mit sich nahm und verheiratete und ihr eine Ausstener mitgab, dass sie von ihrem lockeren Leben abliess. Hierüber ist ein ganzes deutsches Buch gemacht."

Worin das Rolandspiel bestand, gibt der Chronist nicht an: er konnte das bei seinen Lesern als allgemein bekannt voraussetzen. Dagegen hat der Domkantor Melchior Röchell dasselbe wie es nm die Mitte des 16. Jahrhunderts in Münster verlief, ganz genan geschildert:

„Es hatten auch", so heist es in seiner Chronik, „die reichsten Bürgersöhne eine Brnderschaft unter sich, welche auch diese Fastnacht gehalten wurde und St. Annen-Bruderschaft hiess; die Mitglieder aber hiessen Kumpanienbrüder. . . Dann kamen etliche Kaufleute von Lübeck, Hamburg und Bremen und beteiligten sich Vergnügens halber an dieser Kumpanie. Wenn die Fastnacht vorüber war, zogen sie wieder fort. . . . Dann stand dort auch auf dem Markte ein hölzern Bild, welches sie den Roland nannten, das beide Hände ausgestreckt hatte. Das Bild stand auf einem eisernen Zapfen, sodass es umlaufen konnte. Es hielt in der rechten Hand eine runde Scheibe, etwas grösser als ein Teller; an der linken Hand hatte es eine Narrenkolbe hangen. Dort standen lange Speere bereit, mit denen sie nacheinander rannten und auf die Scheibe in der rechten Hand des Roland stachen. Dann lief dieser um und schlug mit der linken Hand, in welcher er die Kolbe hielt, nm sich. Wenn dann derjenige, welcher den Stoss geführt, sich nicht schnell genng fortgemacht hatte, erhielt er einen gehörigen Schlag auf den Rücken oder in den Nacken, sodass dann jedermann lachte." [9])

Bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts hat in Holstein das Spiel in derselben Form, wie sie Röchell hier beschreibt, weiter gelebt [Abb. 1]; es kann keinem begründeten Zweifel unterliegen, dass es auch im 13. Jahrhundert im wesentlichen ebenso verlief. Wir werden gleich sehen, dass es dafür auch einen ausreichenden Beweis gibt. Woher stammt nun

aber das Spiel und wie ist es an seinen Namen gekommen? Schon die Erwähnung der Tafelrunde in der Magdeburger Schöppenchronik weist uns nach Frankreich, wo auch der „Schildekenbôm“ seine Heimat hat. All diese Spiele entstammen den höfischen Kreisen und sind ursprünglich Ritterspiele, die unter dem Namen Quintaine zusammengefasst wurden. Das Wort Quintaine ist verschieden erklärt worden; das Richtige scheint mir Konrad Hofmann (im Anschlusse an La Curne de Sainte-Palaye) geboten zu haben, dessen Darlegung ich hier unverkürzt mitteile: „Das lateinische quintana (sc. via) ist ein Lagerbauausdruck und bedeutet die Strasse im Lager, welche die Zelte der beiden Legionen so durchschnitt, dass sie die fünfte Manipel und die fünfte Turma von der sechsten trennte, zugleich Markt- und Handelsplatz des Lagers (Livius 41. 8. 11 sq.). Auf dieser quintana wurde wohl auch der palus errichtet, ein in die Erde eingerammter Pfahl, der das hölzerne Phantom eines Gegners darstellte, gegen welches die Rekruten und Gladiatoren im Hauen, Stechen und Werfen mit Schwertern, Speeren und Wurfspiessen geübt wurden. Aus diesen altrömischen Übungen am palus sind die späteren mittelalterlichen ritterlichen Übungen an der quintana entstanden (Veget. I 11, II 23; Juvenal VI 247). . . . . . .

In Frankreich werden folgende Übungen mit Quintaine bezeichnet:

1. Die wichtigste, wo der Ritter gegen ein vom Kopf bis zum Gürtel gewappnetes Phantom anreitet, welches sich auf dem darunter eingerammten Pfahl mittels eines Drehzapfens (pivot) im Kreise bewegt und dem Ritter, wenn er nicht ganz genau die Mitte des Schildes oder Brustharnisches trifft, mit der Lanze oder Stange, die es unter dem rechten Arm befestigt hat, einen gewaltigen Schlag ans linke Ohr gibt. [Abb. 1.]
2. Es wurde gegen einen im Wasser eingerammten Pfahl gerudert, und der Pfahl musste mit einer Stange getroffen werden. (Vorübung zum Fischerstechen.) [Abb. 2.]

3. Manchmal war nur ein Brett, ein Schild aufgestellt, welche getroffen werden mussten [und zwar so, dass die Lanze möglichst nahe der Hand zerbrach und ohne dass der Reiter aus dem Sattel gehoben wurde. Abb. 3.] Das ist der Übergang zu
4. dem Ringelstechen oder Ringelrennen (courir la bague), welches heutzutage noch gebräuchlich ist.
5. Das Ritterphantom verwandelte sich in einen facchino, dann in einen Sarazenen, Türken, Mohren, von dem zuletzt nur noch der Kopf übrig blieb, der durch Säbelhieb, Degenstoss oder Pistolenschuss zu Falle gebracht werden musste. [Abb. 4 u. 5.]

Diese Figuren hiessen auch Quintan.“[10])

Es ist klar, dass wir in dem Spiele Nr. 1 das Rolandspiel vor uns haben. In Frankreich scheint man indes kein Bedürfnis gehabt zu haben, die verschiedenen Arten der Quintaine auch durch verschiedene Namen zu unterscheiden, oder, was viel wahrscheinlicher ist, man hat bis jetzt darauf noch nicht weiter geachtet. Am häufigsten erwähnt wird die Quintaine eben in den Ritterromanen, und aus ihnen stammen auch alle Belege für das Spiel. In den Ritterkreisen blieb aber die einfachste Form derselben, der „Schildekenbôm“ [Abb. 6], deshalb die gewöhnlichste, weil die Turniere bald hier bald dort stattfanden, und sich diese am leichtesten improvisieren liess, während der Transport eines „colossus Rolandinus“ mit Schwierigkeiten verknüpft war. Das Rolandspiel empfahl sich nur dort, wo, wie in den Städten, die Spiele immer auf demselben Platz, d. h. auf dem Markte oder Tie stattfanden.

Wir kennen das Rolandspiel aber noch in einer einfacheren Form, nämlich aus England, wo seit 1223 den Geistlichen, man sieht nicht recht, aus welchen Gründen, verboten wurde, daran teilzunehmen. Es wird in den Quellen genannt „arietem levare super rotam d. h. den Widder auf die rota heben“. In rohcrer Zeit mag es ein wirklicher Widder gewesen sein, später bediente man sich dazu eines nachgebildeten Widderkopfes, der mit Sand gefüllt war. Im

Glossarium von Du Cange findet sich eine Beschreibung und Abbildung dieses Spieles, das, wie mir mein Kollege Herr Dr. Wiese mitteilt, auch in Italien daheim war, und dort (in Florenz) jüngst wieder eingeführt ist: „Ein tief und fest in den Boden gerannter Pfahl hatte oben einen eisernen Zapfen, dem ein Loch in der Mitte eines über ihn gelegten Querbalkens entsprach, so dass dieser sich leicht im Kreise drehen liess. An dem einen Ende dieses Balkens war ein Spahn befestigt, der andere lief in einen Beutel mit Sand oder Staub aus, an dem Hörner angebracht waren, so dass er wie ein Widderkopf aussah. Sieger war, wer spornstreichs

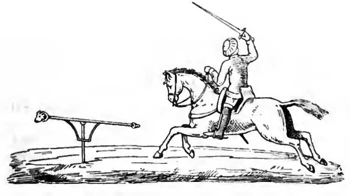


Abb. 6. Das Rota-Spiel (arietem levare super rotam).

(Aus dem „Glossarium" von Du Cange-Henschel.)

vorüberritt, mit Lanze oder Schwert den Spahn traf und dabei unverletzt blieb und von dem Widder keinen Stoss erhielt. Es war der Balken aber so leicht beweglich, dass meistens der Widder Ross und Reiter von hinten traf und unter dem Gelächter der Zuschauer in den Sand streckte." [11])

Wir haben hier also ein mit dem niedersächsischen Rolandstechen durchaus identisches Spiel vor uns, denn dass bei dem einen ein einfacher Balken, bei dem andern zwei ausgestreckte Menschenarme das Instrument bilden, will nichts besagen. Ja, es ist auch eher wahrscheinlich als ausgeschlossen, dass die ältesten Rolande in Niedersachsen dieselbe

Form gehabt haben, Name und Quellen wenigstens verlangen durchaus nicht die Annahme einer menschlichen Figur. Was vor allem aber wichtig ist und hier auf den richtigen Weg weist, ist der Name des Instrumentes: rota. Dieses Wort hat auch sonst im Mittellateinischen die Bedeutung des französischen girouette, niederdeutsch Schlink, Geck, Haspel, Trissel, hier im Münsterlande, wo derartige „rotae" auf den durch Viehweiden usw. führenden Fusspfaden sehr häufig sind, scherzhaft auch „distinguendum" (= dis Ding wend um!) genannt. So hiess der drehbare Lesepult in den Klöstern und Kirchen rota, ebenso die turricula lignea versatilis in den Frauenklöstern (französisch tour). Statt des einfachen rota kommt auch die Diminutivform rolla, rulla (= rotula) vor, die Du Cange z. B. aus einer Kölner Urkunde vom Jahre 1486 belegt. In dieser Form und mit derselben Bedeutung ist das Wort auch ins Deutsche übernommen. Im Mittelniederdeutschen hiess der auf einem Zapfen drehbare Verschluss eines Weges rulbôm oder rullebôm, und in Ostfriesland heisst er noch jetzt so. Ebenso steht es mit dem zu diesem Substantiv gehörenden Verbum rotulare oder rullare = circumvolvere oder circumire, französisch rollar, portugiesisch rolar, das auch als rôlen, neuhochdeutsch rollen, mit derselben Bedeutung ins Deutsche übernommen wurde. Dieses Fremdwort ist mittelhochdeutsch erst einmal belegt, nämlich bei Walther v. Rheinau, einem Dichter aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts, in dessen Marienleben es heisst:

„An dem himel fiurin
Hâst du mit dem gewalte dîn
Getân siben planête erbant,
Die irresterren sint genant,
Daz si daz himelgerüste
Nicht nâch sîner gelüste
So rolande lâssen umbegân,
Won daz si im widerstân." [12])

Das dürfte genügen, um zu zeigen, dass die rota oder rolla des Quintainespieles altfranzösisch rollans heissen konnte, und so benannt werden musste, sobald an die Stelle des einfachen Balkens eine menschliche Figur trat.

Der Sprung von rollans aber bis zu Roland ist für den, der etwas von Volksetymologie versteht und sich z. B. des Überganges von Milan in Mailand erinnert, durchaus nicht mehr bedenklich, erst recht nicht, da sich nachweisen lässt, dass schon auf romanischem Boden die Identifizierung des Namens Roland mit rollans vorgenommen ist. So sagt im Anschluss an die Chronik des Pseudo-Turpin, welcher den Namen des historischen Roland als „rotulus scientiae“ deutet, der um die Mitte des 13. Jahrhunderts dichtende belgische Trouvère Philipp Mouskes in seiner Reimchronik:

Cis nons Rollans dit autretant
Comme rolle de viertu grant.“

Und v. Reiffenberg, der 1836 diese Chronik herausgegeben hat,[13]) führt in der Anmerkung zu dieser Stelle noch eine andere Deutung aus den Reali di Francia (Venezia 1821; I, VI c. 53) an:

Als Milon und Berta auf dem Wege nach Rom unterwegs in einer Höhle Unterkunft gesucht hatten, gebar erstere in Abwesenheit Milons einen Knaben, der so kräftig war, dass er sich sofort bis vor den Eingang der Höhle rollte, wo ihn der Vater bei der Rückkehr fand. Deshalb nannte er ihn Roland. „La prima volta, dit Milon à Berte, che io lo vidi, si lo vidi che il rotalava, et in franzoso e a dire rotolare, roorlare. . . Jo voglio per rimemoranza che l'habbia nome Roorlando.“ Vgl. auch G. Paris, Histoire poét. de Charlemagne, p. 409.

v. Reiffenberg führt ausserdem noch an, dass der Name Roland, den die berühmte, über 11000 Pfund schwere Glocke auf dem Bergfrid der Stadt Gent, welche 1314 gegossen wurde, trug, onomatopoetischen Ursprunges sei. Der jetzige Archivar der Stadt Gent, Herr van der Haeghen, der mir in liebenswürdiger Weise die urkundlichen Nachrichten über diese Glocke besorgt hat, teilt diese Ansicht indes nicht, sondern hält entschieden daran fest, dass die eine der drei überlieferten Inschriften echt und sie auf den Namen Roland getauft sei. Ich muss gestehen, dass mir drei verschiedene Inschriften zuviel sind, um eine für echt halten zu können, und mich die Ansicht v. Reiffenbergs, dem jene Inschriften

doch auch bekannt waren, keineswegs unwahrscheinlich dünkt, zumal die Glocke sich nicht regelrecht läuten liess und deshalb später umgegossen wurde. Da er aber keinen Beweis beibringt, so muss die Sache dahingestellt bleiben: ich kann dieser Stütze auch wohl entbehren.

Nichts bereitet nun aber den Forschern mehr Schwierigkeit als die Übertragung des Namens von dem karolingischen Helden auf die niedersächsischen Marktfiguren bezw. deren Vorgängerin, die (nota bene für Bremen in der Geschwindigkeit auch erst noch erfundene) Statue Ottos des Grossen! Man beruft sich auf das Rolandslied, ohne zu bedenken, dass, wenn dieses einen so bezaubernden Eindruck auf das deutsche Gemüt gemacht hätte, das denn doch zuerst dort wahrgenommen werden müsste, wo es entstanden und verbreitet war. Gedichtet ist es aber bekanntlich in Regensburg; später ist es zweimal überarbeitet worden, einmal in Österreich von dem Stricker und dann am Niederrhein von einem unbekannten Dichter. Aber weder hier noch dort nehmen wir den geringsten Einfluss der Karlssage auf das Volksleben wahr, während ihr in Niedersachsen, wo sich nicht die leiseste Spur ihrer Kenntnis zeigt, eine geradezu wunderbare Wirkung ausgeübt haben soll! Nein, mit dem Namen des karolingischen Helden hat der der Quintainefigur nur das gemeinsam, dass jener von dem lateinischen rotulare mit Unrecht abgeleitet wurde, dieser aber wirklich davon stammt! Natürlich hat das Spiel nicht erst in Niedersachsen den Namen erhalten, sondern die Kaufleute haben ihn von dort mitgebracht, wo sie auch z. B. den Namen für eine bürgerliche Bruderschaft des 14. Jahrhunderts in Bremen — grande Kumpanie — vorgefunden haben, aus Gent, Brügge oder Antwerpen. Eine Untersuchung über das Quintainespiel in Belgien dürfte das ausser Frage stellen.

Da die Figur leicht drehbar sein musste, so erklärt es sich auch, dass überall die ältesten nachweisbaren Rolande aus Holz gewesen sind, und das ist wiederum ein Beweis dafür, dass es sich überall um Spielfiguren handelt, denn für ein dem Wind und Wetter ausgesetztes Denkmal wählte man doch auch damals kein so leicht vergängliches Material. Auch der Begriff der Plumpheit (nicht bloss der Grösse), welcher

an den Rolanden haften geblieben ist, erklärt sich so leicht; denn die Herstellung eines Spiel-Rolands ist gewiss nicht als eine Künstleraufgabe betrachtet, sondern dem nächsten besten Zimmermann anvertraut worden: kam es doch nur darauf an, dass er zweckdienlich gearbeitet war! An dem Bremer Roland scheinen auch jetzt noch die Füsse darauf hinzuweisen, dass sein Ahn dereinst mit einem blossen Stumpfe im Strassenkote gestanden hat. Auf Embleme u. dgl. konnte es bei diesen Figuren natürlich ebensowenig ankommen wie auf Schönheit, da man ursprünglich bei ihnen gar keine bestimmte Persönlichkeit im Auge hatte. Die wirklichen



Abb. 3. Quintaine-Reiten nach der Darstellung in der Pariser Handschrift des Roman de la Rose (Anfang des 14. Jahrhunderts).

(Aus: Jusserand, Les sports et jeux d'exercice dans l'ancienne France.)

Bilder aber galten im Mittelalter als die „Bücher der Laien“ und wurden deshalb traditionell gehalten. Daher mögen beim Ausbruche des Rolandfiebers in Niedersachsen die örtlichen Spiel-Rolande auf die Gestalt ihrer steinernen Nachfolger nicht ohne Einfluss geblieben und manche Sonderbarkeiten hieraus zu erklären sein.

Das über den Roland im Schimpf! d. h. über das Rolandspiel. Wie steht es nun mit dem Roland im Ernst, d. h. mit der Rolandsäule als Symbol der städtischen Freiheit? Die erste Erwähnung eines solchen geschieht im Jahre 1404 bei Gelegenheit der Errichtung der Bremer Statue, also 120 Jahre nach der Erwähnung des Rolandspieles in Magdeburg!

Freilich die Bremer Geschichtsschreibung redet anders oder soll wenigstens anders redeu, allein diese Dokumeute sind gefälscht. Gleichwohl sind sie für uns hier äusserst interessant und geben, von der richtigen Seite aus betrachtet, uns vollen Aufschluss über die Metamorphose des Rolandspieles, die auf das innigste mit diesen Fälschungen zusammenhängt, ja einen integrirenden Bestandteil derselben bildet. Deshalb müssen wir hier auf dieselbe näher eingehen. Da ist zunächst die allgemein als Fälschung anerkannte Urkunde vom Jahre 1111, in welcher der Kaiser den Bürgermeistern nnd Ratmännern der Stadt Bremen die Gnade und Freiheit verleiht, den Rittern gleich Gold und Buntwerk zu tragen. „Und zum Zeichen dieser Freiheit", heisst es dann weiter „gestatten wir ihnen das Rolandsbild mit unserm Schild und Wappen zu schmücken."[14]) Ein merkwürdiges Privilegium, dessen Verleihung sonst während der ganzen Dauer des heiligen römischen Reiches nicht vorgekommen ist! Gleichwohl erscheint sie bei näherer Betrachtung weniger wunderlich als auf den ersten Blick. Gold und Buntwerk (Pelze aus den Fellen von Zicselmäusen) tragen zu dürfen, war, wie ja auch die Urkunde selbst sagt, ein Vorrecht der Ritter[15]), das dem Gewerbestande bis zum Ausgange des Mittelalters versagt blieb. Allein keine anderen Gesetze sind überall und zu allen Zeiten so schwer durchzuführen gewesen wie Kleiderordnungen. Sobald sie in den sozialen Verhältnissen ihre Stütze verloren, und der Reichtum eine zweite Klassengliederung schuf, welche die ständische durchkreuzte, sind sie allemal sofort ins Wanken geraten. Und da die Bremer Kaufleute mit denen der übrigen Hansestädte die Einfuhr der uordischen und russischen Pelze iu der Haud hatten, wäre es um so merkwürdiger, wenn sie samt ihren schöneren Hälften praktisch nicht längst über das wackelige Gesetz hinaus gewesen wären, als sie darangingen, sich das formale Recht auf ritterliche Tracht auch auf Pergament bestätigen zu lassen. So führt denn auch die, in ihren Angaben freilich völlig unzuverlässige, Bremer Chronik zum Jahre 1365 an, dass wegen Fälschung einer städtischen Handfeste der Bürger Martin Lange Merten mit dem Tode bestraft sei, der so

„eerlick“ geworden (d. h. so hoch emporgekommen) war, dass er im Rate sass und „Gold und Bunt trug“. Aber ausserhalb der Stadt, auf Hansetagen und dgl. kam man damit so ohne weiteres nicht durch. Es fehlte, wie wir ebenfalls aus der Chronik sehen, unter den Hansestädten nicht an Rangstreitigkeiten, Reibereien und ernsthaften Zerwürfnissen, und grade Bremen machte Ansprüche, die sehr weit gingen, aber von den andern nicht anerkannt wurden. Zweimal wird in der Chronik lang und breit nachzuweisen versucht, dass ihm der Vorrang vor allen Hansestädten mit Ausnahme von Köln zustehe, und unter den Beweisen dafür wird auch die Tatsache angeführt, dass die Kölner und Bremer Ratsverwandten allein das Recht hätten, Gold und Buntwerk zu tragen, d. h. sie allein seien ritterlichen Ranges. Die Tendenz der Urkunde nach dieser Seite hin, nämlich Bremen den Vorrang vor den übrigen Hansestädten zu sichern, liegt also klar auf der Hand. Aber wie in aller Welt konnte man dazu kommen, in der Verleihung des kaiserlichen Schildes an den Roland ein äusseres Zeichen des Kleiderprivilegs zu erblicken? Es ist ein altgesprochen Wort: „Doppelt genäht hält besser!“ Und eine ganz merkwürdige Vorliebe für Doppelnähte hat der Bürgermeister Johannes Hemeling offenbar besessen! Denn dieser und kein anderer ist der Fälscher der Urkunde, die niemals für sich selbst, sondern gleich von Anfang an als Transsumpt in der ebenfalls gefälschten Urkunde vom Jahre 1252 bestanden hat. Er ist auch, um das gleich vorwegzunehmen, der Verfasser der von Tendenzlügen strotzenden Bremer Chronik, welche ihrerseits wiederum die Doppelurkunde stützen sollte, und die er, während er sie allein geschrieben, wieder gleich zwei (wohl bereits verstorbenen) Bremer Geistlichen unterschob. Und um seinem Werke die Krone aufzusetzen, stellte er seiner schriftlichen Doppelfälschung eine monumentale an die Seite, indem er vor dem Rathause die Kolossalfigur des Roland mit dem Kaiserschilde anbringen liess: alles zu einem und demselben Zwecke![16]) Bevor wir aber an eine Erörterung dieser seiner Tätigkeit herantreten, muss zunächst die Frage beantwortet werden: was sollte die Verleihung des Kaiserschildes bedeuten?

Das Rolandspiel war wie alle Quintaine-Spiele ursprünglich eine ritterliche Übung, zu der ein Schild gehörte. Der Schild mit dem Wappen darauf war aber das Symbol der Ritterbürtigkeit, und das Wort „Schildesamt“ wird daher gleichbedeutend mit Ritterdienst und Ritterstand gebraucht. Nun war „Ritter“ in der höfischen Periode die gewöhnlichste Bezeichnung aller Angehörigen des höfischen Standes, da sie alle besonderen Abteilungen und Arten desselben vom Kaiser bis zum Dienstmann umfasste. Dass in Deutschland das Rolandspiel im 13. Jahrhundert auch nur von Ritterbürtigen veranstaltet wurde, sehen wir deutlich aus der Magdeburger Schöppenchronik, wo die Spieler ausdrücklich als Konstabler d. h. Junker (domicelli) bezeichnet werden, an deren Stelle sich zur Zeit des Chronisten — genau wie in Bremen! — die Ratsleute geschoben hatten. Es ging freilich mit den Spielen nicht anders als mit der Tracht: sobald nicht mehr Mann gegen Mann focht, sondern der Gegner durch ein Phantom dargestellt wurde, konnten sie von allen aufgeführt werden, die über einen Gaul verfügten, ihn mit mehr oder minder Geschick zu reiten und den Speer zu führen verstanden.[17]) Das geschah auch, wenn auch, zumal in den Städten, der Kreis der Spieler naturgemäss sehr eng blieb. Sehen wir doch auch an dem münsterschen Rolandspiel, dass es selbst im 16. Jahrhundert noch nur von den Mitgliedern einer die Söhne der reichsten Bürger umfassenden Bruderschaft aufgeführt wurde. Im übrigen dachte niemand daran es zu hindern. Von Frankreich wissen wir es sicher, dass dort die Ritter den Quintaine-Spielen der Bauern sogar beiwohnten, aber freilich nur um sich daran zu erheitern und darüber lustig zu machen. Dass ein Ritter sich jemals mit Bürgern und Bauern gemeinsam an derartigen Spielen aktiv beteiligt hätte, ist indes völlig ausgeschlossen. Die Bremer Chronik erzählt allerdings, dass bei der Erhebung der Gebeine der hl. Cosmas und Damianus der Erzbischof Bernhard Grelle im Jahre 1335 auf dem Domhofe in Bremen ein grosses Hoffest veranstaltet habe mit Tjostieren, Buhurdieren und höfischem Spiel. Daran hätten auch die reichen Bürger sämtlich teilgenommen: „und sie turnierten besser

als andere Leute, was manchen Ritter sehr verdross". Aber hier kommt wieder der biedere Johannes Hemeling, wie er leibt und lebt, zum Vorschein! Wahrscheinlich hat er das ganze Turnier frei erfunden — wenn es sonst nicht verbürgt ist, steht's wenigstens schlecht mit seiner Glaubwürdigkeit — ganz ausgeschlossen ist es jedenfalls, dass die Ritter mit den Kaufleuten sich in ein Turnier eingelassen hätten, und ebenso,



Abb. 4. Quintaine-Reiten Ludwigs XIII.

(Aus: Jusserand, Les sports et jeux d'exercice dans l'ancienne France.)

dass sie, die doch von Jugend auf in den Spielen geübt waren, von diesen gar besiegt worden seien. Es ist das ein so kindlich-naives Märchen, dass man darüber weiter kein Wort zu verlieren braucht. Allein die Tendenz des Schwindels ist ebenso durchsichtig wie interessant: Hemeling wollte durch Erzählung eines praktischen Falles beweisen, dass bereits im Jahre 1335 die Bremer Bürger als turnierfähig d. h. als ritterbürtig angesehen seien! Natürlich fielen die Ritter auf derartige Mätzchen nicht hinein, und wenn man

der Turnierfähigkeit des Rates einen äusseren Ausdruck verleihen und damit nach und nach in das Volksbewusstsein überführen wollte, so musste man zu einem andern Mittel greifen; und Johannes Hemeling war nicht der Mann, der bei solcher Lage in Verlegenheit geriet: er erfand die Verleihung des Kaiserschildes an den Roland und monumentalisierte damit das erfundene Turnier zwischen Rittern und Bürgern im Jahre 1335! Denn der Schild repräsentierte seinen Träger, und hing der Kaiser dem Roland den seinigen um, so erklärte er damit, dass die Bremer Ratsverwandten das Recht hätten, nicht bloss wie bisher mit einem Phantom, sondern sogar mit ihm, dem obersten aller Ritter, zu kämpfen! Das war ein Schluss, gegen den, wenn man die Voraussetzung zugab, sich gar nichts einwenden liess.

Somit konnte die Schildverleihung allenfalls wohl als ein „signum“ des Kleiderprivilegs gelten, in Wirklichkeit war sie diesem freilich gleichartig, aber ungleich wichtiger; denn jenem war der kaiserliche Stempel nicht so sinnfällig aufzudrücken, so dass ihn das Volk jeden Tag vor Augen gehabt hätte — mit der Urkunde war auf die Masse und auf die öffentliche Meinung nicht zu wirken!

Ob der Kaiserschild zunächst wirklich einem hölzernen Quintaine-Roland umgehängt worden ist, kann nicht mit Sicherheit entschieden werden; unmöglich ist es nicht, ja wenn die Erzählung der Chronik wahr wäre, dass die „Verräter“ den hölzernen Roland in der Nacht des 29. Mai 1366 verbrannt hätten, „weil sie der Stadt keine Freiheit gönnten“, so könnte es als ziemlich sicher gelten; aber Hemeling hat nicht das geringste Recht darauf, dass man ihm etwas glaubt. Es ist das übrigens eine Frage, welche die Bremer Historiker unter sich abmachen mögen, für die übrige Welt hat sie keine Bedeutung. Nach meiner Überzeugung ist übrigens die Verbrennung des Roland, wenigstens der dafür angeführte Grund nichts als ein Pendant zu dem Turnier des Jahres 1335, d. h. frischweg von Hemeling erfunden.

War es nun aber pure Eitelkeit, oder wenn man will patriotischer Grössenwahn, der Hemeling bei seinen Fälschungen leitete, oder verfolgte er noch andere, praktischere

Ziele? Es liegt auf der Hand, dass man mit Hilfe all jener Fälschungen in absehbarer Zeit auf Erfolg bei Kaiser und Reich nicht rechnen konnte, und auch auf die Anerkennung des Vorranges in der Hansa auf Grund derselben durfte man vorderhand wenigstens noch nicht zählen. Mit derartigen Kinkerlitzen, wie sie Kaiserschild und Buntwerk tatsächlich bildeten, war doch nichts anszurichten, und selbst der Erzbischof hat über sie höchstens gelacht. Das hat ein so gerissener Politiker wie Hemeling auch sehr wohl gewnsst, nnd ebenso musste er fest davon überzeugt sein, dass wegen Anmassung jener Privilegien niemals eine Reichstruppe gegen Bremen aufgeboten werden würde! Es war also ein durchaus ungefährliches Spiel, das er trieb — aber harmlos war es keineswegs, im Gegenteil so verschmitzt, wie es sich nur denken lässt. Wenn man die Chronik des Pseudo-Schene dnrchliest, gewinnt man den Eindruck, als hätten die ganzen Bürgerzwiste des 14. Jahrhunderts ihren Grund in dem Einflusse des Erzbischofs auf die städtischen Verhältnisse gehabt; es ist immer die erzbischöfliche Partei, gegen welche der Tadel des Chronisten sich wendet. Nach dem Sprichwort werfen indes die Schlanen selten dorthin, wohin sie weisen, und zu den Einfältigen hat Hemeling wahrlich nicht gehört; nach dem Vorworte hat er die Chronik anch ausgesprochenermassen weniger aus historischem Interesse als vielmehr zur Beeinflussung der öffentlichen Meinung und der städtischen Politik geschrieben. Indem er dabei Recht und Unrecht der Bürgerparteien in der gewissenlosesten Weise vertauscht, hütet er sich doch, die unterlegenen Gegner direkt schwer anzuklagen, er bemüht sich vielmehr, den Erzbischof als den gemeinsamen Feind beider Parteien und den Urheber alles Unheils hinzustellen, zugleich aber auch die ganze Bürgerschaft mit patriotischem Stolze auf die hervorragende Stellung ihrer Vaterstadt zn erfüllen und sie für ihre Freiheit zu begeistern. Das ist ihm auch vortrefflich gelnngen. In Wahrheit kam es ihm aber noch auf etwas ganz anderes an. Nach der Vertreibung der ritterlichen Geschlechter ans der Stadt war nämlich die Besetznng des Rates an die reichen Bürgerfamilien übergegangen, und diese suchten mit aller

Gewalt das Wahlrecht der Bürgerschaft zu beseitigen. Nach mancherlei Kämpfen musste im Jahre 1330 die herrschende Partei insoweit nachgeben, als die Zahl der Ratmänner erhöht nnd die Wählbarkeit der „Amtleute“, d. h. der Mitglieder der Handwerkerämter grnndsätzlich anerkannt wurde. Praktisch wurde indes dieses Zugeständnis so gut wie ganz durch die Bestimmung aufgehoben, dass der Gewählte ein gewisses Vermögen besitze, sein Handwerk aufgebe und „sik herliken holde“, d. h. rittermässig leben müsse; (denn dies und nichts anders bedeutet das in den mittelalterlichen Glossarien „nobiliter“ wiedergebende nnd mit „adelich“ synonym gebrauchte Wort „herlik“). War nun auch das ausdrücklich verlangte Mass des Vermögens nicht sehr hoch, so war das doch blosse Form, denn in Wirklichkeit war ja die Möglichkeit oder Unmöglichkeit des rittermässigen Auftretens für die Wählbarkeit der Ratsmitglieder entscheidend. Nicht Verdienst, nicht Tüchtigkeit, ja nicht einmal die Gebnrt war also ausschlaggebend, sondern lediglich der Geldsack; es war die Plutokratie in ihrer krassesten und widerlichsten Form, die hier znm Prinzip erhoben wnrde. Kein Wunder, dass die Gährung in der Bürgerschaft zunahm, zumal als sich der Rat bald auch nicht einmal mehr um jene geringfügige Konzession kümmerte. Im Jahre 1359 brach offener Anfruhr ans, aber die „grande Kumpanie“ der Innungsleute wnrde überwältigt, der Aufstand mit Hilfe auswärtiger Fürsten nnterdrückt und ein Blutgericht über die „Schuldigen“ gehalten. Der Rat wurde von den wenigen „Amtlenten“, die darin sassen, gesäubert und ihre Stellen wieder mit Mitgliedern der Geldaristokratie besetzt. Allein das Blut der Gerichteten und die Rache der Verbannten liessen keine Ruhe in der Stadt aufkommen. Die dem Schwerte Entronnenen wandten sich an den Erzbischof, der ihnen Leute lieh, mit deren Hilfe sie die Stadt am 29. Mai 1366 eroberten. Über das, was nun folgte, ist man leider wieder fast allein auf die Chronik angewiesen. Wenn der Roland verbrannt wnrde, was, wie gesagt, wohl möglich ist, so hatte das seinen gnten Grund, zwar nicht in der Erbitterung der „Erzbischöflichen“, wohl aber der grausam unterdrückten Bürger, welche die Plutokraten

durch ihre lächerlichen Prätensionen mit wohlberechtigtem Hasse gegen jede Ritterspielerei erfüllen musste. „Der Sieg der Demokratie“, wie es der Geschichtsschreiber Bremens, v. Bippen, nennt, hatte indes keinen Bestand. Schon am 27. Juni wurde die vertriebene Partei mit auswärtiger Hilfe wieder Herr in der Stadt. „Stolzer und fester als je stand jetzt der Rat da, wer hätte ihm zu widersprechen gewagt? Jeder, der es versuchte, hätte sich als Partisan der geächteten, fluchbeladenen Verräter zu erkennen gegeben. Die Verräter, so nannte man jetzt die Männer, die im Namen der Freiheit die Herrschaft hatten in die Hand nehmen wollen . . .

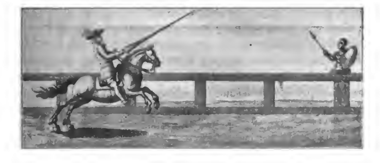


Abb. 5. Quintaine-Reiten.

(Aus Simon Georg Winters De re equaria tractatio.)

Das Ratswahlgesetz von 1330 wurde aus dem Statutenbuche entfernt, um jede Erinnerung daran auszulöschen, dass auch ein Handwerker zu Rate erkoren werden könne.“ Der Kampf des Geldsackes gegen das sonnenklare Recht der Bürger war damit auf lange Zeit zugunsten des ersteren entschieden.

Im Jahre darauf finden wir Nikolaus Hemeling als Bürgermeister Bremens, was er bis zum Jahre 1391 geblieben ist; sein Sohn aber war Johannes Hemeling, Dombaumeister, seit 1382 Ratsmitglied und von 1405—1410 selbst Bürgermeister, offenbar ein hochbegabter Mann mit weitem Blicke und noch weiterem Gewissen. Was sein Vater praktisch für die Gegenwart geleistet hatte, die Befestigung der Plutokratie, das suchte er gegen die Wechselfälle des Schicksals

für alle Zukunft zu sichern und zugleich das Geschehene vergessen zu machen, indem er die Freiheit der Stadt als das gemeinsame Ideal aller hinstellte. Wenn man bedenkt, dass seine Wahl zum Bürgermeister in das Jahr fällt, als man das neue Rathaus zu bauen begann, kann man sich des Gedankens nicht erwehren, dass er, der Baumeister, auch die das Jahr vorher erfolgte Aufstellung des steinernen Rolands betrieben hat, zumal er es jedenfalls gewesen ist, der die derselben Tendenz dienenden kaiserlichen Privilegien und die Stadtchronik schuf, als Zeugen der „Freiheit" — die er meinte! Erst wenn man diese drei Kinder seines Geistes an die Bremer Bürgerkämpfe des 14. Jahrhunderts heranrückt, erscheinen sie in der richtigen Beleuchtung. Was beim Erzbischof wie beim Kaiser durchzusetzen zunächst noch eine schwierige Sache war, die Anerkennung der Rittermässigkeit des Rates, das liess sich bei Gevatter Schneider und Handschuhmacher leichter durchdrücken: diese wussten ja nicht, wie unerhört die Verleihung des Kaiserschildes an den Roland und das Trachtenprivileg in der Reichsverwaltung war. Dass es sich hier aber weder um eine blosse Spielerei noch um eine Etikettenfrage handelte, sondern die öffentliche Meinung in dieser Sache von grosser praktischer Bedeutung war, das ist oben gezeigt worden. Und um sie auszubilden, stellte Hemeling den steinernen Roland vor das Rathaus, damit sich das gemeine Volk durch den täglichen Anblick in das Gefühl des fast unüberbrückbaren Abstandes zwischen ihm und den „ritterbürtigen" Ratsfamilien allmählich hineinlebe; den Trägern und Lenkern der öffentlichen Meinung gab er eine Chronik mit den unwiderlegbarsten Beweisen für die geschichtliche Berechtigung der hervorragenden Stellung Bremens unter den Hansestädten, der Ansprüche seiner Partei und die Identität ihrer Alleinherrschaft mit der „Freiheit" der Stadt und dem Wohle des ganzen Volkes. Damit aber auch nicht der leiseste Verdacht gegen die Wahrhaftigkeit dieser Quelle aufkomme, unterschob er sie — und hier zeigt sich wieder seine Vorliebe für Verdoppelungen! — zwei verstorbenen Geistlichen, von denen der eine, von Rinesberch, anscheinend sogar der Ritterschaft angehörte, jedenfalls ein sehr populärer

Mann gewesen und (angeblich) 90 Jahre alt geworden war, so dass er alle wichtigen Ereignisse des 14. Jahrhunderts selbst miterlebt hatte. Dass Hemelings eigener Vater das alles ebensogut und noch weit besser wusste, als der gute Domvikarius, verschwieg der Verfasser wohlweislich! Um aber gegen alle etwaigen Gefahren gesichert zu sein, stützte er jene Chronik wiederum durch die kaiserlichen Privilegien.

An die Erlangung der Reichsfreiheit für die Stadt hat indes Hemeling selbst noch nicht gedacht; aber auch zu ihr hat er mit seinen Fälschungen den Grund gelegt, auf dem andere dann guten und weniger guten Glaubens weiter gebaut haben.

Wenn man den Bremer Roland genauer betrachtet, so gewinnt man den Eindruck, als sei der Kopf ein Porträt; sollte es vielleicht das Hemelings sein? Naturen, wie dieser Bürgermeister eine war, sind Einfälle, sich derart zu verewigen, nicht fremd. Hat er doch auch in der Chronik einen Fingerzeig angebracht, der für die moderne Kritik hingereicht hat, um festzustellen, dass er wenigstens sehr intime Beziehungen zu ihrer Abfassung gehabt hat. Doch dem sei wie ihm wolle, jedenfalls ist Hemeling der wahre Roland, und er hat es wohl um Bremen verdient, dass die Stadt seiner dankbar gedenkt: keinem anderen Menschen schuldet sie soviel wie ihm!

Die Weltgeschichte ist an Ironie wahrlich nicht arm, aber die erfolgreiche Freiheits-Taschenspielerei Hemelings sowie die künstliche Entwickelung der Rolandstatue und des Rolandbegriffes suchen doch ihresgleichen!

Die weitere Geschichte des „Roland im Ernst" und sein Siegeszug durch Niedersachsen usw. liegen ausserhalb meines Interessenkreises.

Anhang.

Exkurs über die Bremer Chronik Hemelings.

Koppmann hat im 6. Hefte des Bremer Jahrbuches den Nachweis geführt, dass Hemeling an der Rinesberch-Schenesehen Chronik beteiligt war. Seine Untersuchung hat v. Bippen



im 12. Hefte derselben Zeitschrift weitergeführt und das Ergebnis folgendermassen formuliert: „Ich bin . . . der Meinung, dass Rinesberchs und Schenes gemeinsame Arbeit bis zum Ende der Biographie Gottfrieds reicht (1395), dass diejenige Alberts im wesentlichen von Schene allein herrührt, die Ottos eine gemeinsame Arbeit Schenes und Hemelings, die Johannes wahrscheinlich alleinige Arbeit Hemelings ist und die des Erzbischofs Nicolaus von dem unbekannten Schreiber Hemelings, mutmasslich einem Domgeistlichen, verfasst worden ist." Wenn die Wahrheit einfach ist, dann hat diese Verteilung des Textes nicht einmal auf Wahrscheinlichkeit den allergeringsten Anspruch. Ich will ganz davon absehen, dass die Chronik keine Leistung ist, die nicht ein normal gebildeter Mann des 14. oder 15. Jahrhunderts in kurzer Zeit bequem allein hätte bewältigen können, ich will auch nicht betonen, dass Rinesberch 1406 starb und Schene gar 1414 noch am Leben war, wohl aber erlaube ich mir zu fragen: Wie kam Hemeling dazu, zwei alte Leute zu der Abfassung der Chronik zu bewegen, die er schliesslich selbst noch bei deren Lebzeiten weiterführen musste? zwei Leute, von deren historischem Interesse wir nicht das Allergeringste wissen, und die, nach der Chronik selbst zu schliessen, wahrlich keine Leuchten der Wissenschaft gewesen sein könnten? Und wer auch um eine Antwort auf diese Frage nicht verlegen wäre, dem würde es doch sehr schwer werden müssen, die Tatsache zu erklären, dass die Chronik selbst nicht mehrere Hände verrät, sondern von Anfang bis zu Ende in allen Eigentümlichkeiten, Vorzügen und Mängeln durchaus gleichartig ist. v. Bippen sagt auch selbst von seiner Hypothese: „Es ergibt sich so freilich ein seltsames Mosaik von Autorschaften, dem gegenüber es auffallend erscheinen müsste, dass die Sprache durch das ganze Werk hindurch so gleichartig ist, überall mit den gleichen Besonderheiten, in welchen Lappenberg friesische Einflüsse erkennen zu sollen glaubte, wenn nicht diese dem Schreiber des Hamburger Codex zuzurechnen wären." Eine derartige Appellation an die Willkür eines Abschreibers würde ich auch dann für unzulässig erachten, wenn nicht der Einheitlichkeit in Sprache und des Stiles eine ebenso grosse Einheit-

lichkeit des Geistes und der Tendenz zur Seite stünde. Doch will ich hier darauf nicht weiter eingehen, um so weniger, als v. Bippen die Prämissen zu einer ganz anderen Schlussfolgerung bereits so hübsch säuberlich zurecht gelegt hat, dass man sich der Vermutung nicht entschlagen kann, er habe sie für selbst bereits gezogen und nur Bedenken getragen, sie offen auszusprechen. Der Fälscher verrät sich immer am ersten und deutlichsten durch seine Fehler, und die Chronik wimmelt geradezu von den gröbsten Schnitzern! „Eine Vergleichung derselben", heisst es bei v. Bippen, „mit dem Texte der historia (episcoporum Bremensium) ergibt die betrübende Tatsache, dass die Verfasser nicht nur vielfach sehr flüchtig, sondern auch mit recht mangelhafter Kenntnis der lateinischen Sprache gearbeitet haben." Und nachdem er eine Anzahl derselben aufgeführt, fährt er fort: „Und so liessen sich noch zahlreiche andere Stellen anführen, in denen die Übersetzer den Sinn des lateinischen Originals gar nicht verstanden und deshalb manchmal völligen Unsinn in ihre Erzählung aufgenommen haben." Und von welcher Art sind diese Schnitzer! Ich will nur ein paar Beispiele anführen: matrem Hamburg paterno fovit amore: hie vodede syne moder binnen Hamborch mit vaderliker leve. — comes Henricus in Hersevelde, vel urbanius Rossevelde dicitur: de greve to Hersevelde, greve Hinrick, borgher to Rossevelde. — ad ecclesias inter ipsos paganos longe constitutas: in den kercken de wide unde veer van enander under den heydenen leghen. — in Dania rex Suein: die conyng van Sweden in Dennemarken. — Ida nata de Suevia: Ida van Sweden, usw. Das sind nun denn doch Übersetzungen, die aufs Haar den Kalauern gleichen, welche dann und wann (angeblich den Schülerheften entnommen) durch die Zeitungen laufen! Wer sie einem mittelalterlichen Kanonikus zutraut, mag das tun, obwohl die Masse der Fehler dafür doch reichlich gross ist; wer aber behaupten will, dass bei gemeinsamer Tätigkeit zweier Leute, die regelrecht Latein gelernt und mit dem Gebrauche dieser Sprache auch in der Übung geblieben waren, wie die Geistlichen es nun doch taten, eine derartige Leistung zustande kommen kann, der

begibt sich auf das Gebiet der Münchhausiaden! Gewiss hat es im Mittelalter unter den Geistlichen manchen „deutschen Herrn“ gegeben, und sie mögen auch in Bremen nicht gefehlt haben, aber sie waren als solche dann auch wohl bekannt und wagten sich auch nicht an wissenschaftliche Arbeiten; vollends unglaublich aber ist es, dass ein Mann wie Hemeling sich grade solche Leute, die bei gemeinsamer Arbeit noch nicht einmal imstande waren, die gröbsten Quartanerschnitzer zu vermeiden und blühenden Unsinn zutage förderten, zur Abfassung eines Werkes ausgewählt haben sollte, das ihm (nach der Vorrede) so sehr am Herzen lag. Nein, die Entstehung einer solchen Arbeit ist überhaupt nur denkbar, wenn bei derselben das dritte Auge völlig mangelte, und der einzige Verfasser nach seinen Schuljahren nicht mehr in fortwährender Vertrautheit mit lateinischen Texten geblieben war. Das trifft bei Hemeling zu. Und während wir von den schriftstellerischen Neigungen Rinesberchs und Schenes gar nichts wissen, sind sie bei ihm über allen Zweifel erhaben, da er im Jahre 1421 das Diplomatorium fabricae ecclesiae Bremensis abfasste; und zwar nennt er hier, wo er Zweifel an der Wahrheit seiner Angaben und der Objektivität seiner Darstellung nicht zu befürchten hatte, auch offen seinen Namen. Nun ist aber dieses Werk von derselben Hand geschrieben wie der Wolfenbütteler Codex der sog. Rinesberch-Scheneschen Chronik, und auch die gefälschte Doppelurkunde von 1111 bezw. 1225 rührt von derselben Hand her. Braucht es angesichts all dieser Tatsachen noch des Beweises, dass Hemeling der Urheber ist, alle drei Dokumente verfasst und keinen anderen Mithelfer und vielleicht auch nicht einmal einen anderen Mitwisser gehabt hat als seinen Sekretär oder „Wandpapen“, der sie geschrieben? Ja, man wird gut tun, die Hand Hemelings noch über diese Dokumente hinaus in der Bremer Überlieferung zu verfolgen!

Anmerkungen.

[1]) Diese Arbeit war bereits formell abgeschlossen — das Ergebnis ist schon ein paar Jahre alt —, als mich ein Kollege (Herr Professor Dr. Schrener) auf die Anzeige eines neuen Werkes über diesen Gegenstand im jüngsten Buchhändlerblatte anfmerksam machte: „Die Rolandsbilder Dentschlands in dreihundertjähriger Forschnng nnd nach den Quellen. Beiträge zur Geschichte der mittelalterlichen Spiele nnd Fälschungen von Dr. Karl Heldmann, Privatdozent der Geschichte. Mit 4 Abbildnngen in Lichtdruck. Halle a./S. Verlag von Max Niemeyer. 1904. VIII nnd 172 S. Preis 6 Mk." Ein flüchtiger Einblick in dasselbe hat mir bewiesen, dass es diese wenigen Zeilen nicht überflüssig gemacht hat. Heldmann ist zwar auch der Ansicht, dass die Rolandsäulen ans dem Spiele hervorgegangen sind, aber das punctum saliens, die Entstehnng des Rolandnamens und den natürlichen Grund der Entwickelung des Bremer Spiel-Rolands zu dem Säulen-Roland hat er nnanfgeklärt gelassen. Da mein Aufsatz bereits der Redaktion dieser Zeitschrift für das erste Heft versprochen war, konnte ich schon deshalb Heldmanns Arbeit nicht mehr berücksichtigen, da dies nur bei völliger Umarbeitung der meinigen möglich gewesen wäre. So ist sie ohne jeden Einfluss auf meine Darstellung geblieben, was, wie ich glaube, auch im Interesse der Sache liegen dürfte.

[2]) Die Rnlandssänle. Eine rechts- und kunstgeschichtliche Untersuchnng von Dr. Heinrich Zoepfl. Leipzig und Heidelberg. 1861.

[3]) Die Stellung der Rolandssäulen in der Rechtsgeschichte. Von Dr. Richard Schroeder, Professor an der Universität Heidelberg. (In „Die Rolande Deutschlands. Festschrift zur Feier des 25jährigen Bestehens des Vereins für die Geschichte Berlins"). Berlin 1890.

[4]) Markt und Stadt in ihrem rechtlichen Verhältnis Von S. Rietschel. Leipzig. 1897.

[5]) Der Roland zu Bremen. Von Georg Sello. Bremen. 1901.

[6]) Der Ursprung der Rolande. Von Paul Platen. Aus Anlass der deutschen Städteausstellung herausgegeben vom Verein für Geschichte Dresdens. Dresden. 1903.

[7]) Bd. III S. 417 ff.

[8]) „In dussen tiden weren hir noch kunstabelen, dat weren der rikesten borger kinder; de plegen dat spel vor to stande in den pingsten, als den Roland, den schildekenbom, tabelrunde und ander spel, dat nu de ratmannen sulven vorstan. in dem vorgeschreven strido was ein kunstabel, de heit Brun van Seonenbeke. dat was ein gelart man. den beden sine gesellen, de kunstabelen, dat he on dichte und bedechte ein vroeidich spel. des makede he einen gral und dichte hovesche breve de sande he to Gosler, to Hildesheim nnd to Brunswik, Qnedlingeborch, Halberstad nnd to anderen steden, nnd ladeden to sik alle koplude, de dar riddersehop wolden oven, dat se to on quemen to Magdeborch: se

hedden ene schone vruwen, de heit vrow Feie; de scholde men geven den, de se vorwerven konde mit tuchten und manheit. Dar van worden bewegen alle jungelinge in den steden. De van Goslere kemen mit vordeckeden rossen, de van Brunswik kemen alle mit gronem vordecket und gecleidet, und andere stede hadden ok or sunderlike wapene und varwe.

Do se vor disse stad quemen, se wolden nicht inriden, men entpfeng se mit suste und dustiren. dat geschach. twe kunstabele togen ut und bestunden de und entfengen se mit den speren. De wile was de grale bereit up dem mersche und vele telt und pawelune up geslagen; und dar was ein bom gesat up der mersche, dar hangeden der kunstabelen schilde an, de in dem grale weren. des anderen dages, do de gesten missen hadden gehort und gegeten, se togen vor den gral und beschauweden den. Dar wart on vororlowet, dat malk rorde einen schilt: welkes jungelinges de schilt were, de queme hervor und bestunde den rorer. Dat geschach on allen.

To lesten vordeinde vrowen Feien ein olt kopman van Goslere; de vorde se mit sik und gaf se to der e und gaf or so vele mede, dat se ores wilden levendes nicht mer ovede. hir van is ein ganz dudesch bok gemaket." Chroniken der deutschen Städte, VII 168 f.

[9]) „Dar hatten auch der richesten burger sonne eine broderschafft under sich, die wordt auch diesen fastelabendt uber gehalten und nomden sie S. Annen broderschafft, ober die broder hette man die cumpanien broder . . . . Dar quamen alhir die jungen koepgesellen van Lubeck, Hamborch und Bremen etzliche und helden diesse cumpanie medde, lust halven; wan der vastelabendt ausse war, zogen sie wedder enwech . . . . Alsdan stond auch aldar midden uf dem markede ein holtzen belde, dasselbige hatte biede hande ausgestrecket, welchs sie den Rolandt nompten. Das belde stondt uf einer isernen stangen, das es umlauffen konthe; es hatte in der rechteren handt eine runde schive, etwas groesser als ein tellere, und an der luchteren handt hatte es eine geckeskolbe hangen. Dan waren aldar bestaldt lange spere, darmit randen sie, die eine nach den anderen, und stachen den Rolandt in de rechter handt, dar die runde schive inne war; alsdan so lief er umme und sloch mit der luchteren handt, darinne ehr die kolbe hatte, umbher. Wan dan derjenige, so gestochen hatte, nicht mit der ile forth ruckede, krech ehr einen dreve, so gewis war, uf den rugge oder in den nacken, das iderman alsdan lachede." Die Geschichtsquellen des Bistums Münster. III, 37 ff.

[10]) Romanische Forschungen. II S. 357 f.

[11]) „Tignum alte firmiterque humo infixum stabat, cujus summo vertici trabs alia per mediam sui partem impositam et cardini ferreo inserta facile in gyrum vertebatur. Transversae hujus trabis uni jungebatur assereulus; ligabatur alteri saeculus arena lutove refertus, qui cum cornibus junctis arietini capitis speciem referebat. Victor erat

qui admotis equo calcaribus, veloci cursu raptus, hasta sive cuspide feriret asserculum, simulqne praeteriret illaesus, nec ab ariete percussus. Quippe tam facile trabs movebatur, ut plerumque aries equum equitemque a tergo consecutus non sine astantium risu prosterneret." Du Cange-Henschel. Glossarium mediae et infimae latinitatis. tom. I. s. v. aries.

[12]) Walther von Rheinau, herausgegeben von Adalbert Keller in den Tübinger Universitätsschriften 1849 ff. XI, 17 ff. Lexer (Mittelhochdeutsches Handwörterbuch s. v. rollen) ändert rolande in rollende, und zwar in einer Weise, dass man annehmen sollte, jenes sei ein Lese- oder Druckfehler. Laut freundlicher Mitteilung des Vorstandes der Königlichen Landesbibliothek in Stuttgart, Herrn Oberstudienrates Dr. Steiff, steht in der Handschrift aber ganz deutlich rolande, das zu ändern ebenso überflüssig wie unberechtigt ist.

[13]) Chronique rimée de Philippe Mouskes publiée par le Baron de Reiffenberg. Bruxelles. 1836. tom. II p. CXCIII.

[14]) Ceterum propter obsequiorum promptitudinem multasque deificas virtutes, viriles actus et non modicos labores et expensas, quos et quas cives Bremenses per mare suis navibus et per terram fecerunt in passagio ultra mare ad terram sanctam, quando civitas Iherosolomitana tempore preclare recordacionis Heinrici genitoris nostri ab illustribus ducibus Godfrido et Boldewino capta fuerat et obtenta, ubi non modicus populus armatus de dicta civitate et diocesi Bremensi dicitur interfuisse, proconsules et consules ipsius civitatis Bremensis dignos facimus hanc gratiam et libertatem eis dantes et concedentes, ut se ac eorum vestes et indumenta auro et vario opere, ut militibus est (consuetum et) concessum, possint et valeant adornare ed adornatum ferre. Et in signum huiusmodi libertatis licenciamus eisdem, quod in eorum civitate Bremensi possunt ymaginem Rolandi ornaro clippeo et armis nostris imperialibus.

[15]) Nymande bort bunt edder gel golt edder sulver an kledere to draghen wen den ridderen und eren vrauwen und or gheliken mogen sulveren gordele dragen und ok bunt under den klederen. Schiller-Lübben, Mittelniederdeutsches Wörterbuch s. v. „buntwerk".

[16]) Damit soll indes nicht behauptet werden, dass Urkunde, Chronik und Roland in dieser Reihenfolge entstanden seien. Es ist vielleicht umgekehrt gewesen.

[17]) „D'abord, tout homme ayant un cheval, fût-ce un cheval de ferme, pouvait se livrer à cet exercice anodin; puis, comme il ne s'agissait pas de se mesurer contre un seigneur, il n'était pas nécessaire, d'être soi-même chevalier. Le jeu fut donc pratiqué par les manants; ils ne pouvaient y déployer la même habileté que leurs maîtres, et ceux-ci se faisaient une joie d'assister à leurs courses et à leurs chutes . ." Jusserand, Les sports et jeux d'exercice dans l'ancienne France. Paris 1901. p. 163.

[18]) Die Clichés zu den Abbildungen 2, 3, 4, welche dem genannten Werke von Jusserand entstammen, hat mir auf Veranlassung meines

Freundes J. Bédier hin Herr Verlagsbuchhändler Plon in Paris in liebenswürdiger Weise überlassen. Die Photographie des Gardinger Roland verdanke ich der Güte des Herrn Museumsdirektors Dr. Lehmann in Altona. Ihnen beiden sei auch hier mein herzlicher Dank ausgesprochen! Auf Winters Reitbuch, das seit 1672 mehrere Ausgaben erlebte und Abbildungen von fünf Quintainearten bietet, hat mich Herr Archivdirektor Prof. Dr. Philippi aufmerksam gemacht.

Todansagen.

Von **Paul Sartori** in Dortmund.

An vielen Orten Westfalens ist es Sitte, bei einem Todesfalle in der Familie, besonders beim Tode des Hausherrn den Hausgenossen, und zwar den Menschen sowohl wie namentlich den Tieren, aber auch Pflanzen und allerlei andern Dingen eine besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden. In Bollwerk im Sauerlande weckt man Hühner, Pferde und Kühe, klopft an die Bienenstöcke und sagt: Eïmen waket op, inke hær es däut. Auch Pflanzen und sogar leblosen Gegenständen muss die Todesbotschaft gebracht werden. In Hovestad öffnet man, wenn es Tag ist, die „neïendûeär“, damit die Hühner munter werden, und lässt Pferde und Kühe aufstehen. In Valbert wird, wenn der Hausherr stirbt, alles geweckt, namentlich die Bienen mit den Worten: „Ime, din hær es doud, du sass hewwen naine noud“. In Kamen muss der Rosmarin angeklopft werden, sonst stirbt er ab, und in Menden bringt man auch den Kornhaufen im Felde die Botschaft: Woeste im Jahrb. des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung 1877, 150. In Hemschlar werden, wenn jemand im Hause gestorben ist, alle Schlafenden aufgeweckt, ja sogar das Vieh in den Ställen wird aufgescheucht: Kuhn, Westfäl. Sagen 2, 48 (129). In Büren sagt man, sonst würden Menschen und Tiere von Stund an träge und schläfrig: Ebenda 2, 47 (128); vgl. 65 f. 67. An vielen Orten an Ruhr und Lenne herrscht derselbe Gebrauch; man glaubt, was nicht geweckt

werde, müsse in Totenschlaf fallen: Stahl, Westfäl. Sagen und Geschichten, 125. Aus der Umgegend Dortmunds ist mir ähnliches berichtet.

Ein zweifaches Verfahren wird also in diesen Gebräuchen beobachtet. Die Menschen und Tiere des Hauses (und was sonst in Betracht kommt) werden aufgeweckt (angerührt, gerüttelt, aufgescheucht, überhaupt in Bewegung gesetzt), und es wird ihnen der Todesfall mündlich mitgeteilt. Beide Gebräuche kommen, einzeln und verbunden, auch anderswo vor. Im Kreise Stolp muss, wenn jemand im Hause stirbt, das Vieh in den Ställen aufgejagt und angerührt werden, ebenso auch die Bienen; geschieht das nicht, so bekommen Menschen und Tiere einen sehr festen Schlaf, den sog. Totenschlaf: Knoop, Volkssag. aus dem östl. Hinterpommern, 165. Aus demselben Grunde müssen an vielen Orten Mecklenburgs, wenn jemand im Hause stirbt, sämtliche Leute, namentlich Kinder, geweckt und die Tiere aus ihrer Ruhe gestört werden: Bartsch, Mecklenb. Sagen 2, 90 (282). Wenn im Spreewald die Wirtin stirbt, sollen die Kühe aufgetrieben werden und Futter bekommen, damit sie nicht blöken: Schulenburg, Wendische Volkssag. 236. Wendisches Volkstum 110. Auch in Hessen wird alles liegende Vieh aufgejagt, es würde sonst krank werden: Pfister, Sagen und Aberglauben aus Hessen und Nassau, 169. Wenn in Altenburg die Hausfrau stirbt, so bekommt jedes Stück Vieh im Stalle einen andern Stand, weil sonst das ganze Vieh hinstirbt: Wuttke, Der deutsche Volksaberglaube [3], 727. Ebenso im Ammerland bei jedem Todesfall im Hause: Strackerjan, Abergl. a. Oldenburg 1, 65. War in Gera ein Hausherr gestorben, so zog man früher seine Pferde schleunigst aus dem Stalle, und wenn sie fünf Stunden lang in einem andern Stalle gestanden hatten, wurden sie wieder zurückgebracht; doch mussten sie, um nicht krank zu werden, sofort ihre Stände wechseln: Köhler, Volksbrauch usw. im Voigtlande, 441. Im Württembergischen soll man, wenn ein Kranker sterben will, den Essig rücken, dass er nicht umstehe, den Vogelkäfig anders hängen, das Vieh anders anbinden, die Bienenkörbe verstellen: Grimm, Dtsch. Myth.[4] 3, 457 (664).

Vielfach ist das Anrühren, Aufwecken oder Aufscheuchen verbunden mit der ausdrücklichen Überbringung der Todesnachricht, die dann meist in eine bestimmte Formel gekleidet ist. Oft beschränkt man sich auch auf diese mündliche Mitteilung.

In der oldenburgischen Marsch muss, wenn jemand stirbt, dies allen im Hause schlafenden Leuten angezeigt werden, sonst verfallen sie in Todesschlaf: Strackerjan, Abergl. usw. a. Oldenburg 1, 65. Auch bei den Siebenbürger Sachsen müssen bei einem Todesfalle schlafende Familienmitglieder geweckt werden, sonst „sterben sie dem Toten bald nach“: Am Ur-Quell 4, 51. In Lubainen muss der neue Herr des Hauses, sobald der alte die Augen geschlossen hat, dem Vieh, den Gebäuden, den Bäumen, kurz der ganzen Besitzung den Tod ihres Herrn anmelden, etwa mit den Worten: „Der alte Herr ist jetzt tot, ich bin jetzt der neue Herr“: Töppen, Abergl. a. Masuren, 106. Sobald in Ostpreussen der Hausvater oder die Frau gestorben ist, muss jemand das der Kuh und den andern Haustieren melden. Sonst folgt die ganze Armut (das ganze Hab und Gut) nach: Lemke, Volkstüml. a. Ostpreussen 1, 57. In Marggrabowa ruft man in die Ställe: „Der Wirt ist gestorben!“: Frischbier, Hexenspruch u. Zauberbann, 132. In der Mark Brandenburg soll man den Tod des Hausvaters den Tieren und Bäumen mitteilen, weil sie sonst nicht gedeihen würden: Ztschr. d. Ver. f. Volkskunde 1, 185. Kuhn, Westfäl. Sag. 2, 47 (127). Auch um Iglau in Mähren wird von dem Tode zuerst das liebe Vieh verständigt, wenn der Tote „der Wirt“ ist. Der Grossknecht oder ein Verwandter tritt an die Stalltür, klopft an und ruft hinein: „Der Herr ist gestorben!“ Dasselbe tut man bei jedem einzelnen Bienenstocke: Ztschr. d. Ver. f. Volkskunde 6, 408. In Schlesien herrscht überall derselbe Brauch: Drechsler im Jahresber. d. Progymnas. zu Zaborze, 1901, 14. Globus 78, 321, 341. Desgleichen in der Niederlausitz beim Tode des Wirtes oder der Wirtin. Meist geschieht die Ansage gleich nach dem Tode, und dann auch in jeder Nachtstunde, an manchen Orten erst, wenn der Tote hinausgetragen wird. Ein erwachsenes Familienmitglied oder die Leichenwäscherin

ruft in alle Ställe und in die Bienenstöcke: „Ener Wirt ist gestorben“ oder: „Sie tragen euren Wirt fort, ihr bekommt bald einen andern“. Dabei wird jeder Bienenstock augehoben: Niederlausitzer Mitteilnngen, Ztschr. d. Niederlaus. Gesellsch. f. Anthropol. u. Altertumskunde 2, 147. In Thüringen werden beim Tode des Hansherrn Kühe und Pferde umgebnnden, die Bienenstöcke, Möbel und Gerätschaften umgestellt und verrückt, die Töpfe umgestürzt, „damit die Seele sich nicht darin verfange“. Der Ansagende geht in den Stall zu jedem einzelnen Stück Vieh: „Lass es dir melden, dein Herr ist zu dieser Stunde gestorben“: Witzschel, Sag. usw. a. Thüringen 2, 256 (47). In der Oberpfalz treibt man das Vieh mit dem Spruche auf: „Wisst, ihr Ochsen, Kühe usw., ener Herr ist tot!“ Ein Glied das Hauses geht in den Garten und klopft mit demselben Spruche an jeden Bienenkorb: Schönwerth, A. d. Oberpfalz 1, 248 (14). Ähnlich in Waldeck: Curtze. Volksüberl. a. Waldeck, 383 (74). Wenn im nördlichen Kirchspiel von Elberfeld ein Baner starb, so ging einer der überlebenden Verwandten, vor allen Dingen ein Sohn, zum Vieh und redete jedes mit seinem Namen an, z. B.: „Bless (Pferdename), dein Herr ist tot!“: Ztschr. d. Berg. Gesch.-Ver. 34, 170. Anch in Gelderland usw. wird dem Vieh, dem Baumgarten und den Bienen Mitteilung von einem Todesfalle gemacht: Volksknnde 13, 91.

Eine besondere Berücksichtigung finden, wie schon aus dem bisher Gesagten hervorgeht, vielfach die Bienen. Oft kommen sie allein in Frage[1]). Wenn um Gernsbach im Speierschen jemand im Hanse stirbt, soll man die Bienenkörbe rücken, Essig und Wein rütteln, sonst stehen Bienen, Essig und Wein ab: Grimm, Dtsche Mythol.[4] 3, 454 (576). In Siegelau (Baden) werden, wenn eine Leiche im Hause liegt, die Bienen gerückt mit der Ansprache: „Hus furt wie vorhär!“

[1]) Wohl nur deshalb, weil sie tatsächlich am leichtesten wegfliegen können. — Übrigens wird der Biene im deutschen Hause eine ganz besondere Zärtlichkeit entgegengebracht. In den ältesten germanischen Gesetzen wird sie durchweg als Haustier angesehen, während sie nach römischem Rechte wild ist: Müllenhoff in d. Ztschr. d. Ver. f. Volkskunde 10, 21 ff.

(Hause fort wie bisher!); auch muss der Essig gerückt werden mit der gleichen Bemerkung: Alemannia, 25, 43. In Niederösterreich geschieht dasselbe, wenn die Leiche aus dem Hause getragen wird: Ztschr. f. deutsche Mythol. 4, 148[1]).

Ähnliche Gebräuche mit formelhafter Ansage finden sich beim Tode eines Imkers in Mecklenburg (Bartsch, Meckl. Sag. 2, 160), in Hertfeld (Birlinger, A. Schwaben 1, 400), im Niederlande Böhmens (Vernaleken. Mythen usw. in Österreich 314), in Siebenbürgen (Schuller im Progr. d. evang. Gymnas. in Schässburg 1863, 42), in Krems (Niederösterreich: Landsteiner im Progr. d. k. k. Obergymnas. in Krems 1869, 30), in der Schweiz (Ztschr. f. dtsche Mythol. 4, 180), in der Oberpfalz (Schönwerth, A. d. Oberpfalz 1, 248), in Oldenburg (Strackerjan, Abergl. usw. a. Oldenburg 1, 65), im Spreewald (Schulenburg, Wendisches Volkstum 160), in der Grafschaft Mark (Woeste, Volksüberl. a. d. Grafsch. Mark 53), in Mettmann (Ztschr. d. Berg. Gesch.-Ver. 34, 170), in den Kempen in Brabant (Ausland 47, 471). In einigen Orten des Hennegaus muss beim Tode dessen, der die Bienen besorgt, derjenige, der ihn ersetzen soll, mit lauter Stimme zu ihnen sprechen: „In Zukunft werde ich euch versorgen". Die Unterlassung dieser Zusicherung würde den Tod der Bienen im Laufe des Jahres zur Folge haben. In Limburg (Prov. Lüttich) und im benachbarten deutschen Eupen muss man den Bienen den Nachfolger des verstorbenen Herrn nennen, sonst würden sie den Stock verlassen: Bulletin de folklore 2, 348. Nach französischem Aberglauben fliegen vererbte Bienen weg, wenn der Erbe nichts taugt. Man bittet sie bei Todesfällen in ihrem Korbe zu bleiben und sich nicht zu entfernen; auch verspricht man ihnen, dass man sich ihnen ferner ebenso freundlich bezeigen wolle, wie der frühere Besitzer es getan: Wolf, Beitr. z. dtschen. Mythol. 1, 248 (569); vgl. Revue des tradit. popul. 6 (1891), 154. Auch in England herrscht die Sitte, den Tod des Hausherrn den Bienen zu melden: Kuhn, Westf. Sag. 2, 47.

[1]) Wenn in diesen Fällen grade Bienen und Essig zusammengestellt werden, so wird das wohl bloss durch den Gegensatz von süss und sauer veranlasst sein.

In der Grafschaft Henneberg müssen bei jedem Todesfalle alle Bienenstöcke des Hauses verrückt werden, sonst verderben sie: Haupts Ztschr. f. dtsches Altert. 3, 366 (56). Vgl. Zingerle, Sitten usw. des Tiroler Volkes 49, (429); Blätter f. pommersche Volkskde. 2, 27; Ausland 47, 211 (Letten).

In den früher angeführten Beispielen sind gelegentlich auch noch andere Gegenstände erwähnt worden, denen dieselbe Aufmerksamkeit wie den Tieren widerfährt. Wir hören davon noch öfter. Namentlich kommen Blumen, Bänme, Getreide und Früchte in Betracht, aber auch allerlei anderes, was zu dem Toten in naher Beziehnng gestanden hat. In Prenssen schüttelt man die Bäume, die der Verstorbene gepflanzt hat, und ruft ihnen die Trauerbotschaft zu: Frischbier, Hexenspruch und Zauberbann 132. Derselbe Brauch herrscht in Ditmarschen (Am Ur-Quell 1, 10) und in der Provinz Lüttich: Bulletin de folklore 2, 349. Im nördlichen Hennegau müssen die Gartensämereien aus dem Totenhause getragen werden; der Geruch des Toten würde ihr Wachstum hindern: Ebda. In den Vogesen benachrichtigt man den Lorbeer vom Tode seines Herrn, indem man ihm dieselbe Rede hält wie den Bienen nnd ihn leicht schüttelt, sonst würde er ausgehen: Ebda. 350. In Mecklenburg sollen in einem Hause, in dem ein Mensch stirbt, Vieh und Topfgewächse augerührt werden, sonst verkümmern sie: Bartsch, Meckl. Sag. 2, 89; vgl. anch noch Wuttke, D. dtsche Volksabergl.[3] 726 f. In Rauen geht, wenn im Hause der Wirt stirbt, gleich einer hinaus in den Garten, schüttelt die Bäume und sagt: „Der Wirt ist tot, der Wirt ist tot!“ sonst gehen die Bäume aus: Kuhn u. Schwartz, Nordd. Sag. 435 (294). In Braunschweig werden nach erfolgtem Tode alle Blumen, die im Sterbezimmer stehen, hinausgetragen, damit sie nicht eingehen: Andree, Braunschweiger Volkskde, 224. In Thüringen müssen die Blumenstöcke aus der Stube getan und das Getreide auf dem Fruchtboden umgewandt werden: Witzschel, Sag. usw. a. Thüringen 2, 258. In der Wetterau muss man, wenn die Hauptperson im Hause stirbt, „alles“ rütteln, wenn sonst jemand, so muss alle Frucht aufgerüttelt werden, sonst geht sie nicht auf: Wolf, Beitr. z. dtschen Mythol. 1, 214 f:

vgl Pfister, Sag. u. Abergl. a. Hessen u. Nassau 169. Curtze. Volksüberlief. a. Waldeck 383 (73). In Gernsheim wird im Augenblick, wo jemand stirbt, die Frucht auf dem Speicher geschaufelt, der Wein im Keller gerüttelt, sonst geht das gesäte Korn nicht auf, und der Wein wird sauer: Grimm, Dtsche Mythol.[4] 3, 467 (898). Im Ansbachschen müssen Vogelkäfige, Blumenscherben und Bienenstöcke eines Verstorbenen anders gehängt und gestellt, auch auf seine Weinfässer muss dreimal geklopft werden: Ebda. 3, 458 (698). In Schwaben muss man, wenn der Hausherr gestorben ist und man die Seele hat zum Fenster hinausfliegen lassen, schnell die Immenstöcke von ihrer Stelle rücken, ebenso die Leinfässer und Kleesamenfässer, die „Frucht" (Getreide) auf der „Laube" umschlagen und an alle Fässer im Keller dreimal klopfen, sonst „steht alles das ab". Auch im Stall muss man die Trauer ansagen, wo gewöhnlich die Nachbarsleute für das herrenlos gewordene Vieh sorgen, so lange die Leiche des Bauern im Hause liegt: Birlinger, Volkst. a. Schwaben 1, 280; vgl. Meier, Sagen usw. a. Schwaben 489 (287). In einem 1806 zu Kempten erschienenen „Wunderbüchlein" heisst es: Wenn man nicht gleich die Gerätschaften oder das Handwerkszeug des Verstorbenen in Bewegung setzt, so haben die Geschäfte nachher keinen guten Fortgang. Vor einiger Zeit starb zu Lippstadt ein Schmied in der Nacht. Die Frau liess sogleich alle Hausgenossen wecken. Die Gesellen mussten auf den Ambos klopfen, den Blasebalg ziehen, die Werkzeuge durcheinander werfen und rufen: „Der Herr ist tot!" Hierauf wurde jemand in die Viehställe geschickt; dieser musste Kühe, Schafe und Schweine aus dem Schlafe wecken und ihnen gleichfalls zurufen: „Der Herr ist tot!" — Wenn in Frankfurt a. M. ein Weinhändler stirbt, so wird an alle Fässer geklopft und gesprochen: „Der Herr ist tot!" Panzer, Beitr. z. dtschen Mythol. 2, 293 f. Wenn in der Oberpfalz ein Toter im Hause liegt, muss man den Leinsamen, den man besitzt, vertauschen oder verkaufen, denn er würde taub und stürbe nach und nach ganz aus. Ist das Baugetreide noch im Stroh, so wird es mit der Hand, wenn schon gedroschen, mit der Schaufel gerührt, oder eine Schaufel davon aufgehoben und

wieder hingeworfen, damit der Wurm nicht hineinkomme. Auch das Mehl im Kasten wird dreimal umgeschaufelt und selbst der Blumentopf von seiner Stelle gerückt. Damit die Seele nicht zu leiden habe, muss der Backtrog gereinigt werden oder wenigstens gerührt, aufgehoben und niedergestellt. Ist Bier im Keller, muss man die Fässer rühren, damit es nicht abstehe, oder dreimal daran klopfen; dies gilt auch, wenn der Braumeister stirbt: Schönwerth, A. d. Oberpfalz 1, 247 f.

Es genügt nicht, auf das gemütliche Verhältnis hinzuweisen, in dem die Haustiere zu ihren Besitzern stehen, um die geschilderten Bräuche zu erklären. Es geht ja aus den obigen Beispielen hervor, dass nicht bloss Menschen und Vieh, sondern auch Bäume. Pflanzen und allerlei andere Dinge durch den Tod ihres Besitzers ebenfalls in Todesgefahr gebracht werden, aus der sie durch die angegebenen Mittel befreit werden müssen. Diese Todesgefahr aber wird offenbar dadurch hervorgerufen, dass die Seele des Toten bestrebt ist, alles, was ihr im Leben gehört hat, und womöglich mehr als das, mit sich ins Jenseits zu nehmen, jedenfalls dauernden Anspruch darauf erhebt. Siehe darüber Lippert, Christentum, Volksglaube und Volksbrauch 389. Diesem verbreiteten Glauben verdanken wir die reichen Grabausstattungen aus alter Zeit.

Zu dem, worauf die Seele ihr Eigentumsrecht geltend macht, gehören vielfach auch Vieh und Tiere.[1]) Uralter Auf-

---

[1]) Von den Viehherden der Deutschen sagt Tac. Germ. 5: numero gaudent eaeque solae et gratissimae opes sunt. — Unter den uns beschäftigenden Anschauungen findet sich auch jetzt noch öfters die, dass die Haustiere durch den Tod eines Menschen, namentlich ihres Herrn, stark in Mitleidenschaft gezogen werden. Wenn in Lubainen das Vieh den toten Herrn gesehen hat, soll es noch lange traurig umhergehen: Töppen, Abergl. a. Masuren, 109. In Stockach geht, wenn ein Mensch im Hause stirbt, in demselben Jahre auch ein Stück Vieh zugrunde: Zingerle, Sitten usw. des Tiroler Volkes, 49 (426). Im Strasser-Tal sagt man, wenn jemand dem Tode nahe ist: die Kühe springen in die Höhe (d. h. doch wohl, um ihm zu folgen): Landsteiner im Progr. d. k. k. Obergymnas. in Krems, 1869, 29. Wenn in Niederösterreich der Besitzer von Bienen stirbt, so sterben auch bald die Bienen ab. Ztschr. f. dtsche Mythol. 4, 148 (55). Darum kauft man solche Bienen auch nicht gern: Am Ur Quell, 6, 20 (Dänischenwohld); Rochholz, Deutscher



fassung nach müssen auch diese dem toten Besitzer mitgegeben werden.[1]) Aber das ist auf die Dauer nicht mit dem Interesse der Hinterbliebenen zu vereinigen, und so finden wir diese auf allerlei Mittel bedacht, sich selber die Erbfolge zu sichern.

So wird der Tote manchmal durch allerlei geringfügigen Ersatz beruhigt. Wenn in Kimmen in dem Hause eines Bienenhalters jemand stirbt, so muss man ihm am Begräbnistage etwas aus dem Bienenstock in den Sarg legen, dann geraten die Bienen und werden nicht gestohlen: Strackerjan,

Glaube und Brauch usw. 1, 148 (nach Colers Oeconomia v. J. 1606). (Umgekehrt sagt man auf Sylt: Rüchfutti namt Kaalfutti me, d. h. Zottiger Fuss nimmt Kahlfuss mit, der Tod eines Haustieres führt den Tod eines im selben Hause wohnenden Menschen herbei: Am Ur-Quell, 3, 299). — Von Bäumen und Pflanzen gilt ähnliches: Wenn im Spreewald der Wirt stirbt, sterben die Fruchtbäume auch bald ab: Schulenberg, Wendische Volkssag. 236. Auch in der Provinz Lüttich sterben alle Bäume ab mit dem Tode desjenigen, der sie gepflanzt hat, und die Pflanzen mit dem, der sie pflegt: Bulletin de folklore, 2. 349.

[1]) Patagonische Stämme töten alle Tiere, die dem Toten angehört haben, damit er sie im Jenseits wiederfinde: Tylor, D. Anfänge d. Kultur, 1, 465. Musters, Unter den Patagoniern, 191. Im alten Peru mussten die Haustiere, Hunde, Papageien, Meerschweinchen usw. ihre Herrn ins Grab begleiten: Ztschr. f. Ethnol. 11 (1879), Verhandl. 294. Bei den Los Pinos-Indianern in Colorado wird alles persönliche Eigentum des Toten zerstört, seine Pferde und sein Vieh erschossen, sein Wigwam, sein Hausgerät usw. verbrannt: First annual report of the bureau of ethnology, 1879/80, 128. Bei den Bára-Stämmen muss der dritte Teil der dem Verstorbenen angehörigen Ochsen getötet werden, bevor man den „Geist legt". Bei dem Tode eines Königs wird die Hälfte seiner Ochsen getötet: Sibree, Madagascar, dtsche Ausg. 268. In der Nacht, da Thorstein Rotnase starb, stürzten sich seine Schafherden in den Wasserfall, dem jener immer zu opfern pflegte: sie gingen zu ihrem Herrn, der nun unter dem Wasser wohnte: Weinhold, D. Verehrung d. Quellen in Dtschl., 56 f. — Sonst wird mit dem Manne namentlich häufig sein Ross bestattet oder eine grössere Anzahl Pferde an seinem Grabe getötet. — Mit den oben erwähnten Fällen, wonach auch der Käfig mit dem Vogel gerückt werden muss, ist die Tatsache zu vergleichen, dass man in einigen Gräbern im Orlagau die Knöchelchen von Singvögeln gefunden hat: Weinhold, D. heidnische Totenbestattung in Deutschland (Sitzungsber. d. philos. histor. Klasse d. Akad. d. Wissensch. in Wien, 29 [1859], 161).

Abergl. usw. a. Oldenburg, 1, 65. In Söll in Tirol müssen die Bienen wenigstens zur Seelenmesse des verstorbenen Bienenbesitzers eingeladen werden, sonst ziehen sie aus dem Stocke: Zingerle, Sitten usw. des Tiroler Volkes, 49 (430). In Neubäu tut man einige Körnlein von dem im Hause vorhandenen Leinsamen in den Sarg, damit das nächste Jahr der Flachs gerate: Schönwerth, A. d. Oberpfalz, 1, 247. Vgl. im übrigen über solche Ersatzmitgaben: Archiv f. Religionswissensch. 5, 69 f. Als eine Art von Ersatzopfer ist es auch wohl zu betrachten, wenn im Kirchspiel Pölwe der Nachfolger eines Hauswirts zur Beerdigungsfeier den Gästen ein Herdentier abschlachten muss, weil sonst der neue Wirt keinen Herdensegen haben wird: Hurt, Beitr. z. Kenntnis estnischer Sagen und Überlieferungen, 27.

Ein anderes Mittel ist, die Seele des Toten durch allerlei Täuschungen irre zu führen. Hierhin gehört die oben mehrfach erwähnte Sitte, das Vieh zeitweilig in einen andern Stall zu bringen oder seinen Stand wechseln zu lassen. In der Oberpfalz tut man gut, bei einem Todesfalle den Bienenstand zu vertauschen: Schönwerth, a. a. O. 1, 248. In der Landschaft Dreieich müssen Singvögel, Hunde, Katzen, die dem Verstorbenen gehörten, aus dem Hause vergeben werden, da sie jenem sonst nachsterben: Pfister, Abergl. a. Hessen u. Nassau, 169.

Vor allen Dingen aber müssen die Tiere des Hauses (und auch die Menschen, überhaupt alles Lebende) im Augenblicke eines Sterbefalles wach und munter sein. Im Schlafe weilt die Seele nach alter Anschauung ausserhalb des Leibes. Da kann die auswandernde Seele des Toten sie treffen und mit sich nehmen, ehe sie in ihren Leib zurückgekehrt ist; indem man diesen also sofort weckt, ruft man seine Seele noch rechtzeitig in ihn zurück. Dieses Aufwecken ist nun vielfach abgeschwächt in ein blosses Anstossen, Rütteln, in Bewegung Setzen, und dies verlangen nach animistischer Anschauung auch Bäume und leblose Gegenstände. Oft wird sich auch die Anschauung hineinmischen, dass die Seele, die sich an alles anklammert, gewaltsam verscheucht werden muss.

Schliesslich genügt das blosse Ansagen. Die Tiere

werden dadurch, wie Wuttke, D. dtsche Volksabergl.[3] 727 sagt, von der Zngehörigkeit zu dem Verstorbenen gelöst, mit der Todesmeldung aus dem Verbande mit dem Gestorbenen entlassen; das bestimmte, laut gesprochene Wort zerreisst das geheimnisvolle Band. Und diese Ansage wird nicht ausschliesslich dem Vieh zuteil, sondern auch andern Dingen, die in irgend einer Weise dem Verderben ausgesetzt sind, Bäumen, Früchten, Sämereien, dem Wein und dem Essig. Sie vergehen sonst, verwelken, verlieren ihre Keimkraft, stehen ab, d. h. der Tote nimmt ihre Seele mit hinweg. Dasselbe kann geschehen bei Werkzeugen, Geräten u. dgl. Tylor, D. Anfänge d. Kultur, 1, 283. Daher wird auch diesen mitunter der Tod gemeldet.[1])

In eigentümlicher Weise wird die Todesanzeige in Litauen vollzogen. Hier muss der Tod des Hauswirtes oder der Hauswirtin den Pferden durch Klingeln mit den Schlüsseln, auch dem andern Vieh, besonders den Bienen angezeigt werden: Grimm, D. M.[4] 3, 492 (8). Abgeschwächt ist dieser Gebrauch in Böhmen, wo man den Tod des Hausvaters den Bienen dadurch melden muss, dass man mit dem Hausschlüssel dreimal an die Bienenstöcke klopft und spricht: „Bienchen, der Hausvater ist gestorben“: Grohmann, Abergl. usw. a. Böhmen u. Mähren, 84 (606). Das Schlüsselklirren soll hier die Seele des toten Besitzers von seinem Eigentum, das er mitzunehmen wünschen könnte, verscheuchen.[2])

Noch ein Mittel, den hinterlassenen Besitz vor der

---

[1]) Beispiele für den Brauch, die Ernte, die Bäume usw. dem Toten zu überlassen, habe ich im Progr. d. Dortmunder Gymnas. 1903, 55 f. angeführt.

[2]) Wenn ein Bauer einen Geist vertreiben will, soll er alle Schlüssel zusammen nehmen und klingeln. Dann kann er den Geist bis zur Grenze seines Grundes treiben: Zingerle, Sitten usw. d. Tiroler Volkes, 57 (491). — Allerlei Lärm, namentlich auch Schlüsselklirren wird öfters angewandt, um Bienenschwärme zum Niedersitzen zu veranlassen. In der Ztschr. d. Ver. f. Volkskunde, 10, 17 wird das auf die musikalischen Neigungen der Bienen zurückgeführt. Aber das Beispiel der Litauer zeigt, dass eben auch andere Tiere in Betracht kommen. Über die Verscheuchung dämonischer Mächte durch Lärm s. meine Bemerkungen in der Ztschr. d. Ver. f. Volkskde, 7, 358 ff. 362 f.

Habgier oder dem rechtmässigen Anspruch des Toten zu sichern, muss hier erwähnt werden. In Masuren muss man, wenn der Hausherr gestorben ist, den Bienen nicht bloss Anzeige machen, sondern ihnen auch „Trauer geben", indem man an jeden Korb oder Stock ein schwarzes Läppchen befestigt, sonst sterben die Bienen aus. Dem Vieh und namentlich den Schafen wird die Todesanzeige ebenfalls gemacht, aber das sog. Trauergeben fällt bei diesen fort: Töppen, Abergl. a Masuren, 109; vgl. Frischbier, Hexenspruch und Zauberbann, 132. In Böhmen werden die Bienenstöcke beim Begräbnisse mit Flor behängt, damit sie mit den Menschen trauern; bei einer Hochzeit dagegen schmückt man den Stock mit einem roten Tuche, damit sie sich mit freuen: Grohmann, Abergl. usw. a. Böhmen u. Mähren, 84 (606). Namentlich in Frankreich ist der Gebrauch, die Bienenstöcke durch Bedeckung mit einem Stücke schwarzen Tuches in Trauer zu versetzen, sehr verbreitet. Vgl. Mélusine 1, 71. 95. 451. Revue des tradit. popul. 7 (1892), 686. 10 (1895), 224 f. In Poitou sagen die Alten, wenn man diese Überlieferung nicht beobachte, würden die Bienen den toten Herrn beissen, wenn er nachts wiederkäme, um sie zu besuchen: Revue des tr. pop. 6, 704. Auch in England umwindet man die Bienenkörbe mit Krepp: Kuhn, Westf. Sag. 2, 66. In der Gegend um Kjöge auf Seeland wird beim Ankleiden der Leiche zugleich ein Stück Tuch über jeden Bienenkorb befestigt, dann fliegen die Bienen nicht fort: Feilberg, Dansk Bondeliv, 2, 106.

Auch auf andere Tiere wird dieser Gebrauch ausgedehnt. Im Hennegau muss man Flor an den Hals der Katze binden, in Huy an das Halsband des Hundes, in Lüttich schwarze Quasten an die Pferde, Flor an das Bauer des Kanarienvogels oder des Finken, wenn sie nicht in dem Jahre sterben oder verstummen sollen: Bulletin de folklore, 2, 348. Ebda. 349 wird ein Fall aus Verviers berichtet, wo jemand eine schwarze Schleife an einen Blattstiel einer Pflanze gebunden hatte, die er von einem mittlerweile Verstorbenen geschenkt erhalten hatte. Sie sollte dadurch vor dem Absterben geschützt werden.

Im Bulletin 350 wird diese Sitte damit begründet, dass der spukende Geist die in Trauer gekleideten Gegenstände

nicht sehen solle. Das ist gewiss denkbar; aber der nrsprüngliche Grund ist wahrscheinlich der, dass durch das Binden oder Bedecken die Besitzergreifung dnrch die Erben angedeutet werden soll[1]). Der betreffende Gegenstand wird dadurch an seinen bisherigen Aufenthaltsort festgebunden nnd den Hinterbliebenen gesichert So muss man im Münsterlande nach dem Tode eines Hauswirtes nm die Obstbäume ein Band binden: Strackerjan, Abergl. nsw. a. Oldenbnrg 1, 65. In Böhmen nnd Mähren schmückt man ja, wie oben bemerkt, auch bei einer Hochzeit den Bienenstock mit rotem Tuche. Die Bienen sollen in diesem Falle mit dem nenvermählten Paare verknüpft werden[2]).

Es ist bisher immer die Seele des toten Besitzers genannt als diejenige Macht, die das hinterlassene Eigentum gefährdet. Vielfach werden aber die behandelten Gebräuche bei jedem Todesfalle im Hause vollzogen. Man könnte also auf den Gedanken kommen, dass nicht gerade die Seele des Verstorbenen, sondern eine unbestimmte, nicht klar vorgestellte Todesmacht es ist, auf deren Unschädlichmachung es ankommt. Eine Entscheidung darüber, welche Anschauung die ältere ist, würde insofern eine Art von Prinzipienfrage sein, als es sich darum handeln würde. ob man den Glauben an die menschliche Seele oder den an körperlose, geisterhafte Mächte, auf deren angenommene Einwirkung der Eindruck des Todes geführt hätte, für ursprünglicher halten will. Aber diese Entscheidnng ist schwer zu geben. Jedenfalls führen die besprochenen Fälle nnd Einzelheiten doch in ihrer Mehrheit auf den Glauben an die Wirkung der Seele des Toten.

Dass die abgeschiedene Seele es ist, der die Gefahr zugeschrieben wird, scheint auch aus dem Umstande hervorzugehen, dass die erwähnten Gebräuche sich vielfach an den

[1]) Vgl. die ähnliche Bannung von Glocken in der Sage: Ztschr. d. Ver. f. Volkskunde, 7, 123 f.

[2]) Darum muss z. B. in Norddeutschland den Bienen ausser von einem Todesfalle auch von einer Hochzeit förmliche Mitteilung gemacht werden: Am Ur-Quell, 5, 23. Auch in Westfalen: Jahrb. des Ver. für niederdtsche Sprachforschung, 1877, 139. In Dänemark den Bienen und dem Vieh im Stall: Feilberg, Dansk Bondeliv, 2. 106.

Zeitpunkt der Beerdigung angeknüpft haben. In diesem Augenblicke ist der Tote am gefährlichsten. Wenn sein Leib hinausgetragen wird, sollte eigentlich auch sein Eigentum mit. Ist diese ernste Handlung erst überstanden, so kann der Hinterbliebene das Erbe als gesichert betrachten.

Wenn in Wallendorf die Leiche aus dem Hause getragen wird, so wird alles Vieh aus den Ställen gelassen, „damit sein früherer Herr es noch segnen könne". Auch an den Bienenstöcken wird das Deckholz abgenommen und so lange offen gelassen, bis die Leiche beerdigt ist, „damit auch die Bienen seinen Segen erhalten können": Töppen, Abergl. a. Masuren, 109. Wenn man in der Oberpfalz eine Leiche aus dem Hause trägt, muss man geschwind alles Vieh austreiben, an alle Bienenstöcke klopfen und an die Fässer im Keller und das Samengetreide rühren: Panzer, Beitr. 2, 303[1]). In Périgord treibt man, wenn der Herr oder die Herrin des Hauses sterben, das Vieh nicht auf die Weide. Aber in dem Augenblicke, wo der Tote das Haus verlässt, lässt man alle Tiere heraus, Rinder, Schafe, Schweine, Esel, Geflügel: Revue des tradit. pop. 10 (1895), 229. Bei den Kroaten in Muraköz wird beim Aufbrechen des Leichenzuges an den Bienenstöcken gerüttelt, und die Haustiere werden dem Zuge bis zum Tore nachgetrieben: Ethnol. Mitteil. a. Ungarn, 4, 175. Alles dies sind Täuschungsversuche. Es soll so aussehen, als gingen die Tiere mit ihrem toten Herrn. Wenn man an gewissen Orten des Voigtlandes die Leiche aus dem Hause trägt, so wird das Vieh aufgetrieben, sonst wird es krank und stirbt. Sind in dem Gehöfte Bienenstöcke, so geht jemand hin und sagt: „Der Vater ist tot": Köhler, Volksbrauch usw. im Voigtlande, 254. In Nordthüringen geht, sobald der Sarg von den Trägern aufgehoben wird, ein Hausgenosse in den Stall und treibt die Tiere auf, damit sie durch Aufstehen dem Toten „die letzte Ehre erweisen". Mitteilung wird ihnen gleich nach dem Todesfalle durch den Hausherrn selbst gemacht:

[1]) Wie bei einer solchen Gelegenheit vor einigen Jahren in Dingolfing (Niederbayern) die wütend gewordenen Bienen den ganzen Leichenzug in Verwirrung brachten, erzählt die Köln. Zeitg. v. 18. Juli 1895.

Ztschr. d. Ver. f. Volkskde, 13, 390. Wenn in Schlesien der Leichenzug sich in Bewegung setzt, so läuft eines aus der Verwandtschaft in den Stall und ruft dem Vieh zu: „Der Wirt geht nun fort!" Dasselbe geschieht bei den Bienenstöcken: Drechsler im Jahresber. d. Progymnas. zu Zaborze, 1901, 14. Im Bnblitzer Kreise wird, wenn der Wirt einer Haushaltung gestorben ist, alles Vieh auf den Hof getrieben und bleibt hier so lange, bis die Leiche von der Hoflage entfernt ist. Dies geschieht, „damit das Vieh den Tod seines Herrn erfahre". Wenn die Witterungsverhältnisse nicht gestatten, dass das Vieh aus dem Stalle gebracht wird, so ist es Anfgabe der Knechte, immer zwischen zwei Stücke zu gehen und zu sagen: „Nu dreegen se jugen Herren weg!" Knoop, Volkssag. a. d. östl. Hinterpommern, 165 f. Anderswo wird das Vieh bloss angerührt: Ebda. 166. Bei den Rumänen werden nach einem Todesfalle, so lange der Tote im Hause weilt, Hunde, Katzen nnd andere Haustiere weggeschafft, damit nicht etwa die Seele des Verstorbenen in eines der Tiere gerate: Flachs, Rumänische Hochzeits- und Totengebräuche, 47.[1]) In Dötlingen dreht man, wenn die Leiche weggefahren wird, die Bienenkörbe um, so dass die Flnglöcher nach hinten zu stehen kommen: Strackerjan, Abergl. usw. a. Oldenburg, 1, 65. In Fröhden (Kr. Jüterbogk-Luckenwalde) wird der Sarg beim Hinaustragen dreimal auf der Haustürschwelle aufgesetzt. Dann wird auch in die Ställe hineingerufen: „Der Herr ist tot", selbst zu den Bienen: Ztschr. d. Ver. f. Volkskde., 9, 444. Im Spreewald soll man, wenn der Wirt vom Hofe getragen wird, sagen: „Bienchen, Bienchen, steht auf, euer Wirt ist tot, der wird fortgetragen, jetzt bin ich euer Wirt." Und ebenso zum Vieh: „Vieh, Vieh, jetzt wird euer Wirt fortgetragen": Schulenburg, Wendisches Volkstum, 160. In Meiderich muss der über der Stnbentür hängende Vogelkorb an einen andern Platz gehängt werden, falls die Leiche durch jene Tür getragen werden muss. Sonst stirbt der Vogel: Ztschr. d. Ver. f. Volkskunde, 4, 327.

[1]) Auch in Lüttich usw. jagt man bei einem Todesfalle die Katzen aus dem Hause: Bulletin de folklore, 2, 349.

Beachtenswert ist noch der folgende Brauch. In Burg im Spreewald soll man, während die Leiche vom Hofe getragen wird, dem Vieh noch einmal zu fressen geben, damit es „im Stande bleibt“: Schulenburg, Wendisches Volkstum, 113. Der Zweck ist, die Tiere zufrieden und ruhig zu halten, damit sie sich nicht durch Schreien der fortziehenden Seele verraten.[1]) Oder soll das Vieh durch die Speisung im Verbande der Überlebenden festgehalten werden?[2]) Wo in der Umgegend von Lübben und Luckau der Tod sofort angesagt wird, geht, wenn vor dem Sterbehause das letzte Sterbelied gesungen wird, einer von den Hausgenossen in die Ställe, jagt das Vieh auf und gibt ihm Futter in die Krippen; wenn es liegen bleibt und nicht frisst, wird es krank und stirbt. Dies geschieht da, wo der Tod des Wirtes erst beim Hinaustragen der Leiche angesagt wird, erst wenn die Leiche auf den Kirchhof kommt. Niederlausitzer Mitteilungen. Ztschr. d. Niederlausitzer Gesellsch. f. Anthropologie u. Altertumskunde, 2, 147. Auch in Würschnitz wird nach einem Todesfalle das Vieh recht satt gefüttert und stehend erhalten: Köhler, Volksbrauch usw. im Voigtlande, 443. Bei den Tscherkessen darf das Pferd des Verstorbenen bis zum Totenfeste den Stall nicht verlassen und muss gut gefüttert werden: Klemm, Allg. Kulturgesch. d. Menschh. 4, 41.

Natürlich müssen auch die Tiere, die die Leiche zum

---

[1]) Bei Schulenburg, Wend. Volkssag. 236 heisst es: „damit sie nicht blöken“. In einigen Orten Schlesiens gibt man als Grund für die Todansage in den Ställen an, das Vieh würde sonst unruhig werden und so lange brüllen, bis es verendete: Drechsler im Jahresber. d. Progymnas. zu Zaborze, 1901, 14. — Bei den Tanála auf Madagaskar muss jeder Ochse im ganzen Reiche, der während der Bestattungsfeier eines Königs brüllt, geschlachtet und den Leuten gegeben werden, die das Bildnis des Verstorbenen im Flusse zu versenken haben: Sibree, Madagaskar, 267. — Beim römischen sacrificium novemdiale, dem Sühnungsopfer und Totenschmaus am neunten Tage, das in grosser Stille begangen wurde, hatten selbst die Haustiere Ruhe: Preller, Röm Mythol. 482.

[2]) Auch die überlebenden Angehörigen des Toten nehmen manchmal noch in dem Augenblicke, wo der Verstorbene von seiner bisherigen Wohnung Abschied nimmt, Speise oder Trank zu sich. S. darüber Progr. d. Dortmunder Gymnas. 1903, 8.

Grabe schaffen, mit einer gewissen Vorsicht behandelt werden. In Norwegen spannt man, wenn die Leiche beim Kirchhofe angelangt ist, das Pferd, das sie hingebracht hat, umgekehrt an den Schlitten, bis das Begräbnis vorüber ist: Liebrecht, Z. Volksknnde, 314 (20). Nach schlesischem Glauben lässt sich das Pferd ungern vor den Leichenwagen spannen, um seinen Herrn für immer hinauszufahren; aus Gram bleibt es ein ganzes Jahr hindurch traurig und träge: Drechsler im Jahresber. d. Progymnas. zu Zaborze, 14. In der Umgegend von Dortmund, z. B. in Heeren, mussten die Pferde des Leichenwagens ganz lose angeschirrt sein, kein Riemen durfte fest und eng geschnallt sein. Es liegt eben die Befürchtung nahe, dass der Tote Anspruch auf das Tier erheben könnte. wie denn z. B. bei Ostjaken und Korjäken das Renntier, das die Leiche zum Grabe gezogen hat, dort geschlachtet und verzehrt wird: Schwenck, Mythol. d. Slaven, 463. 469.

Übrigens kann die Gefahr, die den Tieren von dem Toten droht, sich erneuern zn Zeiten, wo die Seelen wieder in die Nähe der Lebenden zurückkehren. In Dép. Ille-et-Vilaine z. B. lässt man in der Allerheiligennacht nichts draussen. Die Pferde und das Vieh sind im Stall. Von Mitternacht an würde überhaupt niemand wagen auszugehen. Es ist die heilige Stunde, wo die Seelen der Toten über die Erde wandern: Revue des tradit. pop. 8, 590. —

Es hat sich herausgestellt, dass die Sitte, einen Todesfall im Hause den Tieren anzusagen, nur ein Mittel ist, um sie vor der Mitnahme durch den Toten zu sichern. Es liegt nahe anzunehmen, dass dieselbe Absicht auch zugrunde liegen wird, wenn den Menschen von einem Todesfalle förmliche Mitteilung gemacht wird. Die Seele des Toten nimmt nach sehr verbreitetem Glauben gar zu gern Begleiter mit ins Jenseits. Ganz unumwunden sprechen das z. B. die Altajer aus, die des Glaubens sind, dass die Seele das Haus nur unwillig allein verlasse und oft noch andere Glieder der Familie oder Hausgenossen oder wenigstens Vieh ins Totenreich mit sich entführe: Radloff, Aus Sibirien, 2, 52.[1]) Darum

[1]) Daher kommt es auch, dass vielfach bei Naturvölkern der Ort, wo jemand gestorben ist, von der ganzen Bewohnerschaft dauernd ver-

wird oft verlangt, wie die oben betrachteten Beispiele zeigen, dass beim Eintritt eines Todesfalles auch die im Hause etwa schlafenden Menschen aufgeweckt und benachrichtigt werden.

Auch den ausserhalb des Sterbehauses Wohnenden, den Nachbarn oder allen Einwohnern des Ortes wird vielfach der Tod angesagt. Aber das ist nicht unbedenklich. Während die Bewohner des eigenen Hauses durch das mitteilende Wort von der Beziehung zu dem Toten gelösst werden, mischt sich bei den Aussenstehenden oft die Befürchtung hinein, dass dadurch gerade die verderbenbringende Macht erst auf sie gelenkt werden könnte.[1] Darum sind mancherlei Vorsichtsmassregeln am Platze. Am deutlichsten ist hier wieder der westfälische Brauch. In Hemer darf kein Lebender eine Todesbotschaft über Mitternacht bei sich behalten, sonst muss er selbst bald folgen. Andere sagen, sie müsse wenigstens vor der Beerdigung fortgeschafft werden. Beim Ansagen ruft man den Hausherrn heraus und sagt es ihm allein, damit es niemand sonst höre, auch die Haustiere nicht. Anderswo geht die Botschaft von einem Nachbar zum

---

lassen wird. Die Negritos der Philippinen verlassen die Gegend, wo einer der ihrigen gestorben und begraben ist. Sie teilen es der ganzen Nachbarschaft mit, und wer es wagt, den verpönten Platz zu betreten, den bestrafen sie mit dem Tode: Ratzel, Völkerkunde, 2, 466. Bei den Buschmännern verlässt die ganze Familie den Ort, wo jemand gestorben ist: Ebda. 1, 74. Desgleichen bei den Hottentotten: Ebda. 1, 106. — Es ist wohl nicht zu viel behauptet, dass die Sitte des Grabgeleites in ihrem Ursprunge ebenfalls als eine Art von Täuschung des Toten aufzufassen ist. Der Tote kann mit einem gewissen Rechte verlangen, dass seine Angehörigen bei ihm bleiben und ihm ins Jenseits folgen; jedenfalls hat er die Neigung möglichst viele mitzunehmen. Da kommen ihm denn die Überlebenden halbwegs entgegen, oder richtiger, sie folgen ihm gutwillig, aber — nur bis zum Grabe, und wenn sie ihn hier in Sicherheit gebracht haben, kehren sie beruhigt ins Leben zurück. Aus der Pflicht der Nachfolge oder der Gefahr des Mitgenommenwerdens wird eine blosse „letzte Ehre". Gerade wie nach oben angeführten Beispielen die Tiere hinter dem Sarge hergetrieben werden, aber nur bis zum Hoftor.

[1]) In Congo z. B. ist es daher gradezu verboten, jemandem den Tod eines Verwandten anzuzeigen: Klemm, Allg. Kulturgesch. d. Menschh. 3, 339 (nach Douville).

andern durch die ganze Gemeinde. Der letzte, der sie erhalten hat, darf sie nicht im Hause behalten, sondern bringt sie einem Baume; unterlässt er das, so hat er gewiss bald eine Leiche im Hause. Wenn jener Baum dann vertrocknete, so ward das als eine Wirkung des ihm zugetragenen Leichengebots angesehen: Jahrb. d. Ver. f. niederdeutsche Sprachforschung, 1877, 149.

Ähnliche Bräuche finden sich auch anderswo. In Ditmarschen muss die Todansage von einem Nachbarn zum andern vor Sonnenuntergang geschehen sein; sie über Nacht im Hause behalten, gilt für unheilbringend: Am Ur-Quell, 1, 10. In Mittelschlesien bittet der Gemeindehirte oder besser noch seine Frau oder ein von ihm gedungenes Weib zur Leichenbegleitung: aber es ist dabei strengstens verboten, die Schwelle der Häuser zu überschreiten, sonst würde der Tod ins Haus gebracht. Es muss daher dreimal mit einer Gerte an die Tür geschlagen werden. Ztschr. d. Ver. f. Volkskde, 3, 151. Ähnlich um Iglau in Mähren, wo ein junges Mädchen „den Tod austrägt“: Ebda. 6, 408. Im nördlichen Ungarn wird im Namen weiblicher Leichen das ärmste, älteste Weib in der Gegend herumgeschickt, um den Tod und den Tag des Leichenbegängnisses anzusagen; im Namen männlicher Leichen schickt man den ältesten Mann, und dieser Todesbote wird in jedem Hause beschenkt: Vernaleken, Mythen usw. d. Volkes in Österreich, 312. Im Thüringer Walde meldet der Wächter Haus für Haus, auch in den Nachbardörfern den Todesfall und ladet „zur Leiche“ ein, wofür er in jedem Hause ein Stück Brot erhält: Ztschr. d. Ver. f. Volkskde, 6, 181. Vielleicht soll diese Bewirtung ein Mittel sein, den Todesmelder an das Leben und die Lebenden zu binden.

Beiträge zum Baumkultus im Bergischen.

Von **O. Schell.**

Die mehrfach aufgestellte Behauptung, dass das Wort Loh (= Wald), wo es an Wald- und Feldfluren usw. haftet, auf Waldkultorte hinweise, erscheint zum mindesten sehr gewagt. Lassen sich an solchen Orten seit altem verehrte Quellen nachweisen, so gewinnt diese Anschauung allerdings bedeutend an innerer Wahrscheinlichkeit, denn neben dem verehrten Quell stand bei unsern heidnischen Vorfahren der heilige Wald oder einzelne Vertreter (Bäume verschiedener Art usw.) desselben.

Das Bergische ist keineswegs arm an solchen Orten, in deren Namen das Wort „Loh" für sich allein oder in Zusammensetzungen auftritt. Darauf näher einzugehen ist hier nicht am Platze. Aber schon dieser Umstand ist, abgesehen von allem andern, hinreichend, um den tiefen Einfluss des Waldlebens auf alle Verhältnisse unsers Volksstammes nachzuweisen, nicht zuletzt, wie wir später sehen werden, auf seinen Glauben und seinen Gottesdienst. „In dem Wehen, unter dem Schatten uralter Wälder fühlte sich die Seele des Menschen von der Nähe waltender Gottheiten erfüllt" (J. Grimm, Mythologie 59 f.).

Der Wald ist aber ein Kompositum von Bäumen; was darum von einzelnen Bäumen gesagt werden kann, gilt auch vom Walde als deren Vereinigung.

Dem Baume, wie den Pflanzen überhaupt, schrieb man ebensogut wie den Tieren eine Art von Seele zu, da er wie jene und auch der Mensch dieselben Erscheinungen des Lebens und des Todes, der Gesundheit und Krankheit zeigt. „Der Begriff einer Pflanzenseele, welche den Pflanzen und den höhern Organismen, die ausserdem noch eine Tierseele besitzen, gemeinsam sein sollte, war in der Tat der Philosophie des Mittelalters vollkommen geläufig und ist auch jetzt von Naturforschern noch nicht vergessen. Aber in den

niederen Stadien der Kultur, mindestens in einem weiten Gebiet der Erde, werden die Pflanzenseelen in viel höherem Grade mit den Tierseelen identifiziert" (Tylor, Anfänge der Kultur, I, 468).

Was berechtigt uns nun, auch für das Bergische Volk den Glauben an eine Pflanzenseele zu reklamieren? Vor allem der Glaube an den Alraun, von welchem Andreas Clauberg (aus Solingen gebürtig, welcher neben seinem Pfarramt zu Frechen bei Köln von 1673—1714 auch als brandenburgischer Feldprediger zu Köln fungierte und in welcher Stadt er auch 1696 und 1697 wohnte) in seiner heiligen Weltbeschreibung folgendes berichtet: „Unterdessen ist es nicht zu sagen, was für schändliche Fabeln von dem Alraun erdichtet sind. Eine will ich nur hinzusetzen: Der gemeine Pöbel hat geglaubt, auss dem Urin eines an Galgen geknüpfften Diebs wüchse ein sonderbahres Kraut, dessen Wurtzel nicht nur äusserlich wie ein klein Männgen gestaltet (Pissdieb genannt) sondern seye auch ein lebendig Thierlein darinn, das, wann man das Kraut aussrupfft, heule, davon der, so es aussgräbt, jäling sterben sol. Drum bindet er einen hungeringen Hund dabey, und setzt ihm zu essen vor. Wann er frist, stopfft er ihm selbst die Ohren zu mit Pech, rupfft das Kraut, samt der Wurtzel geschwind auss und laufft von dannen, damit er die gefährliche Stimme der Wurtzel nicht höre. Dergleichen Männergen sollen einem gross Glück bringen, Unfruchtbare fruchtbar machen und andere wunderthaten thun."

Dem Urteil Simrocks über den Alraun schliessen wir uns an, wenn er sagt: „Der Alraun (Mandragora) gehört hierher, der auch Galgenmännlein heisst, zuletzt eigentlich nur eine personifizierte Pflanze."

Eine gewisse innere Verwandtschaft mit dem Alraun zeigt Orchis maculata, von der Landbevölkerung bei Elberfeld wegen der handförmig geteilten knolligen Wurzel „Adamshändchen" genannt, in Düssel mit dem Namen „Gottes- und Teufelshändchen" belegt. Zieht man diese Pflanze aus der Erde, so gibt sie nach dem bergischen Volksglauben einen klagenden Laut von sich.

Der deutlich erkennbaren Pflanzenseele begegnen wir auch in dem am Johannistag geübten Brauch, zwei Exemplare von Sedum telephium (Johanniskraut) in eine alte Mauer oder Böschung zu pflanzen. Man legt diesen dann die Namen bekannter Liebesleute bei, um zu erfahren, ob das Verhältnis mit einer Ehe abschliesst oder wer dasselbe löst, was man daraus erkennen will, dass die Pflanzen nach einander hin wachsen oder sich von einander abwenden. Kann man kein Johanniskraut haben, so bedient man sich zum gleichen Zweck zweier Kohlpflanzen.

Das Verhältnis der Pflanzenseele zur Menschenseele habe ich an anderer Stelle erörtert (der Volksglauben im Bergischen an die Fortdauer der Seele nach dem Tode; Archiv für Religionswissenschaft, IV, 305 ff.). Was den Geistern von Baum und Hain aber unser besonderes Interesse erwecken muss, ist die Tatsache, dass sich in dieser Auffassung die „ursprüngliche animistische Naturanschauung des Menschen“ darstellt. Dies gilt um so mehr, wenn sich dieser Volksglaube zu jener Stufe geistiger Entwicklung erhebt, dass er den einzelnen Baum als ein mit Bewusstsein begabtes persönliches Wesen auffasst. Das ist in den vorhin angeführten Beispielen der Fall. Von diesem Glauben zur Verehrung des Baumes ist nur ein Schritt, der bei einem der Kindheit seiner Entwicklung noch nicht ganz entrückten Volke notwendig folgen muss. Eine solche Verehrung führt zum Opfer, zum Kultus. „Ob man einen solchen Baum, wie einen Menschen, durch sein eigenes eigentümliches Lebensprinzip, seine Seele, bewohnt, oder wie einen Fetisch von irgend einem andern Geist besessen ansieht, der in ihn eingefahren ist und ihn als Körper benutzt, diese Frage lässt sich oft nur sehr schwer entscheiden. ... Aber diese Unbestimmtheit ist auch ein weiterer Beweis für den Grundsatz, den ich hier mit voller Überzeugung aufgestellt habe, dass die Begriffe von der inhärenten Seele und von dem eingekörperten Geiste nur Modifikationen einer und derselben tief eingewurzelten animistischen Vorstellungsweise sind. Die Mintiras der malayschen Halbinsel glauben an „hantu kayu“, das heisst an „Baumgeister“ oder „Baumdämonen“, welche jede Baumart

bevölkern und die Menschen mit Krankheit schlagen; einige Bäume sind wegen der Bösartigkeit ihrer Dämonen besonders ausgezeichnet. — — Ausdrücklich wird auch der Glaube gewisser Malayen auf Sumatra berichtet, dass manche ehrwürdige Bäume für den Wohnort oder wenigstens für die materielle Umhüllung von Waldgeistern gehalten werden. Auf den Tonga-Inseln hören wir von den Eingeborenen, dass sie Opfergaben an dem Fusse besonderer Bäume niederlegten, in der Meinung, dass dieselben von Geistern bewohnt seien" (Tylor, Anfänge der Kultur, II, 216 f.).

Erbringen wir den Beweis, dass auch das bergische Volk gewisse Bäume verehrt, ihnen Opfer darbringt und zu einer Art von Baumkult fortschreitet. Montanus (Volksfeste. S. 155) schreibt: Altgläubige Leute sieht man auf dem Kirchwege vor gewissen alten Buchenbäumen oder vor selbstgewählten Stationsbildern niederknieen und ein kurzes Gebet verrichten. Fragt man um die Ursache, so ist die Erwiderung, dass es ein alter, frommer, von den Vätern überkommener Brauch sei. Man betet freilich die Buche nicht an, das Gebet ist das gewöhnliche Pater noster, aber der Ursprung der Sitte reicht unverkennbar in jene Zeit, als eifernde Apostel verboten: vota ad arbores facere aut ibi candelam seu qualibet munus conferre."

In Lindenbäume namentlich schnitzt man noch heutzutage hin und wieder Nischen, in welche man Heiligenbilder setzt. Auch stellt man Nischen durch Verflechtung der Zweige von Laub- und Nadelbäumen her, in welchen man die Heiligenbilder unterbringt. Bei einer solchen Muttergotteslinde wurde das Kloster zu Marienheide (d. Verf. Bergische Sagen, S. 144) und die Kirche zu Marienlinden erbaut.

„Das ist rein für die Buche", sagt ein Spieler in Dürscheid bei Bergisch-Gladbach, wenn er schlechte Karten erhalten hat. Was diese auf den ersten Blick unverständliche Redensart sagen will, erfahren wir durch eine Mitteilung von Montanus: „Auch ist es im Oberbergischen eine alte, aber noch gewöhnliche Redensart, dass jemand bei alten Buchenstämmen des Waldes schwört und seine Seele bei der Buche für die Wahrheit verpfändet."

In einem Walde bei Imbach an der Wupper, das Udenstal genannt, stand im Jahre 1640 eine gewaltige Eiche, welche die heilige Eiche genannt wurde. Diesen Baum floh man als des „Teufels Lustlaube“ und wagte keine Axt an ihn zu legen, so dass derselbe endlich vor Alter zu Boden stürzte und vermoderte. Unzählige Beispiele aus den Sagen des Bergischen liessen sich noch anführen, aus denen die Verehrung mancher Bäume zu erschliessen ist.

Ein Baumopfer war ehemals bei Elberfeld gebräuchlich. Dort, im Bendahl, nun schon längst mit Strassenzügen der mächtig wachsenden Grossstadt bedeckt, stand noch vor wenigen Jahrzehnten eine mächtige, alte Eiche, der „schwarze Peter“ genannt. Wenn die Kinder in den Wald gingen, um Waldbeeren zu pflücken, nahmen sie die drei ersten, schönsten Waldbeeren und zerdrückten sie an diesem Baum. Dann erst begann die Lese. Der Baum war darum einen guten Teil des Jahres hindurch schwarz gefärbt und erlangte infolgedessen den oben angeführten Namen. Auf den ersten Blick erkennen wir in diesem Brauche ein Baumopfer, welches für die Beeren dargebracht wird. Aber wem gilt dieses Opfer? Doch nur dem Spender der Beeren, dem Gott des Baumes und des Waldes, der auch letzterem Segen und Gedeihen gibt, dem die Eiche einst im besonderen geweiht war: Donar. Ein ähnliches Baumopfer weist Liebrecht (Zur Volkskunde, S. 277) für Deutschland aus dem Kreise Frankenberg nach: „Vor etwa 30 Jahren war es in Dodenhausen (Kreis Frankenberg) noch Gebrauch, wenn man die auf den nahen Bergen gesammelten Waldbeeren nach Hause trug, einige der besten Beeren in einen vor dem Walde stehenden Hagedorn zu stecken und dabei einen Stein in den Busch zu werfen, gleichsam um, was noch ganz besonders in einem hergesagten Spruch geschah, für die Beeren zu danken. Geschah solches nicht, so fürchtete man, das nächste Jahr keine Beeren zu finden oder die gefundenen beim Nachhausegehen zu verschütten.“ Ähnliche Sitten werden in Tonkin, auf Ceylon usw. geübt. Der Schluss, dass die Waldbeeren dem Gotte Donar zu danken sind, dass ihm das Opfer am „schwarzen Peter“ (welcher Name vielleicht noch eine tiefere als die

vorhin gegebene Deutung hat) gilt, wird durch das bergische Waldbeerlied, welches die Kinder noch regelmässig bei der Heimkehr von der Waldbeerlese anstimmen, bestätigt. Dasselbe lautet:

Êkhôn, Klöngelhôn,
Minne Korf ess schlêkvoll;
On wenn he noch nitt schlêkvoll ess,
Dann seng eck ock nit Êkhôn.

Firmenich (Germaniens Völkerstimmen I, 426) hat folgende (übrigens auch im Volksmund bekannte) Lesart:

Eekhon! minne Korf es schleek voll;
Wenn minne Korf nit schleek voll wöör,
Dann söng eck ock nit Eekhon.

En dem Bärmer Siepen
Send die Wolbern riepe.
Eekhon, loot se ston!
Mo'n dann weñ weder gon
On holen en ganzen Korf voll.

Das Eichhörnchen, dessen hier Erwähnung geschieht, gewissermassen als Spender der Beeren, ist vermöge seiner Farbe und Schnelligkeit ein hervorragendes Blitztier, tritt also mit anderen Worten zum Blitz- und Donnergott in besonders nahe Verbindung.

Dieses Baumopfer gilt darum nicht nur der Pflanzenseele als solcher, sofern sie diesen Eichbaum belebte, sondern ziemlich zweifelsohne, wie wir nachzuweisen suchten, dem Gewittergott Donar. Damit dürfte der Beweis eines Baumkultes für das Bergische erbracht sein.

Auch auf andern Gebieten tritt dieser oder jener Baum zum Mythus unserer heidnischen Vorfahren in Beziehung. An manchen Orten des Bergischen lässt man die Kinder aus Bäumen kommen. Welche Bedeutung der Baum im Schöpfungsmythus der Germanen einnimmt, ist hinlänglich bekannt. Dass als Kinderbaum im Bergischen bald die Eiche, bald die Buche usw. auftritt, dürfte seinen Grund ausschliesslich in der durch die lokalen Verhältnisse bedingten

Eigenart der Wälder haben. Darum sind der heiligen Bäume auch mancherlei in deutschen Landen: Eiche, Linde, Buche, Birnbaum, Hasel, Dornstrauch, Birke, Hollunder (Kuhn, Westf. Sagen I, S. 244 f.)

Ein eigentlicher Baumkultus, d. i. ein Kultus, welcher dem Banm an und für sich gilt, kann demnach nicht zugestanden werden, und möchten wir in dieser Frage uns noch schärfer ansspreclien wie Simrock (Handbuch S. 494 f). Aber Simrock können wir beipflichten, wenn er bemerkt: „Vom Baum- nnd Tierkultus gibt auch Grimm, M. 66, 613 an, dass er eigentlich dem höhern Wesen galt, dem der Hain geheiligt war, das im Baume lebte oder die Gestalt des ihm heiligen Tieres angenommen hatte. Die Heilighaltung der Haine, gewisser Pflanzen nnd Tiergattnngen verdankten sie ihrem Bezug zu den Göttern. — — — Götter wohnen in diesen Hainen, das Laub der mächtigen Eiche durchranschte der Gott; noch der christliche Berichterstatter lässt sie vom göttlichen Hauche bewegt zusammenstürzen. So wahr und naheliegend ist die Anschauung, die dem Naturgefühl unserer Väter eher Ehre macht, als sie der Roheit beschuldigt. Anch erlosch dies Gefühl sobald nicht: in vielen Wald- und Bergkapellen, zu denen Heiligenbilder Veranlassung gaben, die in oder auf der Eiche, der Linde gefunden, immer wieder dahin zurückkehren, wie oft sie auch hinweggenommen, zu bewohnten Stätten und ihren Kirchen gebracht wurden, bezengen durch die an sie geknüpften Sagen, wie tief das Bedürfnis, sich im Wald, auf Bergen der Gottheit näher zu fühlen, im Volke wurzelte.“

Einen alten Opferbaum dürfen wir auch wohl in der Wnnderbuche bei Gerresheim erkennen, von welcher Montanns (Volksfeste, S. 155) folgendes berichtet: „An der Blutkapelle bei dem Kloster Gerresheim stand die sogenannte heilige Buche oder Wunderbuche auf einem Kieshügel in schönster Fülle ihrer Laubzweige erweislich schon sechs Jahrhunderte. Der Stamm hatte 12 Fuss im Umfange und der Block war bis an die ersten Zweige 16 Fuss hoch. Die Äste aber breiteten sich so dicht und zu einem solchen Umfange aus, dass mehrere Wallfahrzüge vor dem heftigsten Regen darunter

Schutz fanden. Der Eigenschaft dieses Baumes geschieht schon im Jahre 1287 Erwähnung, und es ist gar nicht zu zweifeln, dass er derselbe sei, indem eine spätere Kapelle, die Blutkapelle, daran gebaut ist und bis in die neueste Zeit dorthin gewallfahrtet und Predigten dort gehalten wurden. Der Name „heiliger Baum“ wird jetzt von der später erbauten Blutkapelle abgeleitet nnd der Name Wunderbuche stammt aus vielen seltsamen Sagen, die alte Leute von dem gepriesenen Baume zu erzählen wissen. So soll er in gewissen Nächten gleich wie mit Lichtern bedeckt erleuchtet sein, fremdartige Gesänge von Engelstimmen will man in einsamer Nacht dort vernommen und weisse Geistergestalten dort glänzen gesehen haben. In seiner Nähe soll in der Mainacht ein Feuer brennen; wer eine Kohle daraus hervorholt, der hat einen Goldklumpen erlangt. Auch soll ein grosses schwarzes Tier mit tellergrossen Feueraugen, das einen unausstehlichen Schwefelgeruch um sich verbreitet, in gewissen Nächten nnter der Wunderbuche kanern und die Wanderer zu Tode schrecken.“

Am letzten Tage im April wurde noch vor kurzem in manchen Orten an der unteren Agger usw. der Dorfbrunnen von den Mädchen des Ortes gereinigt und daranf von den Burschen mit Maibänmen am Rande geschmückt; auch Mooskränze und Blumen legte man dort nieder (Zeitschr. des Berg. Gesch.-Ver. XXII, 154 f.). Dieser Baumschmnck des Brunnens ist eine Abart des Maibaumes, der vor dem Fenster der Geliebten oder anf einem Platze im Dorfe aufgepflanzt wird. Er ist aber auch mit dem einst im Bergischen bekannten Erntebaum (Ernte- oder Herkelmai, der bei Mettmann und in anderen Gegenden noch aufgesetzt wird) fast identisch und zugleich, wie E. H. Meyer (Germ. Myth. 85) nachgewiesen hat, ein Abbild des Wetter- und Wolkenbaumes, von dem Meyer unter anderm behauptet: „Ein noch deutlicherer Wolkenbanm ist die Esche Ygdrasil, die aber in den eddischen Liedern und den davon abhängigen Schilderungen skaldisch stilisiert und durch christliche Vorstellung stark verändert worden ist“ (m. vergl. auch Golther, Handbuch der germ. Myth. S. 527 ff.).

Es dürften hinreichende Proben des bergischen Glaubens für den Baumkult mit der vorhin gegebenen Einschränkung erbracht worden sein. Dass aber der Baum, dem man indirekt solche Verehrung zollte, zum Menschen in allen möglichen Lebenslagen in die nächsten Beziehungen treten musste, war unausbleiblich. Greifen wir für diese Behauptung zwanglos einige Beispiele heraus, ohne ein einengendes System zu formulieren.

In den Dreizehntagen von Weihnachten bis zum Dreikönigstag, jener auch für das Bergische als heilig erwiesenen Zeit, werden oft die Bäume vom heftigen Wintersturm geschüttelt. Das sieht der Landmann gern, denn dann glaubt er auf eine gute Obsternte im künftigen Sommer rechnen zu dürfen (er sagt: Die Bäume rammeln). Das Umlegen von Strohseilen in dieser Zeit ist mir für das Bergische bisher nicht bekannt geworden (m. vergl. Kuhn, Westfälische Sagen, II, 116).

Der Baum, an dem sich jemand erhängte, verdorrt nach dem Glauben des bergischen Volkes. Ist hier vielleicht eine Beziehung zum dürren Baume auf dem Walserfelde nachzuweisen?

Das bergische Volk glaubt vielfach, Krankheiten, Schmerzen usw. auf einen Baum übertragen zu können. Damit stellt es sich allerdings mit niederen Rassen auf eine Kulturstufe. Tylor schreibt dazu: „Der moderne Volksaberglauben hält solche Ideen noch jetzt in Ehren; der Ethnograph kann noch in der „weissen Magie“ europäischer Bauern die Kunst studieren, Fieber oder Kopfweh dadurch zu heilen, dass man es auf einen Krebs oder einen Vogel überträgt, oder auch Fieber, Gicht oder Warzen zu vertreiben, indem man sie einer Weide, einem Hollunderstrauche übergibt.“

Den Hollunder pflanzt der bergische Landmann mit Vorliebe in die Nähe seines Hauses, zunächst wohl der vielen ihm zugeschriebenen Heilkräfte halber. Aber da gerade der Hollunder auch dazu dient, Zahnschmerzen in ihn einzubinden, gewinnt gerade dieser Baum eine höhere Bedeutung. An der Wurzel des Hollunders begräbt der Bauer seine ausgebrochenen

Zähne, seine Nägelschnitzel, seine Haare, um von Zahnschmerzen und Kopfweh verschont zu bleiben.

Die Dorflinde gewährt mit ihren Blättern, Blüten usw. dem Landmann mancherlei Heilmittel; sie sieht in ihrem Schatten auch heute noch vielerorts Jung und Alt zu froher Geselligkeit und munterer Unterhaltung vereinigt. Hier erschallen noch alte Volkslieder. Hier wurde auch das Gericht gehegt.

Der Christklotz sei hier nur erwähnt. Den Weihnachtsbaum hier anzuführen, ist aus dem Grunde schon untunlich, weil er zu jungen Datums ist.

Zum Schluss kommen wir nochmals auf einen schon berührten Punkt zurück: auf die am Johannistag mit Johanniskraut und Kohl geübten Gebräuche. Ähnlich verfährt man im Weichseldelta, unter den Wenden usw. (m. vergl. unter anderem A. Treichel, Westpreussische Ausläufer der Vorstellung vom Lebensbaum in den Berichten des westpr. botanisch-geol. Vereins, und W. von Schulenburg, Wendisches Volkstum in Sage, Brauch und Sitte, S. 117). Es sind Lebenspflanzen, welche man auf diese Weise verwendet, „um darnach das Gedeihen oder Verkümmern einer Person (meist seiner selbst) zu erfahren“. A. Treichel bemerkt ferner: „Alle lebenden Wesen vom Menschen bis zur Pflanze haben Geborenwerden, Wachstum und Tod mit einander gemein und grade diese Gemeinsamkeit des Schicksals mag in einer fernern Kindheitsperiode unsers Geschlechts so überwältigend auf die noch ungeübte Beobachtung unserer Vorfahren eingedrungen sein, dass sie darüber einfach die Unterschiede übersahen, welche jene Schöpfungsstufen von einander trennen. Der Naturmensch beachtet den Unterschied zwischen Geist und Körper noch gar wenig und rangiert sich mit seinen Nebengeschöpfen auf gleiche Stufe. Diese Vorstellungen pflanzen sich in verschiedenster Gestaltung fort durch alle Zeiten und Völker hindurch. Eine Anschauungsweise weiss von einem geisterhaften Wesen, einem Dämon, dessen Leben an das Leben der Pflanze gebunden ist. Sie ist gleichsam sein Körper. Erscheint er auch vielfach ausser ihr und bewegt sich tier- oder menschengestaltig in Freiheit neben ihr, so

gehört es doch auch in den Kreis dieser Vorstellung, dass der ideale Doppelgänger der Menschenseele, der genius tutelaris der einzelnen Persönlichkeit oder ganzer Geschlechter, in einer Pflanze oder in einem Baume Wohnung haben soll. Es ist die Vorstellung vom Schicksals- oder Lebensbaum, die deutlich in einer Reihe weitverbreiteter Traditionen hervorspringt und woran wir auch in der zu Anfang gegebenen Darstellung so eine Art von Ausläufer für Westpreussen feststellen konnten. Auch hier erwuchs aus dem Glauben der beseelten Pflanze die Vorstellung, dass sie die zeitweilige Hülle einer Menschenseele sei."

Ein Detmolder Tierprozess von 1644 und die Bedeutung des Tierprozesses überhaupt.

Von **K. Wehrhan**, Elberfeld.

Den Mädchen, die da pfeifen und den Hühnern,
die da krähen,
Denen muss man beizeiten den Hals umdrehen —

so sagte ein in Westfalen und wohl auch weiterhin bekannter Volksspruch, der damit das für die Betreffende Unpassende ihres Tuns bezeichnen will, das nicht ihrer Natur entspricht, eine Unnatur ist. Insonderheit mag uns hier der letzte Teil des Urteils interessieren, weil es in seinem Inhalte zurückreicht auf die eigenartige Ansicht des Altertums, des Mittelalters und noch späterer Jahrhunderte von dem Wesen der Tiere und deren Seele. Wir müssen uns zum Verständnis die Philosophie des Volkes jener Zeiten über die Umgebung und das Verhältnis derselben zum Menschen, zur übrigen

Anmerkung. Die folgenden Zeilen möchten weitere Nachforschungen nach ähnlichen Prozessen und ähnlichen Äusserungen volkstümlicher Anschauungsweise im Vereinsgebiet veranlassen, um deren Mitteilung freundlichst ersucht wird.

Natur und zur Gottheit ins Bewusstsein zurückrufen. Tun wir es an dieser Stelle mit Beziehung auf das Recht.

Das rechtliche Verhältnis zwischen Tier und Mensch, wie es heute ist, hat nicht immer bestanden. Die Ansicht über das Wesen des Tieres hat sich in den letzten Jahrhunderten sehr verändert. Es ist noch gar nicht so sehr lange her, dass von seiten der Staatsgewalt Tiere öffentlich angeklagt, vorgeladen und verurteilt wurden zu Strafen, die auch an Menschen vollzogen wurden. Auch die Träger der geistlichen Gewalt haben ähnlich gehandelt, indem sie gegen Tiere den Kirchenbann aussprachen und das alles in denselben umständlichen und feierlichen Formen, welche gegen menschliche Übeltäter vorgeschrieben oder gebräuchlich waren. Manche Aktenstücke zeugen noch von der Gewissenhaftigkeit, mit welcher solche Prozesse geführt wurden, die besonders vom 13. bis ins 17. Jahrhundert hinein vorkamen, doch reichen sie in einzelnen Fällen bis in die Gegenwart hinein, ihre Spuren sind noch lange nicht verwischt und andererseits finden wir schon im Altertum Analogien.[1])

Am bekanntesten sind die Bestimmungen des mosaischen Rechts, das vergossenes Blut nicht nur an Menschen, sondern auch an Tieren rächen liess (Genes. 9, 5. 6; Exod. 21, 12. 23—25, 28—32; Levit. 24, 17; 20, 15. 16; Deuteron. 19, 21; 20, 15. 16). Auch die jüdische Überlieferung berichtet ähnliche Vorkommnisse. Von den Arabern wird uns mitgeteilt, dass sie einen Hund öffentlich auspeischten, weil er eine Moschee betreten hatte, und dieser Fall mag uns besonders interessant erscheinen, weil er noch nicht 20 Jahre zurückliegt. Die griechischen und römischen Klassiker haben uns verschiedene Beispiele von Tierprozessen überliefert. Plutarch behauptet, die von Opfern kostenden Rinder und Schweine hätten für des Todes schuldig gegolten. Nach Platon mussten die Verwandten des Getöteten einen Prozess

[1]) Hinsichtlich der allgemeinen Ausführungen verweisen wir auf die verdienstvolle Arbeit von Prof. Dr. K. v. Amira, Tierstrafen und Tierprozesse in Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung, XII. Band, 4. Heft, Seite 545—561. Innsbruck, Wagner. 1891. (auch als S.-A.).

gegen den Töter klagen, wenn ein Tier einen Menschen getötet hatte; das schuldige Tier sollte durch Polizeibeamte getötet und über die Landesgrenze geschafft werden. Nach einem, dem Numa Pompilius zugeschriebenen Gesetz über das Auspflügen von Grenzsteinen wurde das beim Auspflügen gebrauchte Ochsengespann dem Jupiter terminus geweiht, d. h. also geopfert.

Auch von Naturvölkern wird neuerdings eine Analogie zu den Tierstrafen des Mittelalters berichtet und zwar von Casati. Bei einem der zentralafrikanischen Stämme wurde ein Ziegenbock zum Tode verurteilt und ihm die Kehle abgeschnitten, weil er einen Hund, ein wertvolles Tier, durch Stösse tötlich verletzt hatte.

Besonders unerschöpfliche Fundstätten lebendigen Altertums liefert noch heute das südslavische Gebiet. Bei den Slaven ist das Tierstrafrecht bis jetzt noch sehr im Schwunge: Ochs, Stier, Ross und Schwein werden wegen Tötung und schwerer Verletzung von Menschen gesteinigt, falls der Eigentümer keine Geldsühne leisten will. Dieser wirft auch den ersten Stein auf ihn. In Slavonien wurde 1864 ein Schwein zum Tode verurteilt, weil es einem einjährigen Mädchen die Ohren abgebissen hatte. Das Fleisch des Schweines wurde den Hunden vorgeworfen. 1866 wurde im selben Lande eine grosse Heuschrecke gefangen, über sie Gericht gehalten und dann unter Verwünschungen vor versammelten Dorfbewohnern ins Wasser geworfen. Es ist dies ein neuzeitliches Beispiel zu den im Mittelalter häufig vorkommenden Fällen, in denen beim Verfahren gegen eine ganze schädliche Tiergattung ein Exemplar vor Gericht gebracht, verurteilt und getötet wurde. Auch bei den Südslaven ist der weltliche Tierprozess im Aussterben begriffen, man beschränkt sich mehr und mehr auf kirchliche Exorcismen, die von den drei christlichen Konfessionen in feierlicher Weise bei Umzügen durch die führenden Geistlichen ausgesprochen werden.

In Russland soll 1650—1700 ein stössiger Bock zur Verbannung nach Sibirien gerichtlich verurteilt worden sein.

Wie schon gesagt, sind vom 13. bis zum 17. Jahrhundert die Tierprozesse am häufigsten gewesen, soweit sich ein ab-

schliessendes Urteil über die Zahl von überlieferten oder aufgedeckten Prozessen fällen lässt. Eine bedeutende Anzahl liefert uns Frankreich und Belgien, aber auch Deutschland steht nicht hintan. Wir begnügen uns mit Anführung einiger Fälle. Der Richter von Troyes fällte 1516 ein Urteil gegen die Heuschrecken, Engerlinge, Raupen und andere Insekten, weil sie damals mehrere Jahre hindurch die Weingärten zu Villeneuve übel zugerichtet hatten. Wenn sie nicht binnen sechs Tagen zögen, würden sie verflucht und exkommuniziert. Bei einem Prozess zu Autun 1550 gegen die Ratten, weil sie einen benachbarten burgundischen Kanton zugrunde richteten, bekamen die Verklagten in der Person des gelehrten Chasseneus (De Chassenais) einen Anwalt; die Verhandlungen nahmen mehrere Sitzungen ein und gerieten gleich anfangs eine Zeitlang ins Stocken, weil Chassenais geltend zu machen wusste, seine Klienten könnten vor dem geistlichen Gericht nicht erscheinen, da alle Zugänge zur Sitzung von den Katzen belagert wären. Zu Falaix wurde 1386 einem Schweine, welches Gesicht und Arme eines Kindes zerfleischt hatte, der Rüssel und ein Bein abgeschnitten. Auf Sardinien sah das Gesetz von 1395 für gewisse Vergehen der Tiere das Ohrenabschneiden vor. Im 17. Jahrhundert soll in Österreich ein Hund zu zeitiger Gefängnisstrafe verurteilt sein. In Gent wurde 1578 eine Kuh zum Schlachten verkauft und ihr Kopf an einen Pfahl am Galgenplatz gesteckt. Ein Hahn wurde 1474 auf dem Kahlenberg zu Basel verbrannt, weil er ein Ei gelegt haben sollte.

Weil das antiquarische, kultur- und rechtshistorische Interesse für Tierstrafen und Tierprozesse bei uns verhältnismässig spät erwacht ist, sind der bekannt gewordenen Fälle aus Deutschland nur wenige. Prof. K. v. Amira[1]) sieht einen Fall aus Machern bei Leipzig 1621 als den letzten sicher beglaubigten aus Deutschland an. Unser weiter unten mitgeteilter Detmolder Fall ist noch 23 Jahre jünger und vielleicht noch längst nicht der jüngste; weitere Nachforschungen bringen sicherlich noch reichlicheres Material ans Tageslicht,

[1]) a. a. O. S. 16 Anmerkung 4.

wozu auch für Rheinland und Westfalen diese Ausführungen beitragen mögen.

Der folgende Fall gibt den aktenmässigen Bericht einer Verurteilung in Detmold (Lippe) vom Jahre 1644 (vgl. auch Lipp. Magazin 1836). Wir enthalten uns vorläufig jeder Bemerkung dazu, da das Aktenstück an und für sich verständlich ist, und sparen uns für die folgenden Seiten die nähere Ausführung der Einzelheiten auf.

„An. 1644.

„Am 12. Novembris abends zwischen 3 vndt 4 Vhr ist „ein Ziegenbock in Hrn. vicecantzlarß Tilhennen hauß gelauffen „kommen vndt deßen Sohnchen Simon Ludewich genandt, „gar gefehr- und Jämmerlich gestoßen, also sehr, daß der „Knabe inwendig einer halben stunde des todts gewesen, „und darauf dieser bescheidt gegeben,

„Bescheidt.“

„Es soll der Ziegenbock vom Scharffrichter auff den „offenen Markt zu Detmoldt geführt vndt daselbst eine Zeit- „lang, von einer virtell stunde gebunden gehalten, darnach „offentlich kundt gemacht vndt angezeiget werden, was es „für eine bewandtniß damit hette, daß nemblich derselbe „Ziegenbock einen Jungen vornehmen Knaben mit einem „stooß vmb sein leben gebracht, derowegen Er befhelicht „wehre, demselben zu abschewlichen Exempel mit einem beill „den halß abzuhawen, vndt etzliche stiche hin vndt wieder „durch den leib zu thuen, auch Endtlich . . . .“

Leider ist der Schluss des Protokolls, der wahrscheinlich eine Verfügung über den Kadaver enthielt, etwa, dass derselbe unter dem Galgen verscharrt werden sollte, durch Beschädigung des Papiers unleserlich geworden. Ebenfalls ist die Unterschrift nicht mehr zu lesen. Die Authenticität des Protokolls leidet aber teils wegen des Orts, an welchem es gefunden ist (Landesarchiv), und teils nach den Schriftzügen, die mit der aus andern Akten bekannten Handschrift des damals beim Kriminalgericht fungierenden Sekretärs Reinecker genau übereinstimmen, keinen Zweifel.

Wer der Eigentümer des Übeltäters war, erfahren wir leider nicht, ebenso bleibt unaufgeklärt, ob und in welcher Weise ersterer für das Vergehen des Tieres, ausser dem Verlust desselben, Ersatz zu leisten hatte, wie das sonst in vielen, wenn nicht gar in den meisten Fällen vorkam und wie es auch dem eigentlich germanischen Rechte entsprach. Wir werden diese Seite unten noch streifen.

Nicht unwesentlich mag die Tatsache sein, dass der Kanzler Tilhen, dessen Sohn getötet wurde, einer der vornehmsten Beamten des kleinen Ländchens und zugleich als Vertrauter des regierenden Herrn eine der einflussreichsten Persönlichkeiten in Detmold, auch direkter Vorgesetzter der Richter war, wenn er nicht gar selber im Richterkolleg sass.

Zum Vergleich führen wir einige Notizen aus einem Prozesse an, dessen Verlauf Herr E. Pauls in der Zeitschrift des Bergischen Geschichtsvereins 1896 mitteilt.

Zu Überknsen (?) bei Bergheim, Bezirk Cöln, hatte ein Schwein („ein snack oder junges fercklin") ein Kind getötet im Jahre 1582. In dem Urteil der Räte des Herzogs zu Jülich heisst es: „Diweil dan sollich factum fast erschrecklich und straflich: so als ist an statt unsers gnedigen fursten und herren hertzogen zu Gülich, Cleve und Berg etc. unsere meinung und bevelch, das ir das vercken durch den nachrichter hinrichten und folgents auf ein rhatt in die hohe zue gedechtnis und anderen zum abschewlichen exempel hinsetzen lasset. Was aber die Mutter des entleibten kindz anlangt, soll dieselbe von wegen irer nachliessigkeit bei der predig und ambt der heiligen messe an einem Sontag zur offentlicher buess gehalten und dargestalt werden, und damit ferner straf darnacher enthoben sein und bleiben. . . ."

Im Düsseldorfer Staatsarchiv befindet sich ausserdem in einer Rechnung der Kellerei und Vogtei Düren zum Jahre 1546/47 der gleiche Fall der Tötung eines Kindes durch ein Schwein. Es ist aus der Rechnung nur zu ersehen, dass man in Sachen einer Frau, deren Kind ein Schwein den Kopf und die Hand abgebissen hatte, zweimal zum Herzog schickte.

Im Überknser Falle sehen wir, dass auch die Mutter hart bestraft wurde; wahrscheinlich hatte sie das Kind un-

beaufsichtigt gelassen. Neben dem Verlust ihres Kindes war einmal die Schanstellung des „vercken“ hart für sie, weil sie dadurch immer wieder an ihren schweren Verlnst erinnert wurde und dann die Kirchenbnsse: Kerzen und Steine tragen. Bei der Vollstreckung dieser Strafe wurde die eine brennende Wachskerze tragende Büsserin, nachdem man sie mit ein paar Steinen belastet hatte, in weissem Bussgewande öffentlich nmhergeführt.

Wer der Eigentümer des Schweines war, erfahren wir nicht. Vielleicht die Mutter des Kindes?

Betrachten wir die Tatsachen genauer. In unsern Fällen liegt ein weltliches Verfahren vor, das nur gegen Hanstiere Platz griff und zwar fast ausschliesslich wegen Tötung. Zu beachten ist, dass das Tier nicht als Werkzeng eines Menschen den Schaden angerichtet hat. Die Form des Prozesses scheint nirgends von den Grundformen des damals herrschenden ordentlichen Verfahrens abzuweichen. Das Urteil lautete fast regelmässig auf Tötung des Tieres. Todesart und Ritus des Vollzugs wurden im Urteil ebenfalls meistens bestimmt. Gewöhnlich geschah die Hinrichtung durch Hängen, in Detmold dnrch Enthanpten, in Uberkusen ist die Todesart nicht ersichtlich, in beiden Fällen folgte eine Schaustellung. Das Durchstechen soll wohl erst nach erfolgtem Tode geschehen.

Aus alledem erfolgt, dass das Tier als ein Verbrecher angesehen und ihm ein verbrecherischer Wille zugeschrieben wurde; das Urteil sollte ein Strafurteil sein. Geschulte Juristen fällten das Erkenntnis, Diener der öffentlichen Gewalt, die Nach- oder Scharfrichter vollzogen es und zwar öffentlich am gesetzlichen Hinrichtungsorte.

Die weltlichen Tierstrafeu sind wohl am hänfigsten aus dem mosaischen Rechte abgeleitet, die Tierexkommunikationen nnd die eigentlichen Tierprozesse auf die Dämonologie des Mittelalters und die Ansichten von der kirchlichen maledictio jener Zeit zurückgeführt. Man schrieb auch den Strafen einen erziehlichen Zweck zu und fand einen weiteren Grnnd in dem Charakter des germanischen und mittelalterlichen Strafrechts, das ein blosses Rachesystem gewesen sei (vgl.

auch die oben angeführten Stellen des mosaischen Rechts!) Grimm deutete zuerst eine Personifikation des Tieres an; die mittelalterliche Auffassung der Tierseele, die Vorstellung über Naturbeseelung und Seelenwanderung und die angebliche Gleichstellung des Tieres mit dem Menschen in der primitiven Gesellschaft wurde zur Erklärung herangezogen. Aber sicherlich kamen noch andere Gründe hinzu. 1573 wird als Zweck der Tierstrafe angegeben, dass das Gedächtnis der Übeltat ausgelöscht werden solle; auch waren Nützlichkeitsgründe massgebend: die Eigentümer der Tiere sollten zur Wachsamkeit angeregt werden — wie im Überkuser Fall —, die Menschen sollten vor Übeltaten zurückschrecken, die sie an Tieren geahndet sahen. Ende des 16. und Anfang des 17. Jahrhunderts begegnen wir Fällen wie dem Überkuser, in denen die Eigentümer mitbestraft wurden durch Verurteilung zu einer Geldbusse oder zu einer Kirchenstrafe, wie hier das Steinetragen. So begann allmählich ein Umschwung in der Auffassung des Wesens der Tiere, indem man nicht das schadenstiftende Tier, sondern dessen Herrn als den eigentlichen Schuldigen ansah und so nach und nach mit dem gewordenen Recht brach.

Mit den eigentlichen Tierstrafen und Tierprozessen dürfen die polizeilichen Akte der weltlichen Obrigkeit nicht verwechselt werden, die oft eine Beseitigung des Tieres veranlassten. Prof. v. Amira[1]) betrachtet auch die von der Kirche veranlasste Tötung des Tieres ausschliesslich unter dem sitten- und kultpolizeilichen Gesichtspunkt: die Erinnerung an die Missetat sollte gelöscht, das Unreine dem Gebrauch und Genuss der Christen entzogen werden. So wurden z. B. Bienen, die einen Menschen durch Stiche umgebracht hatten, getötet, weil sie als unrein um des Speisegesetzes willen angesehen wurden.

Ganz einfach erklärt sich auch der Vorgang mit dem Hahn, der ein Ei gelegt haben sollte (s. oben), wie Prof. v. Amira ausführt. Nach allgemeinem, auch heute noch nicht ausgestorbenem Volksglauben des Mittelalters wird das so

[1]) a. a. O. Seite 12 ff.

gefürchtete Basiliskenei von einem Hahn gelegt, deshalb die durchgreifende Massregel des Feuertodes. Das Volk sah und sieht zum Teil noch heute in aussergewöhnlichen Vorkommnissen meistens eine übernatürliche Ursache, zur Schadenstiftung bestimmt. Die einzig logische Folgerung der Abwendung des Schadens ist die Vernichtung. Mit der Vernichtung wird auch die Ursache, gewöhnlich ein böser Geist, ausser Kraft gesetzt. Daher der Feuertod des Hahnes (und des Eies mit dem darin enthaltenen Keim des Bösen), daher das Sprichwort: „Den Hühnern, die da krähen, denen muss man den Hals umdrehen.“ Das Volk will also sagen, in den Hühnern ist etwas, was sie als solche wertlos macht, ja, was direkt schädlich ist. —

Das auf kirchlichem Boden sich entwickelnde Verfahren fand nie gegen Haustiere, nie gegen bestimmte Einzelwesen statt, sondern nur gegen solche Tiergattungen, die den Bewohnern der betreffenden Gegend als Ungeziefer galten: Mäuse, Ratten, Raupen, Insekten aller Art, Sperlinge usw. Es war auch nicht der angerichtete, sondern der befürchtete Schaden, gegen den man sich wandte und gegen den man die kirchliche Malediktion und Exkommunikation als zweckmässig erachtete. Auch sogar über Pflanzen und leblose Sachen ist im Mittelalter der Kirchenbann verhängt worden. Da die beiden vorliegenden Fälle keine kirchlichen Prozesse sind, wollen wir diese Seite nicht weiter ausführen, wir dürfen vielleicht nur erwähnen, dass der kirchliche Prozess sich noch eingehender der geltenden und oft recht umständlichen Formalitäten bediente als der weltliche Prozess. Oft bediente sich die Kirche des gewöhnlichen ordentlichen Rechtsweges, oft hielt man ihn nicht für notwendig. Der heilige Bernhard sprach 1121 über die sprichwörtlich gewordenen „Mücken von Foigny“ die Exkommunikation aus, ohne dass ein prozessähnliches Verfahren auch nur möglich gewesen wäre und der protestantische Prediger, der 1559 zu Dresden während einer Kanzelrede Sperlinge in den „Bann“ tat, weil sie die Aufmerksamkeit seiner Zuhörer zerstreuten, folgte in der Form seines Einschreitens nur einer Reminiscenz aus katholischer Zeit.

Die frühesten Malediktionen oder sogenannte Exkommnnikationen sind nns in Biographien von Heiligen als Legenden überliefert (Cäsarins von Heisterbach n. a.). 1750 scheinen sie überall ausgestorben zn sein.

Schon oben haben wir ansgeführt, welche Gründe zur Erklärung der Tierstrafen herangezogen worden sind. Die Erklärungsversuche haben sehr gewechselt, heute stehen wohl die meisten Forscher auf folgendem Standpunkte.

Möglicherweise stammen die mittelalterlichen Tierstrafen der meisten Völker noch aus der gemeinsamen arischen Zeit. Urrechtliche Prinzipien haben vielleicht die Grundlage gegeben, anf denen die fraglichen Prozessrechte sich bei den verschiedenen Völkern unabhängig entwickelt haben. Aber wahrscheinlich ist anch eine Entlehnung, deren Bezugsquelle für das christliche Recht im Alten Testament nahe genug lag (vgl. die oben zitierten Stellen!), ja, einige Rechtsschriften des Mittelalters führen das Alte Testament ausdrücklich an. „Was im Alten Testament Knltakt gewesen, ist im Mittelalter zur weltlichen Strafe geworden.“ Dabei fiel das Recht von der germanischen Anffassnng ab, wonach die Übeltat des Tieres niemals absichtlich sein konnte, wonach das Tier niemals einen Friedensbruch begehen und in die Acht verfallen konnte.

Es wird auch angenommen, dass die Tierexkommunikation, die wesentlich nur Malediktion nnd ursprünglich nichts als dieses war, d. h. also Gebet, wenn auch in den Formen der Beschwörung, dem Teufelsglauben entsprungen nnd somit eine spezifisch kirchliche Erfindung seien. Gewiss findet das auch Analogien in der Bibel (Christus treibt die bösen Geister in die Säue, die dadurch vom Teufel besessene Tiere werden). Die Tiergattungen, welche hier in Betracht kommen, gehören ja auch zu denjenigen, deren Gestalt der Teufel anzunehmen beliebt und so auch in nnsern beiden Fällen. In Detmold war das Tier ein Ziegenbock, diese beliebteste aller Teufelsgestalten nnd in Uberkusen ein Schwein (vgl. den eben angeführten Fall ans dem Neuen Testament!). Was nun die Gattungen der niederen Tiere anbetrifft, die uns im Tierprozess begegnen, so ist schon von namhaften Forschern

(Monnhardt, Knhn n. a.) nachgewiesen, dass sie als Wohnstätten der Seelen gelten. Alle diese Vorstellungen sind Ausflüsse des arischen Animismus. Somit ist die „Verurteilung im Tierprozess aufzufassen nicht sowohl als Vernrteilnng von Tieren wie als zauberisches Bannen von Menschen- und Dämonenseelen und solchergestalt als Parallele zu dem bei den klassischen und slavischen Völkern, aber auch anderwärts nachgewiesenen Seelenaustreiben. Ein Zubehör seines Zaubers aber ist der Prozess . . . . Im Tierprozess sind nicht Tiere, sondern Menschen- oder Dämonenseelen die Verklagten. Der Tierprozess ist Gespensterprozess."

Sowohl in Detmold als auch in Uberkusen wollte man also weniger das Tier als solches vernichten — eine einigermassen klare Erkenntnis des Wesens derselben würde das verhütet haben — sondern vielmehr ein Etwas, das die Gestalt der Tiere und gerade dieser Tiere angenommen hatte, einen bösen Geist. Der böse Geist war aber niemand anders als der Teufel selber, der gern als Bock erscheint; der Bock ist Thors Tier, das Schwein ist aber als Eber Freyrs Tier. Das Durchstechen des Bockes hat noch eine besondere Bedentung. Man sah den Fall in Detmold als einen äusserst schlimmen an. Die hässlichste Art der Gespenster, die Vampyre, diese ewig nach Blut dürstenden Ungeheuer, konnten nur mittels Durchstechen mit einem Pfahle vollständig vernichtet werden, andernfalls gingen sie um und fügten den Menschen Schaden zu. Im Detmolder Urteil sehen wir also diesen Glauben vermischt mit dem Teufelsglauben. Der Ziegenbock, der sich sogar an den Sohn des ersten Staatsbeamten heranwagte, musste ein Wesen ungemein schädigender Art sein, bei dem jede Vorsichtsmassregel geboten schien. — —

Wie haben sich diese Ideen über die Natur gewisser Tiere weiter entwickelt und auf welchem Standpunkte steht das Volk heute? Gewiss ist heute kein Tierprozess in gesetzlicher Form möglich; aber die Voraussetzungen dazu, soweit sie im Volke liegen, sind noch hente vorhanden. Noch hente mnss manches Tier sein Leben lassen, weil es „verhext" erscheint, weil in dem Tiere etwas anders gesehen wird, als das blosse Tier allein.

Es sind noch keine zwanzig Jahre her, da musste in dem Kirchdorfe Falkenhagen in Lippe ein Igel einen grausamen Tod im Feuer erleiden, weil er Bettfedern verhext haben sollte. Man fand in den Betten die Federn zu sogenannten Federkränzen oder Federkreuzen zusammengeballt, die in Lippe geradezu Hexenkreuze heissen. Die Ursache dazu suchte man natürlich nicht in der feuchten Wohnung — es war eine Mühle, wenn wir nicht irren — sondern in Hexerei. Eine verdächtige alte Frau war jedenfalls nicht so leicht zu finden, und als man eines Abends im Dämmerschein etwas in der nicht sehr verwahrten Schlafkammer hüsteln hörte, da hatte man's, das musste die Ursache sein. Man suchte nach und fand den harmlosen Spiessträger, fasste ihn schleunigst mit Zangen und andern Geräten, um ja nicht mit ihm in Berührung zu kommen und überlieferte ihn einem schrecklichen Ende, indem man ihn ins offene Feuer warf — unter den erforderlichen Verwünschungen, Bekreuzungen und dergleichen.

Der böse Geist sucht sich auch andere Tiere als willkommenen Unterschlupf. Vor einigen Jahren war in Bad Meinberg eine junge Frau an der sogenannten Auszehrung gestorben. Das konnte nicht mit rechten Dingen zugegangen sein. Man wandte sich an eine Frau, die mehr wusste und die sagte, wer den und den Kranz brächte — sie gab eine in allgemeinen Ausdrücken sich bewegende Beschreibung —, sei schuld.. Am Beerdigungstage lag man auf der Lauer und richtig, eine ältere zurückgezogen lebende Frau aus der Nachbarschaft kam und hatte einen Kranz, der ungefähr zu der Beschreibung passte. Man liess sie den Kranz selbst fortlegen, fertigte sie so schnell und kurz als möglich ab, und dann nahm man mit einer grossen Düngergabel den Kranz auf, trug ihn durch die hinter dem Hause gelegenen Gärten in eine Wiese und warf ihn in den Graben. Da — o Schreck, ein Frosch sprang auf und eilte in grossen Sätzen weg. „Seht ihr“, hiess es da wie aus einem Munde, „das ist er gewesen! Jetzt haben wir den Bösen aus dem Hause!“

Auch das oben erwähnte Durchstechen findet noch heute Analogien. Wenn in Lippe die Leute in ihren Betten Federkreuze vorfinden, so werden die Federn in einem grossen

Topfe erhitzt und mit irgend einem spitzen Instrument wird dabei immer in den Topf gestossen, also durch die Federn. Die Leute sind sich dessen noch bewusst, dass der böse Geist damit getroffen und verderbt werden soll; denn eine strenge Vorschrift verlangt, dass bei der Prozedur das Haus „verbäumt“ werden soll, d. h. vor die verschlossenen Türen werden im Innern des Hauses noch Baumstämme gestemmt, da gewöhnlicher Verschluss den „Hexen“ noch Eingang gestattet, die das Durchstechen der Federn an ihrem eigenen Leibe fühlen.

Kleinere Mitteilungen.

Volksweisheit aus der westfälischen Mark.

Von Karl Prümer.

Wat sind de Menschen dulle Diers, sag de Ape, do sog se 'n Besuopenen dohiär gon.

Wi wet se wuol kriegen, sag de Avkot, do meinde he de Dalers.

Rot mi guet, over rot mi nit af, sag de Brut.

Van Dage het wi schäun spielt, sag de Bälgetriär taum Organisten.

Op de Vigeline lät sik guet spielen, sag de Avkot, do harr he 'n Schenken kriegen.

Et es ales Gewuonheit, sag de Bäcker, do fiägte he met 'ne labennige Katte 'n Uowen ut.

Usse Hiärguot hiet de Welt in sess Dagen makt, sag de Bur, se es auk dono woren.

Versupt se, dann versupt se, sag de Bur, do harr he junge Pilen op't Water sat.

Dat Beste hält de Düwel ümmer teäierst, sag de Bur, gistern min Piärd, van Dage mine Frau.

'n Unglück kömmt selten alläine, sag de Däierne, do harr se Twillinge kriegen.

Dat Krut kenn ek, sag de Düwel, do harr he sik in de Briennieteln sat.

Do het wi Guodes Wort schwatt op witt, sag de Bur, do sog he 'n Papen op'n Schimmel sitten.

Vüel Köppe, vüel Sinne, sag de Düwel, do harr he 'ne Schnfkar vull Füörsche.

Dat es 'n Üöwergang, sag de Foss, do trocken se iäm dat Fell üöwer de Ohren.

Vüel Geschrei un wennig Wulle, sag de Düwel, do schiärde he 'ne Suege.

Ek well mi te Ruhe setten, sag de Deif, do staken se ne in 't Luok.

Wat olt is, rit, sag de Düwel, do räit he sine Bessmauder 'n Ohr af.

Niemt nit üewel, sag de Foss, do harr he ne Gans am Wickel.

Du hies guet lachen, sag de Henne taum Hahn, dn brukst käine Eier te leggen.

Se es mi te krumm, sag de Foss, do sog he de Katte met 'ne Wuorst op'n Baum sitten.

Geben ist seliger als nehmen, sag Hinnerk, do schlang he Kaups an de Schnute.

Wi sind noch nit metenanner feddig, sag de Hahn, as de Schlike wegkrupen woll.

De Jugend es wild, sag de Frau, do was iär dat Kind nt de Kipe fallen.

Komm 'n bietken nöger, sag de Foss tau de Pile, ek kann nit guet hören.

Schade üm diän schäunen Duorst, sag de Handwiärksbursche, do mog he Water drinken.

Donnerwiär! wat giet et doch füör Diers op de Welt, sag de Ape, do sog se 'n puckeligen Schuotstäinfiärger.

Dat giet van Dage 'n häiten Dag, sag de Hexe, as se verbrannt weren soll.

Dat was gefehlt, harr Hittendirk sagt, do woll he de Hitte 'n Bort afmaken un harr iär den Hals afschnieen.

Aller Anfang ist schwer, sag de Deif, do stahl he 'n Ambos.

Wann käine kömmt, wek auk käine hewwen, sag de Foss, do kloppte met 'm Stiärt an 'n Biärenbaum.

Et es käinem Schelm te truen, sag de Junge, Vader legg't Buoterbraut op't Heck.
Nu sasst du mol 'ne Musik hören, sag de Junge, do harr he 'ne Katte 'n Stiärt inklemmt.
Usse Hiärguot wäit ales, sag de Junge, ower nit min Vuogelnest.
Guot si dank, dat ek do nicks met te daun hewwe, sag de Junge, do sog he, wu sik twäi Rüens bieten.
Dat es dat Geld fūör de Kauh, sag de Kerl, do brach he sinem Wiwe 'n Groschen un siewen Pennige no Hus.
'n schlechten Kerl, de mi ächterrücks bekürt, sag Klos un dreihde sik üm.
Ei es Ei, sag de Köster, do nahm he 'n Gauseei.
Dat was gefehlt, sag de Krüppel, do harr iäm de Rüe in't hültene Bäin bieten.
Wo sallt herut? sag de Lüning, do soll he 'n Pilenei leggen.
De Kleikere giet no, sag de Osse, do trock he an.
Nun leb wohl, sag de Pape taum Deif, de hangen weren soll.
Et sind schlechte Tiden, sag de Rawe, do braken se diän Galgen af.
Dat kömmt vam bullern, sag de Schnagel, do was he siewen Johr an 'n Kiärktauern kruopen un as he bolle uowen was un sik schnellen woll, was he herunner fallen.
Ales met Moten, sag de Schnieder, do schlaug he sine Frau met de Jälle (Elle).
Et es 'n dull Volk, sag de Düwel, do harr he 'ne Schufkar vull Katten.
Ek strof min Wif met guede Worde, sag de Bur, do schmäit he iär de Bibbel an 'n Kopp.

Aus Hünxe an der Lippe (Rheinl.).

Von **Henn van Höns.**

Nejohr.

Die hellege Chasdag[1]) woren öwergegolın on die Nejohrsdag stonnen för de Dör. Wej hadden den lessten int olle Johr; märgen fängt dat neje an, dann geht et hen Nejohr afwennen on dann stond alle Botterpött open. Dann gewen

et Nejohrskuken, Olijkückskes, Bollbäuskes, Nött, Brotpeeren on Klöntjes, hier on dor ock noch well es en Appel, mär[2]) se seggen, die hädden golde Stellen gekregen. On es de Noberschop afklabastert, dann geht et et nommedags met Vader on Moder in de Nejohrsvisitt of hen kucken, so es dat wöll genümmt wott.

Also, et wor Sylvesterowend. Dann on wann kom all es en Tropp Gelogsjonges[3]) nor Dörp hen verbejgedrubbelt, öm dat neje Johr andeschieten, de lüjen on de beijern. Eck hat mej ock forgenohmen, de twelf Ühr afdewachten, öm dat eck den esten sen woll, den de Onsen dat Nejohr afwennen woll.

Mär dat soll anders kommen. Moder hat dat den ganzen Dag so drock gehat: dat hat an et schrobben gegohn on an et putzen, dor wor gen End an de fennen, will dat sej niet, so es sej seet, den Dreck van et olle Johr in et neje herin woll leggen loten; on nog, op den laten Owend, mossen do ock noch Kückskes gebacken wonnen. So wonnen et dann för de Póss[4]) Titt nor Bett. On wenn eck ock dat Zweckmässege van dat noh Bett gohn op den Ogenbleck niet insiehn kos, dann soch eck dat doch bald in, wenn eck hier on dor all es in de Weg stonn. Denn van mintwegen sot die Nejohrsonruh all to deger[5]) drinn, öm seck niet all es de verfrejen[6]) on watt öhr anbetroff, sej hatt et so deger drock, on wenn dat wor, dann soch sej döcks[7]) wat, wat sej söss niet soch. So geng dat dann nor Bett hen, mär doch met den fasten Vörsatz, wackereg de bliewen bes Nejohr. — Ewen dat alles Vörnehmen eitel es, dat soch eck in, es den andern Märgen Vader on Moder vört Bett stonnen: Glöckseeges Nejohr, Heinrich! Mär so kos en Jeder kommen, een in de Schlop de öwerrompeln, sowat gow et niet. Eck liet mej dordör ock wijers niet stören, on schliep wijer den Hasenschlop. — Eck kann mej nog rech gut vörstellen, dat mine Ollen seck heimleck döchteg ower den Schlöper gefreut hemmen. Mär eck wor doch döchteg dörgewess on hat öhr doch den Pott afgewonnen, wenn eck, es sej ewen den Pockel gedreiht hadden, mej geschwend herütgekrabbelt, gau[8]) angetrocken, stellekes de Stowendör open gemackt, on nog

„Gu märgen, Glöckseeges Nejohr!“ öhr dat Nejohr afgewonnen hat. Denn dorop kömmt dat an: Wenn dat wennt, on wenn seck dat afwennen löt, dösen mot ock, so es se seggen, traktieren. Et hett ock, wenn en Schaltjohr es, dann mot denjänigen traktieren, denn gewonnen hät, ewel dat send mär so blaue Bändjes van dem, den seck dat af het wennen loten. Nog[9]) wor et an de Titt, den Nejohrsbrief an Dageslech de halen. Eck öwergow den an minne Ollen. Se dejen[10]) em lesen on hadden Spass. Eck freuden mej dorin, dat eck öhr noch hat on dat sej so för mej sorgen dejen; eck hiel öfter ahn, dat sej mej dat vergewen sollen, wat eck in dat vörege Johr fapexiert[11]) hat on versprock öhr, dat sowat niet wer förfallen sall; eck wönssden öhr dorin Gesondheit on dat onsen liewen Heer se mej noch rech lang erholen mög. On dat Ganze, dat wor van de Scholmeister in sone nette Verskes on sone nette Wört opgesatt, dat min Moder, es sej et lesen dej, de Tröhn öwer de Backen liepen. Dat schmett dann en Grossen af in de Spardoss.

Noch dürden et ock gar niet mehr lang, op enmol „Gumärgen, Glöckseeges Nejohr“, komen Nobers Henn, Welm, Bernd, Fretz, Jann, Gerd, Ditz on Öpp,[13]) dör de Döhr de bandusen,[14]) on stellden seck riegenwiess tegen de Dör op. „Glöckseeges Nejohr, Jonges,“ dat hebbt gej gewonnen, so es et rech van og, dat gej ons et Nejohr afwennen kommt; nog well wej dann ock es siehn, of wej noch wat för og hemmen. — Nog wonnen dann den Kückskesback[15]) bej de Bahn gehallt, in den Tutt[16]) met Nött gegreppen on rond gedeilt, dat en jeder en Spier metkreg. Wor dat nog geschijt, dann wonnen seck ock gar niet mehr lang opgeholen, denn dor wor noch föll de berömen. On so geng dat dann wijer, eck natürleck met, van Dör tu Dör: „Gumärgen, Glöckseeges Nejohr“. Nog wor dat gar niet gesagg, wenn dor noch mär öweränzege Titt wor, dat me dormet in de Noberschop blew. Ick weet es en Johr, on verget dat ock silewen niet, dat eck es en Johr met gewess bön, bes op den Dell henweg. On öwerall komen se ons noch adeg[17]) entegen on wej kregen ock noch wat.

Nog mot eck hier noch vertellen, dat dormet bej de

Pastor on de Scholmeister en Ütnom gemack wonnen. Niet es wenn wej dor niet gegohn wören, dat wör doch hels[18]) affrontirleck gewess; mär anstatt „Glöckseeges Nejohr" sachen wej dor „Glückseliges Neujahr." —

Anm.: [1]) Christtage. [2]) aber. [3]) Gelagjnngen. [4]) Kinder. [5]) sehr. [6]) befreien. [7]) oft. [8]) schnell. [9]) nnn. [10]) taten. [11]) verfehlt. [12]) danerte. [13]) Albert. [14]) stürmen. [15]) Kuchenshüssel. [16]) Düte. [17]) anf dem Rückweg. [18]) höllisch.

Dat Holleien.

In ollen Tijen wor dat Modij dervan, wenn en Knech of Mag in de Hür[1]) gebrach wonnen, dat se an et Holl[2]) geleiht[3]) wonnen. Dat nümden se dann „Holleien". Dortu kom dat jonge Volk üt de Noberschop bejen[4]) on gengen meten[5]) et Owes[6]) no dat Hus hen, wor die Neje angekommen wor, sochden se seck bej de Bahn on wosseleiden se nor de Fürsteij[7]) hen. Hier wonnen öhr dat Holl en paar mol öm de Kopp herömgeschlohn met de Wört:

„Im Namen des Heeren!
On wats de niet wetts,[8])
Dat sall dej den Bur on de Fran well lehren.
Det dunnt we tu dinne Ehr on onse Plesir,
Dat sall dej kossen en Kann Fnssel of drij, vier,
En welln we dr[9]) drenken
Vn twe welln we dr dej schenken."

Die lessde Wört sachen joch[10]) noch ganz dütlek, dat dor wat de drenken bej vörfallen moss, on ock ganz genau, wuvöll; en Kann Fussel kossen öhr dat, on dat de Fraulüj dr womögelek en Klöntjen bej kregen, of för den Kloren en Süten. Sej hatt dr dann ock wijers necks bej opsetten on brock seck niet schef ansiehn de loten, denn se hörden nog[11]) in dat Hus on in de Noberschop.

Anm.: [1]) Hut, Obhut, d. h. bei anderen untergebracht werden. [2]) Halteeisen für Kessel über dem offenen Feuerherd. [3]) leiten. [4]) bei einander. [5]) mit einander. [6]) am Abend. [7]) die sich Sträubende zur Feuerstätte führen. [8]) weisst. [9]) davon. [10]) ench. [11]) nnn.

Das „Schöngelbrot".

Dem eine Dienstperson in den Dienst begleitenden Vormunde (gewöhnlich Vater oder Mutter, auch wohl Geschwistern)

stand ein Schwarzbrot zu, das „Schöngelbrot“; schöngeln bedeutet gehen, müssig gehen. „Et es dat en schlech Teiken van en Frommes[1]), wenn se gern schöngelt on fladdern geht, — wat me noch well es döck het, — will dat de Frau on den Besselm[2]) de Hus gehören. Man set ock noch well es dat es en regelirde Schöngel.“

Anm.: [1]) Fraumensch. [2]) Besen.

Die „Tubaat“.

Zum baren Lohne bekamen die Knechte und Mägde die „Tubaat“, bestehend aus Kleidungsstücken und Früchten, je nach Abmachung. Der „Bommeister“ (Altknecht) erhielt im „Bau“ (zur Ernte) eine blauleinene Hose, — er hatte das „Flejen“ (Aufspeichern) zu besorgen —, die Mägde als Garbenbinderinnen eine blauleinene Schürze, die „Bennjock“ (Bindejacke). Ferner gab's als Tubaat Schuhe, Mützen, Hemden, Strümpfe, Holzschuhe.

Berichte und Bücherschau.

Die Volkskunde in den Jahren 1897—1902. Berichte über Neuerscheinungen. Von Dr. Friedrich S. Krauss. Erlangen, Fr. Junge, 1903. S. 180. 8°.

Dieses Buch ist ein Sonderabdruck aus dem XVI. Bande der Romanischen Forschungen, herausgegeben von Dr. K. Vollmöller und stellte sich als eine Fortsetzung der „Allgem. Methodik der Volkskunde“ (Berichte über Erscheinungen in den Jahren 1890—1897) von L. Scherman und Friedrich S. Krauss dar. Das vorliegende Buch gliedert sich in 42 Kapitel, welche sich füglich unter die beiden Überschriften: Allgemeine Methodik und spezifische Bibliographie einordnen lassen. Der erste Teil, die allgemeine Methodik, berührt sich vielfach mit den Ausführungen in der allgem. Methodik, welche die Jahre 1890—1897 umfasst, ist aber um verschiedene

Kapitel vermehrt worden. Die Erörterung solcher Fragen. namentlich, wenn sie so zahlreich aufgeworfen werden, wie es hier geschehen ist, erfordert unsers Erachtens eine noch grössere Ausführlichkeit und bleibt darum besser besondern Abhandlungen überlassen. Auf eine solche aus der Feder des Herrn Verfassers dürfen wir vielleicht noch hoffen.

Bezüglich der spezifischen Bibliographie hat der Herr Verfasser eine weitgehende Einteilung vorgenommen, wodurch die Übersicht in gewisser Hinsicht erleichtert, andererseits aber auch manches seinem Wesen nach Zusammengehörige zerrissen wird. Der kritische Ton des Herrn Verfassers neigt nicht selten zum Sarkasmus, was leicht verletzend wirkt. Man muss sonst über die Belesenheit desselben geradezu staunen und den ungeheuern Fleiss bewundern, der das gewaltige Material zusammengebracht hat. Dass hin und wieder etwas übersehen wurde, ist gewiss verzeihlich. Trotzdem ist das Werk von grösstem Wert und wird jedem, der auf diesem Gebiete arbeitet, unentbehrlich sein. Wir können es zur Anschaffung dringend empfehlen.

Als Probe mag angeführt werden, was der Verfasser über Fragebögen sagt:

„XIV. Fragebögen. Nur formell und stilistisch von Einführungen sind Fragebögen verschieden. Beiden gemeinsam ist das Ziel, das Gebiet der Forschung abzustecken, nur in den Zwecken gehen sie auseinander. Der Fragebogen soll auch den, der sich nicht zum Fachmann ausbilden will, befähigen, für den Forscher nutzbares Material zu erheben oder zu vermitteln. Wenn der Fragebogen so abgefasst ist, dass der Befragte nicht auf Phantastereien und Lügen verfällt, um den Frager zu befriedigen, sondern sich notwendigerweise auf die Mitteilung seines erlebten Wissens beschränken muss, so erfüllt er seinen Zweck vollständig. Den erreicht er vor allem durch Kürze seines Umfanges und eine allgemein gehaltene Formulierung der Fragen, aus denen die Ansicht des Fragestellers nicht hervorgeht. In Bezirken, wo sich die Freunde der Folklore zu deren Pflege zum erstenmal vereinigen, sei es in einer Gesellschaft, sei es um eine neue, die erste. Folklorezeitschrift, dient der Fragebogen zugleich

als beliebtes Werbemittel; besser wäre freilich, eine grössere Anzahl wissenschaftlich (philologisch oder medizinisch) tüchtig gebildeter und in der Volkskunde bereits geschulter Sammler ins Volk auszusenden — natürlich mit ausreichenden Hilfsmitteln —, statt den Patriotismus, die Opferwilligkeit usw. tausender von Gebildeten flehend anzurufen. In der Volkskunde macht es nicht die Menge, sondern der Forschersinn Einzelner aus, nicht anders als in der Philologie und Paläontologie, Chemie und Astronomie.

Mit allen erwünschten Vorzügen ausgestattet sind der englische, sächsische, bayerische, hessische und die russischen Fragebogen, die serbischen, bulgarischen und polnischen beeinträchtigen vielleicht ihren Erfolg bei Laien durch ihre allzubreite Gründlichkeit. Den Fragern wird das Fragen förmlich zum Selbstzweck. Man hat zu bedenken, dass es, wenn eine Frage bereits aus der vorhandenen Literatur nach jeder Richtung hin befriedigend beantwortet werden kann, verfehlt ist, sie nochmals aufzuwerfen, weil man die Leute, an die man sich wendet, damit zuweilen abschrickt und sein Ziel nicht erreicht. Über die Methode des Ausfragens und Aushorchens, die sich überall in der Welt bestens bewährt, äusserten sich kurz und gut A. G. M. Daenen, Alfred Harou und Eugène Monseur, ebenso Washington Matthews, dessen Weisungen allgemeingültig sind." S.

C. Schmachtenberg, Rengeldnwen. Gedichte in Wuppertaler Mundart. 2 Hefte. Das erste in 2. Aufl. Elberfeld bei Joh. Fassbender. Preis à 0,50 Mk.

Wir möchten nicht unterlassen, auf die neuesten Werke des bekannten Wuppertaler Dialektdichters hier aufmerksam zu machen, die eine gute Probe der hier gesprochenen Mundart darstellen. Durch den sie durchwehenden frischen und ursprünglichen Humor vermögen sie das Herz eines jeden zu erfreuen. Whn.

Kaisersesch.

Bericht über die Versammlung am 10. Januar 1904.

Die neugegründete Ortsgruppe Kaisersesch hielt am Sonntag, den 10. Januar cr., im Hotel zur Post unter dem Vorsitze des Lehrers Zender-Eppenberg ihre I. Versammlung ab, die zahlreich besucht war und einen schönen Verlauf nahm. Der Vorsitzende legte in längerem Vortrag Ziel und Methode der Volkskunde dar. Er gab eine kurze Übersicht über die Geschichte der Volkskunde und ihre ethische und praktische Bedeutung sowie ihre innigen Wechselbeziehungen zu den einzelnen Zweigen der gesamten Wissenschaft. Eingehender behandelte Referent die Methode der Volkskunde, speziell das Verfahren der Ortsgruppen bei volkskundlichen Forschungen, und brachte einige diesbezügliche Fragebogen allgemeinen Inhalts zur Kenntnis der Versammelten.

Die Aufnahme der Mitglieder ergab die stattliche Zahl von 24, dazu ernannte die Versammlung ein korrespondierendes und ein Ehrenmitglied. Der Vorstand der Ortgruppe setzt sich zusammen wie folgt:

I. Vorsitzender: Lehrer Zender, Eppenberg.
II. „ Hauptlehrer Wickert, Düngenheim.
I. Schriftführer: Lehrer Klöckner, Landkern.
II. „ Lehrer Ehrlich, Laubach.
Kassierer: Buchdrucker Sesterhenn, Kaisersesch.

Alle Zuschriften usw. sind zu richten an: Lehrer Zender, Eppenberg bei Kaisersesch.

Auf Antrag des Vorsitzenden beschloss die Versammlung, bei der nächsten Sitzung gemeinsam über den von dem Vorstande auszuarbeitenden Entwurf der Satzungen der Ortsgruppe zu beraten resp. abzustimmen.

Nachdem der Vorsitzende die Mitglieder noch zu reger Werbetätigkeit aufgefordert, schloss er die Versammlung mit dem Wunsche, dass die Ortsgruppe stets eingedenk ihres idealen Zweckes sein möge und so dazu beitrage, dass das „Volkstum werde der Völker Jungbrunnen“.

Zender.

Karl Dirksen †.

Leider müssen wir schon im ersten Hefte unserer Zeitschrift einer traurigen Pflicht genügen und einem der Getreuesten im Gefolge der Volkskunde, der so gern und freudig Anteil nahm an der Gründung des Vereins für rheinische und westfälische Volkskunde, einige Worte des Nachrufs widmen, nämlich Karl Dirksen aus Meiderich.

Am 10. Februar 1850 wurde er als Sohn des Fabrikanten C. H. Dirksen in Leer (Ostfriesland) geboren. Seine Vorbildung erlangte er auf einem Realprogymnasium seiner Vaterstadt. Da die Prüfung keine Berechtigung zu irgend einem akademischen Studium in sich schloss, und bei der Einfachheit, die in dem Elternhaus herrschte, wohl kaum an ein solches gedacht sein wird, beschloss er, einem inneren Drange folgend, Volksschullehrer zu werden. Er trat nach damaliger Sitte als Schulgehülfe bei einem alten Kantor ein, um sich bei diesem für das Seminar vorzubereiten, das er während der Jahre 1868—71 zu Aurich besuchte. Aus dieser Zeit stammt eine kleine Arbeit von ihm, worin er seine kleinen Schicksale und Erlebnisse und die damalige unzulängliche Vorbildung zum Berufe teils humoristisch, teils mit leichtem Spott, dessen seine Natur sonst bar war, beschreibt. Nach dem Abgange vom Seminar war er zuerst wieder Hilfslehrer oder Schulgehülfe — wie man sagte — und erhielt dann eine Anstellung an der Privat-Rektorschule in Weener. Diese Stelle vertauschte er anfangs 1873 mit einer Schulstelle an der evangelischen Schule in Esens (Harlingerland). Am 29. Juli desselben Jahres führte er seine Braut zum Altare, Hillene Rabenberg. Die Verhältnisse hielten ihn nicht lange dort, denn schon 1875 erhielt er eine besser dotierte Stellung an der evangelischen Volksschule in Meiderich, wo er nach 28jähriger reicher Schaffenszeit am 27. September 1903 starb. — — —

Mit Lust und Liebe war Karl Dirksen Volksschullehrer, denn er hatte für das oft recht arme kleine Volk dasselbe mitfühlende Herz wie Meister Pestalozzi. Aber bei aller Hingabe an seinen Beruf erschöpfte sich seine geistige Reg-

samkeit uicht in dessen treuer Pflichterfüllung, durch rastlosen Fleiss und unermüdlichen Eifer, gepaart mit Liebe und Neigung, hatte er sich eine Kenntnis der mittel- und althochdeutschen, schwedischen, dänischen, holländischen, englischen und teilweise sogar der alten klassischen Literatur erworben, die ihn befähigte, das Wesen besonders des germanischen Volkes, wie es in seinen Sprichwörtern, Redensarten, seinen Sitten und Bräuchen usw. den beredten Ausdruck findet, eingehend zu umfassen. Sein ganzes Wesen gehörte dem Volke. Der schönste Beweis dafür ist die Liebe, deren er sich im Leben erfreute und die sich bei seinem Hinscheiden kund tat. Die Freunde der Volkskunde und besonders der Verein für rheinische und westfälische Volkskunde, zu dessen Mitbegründern er gehörte, werden ihm ein ehrendes Andenken bewahren.

Seine Schriften sind folgende:

1. Ostfriesische Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten mit historischen und sprachlichen Anmerkungen (Prof. Dr. K. Weinhold in Berlin gewidmet). Heft I und II. Heft I erlebte eine zweite Auflage bei Andreae & Co. in Ruhrort.
2. Meidericher Sprichwörter und Redensarten mit historischen und sprachlichen Anmerkungen. 1. Aufl. Selbstverlag. 2. Aufl. bei Hartung in Königsberg.
3. Volkskundliches aus Meiderich (Prof. Dr. M. Heyne in Göttingen gewidmet). Bonn bei P. Hanstein.

Ferner schrieb er vielfach für Zeitschriften, so für die Zeitschrift für Volkskunde (begründet von Weinhold), für das Korrespondenzblatt für niederdeutsche Sprachforschung u. a. Auch wir werden unsern Lesern noch verschiedene wertvolle Beiträge von dem Verstorbenen bieten können.

K. Wehrhan.

Baedekersche Buchdruckerei, A. Martini & Grüttefien, Elberfeld.

Zeitschrift
des Vereins für
rheinische und westfälische Volkskunde.

1. Jahrgang. 1904. Zweites Heft.

Volksmedizin am Niederrhein.

Von **Karl Dirksen** †, Meiderich.

Vorbemerkungen.

Der Ort Meiderich am Niederrhein, in dem die folgenden Volksarzeneien gesammelt worden sind, ist in der kurzen Zeit von etwas mehr als einem Drittel Jahrhundert von einem kleinen, nur etwa 3000 Einwohner zählenden Dorfe zu einem stattlichen Orte von ca. 40000 Einwohnern angewachsen. Dass sich bei einer derartig schnellen Zunahme der Bevölkerung der ursprüngliche Volkscharakter verliert und es unter diesen Umständen schwer ist, einheimische Sitten und Bräuche zu sammeln, liegt auf der Hand. Nur noch alte einfache Väterchen und Mütterchen sind es, die die Traditionen treu im Gedächtnis gehalten haben, und mit diesen hat sich der verstorbene fleissige Sammler abgemüht, um herauszubekommen, was von der einheimischen Art noch vorhanden war. Sorgsam Echtes von Unechtem sichtend, ist er vorgegangen, wie es eben ein Volksforscher muss, wenn er ein naturgetreues Bild und kein Zerrbild von der Väter Art bieten will. —

In mancherlei Art und Weise äussert sich das Wesen des Volkes. Einmal in seinen Sprichwörtern, die man die Weisheit auf der Gasse nennt, dann in Rätseln, Liedern und Märchen, seinem Aberglauben usw. Wenn da manchmal auch viel närrisches Zeug neben wirklich Schönem und Erhabenem vorkommt, das Bild vielleicht zuweilen auch der unfreiwilligen Komik nicht entbehrt, und vieles sich zeigt, das die superklugen Nachkommen mit souveräner Verachtung betrachten, so werden manche doch auch den Gesamteindruck

gewinnen, dass man es mit einem gesinnungstüchtigen, wackeren Völkchen zu tun hat, das sich in allen Lagen des wechselvollen Daseins zu helfen gewusst hat. Wenn wir es nun durch alle Phasen des Lebens begleiten, wenn wir es bei der Wiege des Kindes, an der Tagesarbeit, in der gemütlichen Schummerstunde, bei der Hochzeit, in allen sonstigen Gepflogenheiten beobachten, müssen wir auch einen Augenblick verweilen, wenn es am Kranken- und Sterbebett seiner Lieben steht. Wir müssen sehen, wie es sie pflegt und ihnen in jeder Beziehung Erleichterung zu verschaffen sucht und sich überhaupt in diesen ernsthaftesten Lagen des Lebens benimmt. Es ist dies oft rührend mit anzusehen, wenn auch vielleicht manchem Leser beim Durchsehen der Mittel der Ruf entfährt: o, sancta simplicitas!

Die Ärzte wohnten manchmal recht weit, und es musste eine erste Hülfe geleistet werden. Diesem Umstande verdanken die gesammelten Mittel aber nur zum geringen Teile ihren Ursprung. Man hat viel eher Grund anzunehmen, dass es das vielfach herrschende Misstrauen vor den studierten Ärzten war, welches das Volk zur Eigenhülfe trieb und ferner der Gedanke, dass doch auch jene manchen Krankheiten rat- und hülflos gegenüberstehen. Dass diese Ansicht auch jetzt noch vorhanden ist, beweist zur Genüge der Stand unserer heutigen Kurpfuscherei, und dass heute noch Leute aus den besten Kreisen zu geschäftsmässigen „Gesundbetern", einem Schäfer Ast und dergleichen Leuten ihre Zuflucht nehmen. Man hat daher wohl kaum Grund, auf die Voreltern mit verächtlichem Stolze herabzublicken, wenn sie zum Teil zu recht absurden Mitteln, ja, zum krassen Aberglauben ihre Zuflucht nahmen. Sie wollten doch ihre Lieben so gern gesund haben! — Den Volksarzeneien ist noch wenig Beachtung geschenkt worden, und so ist es denn auch Zeit, dass sie einmal ans Licht gezogen werden.

Möge diese Sammlung meines verstorbenen Vaters, die ich nach seinen Notizen und seinem Konzepte zusammengestellt habe, ein Antrieb auch zum Sammeln nach dieser Richtung hin sein, dann ist ihr Zweck und die Absicht des teuren Toten erfüllt!

Als Laie auf medizinischem Gebiete hat mein Vater es unterlassen, sich über den Wert oder Unwert der vorgeschlagenen Mittel auszusprechen; er hat sich vielmehr darauf beschränkt, in einzelnen Fällen eine eigene Bemerkung hinzuzufügen. Am Schluss der Arbeit bietet er die ortsübliche Bezeichnung der Krankheit. In allen den Fällen, in denen er über die Krankheit oder das gegen eine solche empfohlene Mittel zweifelhaft ist, hat er die lateinische Bezeichnung hinzugefügt.

Meiderich am Niederrhein, im Februar 1904.

Chr. Dirksen.

I. Krankheiten des Kopfes.

Gegen Kopfschmerzen sind mit Wasser und Essig angefeuchtete Umschläge zu benutzen. Gras und Vogelmiere um den Kopf gebunden, helfen ebenfalls. Man lege ein Blatt von einem roten Kappus auf den Kopf. Man mache aus Dochtgarn (wikegarn) einen etwa 30 cm langen Lampendocht, zünde ihn an und lasse den Qualm in die Nase ziehen. Man bade die Füsse in Salzwasser, oder streue eine Hand voll Salz in die Schuhe und gehe darauf.

II. Krankheiten des Auges.

Entzündete Augen sind mehrmals täglich mit Kamillentee zu bähen. Man nehme Märzschneewasser oder fliessendes Wasser, mische demselben ein wenig weissen Augenstein, Zucker und Nelken bei, lasse die Mischung einige Tage stehen und wasche damit wiederholt die Augen. Heilung wird ebenfalls bewirkt,

> wenn man einen faulen, süssen Apfel, oder in Scheiben geschnittene Gurken, oder rohes Rindfleisch, oder die Hälfte eines hartgekochten Hühnereies, aus welcher man das Gelbe entfernte, auf das Auge bindet. —

Der im Frühjahr aus den Zweigen eines geschnittenen Weinstocks fliessende Saft ist in Flaschen aufzufangen und zum Auswaschen der Augen zu benutzen. Wer gerötete Augen hat, trage bleierne Ohrringe. Staub, Eisenschlag und dergleichen entfernt man aus dem Auge, wenn man ein Krebs-

auge (Lapis Cancerorum) unter das obere Augenlid schiebt; doch hilft in vorliegendem Falle oft auch eine Priese Schnupftabak, die Niesen und Tränen des Auges verursacht.

III. Krankheiten des Ohres.

Gegen Ohrschmerzen ist ein mit gemahlenem Pfeffer gefülltes leinenes Läppchen, welches vorher mit Spiritus angefeuchtet wurde, möglichst tief ins Ohr zu stecken. Man stecke ein Stückchen Speck von einem borg (verschnittenen männl. Schwein) ins Ohr und umwickle den Kopf mit Watte. Einige Tropfen warme Milch, oder warmes Rüböl, oder Kamillentee sind ins Ohr zu giessen. — Um den Eiter in einem kranken Ohr zu lösen und zum Auslaufen zu bringen, giesse man auf eine Vierteltasse weisse Bohnen kochendes Wasser und lasse die Dämpfe ins Ohr ziehen.

IV. Krankheiten der Nase.

Schnupfen heilt man, wenn man die Nase mit warmem Rüböl einreibt. Auch wird derselbe gehoben, wenn man ein warmes Spültuch unter die Nase hält und das darin befindliche Wasser aufzieht. Man lasse den Dampf von heissem Wasser oder Kaffee in die Nase ziehen.

Gegen Nasenbluten ist kaltes Wasser, oder Wasser mit Essig durch die Nase aufzuziehen. Kaltes Wasser, das dem Betreffenden unvermutet in den Nacken gegossen wird, stillt ebenfalls das Nasenbluten. Man veranlasse den Blutenden, die Arme emporzustrecken, oder seinen kleinen Finger mit einem wollenen Faden fest zu umwickeln. Gegen starkes und anhaltendes Nasenbluten lege man frischen Schweinedünger auf den Puls. Eine kleine Kupfermünze unter die Zunge gelegt, hilft ebenfalls.

V. Krankheiten des Mundes.

Gesprungene Lippen, wundes Zahnfleisch und Geschwulste an der Zunge werden durch den Bast vom Kreuzdorn geheilt. Nachdem man von den zur Verwendung besonders geeigneten jüngeren Zweigen die äussere Rinde entfernt hat, löse man mit einem Messer den grünen Bast ab und kaue denselben.

Um sich gegen Zahnschmerzen zu schützen, trage man eine Elefantenlaus (Anacardia) an einem Bindfaden um den Hals, oder man reibe mit schwachem Seifwasser einmal wöchentlich die Zähne so lange mit dem Finger ab, bis das Zahnfleisch zu bluten anfängt. Bereits vorhandene Zahnschmerzen beseitigt man, wenn man ein Stückchen Kalmus längere Zeit kaut. Man nehme Schnaps, brenne den Spiritus ab, reibe das übrig Gebliebene in der flachen Hand und ziehe es durch die Nase auf. Roggenmehl oder Weizenkleie in einem Säckchen warm auf die Wange gelegt, vertreiben ebenfalls die Zahnschmerzen. Gegen Zahnschmerzen ist heisses Brot auf die Wange zu legen. Man lege Bast vom schwarzen Holunder, oder feingeriebene Blätter von der Schafgarbe auf den kranken Zahn. Der Saft aus der sonnenwendigen Wolfsmilch (heksenmelk) ist hinters Ohr zu streichen. Spürt man an der rechten Seite Zahnschmerzen, so lege man hinter das linke Ohr ein Pflaster von grüner Seife mit etwas gemahlenem Kaffee.

VI. Krankheiten des Halses.

Schmerzen im Halse schwinden:

a. wenn man trockenen Speck oder einen gesalzenen Hering um den Hals bindet,
b. wenn man den Hals mit einem schwarzen Strumpf, den man den Tag über angehabt hat, umwickelt,
c. wenn man gekochte und zu Brei gestampfte Kartoffeln möglichst heiss als Umschlag verwendet,
d. wenn man den Hals mit Fliedertee und Glaubersalz, oder mit Salzwasser gurgelt,
e. wenn man ein nasses Tuch um denselben schlägt.

Heiserkeit hört auf, wenn man den Hals mit Tee aus den Blüten der Königskerze gurgelt. —

Husten wird durch folgendes Mittel beseitigt: Trockene Blätter vom Brombeerenstrauch werden mit einer Möhre, einer Handvoll Weizenkleie und einer Stange Süssholz gekocht. Darauf wird die entstandene Flüssigkeit durch ein Tuch geseiht, mit Lakritzen, Salmiak und braunem Kandis versüsst und tassenweise gegen Husten getrunken. —

Ist das Zäpfchen im Halse geschwollen, so streiche man die Sehnen über dem Handgelenk wiederholt mit dem Daumen und mache mit dem Schlunde die Bewegung, als ob man etwas herunterschlucke; oder man versuche, „über dem Daumen zu gähnen.“ Zu dem Zwecke balle man die Hand zu einer Faust und zwar so, dass das obere Glied des Daumens von dem Zeigefinger und Mittelfinger fast ganz bedeckt ist und stemme das untere, unbedeckt liegende Glied desselben zwischen die Zähne und versuche zu gähnen.

VII. Krankheiten der Brust.

Wenn Kinder Brustschmerzen haben, sind deren Brust und Füsse mit recht warmem Rüböl einzureiben und vor dem Feuer einzutrocknen. Das Übel wird ebenfalls beseitigt, wenn man den Kindern ein Talgpflaster (ungelsplôster) mit etwas geriebenem Muskat auf die Brust legt. Graue Kellerschnecken werden unter Hinzufügung von weissem Stampfzucker zu einem dickflüssigen Schleim gekocht und teelöffelweise eingegeben.*) — Spürt man Stiche an der linken Brustseite, so ist der Daumen der linken, im entgegengesetzten Falle der der rechten Hand mit den zu einer Faust geballten Fingern der entsprechenden Hand kräftig zu drücken. Man reibe die Seite mit warmem Rüböl ein, oder lege ein Senfpflaster auf dieselbe, oder verwende ein Hamburger Pflaster, welches man auf einen schwarzen seidenen Lappen gestrichen hat.

Brustschmerzen schwinden auch, wenn man recht heisses Salzwasser nimmt, einen leinenen Lappen darin taucht, diesen gut ausdrückt und auf die Brust legt. Darüber ist eine wollene Decke zu tun. Die Prozedur ist oft zu wiederholen.

---

*) Man glaubt allgemein, dass obiges Mittel unter dem Namen „schlekkensirup“ auch in der Apotheke erhältlich sei. Was man hierorts aber unter dieser Bezeichnung, in Ostfriesland unter dem Namen „slakkensirôp“ und „sniggensirôp“ in der Apotheke bekommt, wird nicht aus Schnecken, sondern aus der Althee- oder Eibischwurzel hergestellt und ist als Syrupus Althaeae bekannt. Die offenbar mit Rücksicht auf die schleimige Beschaffenheit der Masse gewählte Bezeichnung hat zu obigem Irrtum Anlass gegeben.

VIII. Krankheiten des Magens und des Unterleibes.

1. Gegen Magenschmerzen ist der aus den Flüssen angeschwemmte Sand, der besonders an der Emscher in grosser Menge vorkommt, zu gebrauchen und mit etwas reinem Brunnenwasser einzunehmen. Hat man keinen Treibsand (driefsand) zur Stelle, so nehme man einen Teelöffel weissen Streusand mit etwas Wasser ein. — 12 bis 18 Pfefferkörner, mit etwas Wasser heruntergeschluckt, leisten gegen das Übel ebenfalls vortreffliche Dienste; das Mittel ist nötigenfalls zwei- oder dreimal zu wiederholen. Gegen Magenschmerzen ist ein aus getrockneten Blüten des gewöhnlichen Klees, oder ein aus gleichen Teilen Pfeffermünz und Kamillen bereiteter Tee zu trinken. Schnaps und Wurzeln vom Meerrettich helfen ebenfalls. Auf Wurzeln des Tausendgüldenkrauts (Erythraea Centaurium) giesse man eine halbe Kanne Schnaps, lasse denselben 24 Stunden ziehen und trinke morgens im Nüchtern ein Gläschen davon. Man röste Schweinehufe (farkes-schuun) wie Kaffeebohnen in einem Topfe, drehe sie dann in einen Lappen und klopfe sie mit einem Hammer möglichst fein, giesse eine entsprechende Menge Schnaps oder doppelte Anisette darauf und nehme morgens, bevor man noch etwas gegessen hat, ein Gläschen voll davon ein. Das Mittel ist dreimal täglich anzuwenden. Ein Kalmusschnäpschen, oder ein Schnäpschen mit etwas geriebenem Muskat (beschôtene nut) sind ebenfalls vortrefflich gegen Magenschmerzen. Eine Flasche mit Schnaps und etwa 10—15 grünen Wallnussschalen ist in die Erde zu vergraben; nach 24 Stunden kann man davon einnehmen. Man mache einen blauleinenen Lappen oder einen irdenen Teller heiss und lege ihn auf den Magen. Man reibe die Magengegend gehörig mit gutem Schnaps ein. Der Patient esse soviel Hutzucker, als ihm nur irgend möglich ist. Man pappe mit gekochter Hafergrütze. Gegen Magenschwäche nehme man jeden Morgen ein weichgekochtes Ei im Nüchtern, so heiss wie man es vertragen kann.

2. Gegen Schluckzen (singultus), in Meiderich=huuk, sind nachstehende Worte dreimal ohne Atemholen und ohne Unterbrechung zu sprechen:

Ik heb den huuk,
den huuk het mij;
wis dôu em hewwe,
dan krieg em dij.

Man soll den mit Schluckzen Behafteten erschrecken, ihm etwa unvermutet einen gehörigen Stoss in den Nacken geben, oder ihm raten, ein Klümpchen Erde zu essen.

3. Gegen Gelbsucht ('t geel) ist Tee von den Blättern der Stechpalme (hölzkrappen) zu gebrauchen. Läuse auf Butterbrot sind das gebräuchlichste und am meisten empfohlene Mittel. Der Wirbel des Kopfes ist täglich mit Franzbranntwein, welchem man geschabten Rotstein (rôdsteen) beimischte, zu waschen; ausserdem ist Tee von Erdbeerranken einzunehmen. Man schabe etwas von den Fingernägeln, tue es in Schnaps und trinke es. An drei aufeinander folgenden Tagen ist frühmorgens, bevor die Sonne aufgeht, ein mit Essig geklopfter Eidotter einzunehmen.

4. Gegen Durchfall esse man anstatt des hierorts üblichen Schwarzbrotes Weissbrot mit etwas Butter. Reissuppe mit gemahlenem Kaneel hilft ebenfalls. Ferner rät man, buukweite-ufle mit Kaneel zu essen, d. h. in der Pfanne gebackene Hefekuchen aus Buchweizenmehl mit Zimt. Man brate ein frisches Brötchen, nachdem man es durchgeschnitten hat, auf dem Ofen und esse es mit Butter. Rotwein, welchen man mit Stangenkaneel kochte, ist zu trinken. Man streicht auch die Blüten des grossblätterigen Wegerichs ab, giesst heisses Wasser darauf und trinkt den Tee davon. Auch empfiehlt man, ein warmes Brötchen, das mit Baumöl getränkt wurde, zu essen, oder getrocknete Waldbeeren gekocht und mit Zucker versüsst einzunehmen.

5. Gegen Verstopfung kleiner Kinder, selbst der Säuglinge, ist ein Seifen- (seeppill) oder Talgstopfen anzuwenden, welchen man denselben in den After steckt; Erwachsene nehmen anstatt desselben eine getrocknete Pflaume, (kwetsch) welche sie nach Entfernung des Steins umdrehen, so dass das Innere nach aussen kommt, und verfahren in gleicher Weise. Man nehme ferner Korinthen, giesse kochendes Wasser darauf und tue Zucker hinzu. Bei ganz kleinen Kindern: Muttermilch mit etwas Stärke.

Aus der Apotheke bezogene Mittel, die hierorts gegen Verstopfung eingenommen werden, sind:

Hufeland's Kinderpulver,
Faulbaumrinde, aus der Tee bereitet wird, und
Sennesblätter (seemsbleer), welche mit Pflaumen gekocht werden.

6. Gegen Kolik ist heisse Milch mit etwas geschmolzener Butter oder mit geriebenem Muskat einzunehmen. Schnaps, der einige Tage auf geschälten Rosskastanien gestanden hat, hilft ebenfalls.

7. Wenn Kinder an Spulwürmern leiden, lege man denselben einen mit gewärmtem Tran getränkten leinenen Lappen auf den Nabel. In Tran gebratene Zwiebeln auf den Nabel gelegt, helfen ebenfalls. Man koche Milch mit Knoblauch, versüsse sie mit etwas Zucker und gebe davon zu trinken. Leiden erwachsene Personen an Würmern, so sollen sie morgens, bevor sie noch etwas gegessen haben, einen Mund voll Brot längere Zeit kauen, dann ausspucken, und nachdem sie den Mund mit frischem Wasser gereinigt haben, ein Schnäpschen trinken. Auch empfiehlt es sich, frühmorgens Wasser von eingemachtem Sauerkraut (kûm) zu trinken.

8. Mittel gegen Bandwürmer: Das Kraut vom Rainfarn (fanekruud) wird getrocknet, zu Tee verwendet und morgens bei nüchternem Magen eingenommen. Wenn der Wurm dann nicht abgeht, ist eine Hungerkur durchzumachen, die 2 × 24 Stunden dauert. Während dieser Zeit wird, wenn irgend möglich, auch kein Wasser getrunken, höchstens ein gesalzener Hering gegessen. Sollte der Bandwurm noch auf sich warten lassen, so koche man frische Milch und stelle sich mit geöffnetem Munde über dieselbe, worauf er alsbald erscheint; man halte aber eine Schere bereit, um ihm sofort den Kopf abschneiden zu können. Das übrige Ende des Wurms geht auf dem natürlichen Wege fort.

9. Harnverhaltung (Ischuria) las up et water. Wer daran leidet, bereite Tee aus den Kernen von Mispeln, oder aus getrockneten Goldblumen, oder aus den Schoten des Besenginsters (brömme), oder aus etwa 10 Pfirsichkernen (pirskes), oder aus den Blüten des Liebfrauenbettstrohs.

Man empfiehlt weiter: Tee aus den Fäden der Bohnen, Tee von Petersiliensamen, Tee von den Schalen der grossen Bohnen und Wachholderbeerentee. Während der Patient schläft, stecke man dessen Hände in kaltes Wasser.

Beabsichtigt man eine sofortige Entleerung der Blase, so nehme man vier Schwefelhölzchen, wie sie vor Einführung der Streichhölzchen im Gebrauch waren, zünde sie an und halte sie unter die Nase.

10. Bruch. Man töte eine Kröte (giftige pet) und reibe den Unterleib damit ein, oder man benutze Bärenfett zum Einreiben desselben. Spieköl, Eieröl, Dillöl, Kamillenöl und Peteröl werden zu gleichen Teilen untereinander gemischt und zum Einreiben des Unterleibes verwendet.

IX. Krankheiten der Haut.

1. Sommersprossen (sommersprutte) schwinden, wenn man das Gesicht wiederholt mit Pferdemilch wäscht. Auch kann man Schlamm aus einem stehenden Gewässer, oder den aus frischem Quarkkäse fliessenden Molken, ferner Tau vom Grase zum Waschen verwenden.

2. Rote rauhe Flecken am Kinn, hierorts „teters“ genannt, schwinden, wenn man wiederholt mit einem Goldstück längere Zeit darüber reibt; auch kann man das aus ungesalzener Butter fliessende Wasser dagegen gebrauchen.

3. Warzen (wratte) vertreibt man, wenn man diese zählt, ebensoviele Knoten in einen Bindfaden macht und diesen unter der Türschwelle oder Dachtraufe vergräbt. Man nehme Schale von der grossen Bohne (dikke bone) und reibe mit der inneren Seite derselben wiederholt die Warzen ab. die Schale aber vergrabe man. Der mit Warzen Behaftete hat seine Hände am Gesicht eines Toten zu streichen. Während des Grabläutens sind die Hände in fliessendem Wasser zu waschen, wobei zu sprechen ist:

Do lüjen se en dojen in et Graf
ik wasch my al mine wratten af.

Wiederholt mit nüchternem Speichel angefeuchtete Warzen schwinden. Mit Erfolg wird die Milch der sonnen-

wendigen Wolfsmilch, die man hier heksenmelk nennt, angewendet; auch hilft weisse Kreide (witte knied), wenn man sie wiederholt über die Warzen streicht. Man nehme frisches Rindfleisch (auch Speck), reibe damit die Warzen und vergrabe es. Von einer rohen Kartoffel schneide man eine Scheibe ab, bohre das übrige Stück mit einem Messer aus, so dass ein Töpfchen entsteht, und fülle dieses mit Salzkörnern. Mit dem abgeschnittenen Stück wieder zugedeckt, ist die Kartoffel an einen kühlen Ort, am besten in den Keller, zu bringen und so hinzustellen, dass sie nicht umfallen kann. Um dies zu verhüten, lege man sie in ein Töpfchen oder eine Tasse. Sobald das Salz geschmolzen ist, sind die Warzen verschwunden. Empfohlen wird auch, Schnecken zu suchen, so viel als man Warzen hat, und jede einzeln über sämtliche Warzen zu reiben.

4. Gesprungene Hände, d. h. mit „kiperkenen" versehene, heilt man, wenn man sie abends vorm Zubettegehen bepisst (seike, sekke). Haben sich aber in der Handfläche oder zwischen Handfläche und Daumen tiefe Risse, sog. kene, gebildet, so nehme man Pech, mache es so heiss, dass es tröpfelt, und lasse es in die wunden Stellen fliessen. Auch kann man anstatt dessen Talg oder Wachs mit etwas Rüböl (ölig) anwenden. Oder man nehme den aus tannenen Reckenpfählen (rekkepöl) quellenden dickflüssigen Saft (Terpentin) und streiche ihn in die kene. Der Saft braucht nicht heiss gemacht zu werden.

5. Blasen (blorren) an Händen und Füssen werden geheilt, wenn man durch sie einen wollenen Faden zieht. Dadurch wird nicht nur das vollständige Auslaufen des Wassers bewirkt, sondern auch die Haut bleibt erhalten. Auch durch die roten Klemmblasen ziehe man einen wollenen Faden.

6. Brandwunden. Um zu verhüten, dass sich über dem durch Berührung mit einem glühenden Gegenstand oder heissem Wasser entstandenen Brandflecken eine Blase bildet, kann man eins der folgenden Mittel anwenden:

> geriebene rohe Kartoffeln, grüne Seife, gekochtes Leinöl, süsse Milch, Kalkwasser, Weizenmehl, Apfel- oder Birnkraut, Essig, Tran, Sauerkraut.

Befindet sich die gebrannte Stelle an der Hand oder am Arm, so lässt sich auch folgendes, allerdings schmerzhaftes Mittel anwenden:

Man bestreicht den betr. Körperteil mit Öl oder Fett und hält ihn darauf möglichst dicht an das Feuer. Gegen die infolge Verbrennung entstandenen Wunden wende man folgendes Mittel an:

Man nehme ein frisches Hühnerei, lasse dessen Inhalt, nachdem man an der Spitze ein kleines Loch gemacht hat, in eine reine Tasse laufen, giesse ebensoviel Rüböl, das man der Bequemlichkeit halber in der Eierschale messen kann, hinzu und rühre die Masse so lange mit einem Stäbchen oder Löffel um, bis kein Öl mehr auftreibt. Darauf schmiere man die auf obige Weise gewonnene Emulsion möglichst dick auf einen leinenen Lappen und lege sie auf die Wunde Das Mittel ist zweimal täglich frisch aufzulegen, und hat den Vorzug, dass es nicht festklebt, die Wunde rein hält und rasch Heilung bewirkt.

Mark aus Kohlstrunken (mûsstrunk pl. mûsstrünk), weisses Wachs und Baumöl (boomôlig) sind untereinander zu kochen und mittels eines leinenen Läppchens auf die Brandwunde zu legen. Auf Brandwunden lege man auch ein Blatt von der Heilzwiebel.

7. Zur Heilung von Brandwunden und sonstigen Wunden werden verwendet:

a. die Blätter vom grossblätterigen Wegerich (wegsbler),

b. Blätter vom Huflattich,

c. Blätter der weissen Lilie.

Sie sind sämtlich mit der Unterseite auf die Wunden zu legen. Bildet sich in einer Wunde faules Fleisch, so streue man in sie weissen Stampfzucker.

Hat jemand sich einen Nagel oder einen anderen spitzen Gegenstand in den Fuss getreten, und stellt sich infolge dessen Entzündung ein, so bade man in möglichst warmem Wasser, das mit Vogelmiere zu einer dickflüssigen Masse gekocht wurde.

8. Geschwüre am Finger ('n schwer an de finger). Um solche zur Reife zu bringen, umwickele man den Finger

mit Speckscheiben,
mit gekautem Butterbrot,
mit gekochtem Weissbrot, dem etwas Safran beizumischen ist,
mit Scheiben von rohen Zwiebeln (look),
mit Zwiebeln, die in Öl gebraten wurden,
oder man lege die unter der Schale liegende Haut eines frischen Hühnereies auf.

Auch das wiederholte Baden des Fingers in gekochter Vogelmiere hilft.

Als besonders empfehlenswerte Mittel werden genannt:

a. Frischer Kuhdünger (kudriet) und Menschenkot (driet), womit der Finger ebenfalls zu umwickeln ist,
b. gekochter Leinsamen, in dem die Hand zu baden ist,
c. ein Stück weisses, zu Pulver geklopftes Fensterglas, das mit feingehacktem Knoblauch, ungeschmolzenem Schweinefett, etwas Salz und Pfeffer gehörig untereinander gemischt ist. Dies ist aufzulegen und der Finger darauf mit einem Lappen zu umwickeln.

9. Splitter im Finger. Man lege einen Lappen mit grüner Seife auf, dann zieht der Splitter heraus

10. Verbelte Hand — ein Übel, mit welchem in der Regel nur solche Personen behaftet sind, die schwere körperliche Arbeit verrichten. Es besteht darin, dass sich unter den Schwielen der Hand schmerzhafte Entzündungen bilden, die es dem Betreffenden unmöglich machen, seine Arbeit zu verrichten. Mittel dagegen:

Die Hand ist mehrmals täglich in warmem Kamillentee oder in einer aus Rübgrün, Vogelmiere, grünen Roggenhalmen und Wasser gekochten Flüssigkeit zu bähen. Darauf ist in süsser Milch gekochtes Brot aufzulegen, dem während des Kochens etwas Safran und Rüböl beigefügt wurde. Das Mittel wird angewendet, um die Geschwulst zur Reife zu bringen.

Geklopfte Poreeblätter (breedlook) helfen ebenfalls, desgleichen schwarzer Teer, den man beim Lohgerber bekommt.

11. Wurm im Finger (panaricium). Hiergegen ist gekochter Leinsamen wirksam, in den man die Hand hält.

12. Gegen Gesichtsrose (belrose) ist
ein Säckchen mit Schwefelblüte oder Alaun,
oder die getrocknete Zunge von einem Fuchs, oder
die schon unter V (Zahnschmerzen) erwähnte Elefantenlaus um den Hals zu tragen. Auch empfiehlt man:
Nachtrahm von der Milch aufzuschmieren,
Weizenkleie zu kochen und sich damit zu waschen,
sich mit Schmalz einzureiben und dann Watte über die Stelle zu legen,
dann nützt auch Alaun, den man in den Saum eines Unterrockes näht. Es muss jedoch ein Rock sein, den man täglich anhat.
Man drehe den Kopf in Watte und schütze sich vor Zugluft.

13. Gegen trockene und nasse Flechten. Man nehme ein eigrosses Stück ungelöschten Kalk, giesse eine Viertelkanne Baumöl darauf und bestreiche damit ein- oder zweimal täglich die mit Flechten bedeckten Stellen des Körpers, nachdem man sie vorher mit grüner Seife gehörig abgewaschen hat. Die wunden Stellen sind mit leinenen Lappen zu umwickeln.

Man kaufe für 20 Pfg. Lindenblüte und für 10 Pfg. Schwefelblüte, trockne die Lindenblüte in einem irdenen Teller oder Töpfchen auf dem Ofen gehörig nach, tue sie in einen leinenen Lappen, schlage sie mit einem schweren Gegenstande zu Pulver und siebe sie. Sodann mische man sie mit der Schwefelblüte und vereinige das Erhaltene unter stetem Umrühren mit einem Viertelpfund ungesalzenem Schmalz (schmalt), das mittlerweile auf dem Ofen heiss gemacht wurde. Man lasse darauf das Fett erkalten und benutze die entstandene Salbe, die auf leinene Tücher zu streichen ist, gegen Flechten. Vor dem Gebrauch des Mittels hat der Kranke 8 Tage lang ein Blutreinigungsmittel, etwa Lindenblütentee, Schwefelblütentee oder Walnussblättertee einzunehmen.

14. Gegen Frost in Füssen (költ in de been) oder Händen ist die Galle von einem männlichen Schwein (borg) mit einem Pinselchen oder Federchen auf die vom Frost ge-

röteten Stellen aufzutragen. Auch hilft das Baden der Füsse oder Hände in heissem Wasser, das man zum Abkochen von Kohlmus benutzte. Man nehme eine Handvoll Heu vom zweiten Schnitt, zünde es an und halte die Füsse darüber. Man mache ein Stocheisen glühend und bringe es nahe an die Füsse. Auch rät man, das Fell von Schweineblume über die Frostbeulen zu legen. Ferner, die Füsse in Schnee zu baden und in eiskaltes Wasser zu stecken.

15. Das Bluten eines Fingers wird gestillt,

a. wenn man den Finger mit einem Spinngewebe,

b. einem mit Rüböl getränkten leinenen Lappen,

c. etwas Papier von einer Tabakstute

umwickelt.

Befindet sich die blutende Stelle oben auf der Hand, so kann man eine Silbermünze auf dieselbe legen.

16. Hühneraugen (eesterogen) heilt man, wenn man die Füsse in heissem Wasser badet, in dem man eingemachte Bohnen abgekocht hat, oder wenn man Lappen mit Essigsprit darauf legt. Will man sie schneiden, so bade man sie vorerst in heissem Sodawasser.

(Fortsetzung folgt.)

Die Prägnanz der Ausdrücke des Tadels und Unwillens in den rheinischen Mundarten.

Von **Dr. Jos. Müller**, Trier.

In vorliegender Arbeit bezeichnen ǫ und ǭ offene Laute!

Reiche volkskundliche Probleme erschliesst uns die Betrachtung und Erforschung des Interessenkreises des Volkes; welchen Ideen, welchen Vorstellungen, welchen Beschäftigungen in Lust und Leid es sich am tiefsten hingibt, dies zu erkennen, fördert die psychologische Behandlungsweise der Volkskunde.

Am ehesten ist wohl der Wortschatz eines Volkes geeignet, uns die verschiedenartige Stärke der Interessen zu zeigen (vgl. Wegener, Untersuchungen über die Grundfragen des Sprachlebens, S. 64 ff.). Aus der reichen Fülle der synonymen Benennungen, aus der genauesten sprachlichen Be-

zeichnung der kleinsten Teile eines Gegenstandes erkennen wir, dass vor allen Dingen das Interesse des Volkes an alle dem haftet, was für die Erhaltung der Existenz notwendig ist oder doch dem Volke notwendig zu sein scheint und was für die Freuden und Leiden des Lebens als bedeutungsvoll erscheint. Die verschiedenartige Ausbildung der Begriffskreise in synonymen Nüanzierungen lässt uns vor allen Dingen auch die verschiedenartigen Stimmungen und Wertgefühle erkennen, welche das Volk mit den Gegenständen, Handlungen und Zuständen verknüpft, die sein Denken und Sprechen beschäftigen. Durchmustern wir nun den Sprachschatz eines Volkes bezüglich der Ausbildung der Begriffe „gut, fördernd, angenehm“ einerseits und der Begriffe „schlecht, hemmend, unangenehm“ anderseits, so werden wir erkennen, dass das Verhältnis beider weit umfassender Begriffskreise ein durchaus ungleicher ist, dass das Wertgefühl des Volkes sich in dieser Beziehung weit mehr negativ als positiv äussert, indem es die Sprachschöpfung mehr auf die Ausbildung der Ungünstiges bezeichnenden Begriffe hingedrängt hat als auf die Ausbildung der die fördernden Momente umfassenden Begriffe, dass also das Interesse des Volkes, wenn auch notgedrungen, sich weitgehender und eindringlicher mit ungünstigen Erscheinungen beschäftigt (neben den gewöhnlichen Erscheinungen, die weder den Begriff „besser“ noch „schlechter“ enthalten, die nur den tagtäglichen Erfordernissen entsprechen). Aus diesem zu erschliessenden verstärkten Interesse an allen ungünstigen Erscheinungen entspringt anderseits aber das gesteigerte Bedürfnis nach sprachlichem Ausdruck des Tadels und Unwillens, der Verachtung, während das Ordnungsgemässe als selbstverständlich betrachtet sich mit weniger ausgebildetem Begriffsansdrucke begnügen muss. Und dies sprachliche Bedürfnis wird beim Volke nicht gehemmt durch Rücksichtnahme auf den Nächsten: — sprachliche Euphemismen in geringer Zahl dienen moralischen Erwägungen oder sind Erzeugnisse des Humors — es wird noch gesteigert durch eine oft zu einseitig wirkende moralische Anschauung, durch eine nicht unter feste Normen zu begrenzende ästhetische Empfindung und durch das starker Selbstsucht entspringende

Tunlichkeitsprinzip. Bedenken wir weiter noch die nie ersterbende Schimpf- und Necklust des Volkes, das nach Fehlern, Schwächen, Sünden, ordnungswidrigem Handeln des Nächsten in dieser Stimmung mit Lnst und klarem Blicke forscht, Übertreibungen durchaus nicht meidend, so verstehen wir, weshalb das durch ein selbstverständliches Interesse geweckte Bedürfnis nach sprachlichem Ausdrucke des Tadels, Unwillens, der Verachtung den Wortschatz mit einer Unmenge von Ausdrücken gefüllt hat, die diesen Gefühlen dienen.

Den gleichen Gründen entspringt die Prägnanz dieser Ausdrücke. Prägnant ist ein Ausdruck des Tadels dann zu nennen, wenn er neben der genauen begrifflichen concreten Angabe der zu tadelnden Erscheinung zugleich den Nebensinn des Tadels enthält, so dass es keiner Umschreibung oder Hinzufügung bedarf; ist eine Tätigkeit als tadelhaft zu bezeichnen, so muss in dem einfachen Ausdrucke die begrifflich genau bestimmte Tätigkeit angegeben sein, zugleich aber auch der Nebensinn des Tadelhaften. Für viele tadelhafte Erscheinungen hat die Volkssprache stammhafte Wörter zur Verfügung, die in ihrer grossen Anzahl überraschen, ihren lebendigen Gebrauch aber dem stark empfundenen Bedürfnis des Tadels verdanken; dadurch, dass jedes nur für die eine bestimmte tadelnswerte Erscheinung gilt nnd die concrete Anschauungsweise stets znr Geltung gelangt, also Begriff und Tadel immer einheitlich vereint sind, sind sie prägnant. Doch ihre grosse Anzahl genügt nicht, um alle möglichen tadelnswerten Zustände, Personen, Dinge, Handlungen zn bezeichnen. Indes anch für diese Fälle, in denen ein prägnantes Stammwort nicht zur Verfügung steht, hat das sprachliche Bedürfnis prägnante Bezeichnungen geschaffen, indem es Ableitungssilben ausbildete oder der Sprache entnahm; diese, an ein einen bestimmten Begriff enthaltendes Stammwort angeschlossen, verleihen diesem den Nebensinn des Tadels, so dass anch hier die Forderung der Prägnanz erfüllt ist. Soll z. B. der Fehler einer Person bezeichnet werden, so ist der abgeleitete Ausdruck prägnant, wenn der Fehler durch ihn genau bestimmt ist, die persönliche Beziehung hergestellt und der Nebensinn des Tadels hervorgehoben ist.

Indem ich nun die in den rheinischen Mundarten gebräuchlichen Ableitungen behandele, hoffe ich zu zeigen, dass dem Volke ein überaus reiches sprachliches Mittel zum prägnanten Ausdruck des Tadels und Unwillens zur Verfügung steht, dass anderseits auch daraus der Schluss auf ein lebendiges Interesse an allem Tadelhaften gezogen werden kann.

I. Produktive Ableitungen hat die rheinische Mundart besonders zur Bezeichnung tadelnswerter Menschen männlichen Geschlechtes ausgebildet, während die Schwächen und Fehler des weiblichen Geschlechtes in zahlreichen stammhaften Wörtern, in Metaphern ihre treffende Bezeichnung finden; kein einheltliches Suffix fasst in letzterem Falle die Ausdrücke des Tadels zu einer auch äusserlich erkennbaren gemeinsamen Gruppe zusammen, das Suffix -izâ, welches heute als ts- s erscheint, lässt sich nur bei wenigen Belegen nachweisen, und dies auch nicht mit Sicherheit (fots schlechtes, liederliches Weib, šlonts nachlässiges Weib, šlurəks nachlässig gehendes Weib u. a.); sicherlich ist diese Ableitungssilbe nicht produktiv. Unter der grossen Anzahl der persönlichen Benennungen fem. gen. nehmen eine einigermassen hervortretende Stellung ein die von den Verben auf -tšən gebildeten Subst. auf -tš (batš, bętš, blatš, klatš klatschsüchtiges Weib, laatš langes, nachlässig gehendes Weib, flutš liederliches Weib, blęętš, jrǫutš (jrǫuts) weinerliches Mädchen, klaatš schlappes Weib, knaatš weinerliches, energieloses Mädchen, krǭǭtš kränkelnde, mutlose Weibsperson, kreetš zanksüchtiges Mädchen usw.); diese Ableitungen stellen hier so die einzige zusammenfassende Gruppe dar.

a. Zur Bezeichnung tadelnswerter Personen männlichen Geschlechtes jedoch dienen der Mundart produktive Ableitungssilben (əs, ərt, ərəχ), aus denen besonders durch die Vielseitigkeit der Anwendung das Suffix -əs hervortritt, während -ərt, -ərəχ sich auf ein bescheideneres Gebiet beschränken. Das Stammwort, an welches die Ableitungssilbe antritt, enthält den genauen Begriff des Fehlers oder der Schwäche, die Mannigfaltigkeit der Synonyma bekundet auch hier die genaueste Beobachtungsgabe des Volkes an konkreten Dingen; die Ableitungssilbe dient dazu, dem Worte persönliche

Bedeutung zu verleihen und zugleich den Nebensinn des Tadels zu verstärken. der an und für sich schon dem Stammworte zukommt. Die Prägnanz dieser Ausdrücke besteht also darin, dass durch sie die Mundart die sprachlichen Mittel erhält, die Person, den genau bestimmten Fehler und die Empfindung des Tadels in einem Worte zu bezeichnen. Gewöhnlich sind es nur kleinere körperliche oder geistige Schwächen und Fehler, deren Träger durch diese Bildungen den, wenn auch oft unverschuldeten Tadel finden. Dabei wird bald die zu kurze, bald die zu lange, bald die zu schmale, bald die zu dicke Figur bemäkelt, ferner das ungeschickte, täppische Wesen, die Beschränktheit und Dummheit, das rüpelhafte Auftreten u. s. f., also lauter unnormale, das Auge beleidigende Verhältnisse an Körper und Geist. (O. Weise, Das Suffix -s in mitteldeutschen Mundarten, Zs. f. hd. Mda. III, 281 f.)

Verdienstvoll würde eine Sammlung der rheinischen Bildungen auf -əs sein, die der Mundart durch ihre grosse Anzahl ein besonderes Gepräge verleihen; hier muss ich mich mit der Aufzählung der südripuarischen Belege (Siebengebirge) begnügen.

Mängel der äusseren Gestalt und deren Folgen bezeichnen folgende Ausdrücke:

baxəs — böləs — štampəs — klöötəs — klǫbəs — dicker, deshalb ungeschickter, plumper, schwerfälliger, unbeholfener Mensch; šwęləs Mensch mit einem dicken, unförmlichen Kopfe, putəs dicker, ungelenker Junge. — krǫbəs — kniibəs kleiner, verkrüppelter M., Knirps. — lööbəs — löökəs — labəs langer, deshalb unbeholfener, schlaffer M.; aber auch labəs — lööbəs einfältiger, läppischer M. Die Unarten der Knaben (joŋən) finden folgende persönliche Benennung: blarəs — blaarəs — blęrəs — bęləkəs Schreihälse, zu oft weinende Kinder; kwęŋəs unzufriedener Junge, flǭǭrəs schmeichelnder Junge, kwarəs 1) kleiner misswachsener Junge, 2) stets weinendes Kind. Die Unarten erwachsener Personen sind in folgenden Ausdrücken bezeichnet: bǭǭləs — bröləs Schreier, murəkəs — broməs Murrkopf, flabəs läppischer, verrückter M., flǫbəs gutmütiger, dummer M., fiibəs verrückter M., knüüləs Dummkopf, larjəs — lęmpəs fauler, langsamer M.,

möfəs Stinker, mofəs Fresser, tabəs — taləpəs — tǫǫpəs schwerfällig, tappend gehender M., tǫǫrəs Spassverderber, wööləs Wühler, turəkəs (Türke) schlechter Kerl. dölməs — tölməs dummer, wenig anstelliger Mensch.

In einigen Fällen hat das masc. Suffix -əs auch Verwendung gefunden für sachliche Benennungen, gleichfalls mit verächtlicher Nebenbedeutung: horəkəs — šlüŋkəs schleimiger Auswurf, kiŋkəs — moməs fester Nasenschleim, knaarəs dicker Schmier, bǫǫkəs das Anfstossen, knęləs Tabaksdampf.

Die sprachliche Herleitung dieser Ableitnngssilbe scheint noch nach den bisherigen Behandlungen zwischen zwei Möglichkeiten zu schwanken (vgl. Wilmanns, Deutsche Gram. II, 361 § 273, 3). Die einen (B. Schmidt, Der Vocalismus der Siegerländer Mundart, Halle 1894, S. 128f.; Münch, Ans der rip.-fränk. Mnndart der mittleren Erftgegend, Rhein. Gesch. bl. VI, 289) nehmen an, dass ein deutsches Suffix, hd. z, ʒ (idg. d) -s zugrunde liege (wie in krebiʒ — Krebs zu nd. Krabbe), dass vor allem die mit diesem z-Suffix gebildeten hypokoristischen Personennamen (Landafredns = Lanzo, Winifredus = Winizo, Gottfried = Götz, Friedrich = Fritz, Konrad = Kunz) den Ausgangspunkt für die persönlichen Benennungen mit verächtlicher Nebenbedeutung gebildet haben. Dass Ableitungssilben, welche ursprünglich zur Bildung von Koseformen dienten, späterhin für Scheltformen Verwendung finden, ist kein aussergewöhnlicher Vorgang (vgl. die Degradierung der Deminutiv-Endungen -əl. -χən in manchen Fällen). Schmidt a. a. O. will sogar aus dem Umstande, dass die Bildungen auf -əs (s) nur eine geringfügige Schwäche bezeichnen, noch auf eine nähere Bedeutnngsbeziehnng zn den alten Koseformen schliessen. Dass ein Suffix von Eigennamen auf Gattnngsnamen übertragen wird, dafür bietet die dentsche Sprache noch mehrere Beispiele. (s. u. bald — hart — rich.) Schwierigkeit bietet nur die Erklärung der sprachlichen Form. Die Koseformen gehören der schwachen Deklination an, die Scheltformen flektieren stark; vor allem aber ist das Unterbleiben der Synkope bei den rhein.-hessischen Formen auf -əs und den schweizerischen Formen auf -is sprachlich nicht erklärbar auf Grund des deutschen Suffixes

Weniger Schwierigkeiten dürften hier die md. (ostmd.) synkopierten Formen bieten (Flapps, Knirps, Schlacks, Tapps u. s. f.), aber auch hier kann eine besonders in diesen Gebieten noch bis zuletzt wirkende jüngere Synkope ältere əs-Formen verdrängt haben, während im rhein. besondere Gründe die Form -əs erhielten. Weit weniger Schwierigkeit bietet die Herleitung der Scheltformen auf -əs von den lat. Personennamen auf -us (əs), zumal diese in den westmd. Gebieten die Form -əs behaupten. Diese Annahme vertreten besonders Heinzerling, Probe eines Wörterbuches der Siegerländer Mundart, Prgr. Siegen, S. 23 f. und jüngst Hoffmann-Krayer, Suffix -is, -s in schweizerischen Mundarten, Zs. f. hd. Mda. III, 26 ff. Soviel ist gewiss, dass die mundartlichen -əs-Formen (aus lat. us) jene Scheltformen in ihrer sprachlichen Gestaltung und auch in der mannigfachen Ausbildung beeinflusst haben, mag auch an und für sich die Annahme eines germ. Suffixes noch diskutierbar sein. Einige Gründe sprechen ausserdem noch für die lat. Endung -us. Nicht nur die burschikose Sprache hat es von jeher geliebt, lat. Endungen an deutsche Stämme zu hängen (vgl. Kluge, Studentensprache S. 35 ff.), auch in die Volkssprache sind Bildungen auf -us gedrungen; aus der Kölner Mundart sind folgende erwähnenswert: ǫtsius dummer, einfältiger M., pefikus listiger M., bubəlatsius Schwätzer, habilius verrückter M., dresius banger, feiger M., knadərdarius kleiner, gedrungener M., südrip. fǫutsius kluger Junge.

Dazu sind gerade in den rhein. Mundarten Eigennamen lat. Ursprungs auf -əs zu Gattungsnamen geworden, ein Vorgang, der, dem Alter dieses Bedeutungswandels entsprechend, in frühe Zeit verlegt werden kann. In den heutigen Mundarten ist oft mit diesen zu appell. gewordenen Personennamen ein charakteristisches Adjectivum verbunden; als Rufnamen sind diese Formen selten mehr im Gebrauch, einige finden überhaupt nur als appell. Verwendung.

Ripuarisch: drikəs — baŋən drikəs ängstlicher Junge. (Rufn. hendrəχ — hein Heinrich) tünəs dummer M., (Rufn. tün — antun Anton) seevər — špeimaanəs Spucker, (Rufn. hẹrman) kuubələnduurəs kleine, gedrungene Person, rubələnduurəs

Polterer, (Rufn. duurəs Theodor) toməs dummer M. (Thomas), jękən — plakəjən daaməs [1]) verrückter Kerl, [2]) Lnmp, loŋjiines langer Kerl (Longinus, kein Rufn.), danach flabiinəs toller Kerl. šęęlən tsaxęiəs schielender M. (Zachaeus, kein Rufn.) tsəbədęiəs verrückter M. (kein Rufn.), baxəs dicker M. (Bacchus?) n. s. f. Dass aus solchen älteren -us-Formen Neubildungen auf -əs erwachsen konnten, ist zweifellos; „Dabei aber muss betont werden, dass dieselben nnr zu einem geringen Teil auf wirklich nachweisbare -ns-Ableitungen zurückgeführt werden können; denn wenn ein Suffix einmal begriffsbildend geworden ist, so können sich auch Neuschöpfungen an dasselbe ankristallisieren, ohne den gleichen langen historischen Weg verfolgt zu haben, wie die in ursprünglicher Form nachweisbaren Wörter."

(Hoffmann-Krayer a. a. O. S. 27.)

b. Unter dem Einflusse von Eigennamen sind noch zwei weitere Gruppen von Gattungsnamen zur Bezeichnung des tadelnswerten Menschen im rheinischen Sprachleben entstanden. — Wie im ahd. nach dem Muster der Eigennamen auf -olf (= wolf) mit dieser Ableitungssilbe „männliche Wesen abgeleitet wurden, wenn die Idee des Ungeheuren, Unheimlichen und Bösen vorwalten sollte" (vgl. triegolf, wânolf. Wilmanns, Deutsche Gram. II, 392), nnd wie noch in der hd. Umgangssprache Bildungen nach dem Muster der Eigennamen auf -bald (-bold) zur Bezeichnnng tadelnswerter Menschen aus den älteren Sprachperioden erhalten sind (Trunkenbold, Raufbold, Witzbold), so bildete die rheinische (fränkische) Sprache besonders nach dem Eigennamen auf -hart (Bernhart, Eginhart, Gerhart) nom. appell. auf -hart, die in den heutigen Mundarten auf -ərt oder -ət mit kaum vernehmbarem reduzierten r-Laut endigen. Die Tatsache, dass diese Art der Ableitung im mhd. zuerst bei dem R h e i n - l ä n d e r Reinmar von Zweter zu beobachten ist (vergl. mhd. nem-hart, lügen-hart, trügen-hart. Wilmanns, Deutsche Gram. II, 393), und dass besonders das Niederländische derart abgeleitete nom. appell. besitzt, erklärt wohl am besten die noch heute lebendige Verwendung dieser Wörter in den rheinischen Mundarten.

Aus der Eifelmundart (nach Hecking, Die Eifel in ihrer Mundart, Prüm 1890): lubərt fauler Schlingel, knousərt Geizhals, löösərt schlechter Mensch, folərt ein dem Trunke ergebener M., toopərt ein dummer M.; aus dem rip. söüərt gemeiner, schmutziger M., küpərt Geizhals, höömərt tölpelhafter M. Zahlreich sind in dem Wörterbuch der Eupener Sprache von Aug. Tonnar und Wilh. Evers, Eupen 1899, diese Bildungen vertreten: fuldərt (mit euphon. d) Faulenzer, gaapərt Gaffer, hüldərt Heuler, labərt Taugenichts, löüərt der Träge, plompərt plumper, unhöflicher Mensch, štinkərt der Stinkende, wöülərt Wühler, voldərt Betrunkener. Aus dem Siegerländischen verzeichnet Schütz (Schütz, Das Siegerländer Sprachidiom Prgrm. I 1845, II 1848) folgende: šlobərt armer, bemitleidenswerter Mensch, šmakərt grober Mensch, špakert widerspenstiger M.

c. Die zweite Gruppe stellt die nom. appell. auf -ərəχ (erich) dar, die, wie es scheint, ihre Bildung den Eigennamen auf -rich (Friedrich, Heinrich) verdanken, in gleicher Weise wie das nhd. Wüterich und das mhd. toberich (vgl. Wilmanns, Deutsche Gram. II, 378 § 285). Da jedoch viele Belege zeigen, dass den Ableitungen auf -ərən auslautende Verbalstämme zugrunde liegen, kann es sich nur um eine willkürliche Weiterbildung handeln. Auch ist die Vermutung nicht ausgeschlossen, dass an die Verbalstämme auf -ərən das besonders im hess. vielfach zum Ausdrucke verächtlicher Menschen verwandte Suffix -ch (əχ) herantrat und dass diese Wortformen mit dem einheitlich aufgefassten Suffix -ərich nun zur Weiterbildung anregten. Doch sind im rip. die Belege für das einfache Suffix -əχ (ahd. uh) zu spärlich, um diese Vermutung zu unterstützen (s. u.). Südripuarische Belege: dǫdərəχ dicker, schwerfällig gehender Mensch, fladərəχ unstäter M., hǫǫmərəχ plumper M., boldərəχ Polterer, kwadəreχ dicker, „watschelig“ gehender Junge, štǫdərəχ und študərəχ kleiner, dicker, deshalb schwerfällig gehender Junge, wadərəχ schwerfällig gehender M., wöötərəch Wüterich; daneben werden Bildungen wie šnadərəχ Schwätzer, šwadərəχ dicker, fetter Mensch, doch seltener, vernommen; aus der kölnischen Mundart verzeichne ich noch löömərəχ fauler, phlegmatischer

Mensch; ans der Eifel rebərəχ und dẹrmərəχ magerer, langer Mensch; aus dem Siegerländischen domərəχ dummer Mensch, alweriχ alberner M., pntərəχ dicker M., knistərəχ Ränkemacher, knötərəχ böser Junge, lẹlərəχ „einer, der in den Tag hineinspricht".

d. In hess., nass. und westerw. Mundarten hat das dem ahd. Masculinsuffix -ah (-uh, -ih) entsprechende Snffix -ch (mit Synkope des unbetonten Endsilbenvokals) eine reiche Verwendung gefunden zur Bildung von nom. appell, die einen mit geistigen und leiblichen Gebrechen behafteten Menschen bezeichnen (vgl. B. Schmidt, Der Vokalismns der Siegerländer Mundart, S. 127-128. Wilmanns, Deutsche Gram. II, 377 § 284). Aus der deminntiven Bedeutung, welche dies Suffix schon einigen ahd. und mhd. Ableitungen verlieh, nnd dem bekannten Bedeutungswandel der Deminutiv-Bildungen, denen der Nebenbegriff des Unscheinbaren nnd Verächtlichen in späterer Zeit aufgedrängt wurde, dürfte sich der umfassende Gebrauch des Suffixes in den genannten Mnndarten zur Ableitnng von nom. appell. mit der Grundbedeutung des Verächtlichen erklären lassen.

Aus dem Siegerl. erwähne ich nur einige: abch Hanswurst, habch gieriger Mensch, fulch fauler Kerl, šdubch kleiner Mensch usw. Ans dem nass. alpch Einfallspinsel, aulch furchtsame Person, dutch kleine Person, fitch Windbeutel, flapch blödsinniger Mensch usw. Aus dem ripuarischen sind mir dagegen nur zwei Fälle bekannt (mit dem Gleitlaut ə): funləχ fauler Kerl, kniipəχ Geizhals; als Sachnamen: teetəχ teichige Masse. Vielleicht enthält die Eifelmundart mehr Belege.

e. Anch der Wortzusammensetzung bedient sich die Volksmundart, um dem sprachlichen Bedürfnis nach prägnanter Bezeichnung tadelnswerter Menschen zu genügen. Durch die häufige, oft metaphorische Verwendung desselben zweiten Kompositionsgliedes entsteht eine Gruppe lebendiger typischer Wortbildungen, die zu fortwährender Neubildung anregen. Das zweite Kompositionsglied bezeichnet meist die Person „nach dem charakteristischen Körperteil". Im rip.: baləχ Balg, sak Unterleib, pants, kọp Kopf; šrẹibaləχ Schreier, frẹẹspaləχ

Fresser, soubaləχ, drękpaləχ Schmutzfink, luxpaləχ Lügner. fluubaləχ mit Ungeziefer belastet, deksak unförmlich dicker Mensch, dinzəlsak unzufriedenes Kind, dręksak Schmutzfink, fręχsak ungezogenes Kind, fręęsak Fresser, klatšsak Anträger, knaatšsak weinerliches Kind, rotsak (rotslęfəl) Schmierfink, šloofsak verschlafener Mensch usw.; dręk — sou — pants Schmierfink, luxpants Lügner; dekǫp eigensinniger Mensch, soukǫp Schmutzfink, batškǫp Schwätzer; domkǫp dummer Kerl, šmęęrkǫp Schmierfink, kwatškǫp Schwätzer, štrapəlkǫp unruhiger Mensch usw.

II. Tätigkeiten, die lästig in die Sinne fallen, erregen den Unwillen des Mannes aus dem Volke, besonders wenn sie die Gemütsruhe durch lästig empfundene Wiederholung stören oder gar zwecklos, aus eitlem Vergnügen öfters erfolgen. Das sprachliche Bedürfnis drängt dazu, dem durch derartige Tätigkeiten hervorgerufenen Unwillen Ausdruck zu verleihen durch prägnante Bezeichnung der Handlung in substantivischer Form, in welcher neben dem deutlichen verbalen Begriff der Handlung der Nebenbegriff des Tadelswerten gleichzeitig enthalten ist. Letzterer wird durch Verwendung einer Ableitungssilbe der Wortform beigefügt. In den meisten Fällen sind diese Suffixe ursprünglich dazu bestimmt, zu Verben Verbalsubstantiva mit iterativer und frequentativer Bedeutung zu schaffen; aus der Vorstellung der wiederholten Handlung ergibt sich der Bedeutungswandel d. h. die Beschränkung auf lästig empfundene wiederholte Handlungen ohne schwere Übergänge.

a. Wie in der nhd. Umgangssprache zu Verbalstämmen durch die Vorsilbe ge- und die dem ahd. Suffixe -i (ja) entsprechende Nachsilbe -e Verbalsubstantiva mit der Nebenbedeutung der wiederholten, lästig in die Sinne fallenden Handlung gebildet werden (vgl. Gelaufe, Getue, Gerenne), so dient in den rheinischen Mundarten diesem Zwecke das lebendig wirkende neutrale Suffix -ts, -s (älterem e z e entsprechend) mit Praefigierung von jə-. Schon in mhd. Zeit zeigen besonders ripuarische Quellen eine reiche Verwendung dieser Wortbildung (vgl. Bech, Germ. 10, 395 f.; 14, 431 f.; 22, 290 f. und Wilmanns, Deutsche Gram. II, 363, § 274,4; gejageze

zu jagen, geruofze zu ruofen usw) So lebendig wirkt diese Wortbildung heute noch, dass nur wenige Verbalstämme aus der grossen Anzahl aller gebräuchlichen dieser Substantivierung sich entziehen, so dass fast jede Tätigkeit, die durch zwecklose störende Wiederholung Unwillen erregt, als solche von dem Volke kurz substantivisch bezeichnet werden kann. Aus der grossen Menge der möglichen Bildungen führe ich aus dem südripuarischen Dialekte nur einige an: jəlęks Gelecke, übermässiges Küssen, jəkiχs — jəkęχs fortwährendes störendes Husten, Räuspern, jəloks fortwährendes Bellen der Hunde (logən = lauten „bellen“), jəwęęχs störendes, unruhiges Bewegen, jədöönts Getue, unruhiges Benehmen, jəlööfs Lauferei, jəpöfs vieles, nnangenehm empfundenes Rauchen, jəjöks lästiges, lange währendes Jucken, jəlęęχs Gelächter, jəpaps das häufige Breiessen, jətsęnks Gezänk, jəšriifs Schreiberei, jəbrǫǫts — jəbröötš zu lange währendes, oder zu oft erfolgendes Braten, jəkreetš unaufhörliches Zanken und Weinen der Kinder.

Besonders gerne verbindet sich das Suffix mit den auf -əl. -ər auslautenden Verbalstämmen, denen schon ursprünglich meist die Bedeutung von Iterativa zukommt und die als solche in den Volksmundarten vielfach eine durch Wiederholung unangenehm wirkende Tätigkeit bezeichnen: jəbabəlts, jəbębəlts störendes Geschwätz, jəbędəlts lästiges unaufhörliches Betteln, jəfizəlts durch seine Dauer lästiger feiner Regen, jəkabəlts, jənötəlts, jənagəlts fortwährendes Schimpfen, Zanken, jərępəlts Gerappel, jəknotəš Schimpferei, jəšnadəš Geschnatter, jətręntəlts das Zaudern, jəwagəlts — jəwibəlts — jəwęzelts unruhiges Bewegen nsf.

In den meisten Fällen soll die Verwendung dieser Wörter dem durch störende Häufigkeit oder zwecklose Wiederholung einer Handlung anderer erregten Unwillen Ausdrnck verleihen; doch auch eignes Handeln, das trotz öfteren Ansatzes keinen Erfolg verspricht oder durch seine Dauer ermüdet, wird kurz durch solche Bildungen bezeichnet.

Da das Suffix indes den mit ihr abgeleiteten Verbalsubstantiven allgemein den Charakter des Tadelnswerten verleiht, so wird oft die iterative Bedeutung weniger beachtet, und jede Einzelhandlung des Nebenmenschen in ihrem Ver-

lanfe und ihrer Vollendung, welche das Interesse oder Wohlempfinden des andern stört, kann durch eine solche Wortbildung als tadelswert, als ungehörig bezeichnet werden. So erweitert das Suffix sein Begriffsfeld. dat jəplööxs bedeutet nicht nur das durch seine Dauer (also öftere Wiederholung derselben Arbeit) oder durch öftere Notwendigkeit ermüdende Pflügeu, sondern auch das schlechte, trotz der Zeitvergeudung nicht ordnungsgemässe Pflügen; der Ausdruck dat jəliiəš kann nicht nur bedeuten, dass dem Nebenmenschen das Lernen der andern zn lange dauert oder zu oft erfolgt, dass eigenes, zu lange währendes oder zu oft gefordertes Lernen ihm lästig fällt oder nur notgedrungen erfolgt, sondern auch soll er das schlechte, erfolglose Lernen anderer geisseln. dat jəšrups nennt der Hausvater das Schrubben der Zimmer, wenn ihm zu viel nnd zu oft geputzt, im wasər jənatš wird, aber ebenso die Hausfrau, wenn das Mädchen zu oberflächlich putzt, ja sie wendet es auf ihre eigene Tätigkeit an, wenn sie trotz eifrigen und öfteren Putzens die Zimmer doch nicht sauber halten kann und immer wieder den šrüber in der Hand halten muss.

Dasselbe Suffix dient zur Ableitung von Nominalstämmen, um Gegenstände, die dem Eigeninteresse hemmend im Wege stehen, als solche kurz zu bezeichnen. Grundlegend ist hier die kollektive Bedeutung, welche ursprünglich das Suffix seinen Ableitungen verlieh; so im rip. der mhd. Zeit: gebeinze kollekt. zu bein, gevogelze zu vogel, gemûrze zu mûre nsw. (vgl. Wilmanns, Dentsche Gram. II, 363 § 274, 4.) Auch in den heutigen Mundarten bleibt die kollektive Bedeutung vorherrschend; aus ihr entwickelt sich durch Hinzutreten der in dem Begriffe der Menge ruhenden Nebenbegriffe die Bedentung des Unbequemen, des Tadelnswerten. Dinge, die durch ihr Vorhandensein in Menge lästig fallen, der Arbeit hinderlich sind, das geordnete einheitliche Bild stören, werden als solche durch diese Ableitung bezeichnet, mögen sie auch einzeln oder in geringerer Anzahl durchaus nicht unbequem wirken; aus dieser kollekt. Bedeutung mit dem Nebenbegriff des Unbequemen, des Hinderlichen erweiterte sich in einigen Fällen der Umfang des Begriffes auch auf solche Dinge, die

durch ihren schlechten Zustand den Unwillen erregen. ještöölts bezeichnet so nicht nur die Stühle, welche durch ihre Menge oder ihre ungeordnete Aufstellung die Arbeit hindern, sondern auch diejenigen, welche ihres defekten oder zweckwidrigen Zustandes halber Ärger erregen. Doch ist diese Begriffserweiterung seltener, wie denn überhaupt die Nominalableitungen dieses Suffixes gegenüber den Verbalableitungen in der Minderzahl sind. Aus dem rip. mögen folgende genannt werden:

jəšrüüfs viele hindernde oder unbrauchbare Schrauben, jəštrüχs viele hindernde Sträucher, jədiiəš (Tiere) z. B. Hunde, welche durch ihr Treiben die Ruhe stören, lästig fallen: jəbęləks hindernde Balken, jərǫǫmps (rǫǫm Stange) viele in Unordnung gebrachte oder unbrauchbare Stangen, jəlömps Lumpen, viele hindernde Kleidungsstücke, in Unordnung liegende Lumpen; jəknǫχs zu viele Knochen im Fleische, jəknürəfs zu viele Knorpel im Fleisch, jəšööχs (Schuhe) zu viele Schuhe, die zu reinigen sind; aber auch schlechte Schuhe: (vgl. Münch, Aus der rip.-fränk. Mda. der mittleren Erftgegend, Rh. Gesch.-Bl. VI, 292.)

b. Doch dieses so vielseitig verwandte Suffix scheint dem Sprachbedürfnis des Volkes nicht zu genügen, um Tätigkeiten als Unwillen erregend zu bezeichnen; in gleichem Umfange und in gleicher Bedeutungsformung dient das auch in der nhd. Umgangssprache vielfach angewandte Suffix -ei, -ərei diesem Zwecke. -ei entspricht dem aus dem rom. entnommenen mhd. Suffix îe (= nhd. ei); es verbindet sich mit Verben auf -el; -ərei ist eine Verbindung jenes rom. Suffixes mit der Nachsilbe -er (mhd. aere) der nom. ag. (Spieler, Trinker, Lehrer), von denen besonders in mhd. Zeit solche Ableitungen gebildet wurden. (vgl. Wilmanns, Deutsche Gramm. II, 379 § 287, 1.) Während im nhd. noch nominale Ableitungen gebräuchlich sind, welche „eine Eigenschaft des Handelnden, das Gewerbe der Person oder den Ort, an dem es betrieben wird“, bezeichnen (Bäckerei, Jägerei, Fischerei), kennt die rhein. Mundart diese Bedeutungsweise nicht mehr. Die vorkommenden Wörter sind der Schriftsprache entlehnt. Die rhein. Wörter auf -ərei, -əlei bestimmen ausschliesslich

eine Handlung, die Tadel oder Verachtung verdient. Die Gruppe dieser Wörter ist ungemein stark in den einzelnen Mundarten vertreten, sie konkurriert zwar mit den Bildungen auf jə - - ts. Doch bestehen beide Gruppen lebenskräftig nebeneinander, trotzdem das iterative Moment auch bei den Bildungen auf -ərei als grundlegend hervortritt, ein Zeichen, dass die Volkssprache bei lebhaft empfundenem Bedürfnis Ableitungsarten, die gleichem Zwecke dienen, nebeneinander erhält, ohne die eine der andern zu opfern. Auch bei der Gruppe auf -ərei beschränkt sich in vielen Fällen die Bedeutung nicht allein auf Handlungen, die durch zwecklose oder aussichtslose Wiederholung lästig fallen, unter ihren Begriffskreis kann auch jede Einzelhandlung fallen, die ungehörig, unangebracht erscheint. Letztere Grundbedeutung kommt fast ausschliesslich den Bildungen auf -əlei zu, die von Verben auf -əl abgeleitet sind, die ja an und für sich schon verächtlichen deminutiven Sinn haben.

Aus der grossen Menge dieser Bildungen mögen nur einige rip. Belege folgen:

botsərei f. zu oft erfolgendes, aber auch schlechtes Putzen, dökərei (zu dökən, drücken, drängen) wiederholtes, lästiges Drängen; špöölərei zu oft notwendig gewordenes Spülen, auch schlechtes Spülen; šreiərei wiederholtes, lästiges Schreien, šriivərei aufgedrungenes, lästig empfundenes, vieles Schreiben, auch schlechte Schrift; fušərei öfteres Betrügen, (fušən) hudəlei, fudəlei, šuməlei Betrügerei, kẹęgəlei schlechtes Kegeln, boməlei Bummelei; knüzəlei Schmiererei; usw. Sprachlich bemerkenswert ist es, dass von Verben auf -əl sogar Ableitungen auf -ərei gebräuchlich sind: kegelərei, hndələrei, knüzələrei.

Die denominativen Ableitungen, welche neben den verbalen gebräuchlich sind, haben ausschliesslich verächtlichen Sinn. šweinərei, souərei, fẹrkərei, jẹkərei, domərei.

III. Aber nicht nur bezeichnet der Volksmund Tätigkeiten als Ärgernis, Unwillen, Tadel erregend dadurch, dass diese substantivisch durch das Mittel der Suffigierung als solche gekennzeichnet werden, auch der verbale Ausdruck einer Handlung kann durch ein geeignetes sprachliches Mittel die

Nebenbedeutung des Verächtlichen erhalten. Abgesehen davon, dass die rheinische Volkssprache zahlreiche verbale Ableitungen auf -ələn bevorzugt, die wie in der nhd. Schriftsprache ihrer Bildung entsprechend iterative und deminutive Bedeutung haben, aus der sich leicht ein verächtlicher Nebensinn ergibt, hat sie noch ein besonderes Mittel zur Kennzeichnung der tadelnden Nebenbedeutung der Verba ausgebildet. Es ist dies das reflexive Verbum mit der Vorsilbe tsər- (zer-). Die Mundart verbindet mit den einfachen Verben auf tsər- wie im nhd. die Vorstellung der Trennung und Sonderung; die reflexiva indes dienen dazu, den verbalen Begriff zu steigern und zu verstärken. In manchen Fällen, je nach dem Zusammenhange der Rede, verbindet sich mit dieser Steigerung und Verstärkung durchaus nicht der Nebensinn des tadelhaften Übermasses oder der Übertreibung, oft genug schliessen sie die zwar ungern zugestandene Verwunderung über die erstaunenswert gesteigerte Tätigkeit anderer in sich. Doch meist hat sich der steigernde und verstärkende Sinn dieser verbalen Zusammensetzungen erweitert zu der leicht sich ergebenden Nebenbedeutung der tadelhaften Übertreibung. Rastlos betriebene Tätigkeiten, die in ihrem Übermass für den eigenen Verstand nicht fassbar sind, oder deren Zweck und Erfolg trotz des unermüdlichen Betriebes nicht ersichtlich ist, oder die gar zu Belästigungen führen und Nachteil im Gefolge haben, finden durch Reflexiva auf tsər- ihre eigene Bezeichnung. Der klare Menschenverstand, der sich von weniger und in grösserer Ruhe und Stille betriebener Arbeit denselben Erfolg verspricht wie von übertriebener Tätigkeit, übt durch sie seine Kritik; oft auch leuchtet aus ihnen der Neid hervor, der andern lobenswerten Übereifer nicht gönnt; kurz, Tadel, welchen Ursprungs auch immer, vermag sich durch diese Bildungen kund zu tun.

Gewöhnlich wird das einbegriffene Übermass angedeutet durch das pron. indef. jẹt (etwas); die entgegengesetzte Anschauung über den Zweck der übertriebenen Tätigkeit findet oft durch die Partikel ẹvər (aber) ihren Ausdruck. dii han sẹχ jẹt tsərant (diihansẹ̀χẹtsərant) = sie sind in einem fort hin- und hergerannt (gelaufen), etwa ohne Zweck, so dass

ihre Überanstrengung Tadel verdient, oder ohne Erfolg. so dass die Überanstrengung eben deshalb Unwillen erregen muss, oder anch ohne tadelnden Nebensinn zur einfachen Fixierung der Tatsache. dẹẹr tsərlis seχ χẹt = er übertreibt das Lesen, znm Schaden seiner Gesundheit, unter Vernachlässigung seiner pflichtgemässen Arbeit, oder auch ohne Zweck, ohne Erfolg, oder nur zum Ausdruck der einfachen Tatsache. duu tsərpöfs təχ ẹvər jẹt = dn übertreibst das Rauchen, dir zum Schaden, uns zur Belästigung. sěχ tsərbẹdələ = übertrieben, ohne Mass betteln, sěχ tsərŏreiən, sěχ tsərbẹlkən, sěχ tsərhöötsən ohne Unterlass zur Belästigung anderer schreien, sěχ tsərloofən nicht nachlassen im Laufen zur Erreichung irgend eines Zweckes, nnd so lästig fallen, oder unermüdlich hin- nnd herlaufen ohne Zweck, die Rnhe störend.

Fast alle Verba gestatten diese Zusammensetzung und bieten so dem Volke ein bequemes Mittel, im Zusammenhange der Rede irgendwelchen Tadel knrz und bündig auszndrücken. Dass ihre Ausbildung noch lebendig im Flusse ist und so weite Kreise gezogen hat, spricht für die Tatsache des Bedürfnisses, dem Gefühle des Unwillens jedweder Veranlassnng dadurch prägnanten Ansdruck zu verleihen, dass mit dem bestimmten Begriff der tadelnswerten Tätigkeit sprachlich sich der Nebenbegriff des Tadels verbindet.

Wenn so das Volk sich eigene sprachliche Mittel geschaffen hat, um auch alle diejenigen tadelnswerten Erscheinungen, zu deren Bezeichnnng Stammwörter fehlen, prägnant und konkret zu benennen, so schliessen wir mit Recht auf die konkrete Anschauungsweise des Volkes, die gefördert wird durch ein gesteigertes lebhaftes Interesse an alle dem, was das Wohlbefinden und Wohlempfinden stört; wir lernen auch hier die Derbheit und Offenheit, die Naivität und Harmlosigkeit des Volkes schätzen, das nicht aus falscher Rücksichtnahme Fehler und ungünstige Erscheinungen verschweigt oder bemäntelt, sondern das so, wie das Herz fühlt, der Verstand denkt, auch spricht, in seiner Weise: kurz und bündig; nur so konnte sich jener Vorrat an Ausdrücken des Tadels im Wortschatze erhalten. — Die volkskundliche Betrachtung des Themas verlangte nicht eine eingehendere

grammatikalische Behandlung der Wortbildungsarten; auch bedurfte es nicht der erschöpfenden Anführung aller Belege, die aus gleichem Grnnde auch nicht etymologisch erklärt sind. Alles dies gehört einer genaneren grammatikalischen Behandlung der Ableitungen an, die einer späteren Arbeit vorbehalten sei.

Fastnachtsbräuche.

I. Teil.

Das Einsammeln der Gaben zur Fastnachtszeit in Lied und Brauch.

Von **C. Rademacher.**

Die alten Feste wurden anf der Malstatt, dem Versammlungsorte abgehalten und waren stets, wie wir dies ans den römischen Schriftstellern wissen, mit gemeinsamen Mahlzeiten verbunden. Einem solchen Gelage musste das Einsammeln von Nahrungsmitteln naturgemäss vorangehen. Bei vielen Bränchen, die erwiesenermassen aus den germanischen Festen auf der Malstatt hervorgingen, finden wir das Einsammeln von allerlei Gaben nnd Geschenken noch hente bestehen. Dies ist auch bei dem Fastnachtsfeste der Fall. Die Sitte ist weit verbreitet, am Donnerstag vor Fastnacht oder an den Fastnachtstagen selbst Gaben zusammenzuholen. Meistens besorgen dies jetzt die Kinder. Allein dieser Umstand darf uns nicht abhalten, von dem jetzigen Brauche auf eine früher von den Erwachsenen veranstaltete Gabeneinsammlung zu schliessen. So oft hat sich ja eine Sitte, die sich, der veränderten Anschauungen wegen, nicht mehr halten konnte, in das Kinderspiel geflüchtet und lebt nun ungestört fort. Aber nicht nur die Kinder, auch noch die Erwachsenen holen um die Fastnachtszeit hie und da Gaben zusammen, wie dies ans den angeführten Bräuchen ersichtlich ist.

Das Einholen der Nahrungsmittel, ob von Kindern oder Erwachsenen ausgeübt, geschieht stets und überall unter der

Absingung eines besonderen Liedes, das man wohl „Sammellied" nennt. Aus den verschiedensten Landschaften herstammend, zeigen die weiter unten folgenden Sammellieder zur Fastnachtszeit eine auffallende Übereinstimmung, die auf einen gemeinsamen Ursprung schliessen lässt.

In der Umgegend von Köln[1]) zogen bis in die neueste Zeit die Burschen am Fastnachtstage mit einer Karre an die Häuser des Dorfes und holten Lebensmittel zusammen, die ihnen meist in reichlichem Masse gespendet wurden. Von diesen Gaben wurde in einem Wirtshause ein Mahl veranstaltet. Weil die Sitte zu Ausschreitungen führte, ward sie verboten. Jetzt griffen die Kinder den Brauch auf. Mit dem alten Sammelliede ziehen sie nun von Haus zu Haus und erhalten gewöhnlich ein kleines Geldstück. Das Liedchen lautet:

Huh Fastelovend!
Gävv mer jätt vom Brode.
Gävv mer jätt vom decke Speck.
Dat ich ens korre (versuche) wi et schmeck!
Setz de Leeder an de Wand
Schneck de Brodwuesch en de Hand!
Tahss (taste) noh de lange,
Loss de kueten hange!
Tahss en dat Eierfass,
Wäeden (werden) öch de Häng net nahss.
Goht in de Kammer,
Sökt (sucht) uns jätt zosamme!
Vell sall se gevve.
Lang sall se levve!
Obet (übers) Johr en diese Zeck
Soll de Frau em Himmel senn!

Im Siegkreise[2]) gehen die Kinder an einem der Fastnachtstage durch das Dorf und singen vor den Häusern:

Fastelovend kütt ent Huhss,
Gätt (gebt) em jätt, dann gehte ruhss!
Huh Fastelovend!
Schneck mer en Stöck vom Brode.
Schneck mer en Stöck vom fette Speck!
Loht dat Metzge (Messerchen) blenke
In dem fette Schenke.

---

[1]) Mündlich aus Gleuel b. Köln; Mitteilung des Herrn Gerecht.
[2]) Eigene Aufzeichnung aus Altenrath und Scheiderhöhe.

Gätt oss och en Ei op zwei,
Zwei müsse mer haben,
Dat mer lange laben!
Dat Ledche es gesunge, de Groschen es verdent,
Un wenn er mer noch ene Groschen gätt,
Dann sengen ich och noch en Led.

In Rheinbach[3]) bei Bonn haben die Kinder bei ihrem Fastnachtsrundgang ein eigentümliches Musikinstrument. Es ist dies der sogenannte „Rommelspott“, ein Topf, über dessen Öffnung eine Haut gespannt ist. Vermittels eines Schlägers wird das Fell in Schwingung versetzt und verursacht einen brummenden Ton. Folgende Lieder werden gesungen:

Hu Fastelovend!
Gätt os jätt vom Brode,
Gätt os jätt vom decke Speck!
Loss (lass) ech ens korre wie et schmeck.
Setz de Leder an de Wand,
Schneck de Brotwuesch en de Hand!
Lohs dat Metzge blenke
Dep (tief) en de Schenke!
Töp (greif) ens en dat Eiefahs
Dann wid öch och de Hand net nahs!

II.

Ech wor ens en Holland,
Do ginge de Köh op Stelze
De Gepe (Ziegen) hatten Truffeln (Holzschuhe) an,
De Essele schlogen de Tromm.
Hurrah Pardomm!
Hurrah par Diveskätzge (gepolsteter Sessel f. d. Hausfrau),
Do wolle mer de Frau obsetze.
Frau, hat er och Geld?
Hat er es geen, (keins)
Da zällt er es geen,
Da fällt es dorch de Föngere geen,
Un Gäcke krien (bekommen) es och dann geen.

In der Eifel[4]) ziehen am „fetten Donnerstage“, so heisst der Donnerstag vor Fastnacht, die Kinder ebenfalls von Haus zu Haus. Aus ihrer Mitte haben die Kinder sich einen König gewählt, der an ihrer Spitze mit einem hölzernen Säbel

[3]) Mündlich aus Lüftelberg b. Rheinbach, Kreis Bonn.
[4]) Mündlich aus der Gegend von Bleialf bei St. Vieth.

in der Faust aufmarschiert. An einigen Orten[5]) ziehen aber auch Burschen durch die Dörfer. Die gesammelten Eier werden in einem bestimmten Hause, das mit Jahren umwechselt, zu Kuchen gebacken, und so wird ein Fest veranstaltet. Die Kinder und Erwachsenen singen bei ihrem Umzuge:

Ich bin der kleine König,
Gebt ihm nicht zu wenig,
Lasst ihn nicht zu lange stohn,
Denn er muss noch weiter gohn.
Stell de Leder an de Wand,
Holl et Mätz an de recht Hand,
Schneck, schneck en decke fette Gref, (Speckstück)
Dat de Korf al över lef! (läuft)

Dasselbe Lied singen auch die erwachsenen Burschen, wenn sie vom Feueranzünden am Sonntage nach Fastnacht ins Dorf zurückkommen. Die Burschen erhalten Mehl, Eier und Speck, aus denen sie eine gemeinsame Mahlzeit für die Festgenossen veranstalten.

An anderen Orten[6]) der Eifel singen die Kinder am fetten Donnerstage ein anderes Lied. Dieses lautet:

Gras, Gras, Grumen, (Grummet)
De Hohner blecke (pflücken) Blumen.
Gätt us jett en use Korf,
Da kommer (kommen wir) stetzig (schnell) durch das Dorf.
Stell de Leder an de Wand
Holl et Metz an de recht Hand,
Schneck deef (tief), schneck deef
En decke fette Gref!
Wenn de Mann kennt, (kommt)
Da soder (sagt ihr) de Katz hätte geholit.

Ausser den Kindern ziehen aber auch zur Fastnachtszeit die ärmeren Leute in manchen Gegenden[7]) der Eifel durch die Dörfer, um Speck, Mehl und Eier für sich zusammen zu holen. Reichlich fällt der Umzug für die Betreffenden aus. Es sind nicht die eigentlichen Bettler, sondern solche, welche sonst diesem Gewerbe sich nicht hingeben. Oft haben die Leute eine Ziehharmonika, oder, wenn's gut geht, sogar eine Violine, bei sich. Tänze und Lieder werden vor den Häusern aufgespielt.

---

[5]) Mitteilung aus Neuerburg, Kreis Bitburg. [6]) Mündlich aus der Gegend von Schönecken bei Prüm. [7]) Mündlich aus Bleialf.

Wir erkennen unschwer in diesem Brauche eine ähnliche Abschwächung des Gabeneinsammelns für ein gemeinsames Mahl, wie wir es bei den Kinderumzügen gefunden haben.

An der Mosel heisst der Donnerstag vor Fastnacht ebenfalls „fette Donnerstag". Auch hier veranstalten die Kinder einen Rundgang durchs Dorf. Sie singen [8]):

Härrche nnd Freiche,
Geft uns e Fastrichteiche!
(Pitter) es 'n guote Mann,
De uns guot belohne kann.
Eh um 'n Ei,
Im Nest liegen 'r zwei.
Eins sollt ihr geben.
Lang sollt ihr leben.
Selig sollt ihr sterben.
Gefft nn gefft und lasst uns gehn,
Wir hann weit herom zu gehn.
Bis bei (Bäckersch Nikelas) sein Haus,
Do werfen se de Weck met Schaufeln heraus.
De Mädches röffen off,
De Jungen hauen droff.

An der Saar [9]) ziehen die Burschen durch die Dörfer und „heben Eier auf". Von ihnen werden Eierkuchen gebacken, die gemeinschaftlich verzehrt werden.

Am Fastnachtsdienstage [10]) gehen die Kinder an die Häuser und singen:

Jetzt kommen wir gezogen,
Und hätten gern Birnen nnd Bohnen.
Birnen nnd Bohnen sind gute Speis',
Wir Kinder sind alle weis'.
Ein Ei, zwei Ei müsst ihr uns geben,
Lang sollt ihr leben,
Selig sollt ihr sterben, den Himmel sollt ihr erben!
Petrus war ein heilig' Mann,
Der den Himmel aufschliessen kann.
Scheid auf, schneid ab,
Ein gut Stück Speck hrob!

---

[8]) Mündlich aus Wehlen.
[9]) Mitteilung aus Beurig a. d. Saar.
[10]) Mitteilung aus Wasserbillich.

Lieder von der Saar:

I.[11]

Ich bin der kleine Kaiser,
Geh in alle Häuser,
Lobe Gott im Himmelreich,
Was ich krieg, das ess ich gleich.
Ich bin der kleine König,
Gebt mir nicht zu wenig,
Lasst mich nicht zu lange stehn,
Denn ich muss noch weiter gehn!

II.[12]

S' is Fastnacht, Fastnacht,
Die Küchelchen sin gebackt.
Geb mir eins, geb mir eins,
Ich steck se in de Sack.

In dem Städtchen Berncastel[13]) hat die Jugend zwei Fastnachtslieder, die sie beim Gabeneinsammeln zu singen pflegen.

I.

Mir sein hieher gegangen
Mir sein hieher gesandt. —
Gebt uns die Fastnachtseier.
Mir sān (sagen) euch Lob und Dank.
Gebt uns 'er zwei oder drei
Und e guet Stück Speck dabei.
Gebt uns, gebt uns, lasst uns gehen,
Lasst uns net so lang hei stehn,
Wir hann noch weit herum zu gehn!

II.

Hānäppelche, hān,
Da Fasnicht de geht an.
Geft uns Speck und Eier
Für dat Gretche!

In Trier[14]) und Umgebung ziehen die Kinder am dritten Fastnachtstage maskiert über die Strassen und singen:

Haorich, haorich es de Kaatz,
Un wenn de Kaatz net haorich es,
Dann fängt se keine Mäus;
Lustig, lustig es de Welt,
Un wenn de Welt net lustig es,
Dann hann de Leit ka Geld.

In der Umgegend von Wittlich[15]) singen die Kinder:

A, ba, Billà,
Wer haben nichs em Debbchen,
De Kuchen well net reischen.
Schneid e Steck vom Laangen,
Dat Korzet laot der haangen!

[11]) Mitteilung aus Völklingen a. d. Saar. [12]) Mitteilung aus Riegelberg bei Saarbrücken. [13]) Mündlich aus Berncastel. [14]) Mitteilung aus Trier. [15]) Mitteilung des Fräuleins Gehentges aus Bergweiler bei Wittlich.

In Cröv a. d. Mosel[16]) ziehen die erwachsenen Mädchen von Haus zu Haus und singen Lieder(?), sie haben verschiedene Musikinstrumente, Harmonika, Flöten bei sich und alle ein grosses, rotes Tuch vorgebunden. Sie bekommen Geld, Kuchen oder Wein. Auf dem Heimwege kommen ihnen die Burschen entgegen und begleiten die Mädchen in ein Privat- oder ein Wirtshaus, in welchem die Gaben gemeinschaftlich verzehrt werden.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Grammatik des Elten-Emmericher Platt.

Von **Freiherr Lochner von Hüttenbach.**

Gelegentlich des Rosenmontags 1903 hat das Bürgerblatt eine Extraausgabe veranstaltet, in der in Platt eine Beschreibung der „Emmereckschе Kärmes“ gegeben war. Dadurch war es möglich, ein derartiges Schriftmal einmal vor Augen zu haben. Es soll in den nachfolgenden Zeilen versucht werden, auf Grund desselben, wobei wir nur bedauern, dass sich auch einzelne moderne Ausdrücke eingeschlichen, der Grammatik dieses niederfränkischen Dialektes nachzuforschen und bitten wir als nicht aus der Gegend gebürtig und nicht mit der Sprache aufgewachsen, um Nachsicht, sollte das eine oder andere nicht richtig sein, aber auch um Beihilfe des einen oder andern, damit wir zusammen nicht nur eine Grammatik, sondern auch eine Geschichte dieses uralten Dialekts festlegen können.

Beginnen wir als erste Lektion mit dem bestimmten und unbestimmten Artikel nnd ziehen dabei, wie in allem Nachfolgenden, eine Parallele zum modernen Holländischen. Der Nominativ der Einzahl männlich und weiblich ist d e, z. B. de Rummel, de Kärmes. Sächlich heisst er et; das h des holländischen h e t wird nicht ausgesprochen. Dieses d e erhält sich auch männlich und weiblich im Akknsativ. Da im Niederländischen alle Präpositionen den Akkusativ regieren.

---

[16]) Mitteilung aus Cröv a. d. Mosel.

so hören wir ganz richtig: op de, met de, in de, öm de, nor de, ahn (aan) de. Eine Ausnahme machte met denn bellige Jakob, bej denn bellege Jakob männlich, in dij tot und in dij wäk weiblich. Warum wohl? Auch das et bleibt beibehalten: so üt et, met et. Ahnt ist nichts anderes als aan et zusammengezogen, also der umschriebene Dativ. Wir dächten aan sei richtiger als ahn. Aus dem holländischen ten huize wird wiederum zusammengezogen unser allbekanntes tüs = te de hüs. Das h im Anlaut wird wie in het wieder nicht gesprochen. Der Plural ist für sämtliche Geschlechter de; er bleibt wieder bei den Präpositionen dör de, üt de, op de, bej de, van de.

Was den unbestimmten Artikel anlangt, so ist er weiblich und sächlich en. Wir glauben, es wäre besser das holländische een dafür zu schreiben, da unseres Wissens en tatsächlich lang gesprochen wird: weiblich haben wir eene, ene; bei den Präpositionen bleibt dann der Akkusativ. Wenn auch nicht deutlich gebracht, lässt sich unschwer aus der Endung das Geschlecht erkennen, z. B. in eene Angst, nor eene Kant alles weiblich, met en Gesecht, met en Beld sächlich. Das scheinbar abweichende met en Jass, met eenen Box, met en Fahn, führen wir darauf zurück, dass im Niederländischen Jass und Fahn wahrscheinlich ein anderes Geschlecht haben, wie im Hochdeutschen. Interessant ist die Zusammenziehung sönn aus sö eene, wobei jedenfalls das Schluss-e verschluckt wird, z. B. sönn olde Tante.

Gehen wir als zweite Lektion zur schwachen und starken Konjugation über, so finden wir da manches recht Interessante. Ganz allgemein scheint Regel zu sein, dass die Endung en in e übergeht, z. B. mäke, fleute, blöje, kriege, geschlage, getrocke. Letzteres würden wir allerdings lieber mit kk nach dem Holländischen schreiben, statt mit ck. Merkwürdig ist auch der Umlaut: das holländische maken heisst hier mäke, säggen statt seggen, spräke statt spreeken, dann säht, läwe. Das scharfe hey bleff ist ebenso eigentümlich, wie wir nebenbei bemerkt, nie hof sondern immer hoff hören. Besonders interessant sind aber zwei Dinge: das sind einmal die Wörter mit öi, so blöje, schöje. Sagt man dafür im Holländischen

z. B. gruje en bluje, so haben sich im Bayrisch-Fränkischen und in der zu Franken gehörenden Oberpfalz die öi-Laute bis auf den heutigen Tag erhalten. Es ist dies öi also ein ganz spezifisch fränkisches Charakteristikum. Noch interessanter ist das zweite: die Worte mit aa, also verstaan, gedaan, gegaan, gestaan im Holländischen lauten jetzt platt: verstohn, gedohn, gegohn, gestohn. Man sagt im Allemannisch-Schwäbischen: stohn, gohn, bleebe lohn, wells mei Lebtag nimmer dohn. Wir haben also hier dasselbe wie im Platt. Ergänzungshalber sei erwähnt, dass der richtige Schwabe das Verslein ausspricht: stâu, gâu, bleebe lâu, wells mei Lebtag nimme dâu! Hingewiesen soll auch sein auf die Zusammenziehungen köj könnt ihr, echt fränkisch, ebenso söj seht ihr; das siei soll jedenfalls auch besser söj heissen!*) Eines ist uns besonders aufgefallen: das holländische verkocht ist fast ganz ins Hochdeutsche übersetzt; es heisst verköfft. Wie das wohl kommen mag? Sollte das wieder oberfränkisch und nicht niederfränkisch sein?

Was nun als dritte Lektion die Hilfszeitwörter anlangt, so finden wir von zijn, wohl sinn hier gesprochen werden aus dem Präsens: eck sinn, hej und et es und im Plural sej sinn, von werden kommt einmal et wörd, also mit Umlaut ganz ans Holländische anklingend, ebenso, wenn es richtig ist, söj werdet ihr statt zult üw. Von haben kommt vor hej häht, das also gegenüber hej heeft vollständig Dialekt geworden ist. Nun erinnern wir uns, das bekannte hai ä ok habt ihr auch gar oft gehört zu haben. Es wäre also ganz von Wert, einmal die ganze Konjugation von haben bezw. der sämtlichen Hilfszeitwörter, vor sich zu haben, um die Abweichungen studieren zu können.

Auch Mehrzahlbildung von Substantiven lernen wir kennen. Von starken Substantiven wollen wir beispielsweise erwähnen: de Spölwagens, de Vaders, Ohmes. Für Tantes, Örgels, ganz sicher Jonges, sollte es doch eigentlich Tanten, Örgelen, Jongen heissen?**) Richtig ist der Plural des

*) oder ist söj sollt ihr bezw. werdet ihr?

**) Doch können wir uns auch erinnern, immer nur gehört zu haben: Jonges, kommt mal hier.



Diminutivs Mädje als Mädjes. An anderer Stelle wird dafür Meje gesetzt — immerhin noch ein Anklang an das holländische meusjes.

Die Steigerung der Adjektiva gud, bäter und veel, meer entspricht wieder ganz dem Holländischen. Das e in beter wird im Platt wieder zu ä.

Eine vierte Lektion soll sich zunächst mit den Fürwörtern beschäftigen. Von der ersten Person haben wir eck ich und min, das sowohl im Dativ wie im Akkusativ gebraucht wird; der Genitiv wird unsers Wissens meist mit van min umschrieben. Von der zweiten Person ist das j mehrfach angeführt, Dativ und Akkusativ lauten ow. Von der dritten Person lernen wir den Nominativ mit hej kennen, der Genitiv ist sinn, der Dativ ist öhm; sächlich kommt vor et und weiblich sej, das im Nominativ der Mehrzahl gleich lautet. Dativ und Akkusativ ist weiblich im Singular und Plural öhr. Was die besitzanzeigenden Fürwörter betrifft, so ist hier minn ausschlaggebend, das im Nominativ und Akkusativ gleich ist, während Genitiv und Dativ mit van und an umschrieben werden. Dein wird mit van ow oder van j umschrieben. Sein ist sinn.

Von den fragenden Fürwörtern wird wer holländisch wie mit wäj gegeben; wem oder wenn wird wohl wüm lauten? Von weiteren Fürwörtern ist in unserer „Kärmes" nichts enthalten.

Auf einen Teil der unregelmässigen Zeitwörter, um eine weitere Lektion anzuführen, wurde schon bei der Konjugation hingewiesen. Unter Beziehung darauf sei erwähnt, dass von kunnen = könne angeführt ist hej kan (kann dürfte wohl dem Holländischen entsprechend nicht richtig sein), dann gej könnt und das interessante köj't und köj. Eck kan ist wohl unschwer zu ergänzen, ebenso wej und sej könne. Das u lautet in ö um. koste sej ist jedenfalls Konjunktiv Imperfekt für könnten sie. Von weten finden wir eck wet und sej wete, von moeten das auf platt moten zu lauten scheint, eck mot, hei mot und gej mot. Einmal heisst es moss, wohl Konjunktiv Imperfekt. Von wollen finden wir eck will (gehört streng wohl auch mit einem l geschrieben).

Von seggen heisst es eck segg und wack sägg, dann hei saht. Wack ist wieder zusammengezogen aus wat eck, genau wie dack: dat eck. Das merkwürdige verköfft haben wir schon erwähnt. Von doen = duhn kommt vor eck duhn, sej duhn, hej duht, was mit dem Holländischen ganz übereinkommt. Von den weiteren gaan, slaan, kaan haben wir auch schon erwähnt, dass aa in oh umlautet. Drum finden wir eck gohn, sej gohn auch den Imperativ: goot. Von slaan ist angeführt geschlage; das ist wohl nicht richtig und sollte geslohn heissen. Von staan = stohn finden wir hej stoht und daj stoht. Das verschiedenemale geht und steht dürfte nicht ganz konsequent sein, zumal sich ja goht und stoht ebenso reimt. Von zien = sehen kommt vor waj dat sieht, wohl besser ziet oder siet geschrieben, dann sejt und siej. Von trennbaren Zeitwörtern wollen wir beispielsweise affhale, ahnkomme, tröchkomme, bejkomme, ahnkieken, inslope, mettrecke, messverstohn anführen; von den untrennbaren seien vergohn, verstohn, verwondern, beschriewe genannt.

Eine letzte Lektion soll den Adverbien und Präpositionen gewidmet sein. Von beiden finden wir eine reiche Ausbeute. Von Adverbien des Ortes kommen vor aff en wehr, hen en her, wor, bütte, tüs, bej, ahn, hier, dorher, dörehn. Adverbien der Zeit sind öm, wenn, want, long, van Dag tot Dag, vörahn, dann, weer, weits, eher, bess, van olders her, sälde, märges, allwehr, later, vörmeddags, dalecks, op eenmal, noch. Adverbien des Modus und Grades sind schliesslich niet, mor, herronder, als, ass, met, wu, blots, wel, ömmer und wej.*)

Damit könnten wir eigentlich unsere Abhandlung schliessen. Da aber bei derartigen Abhandlungen noch ein besonderer Absatz der Aussprache gewidmet ist, so wollen wir Diesbezügliches, obwohl schon verschiedenemale darauf

*) Präpositionen sind ahn, bütte, dör, in, met, nor, öm. und öm te, onder, op, över, te, tot, tösse, üt, van und vöre, bezw. vör.

hingewiesen wurde, kurz resümieren. **aa** lautet stets wie **o** bezw. **oh**, das u ist wohl für **oe** zu setzen, das **ej** für **ij**; u, **ui** und **uu** ist ü, ä für e, o meistenteils ö, das **uie** ist das interessante **öi**. Auffallend ist auch das **sch**, das so gesprochen wird, wie es geschrieben ist; in „**Spölwagen**" fällt das sonst gesprochene **Schpöl** weg.

Wir kommen zum Schluss auf das eingangs Erwähnte zurück. Indem wir einerseits einen Beitrag zur Grammatik dieses alten fränkischen Idioms liefern wollten, andererseits das Interesse daran besonders wecken wollten, würden wir uns freuen, wenn diese Zeilen den Anlass bieten würden, diesen Dialekt des weiteren zu erforschen und der eine und der andere hierzu Material bringen und einer der Emmericher Herren eine Sammel- und Sichtungsstelle übernehmen würde, um schliesslich eine kleine Grammatik und ein Lesebuch im Emmerich-Eltner Platt — sofern die beiden nicht schon wieder Verschiedenheiten zeigen — zu liefern und herauszugeben. Es wäre das wohl auch neben dem Museum ein höchst wertvoller Beitrag zur Heimatskunde.

Kleinere Mitteilungen.

Ein Martinsabend in Düsseldorf.

Von **Rud. Clément**, Düsseldorf.

Wenige Tage nach Allerheiligen, dem Feste, an welchem Arm und Reich mit Kränzen und Blumensträussen auf die Friedhöfe pilgert, um den geliebten Toten die letzten Gaben der scheidenden Natur darzubringen, beginnt in den breiten, gradlinigen Strassenzügen der rheinischen Kunst- und Gartenstadt Düsseldorf aufs Neue ein lebhaftes Treiben. Diesmal ist es ein froher Anlass, der Gross und Klein trotz des trüben Novembertages ins Freie lockt. Es gilt, das seit alten Zeiten überkommene Martinsfest zu begehen.

Schon mehrere Tage vorher erinnern in den Schaufenstern der Papier- und Spielwarenläden die in allen Grössen

und Farben prangenden Lampions an das bevorstehende Fest; allenthalben trifft man Eltern und Kinder mit dem rosa gefärbten Fackelstock auf der Strasse.

Endlich ist der von den Kindern so sehnlichst erwartete Martinsabend herangekommen. Die Mehrzahl der Behörden, Fabriken und kaufmännischen Geschäfte hören aus Anlass des Martinsfestes einige Stunden früher als sonst auf zu arbeiten. Manches der Kinder mag wohl, wenn der Tag trübe begonnen hat und ein feiner Nebelregen sachte, aber durchdringend herabrieselt, seinen himmlischen Vater in kindlicher Naivität bitten, den bösen Regen zu verscheuchen, damit es abends mit seiner brennenden Fackel dem heiligen Martinus zu Ehren durch die Strassen ziehen kann.

Wenn es 5 Uhr geschlagen hat, sind die Kinder nicht mehr im Hause zu halten. Die grösseren, mit ihren Schulkameraden zu Trupps vereinigt, die kleineren auf dem Arme oder an der sicheren Hand der Eltern, streben in Hast dem nächsten Sammelplatze zu, um sich dort mit dem grossen Schwarm zu einem einigermassen geordneten Zuge zusammen zu tun.

Diese Martinszüge sind erst in neuerer Zeit entstanden. In früheren Jahren konzentrierte sich das ganze Treiben auf dem Markt und der breiten Linden-Allee mit ihren Seitenstrassen zu einer grossen Fackelpromenade, die zwar völlig ungeordnet war, dafür aber malerisch überaus anziehend wirkte. Erst vor etwa einem Jahrzehnt sind die von der Bürgerschaft der einzelnen Stadtteile organisierten Fackelzüge nach und nach aufgekommen, und zwar als erster der Zug in der Friedrichstadt, welche, bis vor etwa 12 Jahren durch die Gleise der Bergisch-Märkischen Eisenbahn von dem übrigen Stadtkörper getrennt, von jeher in gewisser Beziehung ein Gemeinwesen für sich gebildet hat, eine Eigentümlichkeit, die sich allerdings in neuerer Zeit mehr und mehr verwischt.

Von mehreren kleineren Musikkapellen begleitet, ziehen die Teilnehmer des Zuges mit ihren bunten Lichtern unter fröhlichem Gesang durch die Hauptstrassen ihres Stadtviertels. Von einem höher gelegenen Standpunkte aus gewährt solch

ein Zug ein ungemein prächtiges Bild. Wie ein glühender Strom wälzt sich die Flut der auf und abwogenden Lichter heran; hie und da zeigen sich dunkle Flecken, die Bläserchöre, die mit ihren Instrumenten genug zu tun haben. In allen Farben und Formen tanzen die glänzenden Fackeln an ihren Stöcken. Ein gewisser Wettstreit ist entbrannt, jeder sucht an Schönheit und Originalität seines Lampions den andern zu überbieten. Hier trageu mehrere Knaben auf Stangen ein mächtiges, illuminiertes Papierhaus, dort ein Transparent mit der Reiterfigur des heiligen Martinus, wie er seinen Mantel mit dem Schwerte zerteilt und die eine Hälfte dem abgezehrten, nur dürftig bekleideten alten Manne am Boden reicht. Ein anderer Junge trägt einen Regenschirm, dessen des Überzugs beraubte Stangen an den Enden mit Lampions behängt sind. Hie und da ragen aus dem Feuermeer riesige Kreuze, über und über mit bunten Fackeln besäet, hervor. Oft macht sich der stets zu mehr oder minder harmlosen Streichen aufgelegte Düsseldorfer „Radschläger" das Vergnügen. an einer mehrere Meter langen Stange ein winziges, kaum zwei Zoll grosses Lämpchen spazieren zu führen. Selten zeigt sich noch einer der früher so beliebten ausgehöhlten Kürbisse, die zwar nicht so schön leuchteten, aber mit ihren originellen Schnitzereien den Kindern viel Freude bereiteten.

Unermüdlich erschallen während des Zuges, von der Musik begleitet und in die richtige Form gebracht, aus viel tausend Kehlen die frohen Martinsgesänge. Immer wieder von neuem erklingt in gefälliger Melodie das beliebteste der Lieder:

Lasst uns froh und munter sein
Und uns heute kindlich freu'n.
Lustig, lustig tralleralleral!
Nun ist Martinsabend da.

Spielen wir so nachbarlich,
O dann freu'n die Eltern sich.
Lustig, lustig usw.

Nehmt deu Kürbis in die Hand,
Rasch das Kerzlein angebrannt.
Lustig, lustig usw.

Allen Kindern nun zum Spass
Wirft auch Sankt Martinus was.
Lustig. lustig usw.

Springen wollen wir kreuz und quer
Über das liebe Kerzlein her.
Lustig. lustig usw.

Ist das liebe Spielchen aus,
O dann geh'n wir froh nach Haus.
Lustig, lustig usw.

Und dann backt nach altem Brauch
Uns die Mutter Kuchen auch.
Lustig, lustig usw.

Nach der Freude danken wir
Unserm lieben Gott dafür.
Lustig, lustig usw.

Ist dieser Gesang verhallt, so kommt gleich das Loblied des heiligen Martinus an die Reihe:

Sankt Martin ritt durch Schnee und Wind,
Sein Ross, das trug ihn fort geschwind.
Sankt Martin ritt mit leichtem Mut,
Sein Mantel deckt ihn warm und gut.

Im Schnee da sass ein alter Mann,
Hat Kleider nicht, hat Lumpen an.
„Ach helft mir doch in meiner Not,
Sonst ist der bittre Frost mein Tod!"

Sankt Martin zieht die Zügel an,
Das Ross steht still beim armen Mann.
Sankt Martin mit dem Schwerte teilt
Den warmen Mantel unverweilt.

Sankt Martin gibt den halben still,
Der Bettler rasch ihm danken will.
Sankt Martin aber ritt in Eil
Hinweg mit seinem Mantelteil.

Diese beiden Lieder bilden im wesentlichen das Repertoir der heutigen Martinsgesänge. Die alten Lieder, deren sich jeder alte Düsseldorfer noch gerne erinnert, werden nur noch ganz vereinzelt gesungen, z. B.:

Zing Määte, zing Määte,
Die Kälwer hant lange Stääte.
Die Jonges sind Rabaue,
Die Weiter wolle mer haue!
De Jonges esse gebackene Fesch',
Die Weiter schmiesse mer onger der Desch!
Die Jonges esse die Taate,
Die Weiter lecke die Plaate!

Dagegen hat es sich die Düsseldorfer Strassenjugend nicht nehmen lassen, das ohnehin schon recht lange Lied: „Lasst uns froh und munter sein" noch mit mehreren plattdeutschen Strophen auszuschmücken, von denen verschiedene so derb sind, dass sie sich nicht zur Wiedergabe eignen. Die Mehrzahl der Kinder schaltet aber beim Absingen des Liedes hinter der dritten Strophe die Verse ein:

Küt dä Lehrer in de School,
Sätz hä sech op singe Stohl;
Nimmt ene dicke, dicke Knüppel in die Hang,
Haut dä Jonges öwer dä lange, lange Strang.

„Lewen Herr Lehrer, ich donn et nit mieh!
Donn et ming Lewegottsdags nit mieh!"
Lustig, lustig usw.

Nach etwa einer Stunde löst sich der Zug wieder auf, und die frohe Schar strebt grösstenteils nach Hause, um sich über die inzwischen fertig gebackenen „Martinskuchen" — Hefekuchen aus Weizen- oder Buchweizenmehl — und die Äpfel und Nüsse herzumachen. Auf dem Tische der wohlhabenden Familien prangt vielfach die althergebrachte Martinsgans.

Wir statten noch der Lindenallee einen kurzen Besuch ab, um uns hier unter das frohe, ungezwungene Treiben zu mischen. Hier hat der Trubel nach der Auflösung der Züge seinen Höhepunkt erreicht. Das wogt und wallt in unregelmässigen Gruppen auf und ab. In allen Tonarten schallt uns von piepsenden, dünnen Kinderstimmchen und den robusteren Kehlen der grösseren Knaben gesungen, die Parole entgegen: „nun ist Martinsabend da!" Es ist ein packendes Bild, diese Kleinen zu beobachten, auf deren von der Fackel rosig erleuchteten Gesichtchen sich die helle, ungetrübteste Freude wiederspiegelt, wie sie unermüdlich und mit wahrer Inbrunst ihre schlichten Liedchen vor sich hin singen. Auf dem breiten Bürgersteig an dem Breidenbacher Hof promenieren unterdessen die Erwachsenen auf und ab, um von hier aus das farbenprächtige Lichterspiel zu geniessen.

Gegen 7 Uhr wird es stiller und dunkler auf der Allee. Ein Trupp nach dem andern zieht nach Hause. Eine halbe Stunde später zeigen die Strassen wieder ihr altes Gepräge. Der Wagen- und Strassenbahnverkehr, der in den Hauptstrassen aus Sicherheitsgründen polizeilich gesperrt war, tritt wieder in seine Rechte, und nur hie und da erinnert wohl noch eine zertretene und halbverkohlte Papierfackel an das frohe, bunte Getriebe, und das helle Jubeln der Kinder, das eben noch die Strassen erfüllt hat.

Doch nein, für die Strassenjugend, die „Blagen", beginnt jetzt erst der zweite Teil ihrer Martinsfreude. In Scharen von etwa 10—15 Kindern ziehen sie von Laden zu Laden, wo sie etwas Essbares wittern, und singen mit Nachdruck die Verse:

Hier wohnt ein reicher Mann,
Der uns vieles geben kann;
Lang soll er leben, selig soll er sterben,
Das Himmelreich erwerben.

Oder:

Ich bin ein kleiner König,
Gebt mir nicht zu wenig;
Lasst mich nicht zu lange steh'n,
Denn ich muss noch weiter geh'n!

Mit dem „Weitergeh'n" haben sie es indes gar nicht so eilig. Wohl mehr als zehnmal wird unter Umständen der eine oder andere Vers wiederholt, bis sich endlich der Ladeninhaber, um die hartnäckigen Schreihälse loszuwerden, herbeilässt, ein paar Hände voll Nüsse und einige Äpfel unter sie zu werfen. Dann wälzt sich die Jugend auf der Erde herum, der eine über den andern, um möglichst viel zu erhaschen. Lässt sich der Geschäftsmann aber nicht erweichen, so zieht die Schar schliesslich ab, jedoch nicht, bevor sie den Spottvers gesungen hat:

Dat Huus, dat steht op eene Pinn,
Dä Gizhals, dä sitz medde drinn!
Gizhals, Gizhals, zerbrech den Hals,
Dat de morje sterve kanns!
Gizhals, Gizhals!

Beim nächsten Laden wiederholt sich der Gesang. Zwar ist die Polizei bestrebt, diesem Unfug zu steuern, aber der Brauch ist so fest eingewurzelt und die Kinder sind so darauf erpicht, dass sie sich, sobald der „Putz" (Schutzmann) sie auseinander getrieben hat, an der nächsten Ecke wieder zusammentun.

Erst mit Schluss der Geschäfte hört der Gesang auf: die letzte Spur des Martinsfestes ist geschwunden. Die Fackeln werden, soweit sie nicht durch Kerzenfett oder Brand beschädigt sind, sorgfältig wieder zusammengefaltet, um für das nächste Jahr aufgehoben zu werden, und die Kleinen,

die zur Feier des Tages heute etwas länger aufbleiben durften, träumen wohl in der Nacht noch von den schönen Stunden des Martinsfestes und ihrer leuchtenden Fackel.

Jedem, der den Martinsabend in Düsseldorf einmal mitgemacht und in seinen Einzelheiten beobachtet hat, wird dieses reizende, bunte und erhebende Kinderfest wohl kaum aus der Erinnerung schwinden.

Volksgebräuche in der Eifel.

Von **P. J. Busch**, Trier.

Wenn an den drei letzten Tagen der Karwoche die Glocken verstummt sind, bieten die Strassen des Eifeldorfes ein anmutiges Bild. Die männliche Dorfjugend vom 3jährigen Knirps bis zum 14jährigen Burschen durchzieht mit hölzernen Klappern versehen vor Beginn des Gottesdienstes und des Angelus die Strassen des Ortes und ruft mit grossem Geräusche die Leute zur Kirche. In der Nacht von Karsamstag auf Ostern durchzieht die liebe Jugend noch einmal das Dorf, klappert und ruft im Dialekt: He, Leute, Leute steht auf, steht auf, es ist Ostertag! Auf die Stunde kommt es den kleinen Burschen zum Entbieten des Ostergrusses nicht an; ich hörte ihn in diesem Jahre um 2 Uhr nachts. Am Ostersonntage erfolgt die Austeilung von Eiern seitens der Einwohner an die „Klapperer". Mit wohlgefülltem Korbe erscheinen die Jungen vor der Wohnung des Lehrers, welcher nach gestellter Rechenaufgabe die Eier verteilt. Die Ostereier spielen in der Eifel eine grosse Rolle, man kann sagen, sie ersetzen das in den Städten übliche Neujahrs-Trinkgeld. Ostereier erhalten das Gesinde, Schneider und Schuster, Schornsteinfeger und Müllerknecht, der Schweine- und Viehhirt, die Patenkinder, Neffen nnd Nichten. Aber auch der Bursche, der zur Kirmes mit der Jungfrau fleissig tanzte, erhält von dieser die erbetenen Ostereier. Um Ostereier wird sogar gespielt beim sogen. Eierschieben. Eine Baumrinde legt man an einen Abhang. Ein Spieler lässt ein Ei hinabrollen, ein zweiter, dritter usw. ebenfalls. Derjenige.

dessen Ei das Ei eines andern Mitspielers trifft, hat das letztere gewonnen.

Zn einem wahren Volksfeste gestaltet sich die „Eierlage“ zn Schoenecken im Kreise Prüm. Aus der ganzen Umgegend strömt am zweiten Ostertage alt und jung dahin. An der Strasse liegen hundert Eier in langer Reihe, jedes Ei von dem vorhergehenden 1 m weit entfernt. Einem Burschen liegt nun die Aufgabe ob, jedes Ei einzeln in einen bereitstehenden, am Ende der Reihe befindlichen Korb zu legen. Er mnss also eine Strecke von 1 + 2 + 3 + 4 + 5 + 6 + 7 usw. bis + 100 m) mal 2 zurücklegen. Dazn kommt noch das zweihundertmalige Bücken beim Aufheben und Niederlegen der Eier. Das letzte Ei wirft der Bnrsche hoch in die Lnft, und das Gelächter will kein Ende nehmen, wenn sich der Inhalt des Eies auf einen in der dichtgedrängten Volksmenge Stehenden ergiesst. Während der geschilderten Beschäftigung muss ein anderer Bursche den Weg nach dem ½ Stunde entfernten Orte Seiwerath hin- und zurücklaufen. Dort angekommen, trinkt der Läufer ein bereitstehendes Glas Wein nnd eilt mit der Bescheinigung, dass er dort gewesen, in schnellem Laufe zurück, um an der Ausgangsstelle anzukommen, bevor der „Raffer“ alle Eier im Korbe niederlegte. Gelingt ihm dieses, so hat er, im andern Falle sein Gegner gesiegt. Ein Böllerschuss bezeichnet den Beginn des Kampfes, ein Böllerschuss verkündet den Zuschauern den Sieg. Der eine Bursche kämpfte für die Jungfranen, der andere für die Jünglinge Schoeneckens. Die Partei, welche siegte, wird von der andern an dem Tage frei bewirtet, denn nach dem Spruche der Preisrichter führen die mit Sträussen geschmückten Burschen die Mädchen ins Gasthaus. Paarweise, die Musik an der Spitze, in langem Zuge betritt man den Tanzsaal, wo dann Flöten und Geigen bis zum grauenden Morgen zum lustigen Reigen erklingen. Wie mir von zuverlässiger Seite versichert wurde, fand schon mancher Kämpfer infolge der Überanstrengung ein vorzeitiges Grab, und es soll vorkommen, dass der Läufer, am Ziele angelangt, ohnmächtig zusammenstürzt. Daher wäre eine ärztliche Kontrolle wohl am Platze.

Auch beim Bauen findet sich ein weitverbreiteter Brauch. Betritt ein Fremder die Baustelle, so wischt ihm ein Arbeiter mit dem Taschentuch oder mit der Mütze die Schuhe ab und sagt folgenden Spruch:

„Wie ich habe vernommen,
Sind Sie auf unsere Baustelle gekommen,
Drum will ich Ihnen zu Ehren und mir zum Nutzen
Die Stiefel oder Schuhe putzen;
Wein und Bier ist der Maurer Manier,
Branntwein ist auch gut,
Nicht zu viel und nicht zu wenig,
Wir sind alle Leute des deutschen Königs."

Da bleibt dem „Geehrten" nichts anderes übrig, als seinen Geldbeutel zu öffnen und seinen Tribut zu entrichten. Einen ähnlichen Spruch zu demselben Zwecke sagen die Frauen, wenn beim gemeinschaftlichen Flachsschwingen eine erwachsene männliche Person den Reinigungsraum betritt.

Am ersten Fastensonntag gehen die jungen Burschen von Haus zu Haus und fordern sich Stroh, wie es zum Dachdecken benutzt wird, unter Hersagen folgenden Reimes:

Bewele, Bewele Böffgen,
Get oos ä klän Schöffgen (Bund Stroh),
Su döck wie ä Perdsleiv,
Enn anner Jahr get euer Kor' et erscht reif."
(Gebt uns ein kleines Päckchen,
So dick wie ein Pferdeleib,
Das andere Jahr wird euer Korn zuerst reif.)

Mit dem erhaltenen Stroh wird ein altes Wagenrad umwickelt, dieses befördert man auf einen Hügel oder Berg, zündet das Stroh an und lässt das feurige Rad den Abhang hinablaufen. In andern Eifelgegenden umwickelt man einen hohen, von Ästen befreiten Baumstamm, richtet denselben auf und setzt das Stroh in Brand.

Zur Zeit der Kirmes veranstalten die erwachsenen Burschen nicht selten das sogen. Gelage, d. h. sie übernehmen für die Kirmestage die Wirtschaft auf eigene Rechnung. Jeder legt zur Anschaffung von Getränken und Zigarren eine gewisse Summe Geldes bei. Ein Haus wird gemietet und eine vor demselben aufgerichtete hohe Stange, auf deren Spitze ein verziertes Tannenbäumchen prangt, zeigt dem

Fremden an, dass „die Jungen das Gelage haben". Nun führt einer des andern Schwester und sonstige weibliche unverheiratete Verwandte zum Tanz. Jeder zum Gelage gehörende Bursche hat einen gewissen Teil von Getränken frei. Für die äussere Ordnung sorgen die „Gelagsjungen" selbst und Streitigkeiten kommen selten vor. Am Dreikönigsfeste backen dann die Mädchen Kuchen und veranstalten für ihre Tänzer einen grossen Kaffee, wobei das Tänzchen selten vergessen wird.

Bei der Verehelichung spielen auch heute noch die „Heiligmächer" (Heiratsvermittler) eine Rolle. Ein Mann, der sowohl die zukünftige Braut als auch den zukünftigen Bräutigam sowie die beiderseitigen Eltern kennt, kommt mit dem Brautwerber in die Wohnung der Auserkorenen. Nach den einleitenden Bemerkungen über den Stand der Witterung führt man den Zukünftigen in Stall und Scheune, in den Garten und auf den Speicher, ja nicht selten sogar an den Leinwandschrank. In dieser Zeit lobt der „Heiligmächer" den abwesenden jungen Mann nach seinem Charakter und Besitztum, so gut er es vermag. Dass das Materielle die Haupttriebfeder für den Vermittler bildet, braucht kaum erwähnt zu werden. So ist mir ein Fall bekannt, wobei eine Maid und ein Jüngling unbewusst denselben Heiratsvermittler in Anspruch nahmen ohne zu wissen, dass dies nicht notwendig war. Der schlaue „Heiligmächer" erhielt von der einen Seite eine junge Kuh und von der anderen 300 Mark. — Es wäre nun falsch, wollte man annehmen, diese Ehen müssten unglücklich sein; im Gegenteil, es gibt in der Eifel verhältnismässig sehr wenige unglückliche Familienleben, was wohl in der meistens tiefwurzelnden Gottesfurcht seine Erklärung findet.

Ein sehr eigentümlicher Brauch hat sich in manchen Eifeldörfern trotz der Bekämpfung seitens der Behörden bis auf den heutigen Tag erhalten, nämlich das „Hutlüften". Hat ein Bursche vor, ein Mädchen eines andern Dorfes zu seiner Frau zu machen, so stösst er auf einige Schwierigkeiten. Die erwachsenen Burschen des Dorfes, in dem seine Braut wohnt, suchen ihn des Abends in deren Wohnung auf,

suchen die Jungfrau in der Küche, führen sie zum Brautwerber in die Stube und einer sagt folgenden Reim:

„Entschuldigen Sie, Herr Freiersmann,
Dass ich störe und hier komme an.
Wie ich hab vernommen, seid Ihr gekommen
In unsern Rosengarten, um uns zu nehmen die schönste Rose,
Die auch ich möchte liebkosen;
Ich will Euch darum nicht hassen,
Will aber auch länger nicht spassen.
Ich fasse den Mut und lüfte Euch den Hut.“

Dabei nimmt er ihm den Hut vom Kopfe und fährt fort:

„Ich mache nicht mehr lang Geschwätz,
Im Namen des Gesetz's
Seid Ihr strafbar.“

Hierauf führt der Sprecher dem Werber die Braut zu und fährt in landesüblicher derber Weise fort:

„Hier nehmet sie mit Haut und Haar,
Denn Ihr werdet ein schönes Ehepaar.“

Alsdann bietet der Sprecher dem Brautwerber und seiner Auserkorenen Branntwein an und spricht weiter:

„Hier trinkt mit mir von diesem Kümmel,
Und geht froh durch den Primelnhimmel,*)
Aber Gott möge Euch bewahren,
Dass Ihr Euch nicht kriegt bei den Haaren,
Er möge Euch führen durch Regen und Sonnenschein
Aus dem irdischen in den ewigen Himmel hinein!“

Nun greift der Werber ins Portemonnaie und zahlt ein Sümmchen, das selten weniger als fünf Mark beträgt, welches der Sprecher in Empfang nimmt und mit den übrigen Burschen im Wirtshause in Alkohol umsetzt. Von dem Tage an darf der Brautwerber unbehelligt im Dorfe und im Hause der Zukünftigen verkehren. Weigert sich ein Fremder, die Abgabe zu entrichten, so wird er „gereisert“, das heisst beim Verlassen des Dorfes mit Reisern hinausgeprügelt. Eine solche Weigerung kommt wohl deshalb äusserst selten vor, weil sie als eine schwere Beleidigung von dem betreffenden Mädchen empfunden wird.

---

*) Primel = Schlüsselblume, eine in der Eifel sehr beliebte Pflanze. Primelnhimmel heisst also so viel wie eine schöne, blumige Wiese, eine blühende Au.

Bei Hochzeiten begibt man sich nach der kirchlichen Feier ins Hochzeitshaus zum Essen. Nach begonnener Mahlzeit sucht man das abwesende Brautpaar in den Zimmern des Hauses und es entsteht ein Kampf zwischen den Ehemännern und den Junggesellen. Da diese Parteien beim Essen getrennt von einander sitzen, so möchte jede Partei das Brautpaar bei sich haben. Beim Suchen nach dem jungen Paare kommt es zuweilen vor, dass die Türen aus den Angeln gehoben und demselben die Kleider zerrissen werden. Die Hochzeitsfeierlichkeiten dauern mindestens zwei Tage, und da das Hochzeitshaus nicht für alle Geladenen Raum bietet, müssen die auswärtigen Gäste zum Schlafen in den Häusern von Verwandten oder guten Bekannten untergebracht werden. Da heisst es aber für die Gäste auf der Hut sein und frühzeitig aufstehen, denn des Morgens fahren die zuerst erwachten Burschen mit einem grossen zweiräderigen Karren vor die Häuser der Langschläfer und -schläferinnen. Man lässt denselben kaum Zeit zum Anziehen, zwingt sie auf dem Karren Platz zu nehmen und jagt mit ihnen durch alle Strassen des Ortes und endlich nach dem Hochzeitshause, wo dann mancher Gast ohne Schuhe und Strümpfe, ohne Rock und Weste zur grossen Heiterkeit der daselbst versammelten Frühaufsteher und der Dorfjugend eintrifft.

Hatte ein Bräutigam früher eine Bekanntschaft mit einem andern Mädchen, so streut man des Nachts dem letzteren von der eigenen Wohnung bis zur Wohnung des Bräutigams Spreu, und so kommt es zuweilen vor, dass eine Spreuspur von einem Dorfe zu einem andern führt. Dass dieser Gebrauch dem betroffenen Mädchen sehr unangenehm ist, braucht wohl kaum erwähnt zu werden, und die kluge Jungfrau steht morgens in aller Frühe auf und bewahrt sich durch Wegkehren der „Kaff“ vor dem sonst unvermeidlichen Spotte.

Nach den Hochzeitsfeierlichkeiten gibt man den auswärtigen Gästen Kuchen und Branntwein auf den Heimweg mit. Der Kuchen wird vermittelst eines weissen leinenen „Kuchentuches“ von der Grösse einer Serviette getragen. Da geht kein entgegenkommender Verwandter oder Bekannter

leer aus, er mnss den „Kranz“ versuchen und aus der Branntweinflasche „einen herzhaften Schluck tun“. Auch in den Häusern des Heimatortes bietet man von dem Kuchen und dem Branntwein an.

Der Branntwein spielt überhaupt in der Eifel eine Rolle. Branntwein trinkt man zur Kirmes, während des Essens und beim Kindtaufschmause, Branntwein kredenzt man dem Besucher, Branntwein geniesst man beim Leichenessen — aber zur Ehre der Eifelbewohner sei es betont, dass man im allgemeinen mässig im Genusse ist. So habe ich des öftern mit eigenen Augen gesehen, dass Männer stundenlang bei einem gefüllten 5 Pfennigs-Branntweingläschen sassen.

In vielen Eifeldörfern ist es Sitte, dass die Paten nach Beendigung der Taufe beim Hinaustreten aus der Kirche unter die Schuljugend Zuckerzeug werfen. Freigebige Paten werden mit dem Rufe „süsse Päter“, „süss Goht“*), knickerige mit dem Schimpfnamen „sauer Päter“, „sauer Goht“, von der lieben Jugend betitelt.

Befindet sich bei einem Kindtaufschmause eine junge Frau, welche zum ersten Male als Frau an dem Feste teilnimmt, so wird sie zuerst in den Kreis der Frauen eingeführt. Sie nimmt auf einem in der Mitte des Zimmers stehenden Stuhle Platz und man legt ihr ein linnenes Bettnch um die Schulter. Hierauf macht man ihr mittels einer in Wasser getauchten Bürste den Kopf und zwar hauptsächlich die Haare nass. Auch hierbei werden einige Sprüchlein hergesagt und nach beendigter Prozedur steht ihrer Teilnahme an Kindtauffesten nichts mehr im Wege.

Kinderlose Ehepaare machen zum grössten Teile einen Beisatz, d. h. sie nehmen ein Kind in ihr Haus anf, welches mit dem Manne oder mit der Frau verwandt ist. Diese Aufnahme ist nicht mit der Adoption zu verwechseln. Ist das Kind ein Mädchen, so sucht man ihm, wenn es erwachsen ist, einen passenden Ehegemahl unter den Verwandten der anderen Ehehälfte. Die beiden Alten verbringen nun ihre letzten Tage bei dem jungen Ehepaare und hinterlassen ihm

*) süsser Pate, süsse Patin.

testamentarisch ihr ganzes Besitztum. Dieser Brauch hat einen doppelten Zweck, denn 1. ist für die beiden Erblasser im Alter gesorgt und 2. sterben sie mit der Beruhigung, dass ihr Besitztum nach dem Tode nicht unter die lachenden Erben verteilt, sondern unverändert weiter bewirtschaftet wird. Zuweilen nimmt auch ein kinderloses Ehepaar oder ein Junggeselle ein verwandtes junges Ehepaar bei sich als „Beisatz" auf.

Im allgemeinen ist gegen die erwähnten Gebräuche der Eifelbewohner nichts Ernstliches einzuwenden. Mit aller Schärfe sollte man aber gegen folgende Unsitte ankämpfen. An den Fastnachtstagen, zur Kirmess, oder wenn jemand geschlachtet hat, machen sich die Burschen das zweifelhafte Vergnügen, in das „Spindchen" (Speisekammer) einzudringen und Schinken, Wurst und Eier zu stehlen. Die Täter glauben nicht, dass sie durch eine solche Tat einen Diebstahl begehen, und die Bestohlenen nehmen fast stets von einer Anzeige Abstand, weil sie fürchten, ausgelacht zu werden, vielleicht auch deshalb, weil die Täter meistens nicht entdeckt werden.

So passierte vor Jahren der Fall, dass am Kirmessonntag einer wohlhabenden Bauersfrau sämtliches Fleisch aus den Brat- und Kochtöpfen gestohlen wurde, so dass die grosse Anzahl der auswärtigen Kirmesgäste mit einem kärglichen Mittagessen vorlieb nehmen musste. Zuweilen entbehren solche Unsitten des Humors nicht. In einem Dorfe des Kreises Prüm wurde nach einer stattgehabten Versteigerung im Wirtshause eine „Nachsitzung" gehalten. Schliesslich beschloss man, die „Jungen" sollten einen Schinken zum gemeinschaftlichen Verzehren herbeischaffen, d. h. stehlen. Ein Mann gab den Rat, in ein gewisses Haus zu gehen, wo viele Schinken hingen. Die Burschen kehrten bald mit einem schweren Hinterschinken zurück und einer gab sich ans Zerlegen. Aber es wollte nicht recht gelingen, bis man dem Manne, der den Rat erteilt hatte, den Schinken zum Schneiden überreichte. Der verstand das Zerlegen vortrefflich, und schmunzelnd nahm er das Lob entgegen, welches man seiner Geschicklichkeit zollte, nnd nicht minder schmunzelnd liess

er sich den vorzüglichen Schinken munden. Als ihm aber am anderen Tage seine erzürnte Ehehälfte mitteilte, dass aus dem Schornstein der schwerste Schinken gestohlen worden sei, soll er nicht mehr geschmunzelt, sondern ein sehr eigentümliches Gesicht gemacht haben.

Noch schlimmer erging es einem unehrlichen Wirte. Die Burschen des Dorfes kamen mit einer grossen Menge Wurst in die Wirtsstube, erzählten dem anwesenden Wirte, sie hätten die Wurst da und da erwischt und baten denselben, ihnen dieselbe braten zu lassen. Der schadenfrohe Wirt gewährte nicht nur ihre Bitte, sondern gab auch noch ein Liter Branntwein „zum besten“, dem man ebenso wie der gebratenen Wurst fleissig zusprach. Endlich bedankte man sich und nahm Abschied. Am andern Morgen fand nun der ehrliche Wirt, dass er seinen Gästen die eigenen Würste gebraten und dazu noch ein Liter Branntwein verloren hatte.

Diesem verwerflichen Brauche des Stehlens sei ein wirklich uneigennütziger gegenübergestellt. Baut nämlich jemand ein Haus, so fährt jeder Besitzer eines Gespannes unentgeltlich Steine herbei. Während des Bauens unterstützen ihn die Bekannten des Dorfes durch Spenden von Eiern, Milch und Butter. Dieselben Gaben werden bei Hochzeiten und Sterbefällen geliefert. Mindestens ebenso schön ist die Sitte, dass der Nachbar dem Nachbarn das Grab bereitet und den Toten zur ewigen Ruhe trägt.

Das alte Eifeler Bauernhaus.

Von **Hubert Gierlichs.**

> Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit.
> Und neues Leben blüht aus den Ruinen.

Wenn je eines Dichters Wort Bestätigung gefunden, so ist es dieses. In unserer heutigen, schnellebigen Zeit, wo eine Erfindung die andere überstürzt, wo man im Fluge die Welt durcheilt und keine Entfernungen mehr kennt, wo jede neue Mode bald nach ihrem Erscheinen auch schon in das unscheinbarste Dörfchen ihren Einzug hält, da fällt das

Alte immer mehr der Vergessenheit anheim. Länder und Völker sind wohl einander nähergerückt, aber die alte Gemütlichkeit und die enge Zusammengehörigkeit sind uns verloren gegangen. Wie war es doch ehedem so schön, wenn die Nachbaren sich an den langen Winterabenden im behaglich erwärmten Zimmer versammelten zu gemütlichem Geplauder! Da wurden die alten Sagen und Geistergeschichten wieder lebendig, gab es doch in der Eifel mit ihren zahlreichen Burg- und Klosterruinen so manchen Punkt, um den Frau Sage ihre immergrünen Ranken geschlungen. Und welch aufmerksames Publikum hatten da die guten Alten nicht an der Jugend. Doch unwiederbringlich sind diese Zeiten dahin; heute drängt alles hinaus in die Ferne. Wer von den jungen Leuten kennt heute noch die heimatlichen Sagen. Wie lebhaft habe ich es oft bedauert, dass ich die Alten, die nun schon längst heimgegangen, nicht gebeten, mich zum Erben ihres Sagenschatzes einzusetzen. Nun ist so manches verloren gegangen. Soll nicht noch mehr verloren gehen, so ist es Zeit zum Sammeln. Daher habe ich mir in diesem Aufsatze die Aufgabe gestellt, das alte Eifeler Bauernhaus und seine Einrichtung zu schildern, denn auch hier hat schon vieles dem Neuen weichen müssen.

Das alte Eifeler Bauernhaus findet man meist nur noch in älteren Exemplaren, denn die neuen Häuser werden in ihrer grossen Mehrzahl dem Geschmacke der Neuzeit entsprechend eingerichtet.

Betrachten wir uns eines der alten Häuser, so finden wir, dass Wohnung, Ställe und Vorratsräume meist unter einem Dache vereinigt sind. In der Regel ist es im rechten Winkel erbaut. Die Wände sind aus Bruchsteinen hergestellt und mit einer Mischung von Kalk und scharfkörnigem Sande beworfen, welche die Mauern gegen das Eindringen der Nässe schützt. Dieser Überwurf wird von Zeit zu Zeit weiss getüncht. Man findet jedoch auch Häuser in Fachwerk. Dann ragt das Fundament einhalb bis ein Meter über die Erde hinaus. Auf dieser Mauer steht dann das Gebälke. Die einzelnen Felder der Wände sind weiss getüncht, während das Gebälke, Stiel genannt, eine schwarze Farbe zeigt. Das

Ganze bietet einen recht freundlichen Anblick. Die schwarze Farbe war früher ein Gemisch von Schwärze und Milch, heute stellt man dieselbe her aus Schwärze, Leinöl und Petroleum. Das Dach besteht aus Stroh oder Ziegeln. Häufig findet man jedoch auch Schieferdächer, namentlich in den Gegenden, wo Schieferbrüche in der Nähe sind. Es schneidet nicht mit der Mauer ab, sondern ragt meist einhalb Meter über dieselbe hinaus. Die Einrichtung der Häuser ist nun folgende: Zuerst kommt die Wohnung, dann folgen die einzelnen Ställe, Kuh-, Pferde- und Schafstall. Die Schweine- und Hühnerställe finden wir im Kuhstalle angebracht. Über den Stallungen sind die Heu- und Fruchträume. Das Gebäude ist ein- oder zweistöckig und hat die Breitseite der Strasse zugekehrt. Von dieser ist es fünf bis zehn Meter entfernt. Der Raum zwischen Gebäude und Strasse wird Hoff = Hof genannt und dient teils als Düngerstätte, teils als Holzplatz. An der Wohnung fällt uns zunächst die Haustür auf. Sie ist aus Eichenholz und mit einem braunen oder grünen Anstrich versehen. Häufig ist sie mit eisernen Bändern und schweren, dickköpfigen Nägeln verziert. In der Mitte ist die Tür quer durchgeteilt. Die untere Tür nannte man „et Gader“. Dieser Ausdruck erinnert uns an den Gaderzins. Diesen mussten jene Hofbewohner entrichten, welche nicht duldeten, dass der Zinsberechtigte die Schwelle ihres Hauses betrat. Es wurde der Zins dem Empfänger über das geschlossene Gader gereicht. In der Mitte der obern Tür gewahren wir einen schweren, eisernen Klopfer, der sich in einem Charnier bewegt. Er ist meist in Form einer Fünf gebogen und schlägt mit dem untern Ende auf den Kopf eines schweren Nagels. Der Klopfer vertrat die Stelle der heutigen Hausglocke. Nachts wurde die Tür mit einem eichenen Balken verschlossen. Für diesen Balken befand sich in der Mauer eine Öffnung, in welche derselbe bei Tage geschoben wurde.

Treten wir nun durch die Haustür ein, so gelangen wir sofort in die Küche. Dieselbe ist ein ziemlich grosser Raum von vier bis sechs Meter im Geviert. Am Fusse der Feuermauer gewahren wir eine erhöhte, gemauerte Fläche.

Es ist der Feuerherd. An demselben erblicken wir in der Mauer eine vielleicht achtzig cm im Geviert haltende Eisenplatte, das Thakeneisen genannt. Auf dieser Platte finden wir häufig kunstsinnige Darstellungen aus der Bibel, Wappen, Ritter usw., so dass dieselben einen künstlerischen Wert haben. Das Thakeneisen bildet zugleich die Rückwand eines in der oft meterdicken Feuermauer angebrachten Schrankes, dessen Öffnung wir im Wohnzimmer finden. Dieser Schrank heisst Thake. Da die Rückwand vom Feuer heiss wurde, diente der Raum zum Trocknen der Strümpfe und der kleinen Wäsche. Die Tür besteht gewöhnlich aus gedrechselten odei geschnitzten Stäben. Über dem Thaken ist in der Wand noch ein Schrank, der zum Aufbewahren von Porzellan und Glassachen dient. Hier finden wir auch häufig noch einen Vorrat von alten, zinnernen Schüsseln und Tellern. Dieser Schrank hat in bessern Bauernhäusern Glastüren, seine Wände sind dann in Öl gestrichen oder tapeziert. Die Thakenwände sind getüncht. Jedes Jahr vor der Kirchweih wird das Tünchen besorgt. Hat jemand ein frischgebügeltes Vorhemd an, so sagt man in der Eifel: He hät de Thake gewisst. Begeben wir uns wieder in die Küche, so bemerken wir über dem Herde den mächtigen Rauchfang, welcher nach oben enger wird, er wird Faasch genannt und ist am untern Ende mit einem zwanzig bis vierzig cm breiten Brettergesimse verziert. Der Rauchfang dient zum Räuchern des Fleisches und hat wohl Raum für das Fleisch zweier Schweine. Es ist dies ein Beweis dafür, dass man auch schon in alten Zeiten in der Eifel Fleisch ass und nicht, wie unwissende Legendendichter wollen glauben machen, nur von Suppe lebte. In der Feuermauer finden wir eine Vorrichtung zur Befestigung der Feuerkette „Fürhåg oder Fürhåhl“ genannt. Diese Feuerkette bestand aus Ringen, häufiger aber war sie eine zehn bis fünfzehn cm breite Eisenplatte, welche an einer Seite Zähne hatte. Eine besondere Einrichtung an derselben ermöglichte es, den Kessel höher oder tiefer über das Feuer zu hängen. Die Feuermauer „Haasch“ ist vom Rauche geschwärzt, in neuerer Zeit findet man sie häufig grau oder blau angestrichen und durch Linien in Quadrate geteilt. Von

einer Forderung, an deren Bezahlung nicht mehr geglaubt wird, heisst es: Dat kannst de dir henger de Haasch schriewe, dà kratze de Hounder et net us.

Der Fussboden der Küche ist aus unregelmässig behauenen Steinplatten hergestellt, die Wände sind getüncht. Die Decke besteht aus starken, eichenen Balken, Träv genannt, auf welche die Bretter der obern Zimmerböden genagelt sind. Sie ist nicht gepliestert und nicht getüncht. Man hat den Anstrich dem Rauche überlassen, der dann auch Balken und Bretter glänzend schwarz gebeizt hat. In bessern Bauernhäusern findet man rechts und links von der Küche Zimmer, von denen eines das gute oder Staatszimmer bildet Sind an einer Seite keine Zimmer, so gelangt man aus der Küche gleich in den unmittelbar daneben liegenden Pferde- oder Kuhstall. Ferner bemerken wir in der hintern oder auch linken Wand eine Tür, welche in die sogenannte Haus- oder Vorratskammer mündet. Neben derselben zeigt die Mauer einen bis zwei Meter langen Vorsprung, auf welchem die sogenannte Kannebank ruht. Dieselbe reicht bis zur Decke und ist durch wagerechte Bretter in verschiedene „Gefaacher“ geteilt. Auf dem obersten Brette prangen die jetzt in den Ruhestand versetzten schweren, zinnernen Schüsseln und Teller, dann kommen die ebenfalls heute wenig gebrauchten kupfernen Gerätschaften, endlich erblicken wir da noch Porzellanteller, Kaffeetöpfe, verschiedene Gewürzdosen und dergl. Auf dem untersten Brette stehen die Wassereimer und Kochtöpfe. Vor jedem hohen Feste, oder, wenn die Zeit es erlaubt, jeden Samstag werden die kupfernen und zinnernen Gerätschaften von den Töchtern des Hauses blank geputzt, eingedenk des Spruches:

Schurt mr net, da blenkt et net,
Blenkt et net, da kommen och de Freier net.

Über dem Herde sehen wir an der Feuermauer eine breite, schön geputzte eiserne Latte. An dieser hängen das Stocheisen, die Feuerzange und die früher unentbehrlichen Blasrohre. Ferner gewahren wir in der Feuermauer eine durch einen Schieber verschliessbare Öffnung. Sie heisst Anricht. Durch diese Anricht wurden die Speisen aus der Küche in

das Wohnzimmer hineingereicht. Der Küchentisch lässt sich häufig aufklappen. In der hintern Mauer erblicken wir endlich noch die Backofentür; der Backofen selbst liegt draussen. In den Bauerndörfern der Eifel war es und ist es auch heute noch Sitte, dass jeder sein Brot, sein Weissbrot und seine Kuchen und Torten selbst backt, und die Eifeler Erzeugnisse auf diesem Gebiete dürfen sich, was Wohlgeschmack anbetrifft, mit den Erzeugnissen städtischer Bäcker messen. In der Küche ist auch die Kellertreppe sowie die Treppe zu den obern Räumlichkeiten. In der Mitte des Wohnzimmers steht der Ofen. Derselbe hat die Form eines Cylinders, doch finden wir auch schöne, mit Blumen- und Rankenwerk verzierte Öfen, die sich in ihrer Form den runden, sich nach oben verjüngenden, amerikanischen Öfen nähern. Deckel, Türen und Ofenröhre suchen wir hier vergebens. An der Seite, welche der Wand zugekehrt ist, hat der Ofen einen quadratischen Fortsatz, welcher in die Feuermauer hineinragt und sich in der Küche öffnet. Von hier aus wurde denn auch der Ofen mit Holzscheiten oder Torf gefüttert. Infolgedessen blieb das Wohnzimmer staubfrei.

Um der falschen Legendendichtung, die sich namentlich in bezug auf die Eifel zu den krassesten Unwahrheiten versteigt, keinen Vorschub zu leisten, bemerke ich, dass die vorstehend geschilderten Einrichtungen schon längst den modernen Erzeugnissen haben weichen müssen, obschon es keine Schande wäre, wenn sie noch beständen. Ebenso findet man auch den Alkoven wohl nirgendwo mehr. Dieser war ein Bett, welches sich in einer Wand des Wohnzimmers befand, mit Türen oder langen Vorhängen versehen war und deshalb dem Unwissenden ein Wandschrank zu sein schien.

Anmerkung: a mit einem Kreise (å) wird wie o in Oche = Aachen ausgesprochen.

Volkssegen aus Westfalen.

Von **P. Sartori** in Dortmund.

I.

In den mir vorliegenden Aufzeichnungen des Joh. Heinr. Schulze aus Eineckerholsen (Kr. Soest) aus der Mitte des 18. Jahrhunderts stehen u. a. folgende zwei Segen:

1. Wen man wil ein dieb fasmachgen.

Hodon Hodadieson Christon Jaunniton In unniversie mundie Caltangelitie Honollo Hokosmo in unniversimundi.

2. Das niemand kein bos seigen[1]) ins haus kömt das mus man unter das haus oder stall sülle[2]) legen.

Jesus vonnazeret ein könig der Juden dieser siger Tittel bewahre mein haus und alles wass darinnen ist mit Christus Jesus. † † †

II.

Ungefähr ebenso alt wie die eben erwähnten Aufzeichnungen ist die Niederschrift der folgenden drei Segen. Sie stehen auf einem Foliobogen, der mir aus dem Orte Schleipe bei der Station Grünenbaum a. d. Volme zugekommen ist.

1.

Im anfang war das wort und das wort war bey gott, und gott war das wort. Dass. Dan hebt der h. Seegen gottes an.

Christi Creuz † sey bey mir N. N. Christi Creuz † bete ich an zu aller zeit: Christi Creuz † überwindet mir alle wasser und feuer. Christi Creuz † überwindet mir alle waffen. Christi Creuz † ist mir ein vollkommenes zeichen und Heil meiner armen Seel. Christi Creuz † sey bey mir und meiner Seel und Leibe und in meinem Leben alle Tag und Nacht. Nun bitte ich N. N. gott den Vatter † durch des sohns willen, und bitte gott den sohn † durch des Vatters willen, und bitte gott den Heiligen † geist durch des Vatters und des sohns willen. Mit dem Heiligen gottes Leichnam

---

[1]) böser Segen. [2]) Der unterste, auf der Grundmauer ruhende Balken, den man beim Eintritt überschreitet.

gesegne ich mich † vor allen schädlichen dingen, worten und wärcken. Christi Creuz † öffne mir auf alle gelückseeligkeit, Christi Creuz † vertreibe von mir alles übel. Christi Creuz † sey bey mir, vor † mir, Hinter mir †, ob mein †, unter mein †, neben mein †, und allenthalben um mich. † Von allen meinen Leiden, sichtig oder unsichtig die fliehen alle von mir, so sie mich wiesen oder hören. Enoch und Elias, die zween Prophen, die waren nie gefangen noch gebunden noch geschlagen, und kamen nicht aus ihrem selbstgewandt und gewalt, also muss mir keiner meiner Feinde schaden sein an Leib noch an der seelen, und an meinem leben, im namen gott des Vatters † und des sohns † und des Heiligen † geistes amen.

2. Feuersegen.[1])

Erstlich macht man mit der rechter hand ein Kreutz genen das feuer und thut 3 schrit auf folgenden schrit, gegen das feuer auf folgenden schritt folgendes gesprochen.

Feuer, du Hast kein zweck mit dem Herren Christo seyst du nun gelegt, mit dem Himmels schlüssel, seist du geschlossen, mit seinem Rosenfarbenes blut seist du ausgegossen, das du bleibest auf der stelle und nicht wieder anschlägest, das gebite ich dir durch die gottliche Kraft, das du ausgehest und ohne wasser verlöschest dieses gebite ich dir durch die gottliche Kraft, der für uns seinen bittern todt am stamme des Kreutzes gelitten hat. Amen. J. N. R. J.

(Mittel:) Die blaue Korenblume auf (unleserliches Wort; scheint ein Ortsname zu sein) in der 12ten stunden gegraben und über das hauss geworfen.

3.[2])

Heilige dreyfaltigkeit in einiger gottheit, gott vatter sohn und heyliger geist, behüte mich und alle meine leute

[1]) Andere Feuersegen sind in der Ztschr. d. Ver. f. Volkskunde, 9 (1899), S. 440. Anm. zitiert. Vgl. noch Frischbier, Hexenspruch und Zauberbann, S. 108 ff. Rochholz in d. Ztschr. f. deutsche Mythol. und Sittenkunde 4 (1859). S. 132 f.

[2]) Andere Diebssegen z. B. Ztschr. d. Vereins f. Volkskunde V, S. 298 (Handschuhsheim); Kuhn, Westfäl. Sag. 2, S. 193 ff. Kuhn und

heut den heiligen tag und nacht vor allen dieben und diebinen, sant peterus peterus peterus bind mit dem band der gottes hand, und mit dem bandt in Christns hand alle diebe und diebinen die mich thuen bestehlen, das sie müssen stehen wie die sonne zu gibion und der mont zu achlon, das keiner keinen schrit weder hinter sich noch vor sich gehen könne; bis ich mit meinen augen über sie sehe und ihn mit meinem munde urlaub gebe sie zehlen mir dan alle sterne am firmament alles laub und grüne grass wass anf erden grünt, können sie dieses nicht so sollen sie geschlossen und geschnurt stehen durch diese aller heiligste nahmen gottes Heloym, gott tetragammaton, gott Adoney, gott Sabaoth, gott Emanuel, gott Hagios, gott Otheos, gott Ischryos, gott Jehova, gott mesia, gott Alpha und Omega samt allen nahmen gottes vatters sohns und des heilligen geistes. dieses gebe ich ihnen zur busse durch diese aller heiligste nahmen gottes vatters sohns heiligen geistes amen.

In diesen nahm ich dich gestelt habe in dessen nahmen gehe wieder von hier in nahmen des vatters sohns und des heiligen geistes amen.

III.

Um ein Gerstenfeld gegen Vögel zu schützen, spricht man in Annen bei Dortmund:

„All ihr Vögel und Vögelein.
Die Früchte sollt ihr meiden.
Gleichwie die liebe Jungfrau
Die Junggesellen tut meiden.“

Dann soll man dreimal sagen: Im Namen Gottes usw., und dreimal um das Feld gehen. (Mündlich.)

IV.

Eine Frau in Barop bei Dortmund lehrte ein junges Mädchen beim Ausstreuen von Möhrensamen folgenden Spruch anwenden:

Schwartz. Norddtsche Sag. usw. S. 448 f. Bartsch. Mecklenb. Sag. 2. S. 335 ff. Köhler, Volksbrauch usw. im Voigtlande. S. 406. Frischbier. Hexenspruch und Zauberbann, S. 112 f. Knoop, Volkssag. a. d. östl. Hinterpommern. S. 169 f. Rochholz in d. Ztschr. f. deutsche Mythol, usw. 4, S. 130 f.

„Wuertelnsoot guet geroot!
Armenslank un bollendick!“[1])

mit der Versicherung, dass nun die Frucht gedeihen werde. Vor dem Säen musste mit der Hand in den lockeren Boden des Beetes ein Kreuz gezeichnet werden. (Mündlich.)

Ärzte, Krankheiten und deren Heilung nach Cäsarius von Heisterbach.

Ein Beitrag zur mittelalterlichen Volksmedizin.

Von **M. Bethany.**

Die Heilkunde ist eine Wissenschaft, mit der sich seit den urältesten Zeiten die Menschen beschäftigten, aber es gibt auch keine, in welche das Laienelement sich mehr erlaubt hätte hineinzureden. Das mag nun wohl daher kommen, weil die Heilkunde zum grossen Teil eine Wissenschaft ist, die auf Erfahrung beruht, und andrerseits ein Kranker oder seine Umgebung nach jedem Strohhalm greifen, um die Gesundheit zu erlangen. Von sogenannten Kurpfuschern, das heisst Leuten, denen Beruf oder Fähigkeit zur Ausübung der Heilkunde fehlen, soll in dieser Arbeit keine Rede sein. Wir wollen nur über den Stand der Ärzte um das Jahr 1200, sowie über Krankheiten, und wie man glaubte, dieselben heilen zu können, sprechen.

Man hat sich darüber gewundert, dass Cäsarius, der bedeutendste Erzähler des Mittelalters, der das Volkstum in seinen Höhen und Tiefen kennt, nicht der Juden Erwähnung tut, die sich damals viel mit der Heilkunst beschäftigten. Aber mit Unrecht. Wer den Abscheu jener Zeit gegen das Judentum kennt, wem es bekannt ist, dass damals den Juden keine Schule offen stand, dass man sie höchstens dann zu Rate zog, wenn keine andere Hilfe mehr möglich schien, der wird einsehen, dass sie nur mit sogenannter Volksmedizin und abergläubischen Mitteln kurierten. Dagegen waren die meisten Ärzte Geistliche, hatte doch jedes Kloster seinen

---

[1]) Vgl. Ztschr. d. Vereins f. Volkskunde, 10 (1900), S. 65. Witzschel, Sagen usw. a. Thüringen, 2, S. 217 (26, 33).

Infirmarius; im St. Andreasstift in Köln finden wir sogar zwei tüchtige Ärzte, Petrns und Renerns. Mönche durchzogen das Land, um den Kranken zu helfen, was Cäsarius nicht zu billigen scheint. Diese Leute waren zum allergrössten Teile Priester, zu denen das Volk seine Zuflucht nahm. Freilich gab es anch weltliche Berufsärzte, ja wir finden sogar eine medizinische Fakultät zu Montpellier „ubi fons est artis physicae".

Cäsarius selbst besitzt für seine Zeit keine geringen medizinischen Kenntnisse; er hat den Galenus, „den geschicktesten der Ärzte" und andere, ihm zugängliche Werke über Heilkunde studiert. Daher seine technischen Ausdrücke. Er kennt vier Arten des Aussatzes; die Zunge eines Hundes ist heilkräftig usw.

Interessant ist es, die verschiedenen, um das Jahr 1200 herrschenden Krankheiten zu betrachten. Da finden wir denn den mutmasslich durch die Kreuzzüge nach Europa eingeschleppten Aussatz. Am meisten verbreitet ist die Gicht, jedenfalls infolge der damaligen Lebensweise. Wassersucht ist ebenfalls sehr häufig. Dann folgen Blindheit, Geschwüre aller Art, sacer ignis (Rose?), anthrax (Krebs?), Fieber, Taubheit, Stummheit, Hals- und Kehlkopfleiden, Stein usw. Besonders war das Wechselfieber häufig.

Sehr viele Ärzte gab es in Köln, was allerdings sehr erklärlich ist, weil dort sehr oft Kaiser und Könige verkehrten, der Erzbischof Hof hielt, Fürsten und Adelige ihre Höfe hatten. Es scheint auch, dass diese Ärzte ein ungeheures Honorar nahmen. Denn als einst der ehrwürdige Pfarrer Everhard von Sankt Jakob derart von Kopfschmerzen geplagt wurde, dass er weder beten noch lesen konnte und ihm das Leben zur Last wurde, wandte er sich an einen erfahrenen Arzt, der ihm drei Mark, eine ungeheure Summe zu jener Zeit, abverlangte. Der Pfarrer war bereit, ihm die Hälfte zu geben, aber der Arzt sagte: „Für eine solche Kleinigkeit arbeite ich nicht." Der Pfarrer aber erwiderte: „Wenn ich soviel hätte, gäb ich es den Armen; meine Krankheit überlasse ich Gott." Da verliess diese den frommen Mann und ging auf den Arzt über, der nun sagen konnte: „Arzt, heile dich selbst."

Wenn die Heilmittel jener Zeit auch meistens solche waren, die wir heute zur sogenannten Volksmedizin rechnen, so gab es dagegen auch solche, die noch heute angewandt werden. So wird der Graf von Ahre gesund „ohne Schweiss, ohne Blutverlust, ohne Niessen, ganz gegen die Natur der Krankheit“. Auf Luftveränderung scheint man viel gehalten zu haben. Ein Domherr aus Trier fährt zu Schiffe nach Köln, um dort die Ärzte zu konsultieren und aus der Luftveränderung Heilung zu schöpfen. Der Priester Arnold aus Bonn schickt seine Tochter über den Rhein, damit ihr Zustand sich durch Luftveränderung bessere. Kaltwasserkuren müssen ebenfalls nicht unbekannt gewesen sein. Cäsarius lag als Knabe am Fieber krank. Seine Tante hatte eine heidnische Sklavin, die getauft werden sollte. Da riet man den Eltern, wenn das Mädchen aus dem Taufbade stieg, den Knaben in das nasse Tauftuch einzuhüllen. Dies geschah, ein heilbringender Schweiss brach aus und der Knabe wurde gesund. — Einem Mönche wurde eine Hand abgenommen, weil dieselbe vom Krebs befallen war. In Burtscheid bei Aachen bedient ein Mönch die Armen, welche dort die warmen Bäder gebrauchen. Eine merkwürdige Sitte, die bis zu Anfang des vorigen Jahrhunderts vielfach geübt wurde, war das Aderlassen. Während man heute glaubt, dass der Mensch nicht zu viel Blut habe, herrschte damals die gegenteilige Meinung vor, und besonders junge, kräftige Leute wurden regelmässig zur Ader gelassen. Kranken und schwachen Personen bereitete man Suppen aus verschiedenen Kohlarten.

Bauern fragen auch wohl fahrende Schüler um Rat, weil sie glauben, dass dieselben vielerlei Künste verstehen. Die Tochter einer Bauernfrau hatte den Kopfgrind. Diese fragt einen fahrenden jungen Mann, was sie dafür tun solle, und derselbe rät ihr, aus Donnerbart, Russ und Salz eine Salbe zu machen. Ein anderes Mal wird einem Knaben, der in Münster studierte, geraten, er solle, um den Kopfgrind zu vertreiben, sich mit Früchten von harzigem Holze waschen lassen. Dies musste jedoch morgens vor der Messe dreimal geschehen und zwar im Namen des Vaters, des Sohnes und des heil. Geistes. Cäsarius berichtet uns von einer schreck-

lichen Krankheit, gegen die man kein Mittel wusste. Einem frommen Mönche kam Ungeziefer aus dem Leibe und er verbreitete einen solchen Gestank um sich, dass niemand bei ihm aushalten konnte. Der Abt fragte endlich einen der Mönche: „Was sollen wir mit dem Manne anfangen?“ Da antwortete jener: „Man gebe mir vier Leintücher und ich werde für ihn Sorge tragen“. So geschah es denn auch, und durch den häufigen Wechsel der Leintücher wurde eine Linderung für den Pfleger und den Kranken erzielt, aber dieser musste doch sterben. Eigentümlich verfuhr man mit Menschen, die an Raserei oder Tobsucht litten Man zerriss nämlich junge Hunde oder Katzen und legte das noch warme Fleisch derselben dem Tobsüchtigen auf den Kopf. An einer edelen Dame wird eine wunderliche Kur vollbracht. Nachdem die Ärzte vergebens ihre Kunst an ihr versucht hatten, sagt ein Dämon ihrem Gemahl, einem Ritter: „Wenn die Dame mit Löwenmilch eingerieben würde, dann würde sie genesen“. Der Dämon holt die Milch, die Dame wird eingerieben und erlangt ihre Gesundheit wieder.

Schmiede müssen damals auch in der Heilkunde eine Rolle gespielt haben, jedenfalls zogen sie Zähne aus.

Wenn Kaufmann sagt: „In der Heilkunst erfahrene Frauen, wie wir sie in mittelhochdeutschen Gedichten finden, sind mir bei Cäsarius nicht vorgekommen“, so irrt er. Einem Mönche, der unter einem Baume geschlafen hatte, war eine Kröte in den Leib gekrochen. Als er nun bei einer frommen Frau zu Gaste war, fragt sie ihn, warum er so blass aussähe, und da sie es erfährt, sagt sie: „Ich kenne eine Frau, welche das Übel heilen kann“. Als man nun zu dieser geht, verlangt dieselbe acht Solidi. Nachdem sie das Geld erhalten, kuriert sie den Mönch.

Zum Schluss wollen wir noch eine sonderbare Kur mitteilen, die ein Arzt einem Prämonstratenserpropst verordnete. Cäsarius schreibt nämlich: „Cum graviter infirmaretur, dictum est ei a medico, immo per medicum a diabolo, quod convalescere non posset, nisi uteretur muliere. Ille spe vitae praesentis, immemor futurae, feminam cognovit, nec tamen ei profuit, immo magis obfuit, quia post paucos dies defunctus

est. Sicque suasu antiqui serpentis tempus poenitentiae factum est illi tempus luxuriae. Judicium animae Deo committo. Haec in eadem domo, in qua Praepositus fuit, a quodam sacerdote ejusdem ordinis, mihi relata sunt, quem et ego facie et nomine novi.

Zwei Sagen von Burg Ockenfels (bei Linz) am Rhein.

Aus dem Volksmund mitgeteilt von **O. Schell.**

1. Die Jungfrau in der Ockenfelser Burg.

In den Ruinen der Ockenfelser Burg geht eine Jungfrau um, welche dorthin verbannt ist. Nur selten begegnet sie einem Menschen. Einst aber traf sie einen Metzger und bat ihn, sie zu erlösen. Wenn er sie nicht erlösen würde, müsse sie warten, bis ein Rabe komme, der eine Eichel im Schnabel trage. Wenn er diese in der Burg Ockenfels fallen lasse, werde daraus eine Eiche hervorwachsen. Aus dem Holze derselben müsse eine Wiege gezimmert werden. Das erste Kind, was in diese Wiege gelegt würde, könne sie dann erst wieder erlösen, wenn es zu Jahren gekommen sei.

K. Weinhold (Zeitschrift des Vereins für Volkskunde I, 2) bemerkt über diese in Deutschland sehr verbreitete Sage: „Es sind dann die Hauptzüge und die Nebenzüge zu sondern und auf ihre Natur und ihr Alter zu prüfen. — Dabei wird sich z. B. ergeben, dass der gewöhnliche Schluss, wonach die aus Feigheit des Jünglings nicht erlöste Jungfrau als den Helden ihrer künftigen Erlösung von dem Zauber einen Knaben bezeichnet, welcher in einer Wiege liegen wird. die aus dem Holze eines jetzt noch als Gerte stehenden Baumes (vorstehende Sage bringt eine Variante dieses Zuges; Anmerk. d. Verf.) gezimmert werden soll, mit der deutschen Sage ursprünglich gar nichts zu tun hatte, sondern dass dieser Schluss der Adam- und Kreuzholzlegende entlehnt ist."

2. Die Beschwörung der Geister von Ockenfels.

Ein Mann aus Linz konnte die Geister beschwören. In Begleitung einer Anzahl Linzer Bürger begab er sich einst

nach Ockenfels, um die dort hausenden Geister zu beschwören. Alle beteten eifrig unter seinem Vorantritt und gingen um die Burg herum. Dreimal musste das geschehen, dann waren die Geister verschwunden. Als man einmal um die Burg gezogen war, erhob sich ein heftiger Wind, von den Geistern entfacht. Immer wilder wurden die Geister, je weiter die mit Fackeln versehenen Bürger auf dem zweiten Rundgange vordrangen. Doch wurde dieser nicht einmal beendet, denn die Bürger stoben voller Entsetzen davon, und so sind die Geister noch in der Burg.

Et kruse Bömken.

Als Dialektprobe des Niederbergischen mitgeteilt.

Von **E. Hackland-Rheinländer.**

Do stijht am Krüzweg 'nen enzeln Boem,
de Kroen so brijt on kruus,
on wiet on sieden, wohen mer süht,
ligt do kijn enzig Huus.

Bloes Hijd on Feiler, dobij der Bosch —
de Boem, de ruuscht on ruuscht,
on wöer dat butten oech noch so stell,
wie wenn der Herwststorm bruuscht.

Do es vör Tieden 'nen Galgen gewest,
on neits van twölf te ijn,
dann jommert dat do on klippt on klappt
van all die Doedenbijn.

Dann treckt do verbij 'nen langen Zog,
wie Füür de Oegen roet,
em witten Hemd, der Streck öm der Hals,
on vürop gijht der Doet.

Dann trecken se drijmol öm der Boem
die enstens do gehangen;
doch schlijt de eeschte Stond en 'r Neit,
dann es der Spoek vergangen.



Werwolfgeschichten.

Von **Wilhelm Oeke**, Kühlsen.

Da waren zwei Sägenzieher in einem Hölzchen mit Lattenreissen beschäftigt, und nicht weit davon lag ein Kamp, wo ein Bauer aus dem Dorf eine Stute mit einem Fohlen eingesömmert hielt. An einem Mittag im Juli nun lagen sie beide im Waldgrase auf dem Rücken zum Schlafen nieder, nachdem der eine von ihnen über ihr karges und schmales Mahl geklagt und gemeint hatte, sie brauchten hier keine Zahnstocher zu klauben, da die Woche durch doch wenig Fleisch über ihre Zunge käme. Der andere aber konnte nicht zum Einschlafen kommen, weil er sich einer Waldmücke erwehren musste, die immer auf sein erhitztes Gesicht mit zudringlichem Gesumse niederstiess, wo er sie dann durch ein kurzes Kopfschütteln jedesmal wieder verjagte, denn er war zu faul, die Hand zum Gesichte zu heben. Der erste aber glaubte ihn schlafen, zumal sein Kopf hinter einem Thymianpöstchen verborgen lag. Da tuts plötzlich neben dem zweiten einen Ruck, und ein rauhhaariges Tier mit gelbem Fell, einem Schäferhunde ähnlich, springt an ihm vorbei und über den Hainbuchenzaun in des Bauern Kamp hinein. Wie er zur Seite schaut, ist sein Geselle verschwunden, nur dessen Tabakspfeife liegt noch im Grase. Nun wird ihm doch ängstlich, und er steht auf und schaut durch eine Lücke nach den Pferden.

Und was muss er sehen? Das Fohlen liegt an der Erde und rührt sich nicht mehr, und das wilde Tier von vorhin hat die Vorderbeine darauf gestellt und reisst grosse Fetzen Fleisch aus der Brust und dem Halse heraus, die es mit zurückgeworfenem Kopfe verschlingt. Das sieht er eine Weile an, da wird ihm alles klar, und er geht an seinen Ort zurück, blinzelt mit den Augen und stellt sich schlafend.

Geraume Zeit darnach gibt's wieder einen Satz über die Hecke, aber diesmal mit schwerem Plump, raschelt an seinem Kopfe vorbei, und als er nach einer bangen Minute sachte seitwärts sieht, liegt sein Geselle wieder da und ankt und stöhnt, wie einer, der sich im Weckenbrei übernommen hat.

Bei seinem Erheben öffnet der die Augen und sagt: „Das junge Gemüse vom Mittage ist mir doch nicht gut bekommen, mir wird's ganz wehleidig zumut, du musst sehen, wie du dich heute Nachmittag allein behilfst!“ Der zweite, geduldig und wortkarg wie er war, liess Säge Säge sein, griff zum Beile und hieb Kopf und Zopf von den jungen, glatten Tannenstangen, da es mit dem Sisagen doch nichts war.

Nach einer gewissen Zeit veruneinigten sich diese beiden. In der Hitze des Wortes konnte sich der stumme Zeuge nicht mehr halten, und es fuhr ihm heraus: „Willst du mir auch so mitspielen, wie dem Fohlen des Bauern, du Werwolf! Neben dir schlaf ich nicht länger, sonst möchte am hellen Mittage der Nachtmahr auf mir zu reiten kommen!“

Und er ging von dannen und suchte anderswo Arbeit und Verdienst.

Der Schatz bei der Linde.

Von **Wilhelm Oeke**, Kühlsen.

Ein Bürger vom Dringenberg will Annentag nach Brakel zur Beichte gehn. Der Mond scheint die ganze Nacht, darum steht der Mann sehr früh, um 1 Uhr, auf, weil er meinte, der Morgen graute schon. Er zieht sich in der Kammer vollständig an, tritt in die Stube, schaut zur Uhr und wird seinen Irrtum gewahr. Doch mag er sich nicht gern wieder niederlegen, darum spricht er zu seiner Frau: „Ich will nur langsam vorangehn; wenn ich in Brakel komme, dann ist die Kirche noch zu. Da setz ich mich auf den Stein davor und warte, bis der Küster kommt. Dann bin ich auch der erste zum Beichten.“

So wandert er getrost im Mondschein fort und kommt bis zum Seegrunde. Bei der Linde im Schatten sieht er einen Sack aufrecht stehn, und wie er ihn aufmacht, findet er ihn mit lauter Erde bis zum Rande gefüllt. „Den Spass haben sich die Kuhhirten erlaubt; die Frauleute werden schön schimpfen;“ er schüttelt die Erde aus auf einen Haufen. Den Sack will er unter der Linde verstecken, bis er zurückkommt. Doch hält er ihn gegen den Mond und bemerkt,

dass er voller Löcher sei. „Der ist das Verwahren nicht wert.“ Deshalb wirft er ihn zur Erde zurück nnd setzt seinen Weg fort.

Nun war er schon längst durch das Rieseler Holz und in der Nähe der Kapelle auf der Höhe.

„Aber znm Teufel, was ist das?“ Das geht sich ja mit jedem Schritt beschwerlicher. „Sollst doch den Schuh mal ansziehn“, denkt er nnd setzt sich auf einen Feldstein. Da fällts schon heraus, das klimpert nnd klingert ordentlich auf den Steinbrocken des Weges nnd ist blank und glänzend. Die Dingerchen kennt er lange. Das sind hessische Löwenschwänzchen und gelten jedes einen Achtelgulden. Da wurd ihm das andere auch alles klar. Das war der Schatz des Marketenderweibes aus Kassel, das ihn da vor ihrem Ende, sie starb unterwegs auf der Flucht, vergraben hatte, damit ihn keiner nach ihrem Tode bekäme. In mondhellen Nächten steigen die versunkenen Silber- nnd Goldstücke wieder herauf, um sich im Lichte zu sonnen.

Als der Mann am Nachmittag zurückkommt, sucht er bei der Linde vergebens nach dem Sacke, sieht auch keine frische Erde mehr und am wenigsten von einem Schatze. Der hat wieder hundert Jahre Zeit gewonnen für einen, der die Gelegenheit besser benutzt.

Fastnachtsbräuche.

Eine Umfrage.

Von **C. Rademacher, Cöln,** Zugweg 44.

Werden Gaben vor Fastnacht, am Feste selbst oder am folgenden Sonntage eingesammelt? Worin bestehen die Gaben hauptsächlich? Sammeln die Kinder, oder ärmere Leute, oder die Dorfburschen die Gaben ein? Welche Lieder werden dabei gesungen? Was geschieht mit den gesammelten Gaben? Wo wird der Festschmaus, der ans den Gaben hergestellt wird, abgehalten? Werden besondere Küchlein gebacken? Welchen Namen haben diese? Ist ein besonderer Glaube mit diesem Gebäck verbunden? Werden von diesen

Kuchen oder überhaupt Speisen an den Fastnachtstagen abends im Hause hingesetzt? Sind diese Speisen für die Geister, oder die armen Seelen, oder die Engelein bestimmt? Werden Verwandte zur Fastnachtsfeier eingeladen? Findet ein gemeinsamer Rundgang durch das Dorf statt? Werden noch besondere Schmausereien in irgend einem Hause abgehalten? Welchen Namen haben diese? Welchen Namen hat der Donnerstag vor Fastnacht? Werden Feuer angezündet? Wo geschieht dies? Wie heissen die Berge? Wie nennt man die Feuer? Welchen Namen hat das Feueranzünden überhaupt? Wie wird das Stroh und Holz zusammengeholt? Welche Lieder werden dabei gesungen? Wie wird der Holzstoss bereitet? Wird ein Tier mit verbrannt? Wie heisst die Spitze des Holzstosses? Wie verhalten sich die Burschen gleich nach dem Anzünden des Feuers? Was geschieht, während das Feuer brennt? Werden feurige Räder den Berg heruntergerollt? Welcher Glaube herrscht über die Kraft des Feuers und des Rauches? Werden Scheiben (Reifen) geschlagen? Findet das Feueranzünden am ersten Sonntage nach Fastnacht statt? Wie heisst dieser Sonntag? Welcher Glaube besteht über Fastnacht in Beziehung auf Obstbäume, Feldfrüchte, Flachs, den Garten, das Haus, die Gesundheit des Menschen? In welcher Hinsicht tritt der Hexenglaube an den Fastnachtstagen auf? Werden Besen beim Rundgange gebraucht? Wird am Schlusse der Fastnacht eine Strohpuppe oder zwei hergestellt? Was geschieht mit dieser Puppe? Wird die Fastnacht begraben oder ersäuft oder was geschieht sonst mit ihr? Finden besondere Spiele, Kämpfe, Vermummungen statt? Lässt man zwei Puppen oder zwei Burschen miteinander kämpfen? Welchen Namen haben diese? Fällt die Fastnachtsfeier genau mit der christlichen Fastnacht zusammen? Welchen Namen hat die Fastnacht? Wie wird das Sommerfest oder der Lätaresonntag gefeiert? Wer holt die Gabe zusammen? Sind die Gabeneinholer mit Grün geschmückt? Welcher Glaube herrscht über das Grün? Welche Lieder werden gesungen beim Gabeneinholen? Findet das Todaustreiben statt? In welcher Weise geschieht dies? Finden Kämpfe statt zwischen Frühling und Winter? Wie

sind die Puppen, welche Frühling und Winter personifizieren, gekleidet? Was geschieht mit den Puppen?

Nach diesen Fragen bitte ich die an den einzelnen Orten noch bestehenden Fastnachtsbräuche zu behandeln und die Ergebnisse mir oder der Redaktion d. Zeitschr. gefl. einsenden zu wollen.

Berichte und Bücherschau.

Westfälisches Trachtenbuch. Die jetzigen und ehemaligen westfälischen und schaumburgischen Gebiete umfassend. Bearbeitet von Dr. Franz Jostes. Mit 24 Tafeln in Farbendruck nach Originalzeichnungen von Johs. Gehrts, zahlreichen Textabbildungen und einer historischen Übersichtskarte. Bielefeld, Berlin und Leipzig 1904. Velhagen und Klasing. 203 S. gr. 4°.

Protektoren: Seine Majestät Wilhelm II., Deutscher Kaiser, König von Preussen. Ihre Majestät Auguste Viktoria, Deutsche Kaiserin, Königin von Preussen. Seine Hochfürstliche Durchlaucht Georg, Fürst zu Schaumburg-Lippe. Ihre Hoheit Marie Anna, Fürstin zu Schaumburg-Lippe.

Den ersten Anstoss zur Herausgabe dieses monumentalen Werkes gaben die warmen Worte, welche Ihre Majestäten der Kaiser und die Kaiserin bei der Denkmalsfeier auf dem Wittekindsberge im Jahre 1896 und zwei Jahre später in Öynhausen darüber kundgaben, dass in dem nordöstlichen Teile Westfalens sich das Festhalten an altbewährten Sitten und Gebräuchen auch in der äussern Erscheinung der Landwohner durch Beibehaltung der bäuerlichen Tracht dartue. Die Herausgabe dieses Werkes wurde dann durch Seine Exzellenz den Oberpräsidenten von Westfalen, Herrn Staatsminister Freiherr von der Recke von der Horst und Herrn Regierungspräsidenten Schreiber zu Minden, jetzt zu Düsseldorf, praktisch in die Wege geleitet. Lebhafte Unterstützung fand das Werk durch die Provinzialverwaltung von Westfalen

und den Westfälischen Provinzialverein für Wissenschaft und Kunst.

Zunächst gibt der Verfasser eine historische Übersicht über den Entwicklungsgang der in Westfalen ansässigen Sachsen, um der Eigenart der heutigen Westfalen gerecht zu werden. In der Folge handelt das Werk vornehmlich über folgende Punkte: Wesen der Feme, Landeskultur, Besiedelungsverhältnisse, westfälisches Bauernhaus, Bürgerwohnung, westfälisches Erbrecht, Nachbarschaften, Herdanlage, Julblock. Des Ferneren wird der Hausrat vorgeführt, die Einrichtung der Tenne, das Vieh, Wild, Bienenzucht, Speise und Trank des Bauern, Lebensart, Arbeit, Fest- und Feiertage. Daran reihen sich interessante Urteile über das Leben und Treiben in Altwestfalen, wie sie in alter und neuer Zeit gefällt wurden.

Das letzte Drittel des Buches ist (dem Titel entsprechend) der Tracht gewidmet; da wird über den Stoff der Kleidung (Pelzwerk, Tuch, Linnen), das Färben desselben und einzelne Trachtenstücke gehandelt. Mit besonderer Vorliebe weilt der Verfasser bei der Kopftracht, vor allen Dingen den Hauben, den Brautkronen und dem verschiedenen Schmuck. Den Beschluss bildet die Vorführung der Trachten der verschiedenen Gegenden.

Eine etwas nüchterne Auffassung gereicht dem Werk im Gegensatz zum Überschwang in ähnlichen Abhandlungen nur zum Vorteil. Der Stil ist leicht fliessend, fast erzählend, hin und wieder von Humor durchweht. Die Ausstattung ist vorzüglich. Leider fehlt ein Register oder wenigstens eine Inhaltsübersicht.

Wie die Aufzählung des wesentlichsten Inhalts ergibt, hat sich das Werk zu einer Art Volkskunde Westfalens ausgewachsen, welches aus diesem Gebiete alles heranzieht, was dazu angetan ist, allgemeinstem Interesse zu begegnen. Mag man hin und wieder auch abweichender Meinung mit dem Herrn Verfasser sein, so enthalten wir uns bescheiden einer solchen kleinlichen Kritik, um uns dadurch den Genuss des schönen Werkes nicht verkümmern zu lassen.

„Möge das Buch nun in die Lande hinausgehen als ein Zeuge altwestfälischer Eigenart, trauliche Erinnerungen er-

wecken in den Alten, in den Jungen den Sinn für gesundes Volkstum nähren, in den Herzen aller aber die Liebe zur Heimat stärken, die Treue zu Kaiser und Reich!"

S.

Wehrhan, K., Die Volkskunde nnd ihre Beziehung zur Schule. Elberfeld 1904, 20 S. (S.-A.).

Diese Arbeit, welche das im Titel angedeutete Thema kurz nnd sachlich behandelt, dürfte wohl geeignet sein, die der Volkskunde noch fern stehenden Lehrer mit dieser zu befreunden und für die Mitarbeit an derselben zu begeistern, um anch andrerseits ihre Lehrtätigkeit dadurch zu befruchten und zu vertiefen. Es ist ja bekannt und bisher auch hinreichend gewürdigt, dass die Lehrer für die Volkskunde grosse Dienste geleistet haben. Der Verfasser bemerkt am Schluss: „Wir sehen, dass Schule und Volkskunde schon enge Berührungen miteinander haben; es ist aber nötig, darauf immer nnd immer wieder hinzuweisen, da leicht alles das, was schlechthin vom „Volke" kommt, als etwas Minderwertiges angesehen wird. — Drum möge vor allem an die Lehrer des Volkes die Bitte gerichtet werden, mitzuhelfen und mitzuarbeiten an der nationalen Aufgabe und noch zu retten von dem ureigensten Volksgute, soviel noch zu retten ist."

S.

Verband deutscher Vereine für Volkskunde.

Am 6. April hat in Leipzig der schon länger geplante engere Zusammenschluss der deutschen volkstümlichen Vereine stattgefnnden. Auf Einladung der Herren Prof. Dr. Mogk-Leipzig und Prof. Dr. Strack-Giessen waren Vertreter unserer Wissenschaft aus folgenden Städten erschienen: Berlin, Dresden, Leipzig, Wien, Rogasen, Frankfurt a. M., Waren, Breslan, Tübingen, Göttingen, Giessen, Heidelberg, Prag, Dortmnnd, Elberfeld, und mit Einstimmigkeit wurde die Gründung des „Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde" beschlossen. Durch diese Bezeichnung soll auch den Vereinen im deutschen Sprachgebiet Österreichs nnd der Schweiz der Anschluss ermöglicht werden. Der Verband will ein Mittel-

punkt der volkskundlichen Arbeiten werden und diese vor Zersplitterung bewahren. Er wird mindestens alle zwei Jahre an einem nach Bedürfnis wechselnden Orte zusammenkommen, zum erstenmal im Oktober 1905 in Hamburg im Anschluss an den Philologentag. Ein jährlich erscheinendes Korrespondenzblatt wird den Mitgliedern die notwendigen Nachrichten zukommen lassen. In den geschäftsführenden Ausschuss wurden die Professoren Strack, Wunsch und Helm, sämtlich in Giessen, gewählt. Sartori.

Gründung der Elberfelder Ortsgruppe des Vereins für rheinische und westfälische Volkskunde.

Dieselbe erfolgte am 18. März 1904. Die Gruppe zählt zur Zeit ungefähr 60 Mitglieder. Zur Begrüssung waren der erste Vorsitzende des Vereins, Herr Professor Sartori-Dortmund, und Herr Schriftsteller C. Prümer-Dortmund erschienen. Herr O. Hausmann eröffnete die Versammlung und erteilte Herrn Prof. Sartori das Wort zu seinem Vortrage über „Zweck und Ziel der Volkskunde“. Herr O. Schell bot eine reiche Menge von Beispielen aus den verschiedenen Gebieten der Volkskunde. Zum ersten Vorsitzenden der Ortsgruppe wurde Herr Schulrat Dr. Schmidt, zum zweiten Vorsitzenden Herr O. Hausmann, zum ersten Schriftführer Herr Lehrer Hartnack und zum zweiten Schriftführer Herr Standesbeamter Carl Clément gewählt. S.

Kaisersesch.

Bericht über die Versammlungen am 13. März und 17. April 1904.

In der ersten Sitzung wurde über die von dem Vorstande ausgearbeiteten Satzungen beraten und dieselben dann endgültig festgestellt. Da die Mitgliederzahl der Ortsgruppe inzwischen auf 35 gestiegen ist, wählte die Versammlung auf Antrag des Vorsitzenden zwei Beisitzer zur Unterstützung des Vorstandes. Die Wahl fiel auf die Herren Dr. Hölper, Arzt, Kaisersesch und Hauch, Hauptlehrer, Müllenbach.

Zu der zweiten Versammlung war Herr Gymnasial-Oberlehrer Dr. Müller aus Trier erschienen. Er sprach über

„Ortsneckereien“. Ausgehend von den Neckereien, mit welchen die liebe Schuljugend sich gewöhnlich gegenseitig zu überbieten sucht, zeigte er, dass wir Ortsneckereien, dies Überbleibsel der Necklnst der Germanen, in jedem Orte, jedem Lebensalter und Stande finden. Grossen Beifall fanden die Stichproben von Neckereien, mit welchen die einzelnen Stände so häufig bedacht werden. Besonders interessant aber gestalteten die Ausführungen Herrn Müllers sich, als er Belege für Ortsneckereien in der Eifel, speziell der Pellenz, des Mosel- und Saargebietes brachte. — Im Anschlusse daran behandelte der Redner kurz eine Reihe in Znkunft zu bearbeitender Themen und gab praktische Winke, wie die Ortsgruppe beim Sammeln volkskundlichen Materials zn verfahren hat.

Der Vorsitzende schloss die Versammlung, indem er Herrn Müller den Dank der Anwesenden für die bereiteten schönen Stunden aussprach und zugleich der Hoffnung Ausdruck verlieh, dass recht bald eine schöne Sammlung volkskundlichen Stoffes aus der Ortsgruppe hervorgehen möge.

Zender.

Druckfehlerberichtigung zu Heft 1:

Seite 14 (in der Mitte) muss es statt [Abb. 6] heissen: [Abb. 3];
„ 17 Zeile 18 lies: „gebar letztere“ statt „erstere“;
„ 18 „ 19 lies: „während sie“ statt „ihr“;
„ 30 „ 1 von unten lies: „der Sprache“ statt „in Sprache“;
„ 74 Zeile 3 muss es heissen: 1750 scheinen sie in Deutschland überall ausgestorben zu sein.

☛ **Generalversammlung** des Vereins für rheinische und westfälische Volkskunde am **10. Juli,** vormittags 11 Uhr, im Restaurant Hofbräu, Elberfeld (Mäuerchen): 1. Bericht des Vorsitzenden. 2. Rechnungsablage. 3. Vorstandswahl. 4. Verschiedenes. 5. Ev. Vortrag. Die verehrl. Mitglieder werden um zahlreiches Erscheinen ersucht. **Der Vorstand.**

Baedekersche Buchdruckerei, A. Martini & Grüttefien.

// Zeitschrift
des Vereins für
rheinische und westfälische Volkskunde.

1. Jahrgang. 1904. Drittes Heft.

Das Bauernhaus auf dem Hellwege.

Von **Karl Prümer.**

Wer heute das Bauernhaus des Hell- oder Heerweges in der westfälischen Mark betrachtet, wie es in seinen deutschen Farben: mit seinem roten Dach, seinen weiss gekälkten Wänden und den schwarz gestrichenen Balken aus dem Laubgrün hervorschaut, wird sich des malerischen Eindruckes nicht leicht entziehen, andererseits sich aber auch kaum eine Vorstellung davon machen können, wie erschreckend ursprünglich die ersten Wohnstätten der Landbewohner gewesen sind

Das Wurzelwort von Haus ist „das Bergende". Zum Bergen, zum Schutz gegen die Winterkälte, überhaupt gegen die Unbilden der Witterung gruben sich die Menschen in grauen Zeiten und graben sie sich auch heute noch, wo es die Verhältnisse bedingen, Höhlen in die Erde. Eine solche Höhlenwohnung wurde, in den ältesten Zeiten, zum Schutze gegen die Kälte mit Dünger bedeckt und „tunc" genannt. Diese Erdhöhlen dienten zur Wohnung, zur Bergung der Vorräte und zu unterirdischen Spinn- und Webestuben.

Den Übergang bildet zunächst wohl die oberirdische Wohnung, beziehungsweise das auf der Erde befestigte Dach. Ein weiterer Fortschritt war das Einrammen von vier Pfählen, die durch Flechtwerk verbunden und mit Lehm beworfen wurden, wozu ein Schutzdach aus Reisig, Laub und Erde kam. Ausserdem mochten auch bewegliche, sogenannte Wagenhäuser in Benutzung sein. Zur Zeit der Römer waren die Balken der Häuser bekanntlich schon mit glänzenden Erdfarben bestrichen.

Da aber derartige ursprüngliche oberirdische Wohnstätten bei den rauhen Witterungsverhältnissen unsers Nordens,

im Spätherbst, wenn „der wilde Jäger“ die Lüfte durchbrauste, und in der starren Winterzeit zu kalt waren, sahen sich die „Einlieger“ gezwungen, wieder in den wärmenden Schoss der Allmutter Erde zurückzukehren, d. h. die Erdhöhlen in solchen Zeiten wieder aufzusuchen

Professor J. B. Nordhoff sagt in seiner verdienstvollen Abhandlung über das Bauernhaus in Nordwestfalen, d. h. nördlich der Lippe: „Die Häuser waren von Holz (Häuser auf Bäumen sind hier nur als Warten nachzuweisen) und sicher zu engräumig, um ausser Geschirren und Werkstücken, noch wirtschaftliche Artikel aufzunehmen, denn sie wurden ja im Winter wohl verlassen und ersetzt durch wärmere Erdhöhlen. Diese ähnelten den heutigen Gruben für Knollenfrüchte und den durch Gehölz verdeckten Gräben, worin man noch im siebenjährigen Kriege das Hausvieh flüchtete. Ein Graben der Urzeit aber liess sich in einer den Vorräten, dem Vieh und deren Inhabern angemessenen Grösse leicht herstellen, mit Querhölzern überlegen, diese mit Rasen, Mist oder Reisig warm bedecken. Wurden die Querhölzer wie Sparren in der Vertiefung aufgestellt, dass sie ein förmliches Dach bildeten, so war damit vielleicht der Anfang zu einem oblongen (länglich viereckigen) Hause gewonnen, denn der Sprachgebrauch lässt das Dach dem Fach vorangehen.“ Bezüglich der Weiterentwickelung des Hausbaues sagt derselbe Verfasser: „Als südwestliches Grenzland verzichtete die Grafschaft Mark unter altfränkischem Einflusse auf die volle Durchbildung des sächsischen Haustypus. Die lichte Halle der Küche verkümmerte mehrfach unter Einbauten und der Keller vertiefte sich beträchtlich gegen die fast bodengleiche Lage im Norden der Lippe. Und wenn hier (im Münsterlande) z. B. in den Pfarrhäusern die Wohnräume, gleichwie in den Bauernhäusern, zur ebenen Erde liegen, so hat man sie im Süderlande gerne hoch gelegt — ganz deutlich im Anschlusse an die fränkischen Gewohnheiten jenseits der Grenze.“

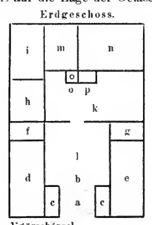
Zunächst sei noch erwähnt, dass die neuere Forschung noch zahlreiche Erdwohnungen auf westfälischem Gebiete zutage gefördert hat. Man darf nun wohl annehmen, dass dort, wo sich die Landwirtschaft frühzeitig zu einer gewissen Blüte

entfaltet hat, diese Blüte auch frühzeitig in der Ausgestaltung des Bauernhauses ihren Ausdruck fand. Und das ist namentlich auf dem Hellwege, der Kornkammer Westfalens, der Fall gewesen, wo die üppigen Getreidehalme, angefächelt vom Winde, seit Jahrhunderten ihre Wellen schlagen, wie der Ozean, und der aufwirbelnde Blütenstaub den Gischt des segenschweren Kornfeldes bildet.

Die alten Bauernhäuser weisen auch am Hellwege eine länglich- viereckige Form auf, deren Grundriss, von unwesentlichen Abweichungen abgesehen, dasselbe Bild zeigt.

Betrachten wir nunmehr den Grundriss I und II eines Hellweger Bauernhauses, wobei zu bemerken ist, dass bei der Darstellung weniger auf das Zutreffende der Massverhältnisse, als auf die Lage der Gelasse zu einander Wert gelegt wurde.

Erdgeschoss.



Obergeschoss.

a. Vöörschöpsel.
b. bei b befindet sich die Niendöör.
c. Kälberställe.
d. Pferdestall.
e. Kuhstall.
f. Runkelkammer.
g. Waschküche.
h. Schlafstube der Herrschaft.
i. Besuchstube.
k. Küche.
l. Tenne oder Dehle.
m. Spinnstube.
n. Wohnstube.
o. Viehtopf.
p. Herd.

a. Dehlenhalle.
b. Knechtekammer.
c. Kaff-(Häcksel)boden.
d. Kornkammer.
e. Mägdekammer.
f—h. Schlafstuben.
i. Vorratskammer.
k. Räucherkammer.
l. Kornkammer.

Fassen wir zunächst das Erdgeschoss ins Auge. Der punktierte, mit a bezeichnete Raum führt den Namen Vüörschöpsel (Vestibulum), die Vorhalle, der Vorschuppen. Zwischen Vüörschöpsel und Dehle befindet sich bei b das grosse Einfahrtstor, Niendüör genannt, weil sie die niedrigst gelegene Tür des Bauernhauses ist. Einen eigenartigen Schmuck der Niendüör bildeten bisweilen angenagelte Eulen und Raubvögel.

Das Vüörschöpsel wird bei c von den Jungvieh- oder Kälberställen flankiert. Daran reiht sich bei d der Pferdestall, bei e der Kuhstall. Der Raum l bildet die Dehle, niederdeutsch Diäle. Das Wort Dehle mag von dem niederdeutschen dal = niedrig abstammen, denn die Dehle ist der niedrigst gelegene Teil des Bauernhauses. In den ältern Bauernhäusern wurde der Boden der Dehle durch festgestampften Lehm hergestellt. Nur die Küche, welche in der patriarchalischen Zeit des Bauerntums, die übrigens erst vor wenigen Jahrzehnten ihr Ende erreichte, noch als Wohn- und Speiseraum diente, war gepflastert. Erst später wurde auch zur Pflasterung der Tenne übergegangen. An den Wänden der Dehle hingen aus Stroh geflochtene Hühnernester, und ihre Insassen belebten besonders den Dehlenraum. Die Pferde und Kühe, der Stolz des Bauern, pflegten in ihren angrenzenden Stallungen behäbiger Ruhe. An den Futtertrögen der Pferde entlang waren eiserne „Knäppe“ angebracht, durch welche die Knechte ihren Aufstieg, der Dehlenwand entlang, zum Obergeschoss, zur Knechtekammer, vollführten.

Bei f haben wir die Runkel- oder Runkelrübenkammer, bei g die Waschküche. Im Raume k, d. h. in der Küche, hatte die Bauersfrau am Herde p ihren Ehrenplatz. Von hier aus führte sie ihr Regiment, sah zum Rechten in Haus und Hof, trieb das lässige Gesinde an, hing den Kochtopf am Kesselhaken nach Bedürfnis höher oder niedriger, liess auch ihren grossen eingemauerten Viehtopf o nicht aus dem Auge, war die Friedenstifterin im Streit und der Anwalt des Mannes, des „Herrn“, wenn dieser im rechten Augenblick das rechte Wort nicht fand. Wer vermöchte zu sagen, wieviel zähe, weibliche Tatkraft, wieviel weibliches Heldentum sich in unsern Bauernhäusern abgespielt hat. In voller Würdigung

ihrer wichtigen Aufgabe in der Küche, wurde die junge Herrin des Hofes schon im Brautschmuck um den Kesselhaken geleitet nnd musste am Herde Proben ihrer hausfräulichen Fähigkeiten ablegen, wobei das Geleite, die Notnachbarin, ihr kernhafte Sprüche zu Gemüte führte. Doch weiter im Text. Bei h ist die Schlafstube des Bauern und der Bänerin, denn dort waren sie in der Nähe ihres Hauptreichtums im Hause, ihres Viehes, und konnten in Stunden der Gefahr rasch zugreifen. Die Besuchstube i war der Gastfreundschaft gewidmet, aber, da sie nur spärlich in Gebrauch genommen wurde und die Läden an ihr zumeist geschlossen waren, so hatte sich vielfach in ihr eine absonderliche Kellerluft-Atmosphäre gebildet, die von dem Dufte lagernden Obstes durchzogen war. Eine wichtige Hausstätte, die eigentliche Besuchstube des Bauernhauses, war die Spinnstube m. Hier schnurrten die Spinnräder, Alt und Jung der Nachbarschaft gab sich hier ein Stelldichein, da öffnete sich der wortkargste Mund, ein Wort reihte sich an das andere, bedächtig wie der Eimer, der aus dem Brunnen emporsteigt und das Wasser aus der Tiefe holen muss.

An die Spinnstube reiht sich die Wohnstube n, wohin sich die bäuerliche Herrschaft bei Beratungen familiärer Art zurückzog und die ihr hernach auch als Speisestube diente, als in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts jene patriarchalische Zeit ihr Ende fand, die noch Herrschaft und Gesinde an einem Tische in der Küche zu gemeinsamer Mahlzeit vereinigt sah.

Nur die Stubengelasse im Erdgeschoss des Bauernhauses waren unterkellert. Von der Küche führte eine Treppe zu den Kellern, nur von der Küche aus konnten die Mägde zu ihrer Kammer im Obergeschoss. Es war somit alles in den Beobachtungskreis der Bäuerin gerückt, die, wie der Kapitän von der Kommandobrücke, vom Herde aus alles übersah und leitete.

Im Obergeschoss ist mit a die Dehlenhalle bezeichnet. Bei b haben wir die Knechtekammer, bei c den Häckseloder Kaffboden, bei d die Kornkammer, bei e die Mägdekammer. f, g, h sind die Schlafstuben für die Angehörigen

der Bauersleute. i bezeichnet die Vorratskammer, k die Räucherkammer und l wiederum eine Kornkammer. Aus dieser führt eine Treppe zum „Vorbalken“ (Haushaltungsboden). Dieser „Vorbalken“ wird durch eine bis zum Dachfirst durchgehende Mauer vom Stroh-, Heu- und Getreideboden abgetrennt. Zum Schutz gegen Feuer ist der Schornstein am „Vorbalken“ niedergeführt

Auf dem „Balken“ oder Boden ist eine Öffnung zum Hinauswerfen des ungedroschenen Getreides usw. auf die Dehle. Die Stelle auf der Dehle unter der Bodenluke war geweiht. Hier wurden die Toten aufgebahrt, die bräutlichen Paare getraut, die Eide abgenommen.

Weil die Getreidevorräte viel Platz beanspruchten, so war das Dach des Bauernhauses hoch und steil abfallend. Stroh bedeckte es, welches im Laufe der Jahre mit Moos überzogen war Eine solche Strohdachung hatte den Vorteil, dass sie im Winter die Kälte, im Sommer die Hitze abhielt. Später wurde bekanntlich die Anlage von Strohdächern, aus Gründen der Feuergefährlichkeit, verboten, allein solche war bei weitem nicht in dem Masse vorhanden, als dies im allgemeinen angenommen wird.

Die Anwendung der Pfannendachung ist hier erst zu Anfang des 19. Jahrhunderts erfolgt.

Im grossen ganzen entbehren die Bauernhäuser des Hellweges des Zierrates, gleichwohl gewähren auch heute noch jene, welche gut im Strich gehalten sind, einen freundlichen, malerischen Anblick, wie dies schon zu Eingang der Abhandlung bemerkt wurde.

Die Hausinschriften sind hier nur noch ziemlich spärlich vertreten und am Hellwege, wie auch anderwärts, erst im Mittelalter aufgekommen. Einige dieser Inschriften mögen hier Erwähnung finden, als Beleg für die Denkungsart und den Geist der Alten:

Meine Hoffnung ist auf Gott gestellt,
Drum acht ich nicht die Missgunst der Welt.

Was Gott mir gab, kann mir kein Teufel nehmen

Gottes Will
Ist mein Ziel.

Wer sich hier will in Ehren ernähren,
Der muss den Pflug nicht von der Scholle kehren.

Du sollts nie ein Tier mit Fluchen
schlagen,
Gott höret auch der Tiere Klagen.
(Stallinschrift.)

Allen, die mich kennen,
Gebe Gott, was sie mir gönnen.

Nackt bist du aufs Erdreich gekommen,
Nackt wirst du wieder hingenommen,
Was betrübt dich vergänglich Gewinn,
Du wirst nicht viel nehmen mit
dir hin.

Dies Haus ist mein und doch nicht
mein,
Nach mir kommt ein Andrer drein,
Im Himmel lass unsre Wohnung
sein.

In Gottes Nahmen habe gebaudt
diess Hauss,
Wenn er nur will, muss wieder auss.

Ob sonne scheint, ob regen fällt,
Ich nehm es hin wies Godt gefällt.

Kinderlied und Kinderspiel.

Von **K. Wehrhan**, Elberfeld.

Von dem Kaiser Friedrich II. (1215—1250) berichtet der Chronist (nach Raumer, Hohenstaufen III, 491), er habe zum Zwecke einer wissenschaftlichen Forschung einige Säuglinge so aufziehen lassen, dass in ihrer Gegenwart niemals gesprochen werden durfte, um dadurch zu erfahren, ob und welche Sprache sie selber reden würden; allein, fügte der Chronist hinzu, sie mussten vor der Zeit sterben, da man sie nicht mit Liedern einschläferte. Und Rückert, der tiefsinnige Dichter sagt:

Ich war ein böses Kind,
Und schlief nie ungesungen;
Doch schlief ich ein geschwind,
Sobalb ein Lied erklungen,
Das mir die Mutter sang gelind.

Mit diesen Worten schon sind wir tief in die Bedeutung des kindlichen Lieds und Spiels*) hineingeführt worden, ohne

*) Da sich das an Kinderliedern und Kinderspielen gesammelte Material (meist aus Lippe) des Verfassers bei der Sichtung für eine Arbeit als zu umfangreich erwies, musste von dem ursprünglichen Plane abgewichen und die Arbeit in mehrere Gruppen geteilt werden, wovon hier zuerst das Allgemeine folgt.

die das Kindesleben freudlos dahinfliessen würde. Mögen manche Kinderdichtungen für uns Erwachsene, mehr an trockenes und nüchternes Denken gewöhnt, auf den ersten Blick oft etwas dunkel, sinnlos und verworren erscheinen, in der Mehrzahl sind sie aber sinnig und anmutig, so dass auch wir uns ihrer wieder gern erinnern. Sie passen als Dichtungen so recht in das phantasiereiche Kindesleben hinein, ja, „das erste, was der Mensch als Kind geistig aufnimmt, was seine Phantasie beschäftigt, ist Dichtung; gewissermassen der erste Schritt im Geistesleben führt über den Blumenpfad der Dichtung. Der selige Morgen der Kindheit, welcher nichts weiss von Sorgen des Lebens, von dem Jagen nach Gewinn, nach Sinnenlust und Ehre, dieses goldene Traumleben ist an sich ein Stück Dichtung; ihre einzige gesunde Nahrung kann auch nur die Dichtung sein". (Dr. Dunger. Kinderlieder und Kinderspiele aus dem Vogtlande.) In ihrem sorgenlosen Dasein reden und scherzen, singen und springen die Kinder deshalb auch gern in einem fort, immer lustig lachend ihre Tage sonder Klagen verbringend im goldenen Lächeln der Kindheit und mit ihrem Geplauder und Gekose das grösste Glück der Eltern bildend, die sich dabei mit inniger Freude erinnern, dass sie selbst solche Kinder waren und die Reime und Spiele ihrer Kinder zum grossen Teil selbst mitgesungen und mitgesprungen haben. Auch für Erwachsene enthalten diese Dichtungen echte Gemütstiefe und bezaubern sie durch ihre Naivetät und immer frische Poesie. Herder stellt es in seiner Schrift: „Über deutsche Art und Kunst 1773" als grosses treffliches Ideal hin, solche Lieder zu schreiben.

Aber „Kinderpoesie d. h. Poesie von Kindern für Kinder darf freilich nicht nach dem Massstabe unseres Geschmacks und unserer Bildung bemessen werden, nur nach der einfachen Ausdrucksweise eines Mutter- und Kindergemütes ist sie zu beurteilen, dann wird sie auch allen Anforderungen genügen. Wer sie erfassen und verstehen will, muss sich in die Anschauungs- und Sinnesweise eines Kindes versetzen. Das Kind wird in seinem Sinnen und Denken von der Phantasie beherrscht. Seine Phantasie, überaus beweglich und durch

keine Erfahrung gehemmt, durch keine Belehrung in ihrem Fluge gestört, belebt alles, vereinigt das Unvereinbarste, erklärt das Unerklärbarste, verklärt das Alltägliche. Dem Kinde ist darum nichts bedeutungslos, es vernimmt keinen Schall, dem es nicht eine Bedeutung abzugewinnen wüsste, und hört keinen Laut der Tierwelt und der Natur, der ihm unverständlich bliebe. Man denke an die Nachahmung der Tierlaute und sonstiger Schallwahrnehmungen. Es spricht mit den Tieren als seinen liebsten Freunden und glaubt sich im geselligen Verkehr mit ihnen. Unbekümmert, ob möglich oder unmöglich, baut es sich in seiner Phantasie eine zauberhafte Wunderwelt auf. Im Ausdrucke seiner Gefühle und Gedanken liebt und übt es das Bunte und Phantastische und will nicht die am Gängelbande des Verstandes herangezogene logische Sprache und folgerechte Anordnung der Gedanken". (Böhm, Kinderlied usw.)

Mit einem Worte, diese eigenartigen Kinder einer heiteren, belebenden, phantasiereichen Muse sind es wert, dass wir ihnen unsere Aufmerksamkeit schenken und sie sammeln. Zunächst wird dadurch erreicht, dass sie überhaupt gerettet werden, denn die gleichmachende, rasierende Bildung verwäscht vieles, so dass es in unserer schnellebigen Zeit auf Nimmerwiedersehen verschwindet.

Ferner ist, wie besonders J. Grimm, Müllenhoff, Simrock, Mannhardt, Wolf, Rocholz u. a nachgewiesen haben, der mythologische Wert der Kinderlieder und -spiele nicht ausser acht zu lassen. Wir erinnern hier nur an die allbekannten Holdalieder — wenn sie auch unter diesem Namen nicht überall gekannt sein mögen — Holda, die Göttin der Liebe, kommt oft in den Kinderliedern vor; ihr geflügelter Bote, der Storch, spielt noch heute in der kindlichen Weltanschauung eine grosse Rolle. Und wer hat nicht in seiner Jugend das Lied gesungen:

Maikäfer, flieg!
Dein Vater ist im Krieg,
Deine Mutter ist im Pommerland,
Pommerland ist abgebrannt.
Maikäfer, flieg!

Statt Pommerland wurde aber noch vor kurzem, wie der deutsche gelehrte Karl Blind mitteilt, Hollerland = Holderland gesungen und damit eine neue Verbindung des Zusammenhangs zwischen der Mythe und dem Volksmunde gefunden.

Der alte Wodan tritt mit der Ernte in vielfache Beziehung, an seine Stelle kam später der heilige Martin, weshalb dieser in den Kinderreimen als der gute, Gaben verleihende Mann erscheint.

Auch der Kuckuck tritt oft in Kinderreimen auf und nicht ohne Bedeutung; er war der Bote der Freya, der Göttin der schönen Jahreszeit, war also Frühlingsverkündiger und genoss bei unsern heidnischen Vorfahren göttliche Verehrung.

Gar noch vieles liesse sich über die Bedeutung des in Kinderliedern vorkommenden Namens Engelland anführen, über das Brückenspiel, den Osterhasen, die Katze, den Butzemann (Schreckgespenst) usw., bei denen eine mehr oder minder innige Beziehung zu dem Kultus unserer Ahnen nachgewiesen werden kann. „Hoher Sinn liegt oft im kindschen Spiele" sagt Schiller in seinem Gedichte „Thekla", und wir lernen die Wahrheit dieses Wortes besser verstehen, wenn wir uns inniger mit den kindlichen Spielen und was dazu gehört, den Liedern, beschäftigen. Das führt uns auf den Gedanken, dass diese sehr alt sein müssen. Ein vorzüglicher Kenner sagt darüber:

„An Alter wird die Kinderdichtung, wie solche aus Volksüberlieferung uns aufbewahrt ist, von keiner andern übertroffen. Unwiderleglich ist durch gründliche Forschung dargetan, dass viele Kindereime und -Spiele dem Heidentum ihre Entstehung verdanken und, obwohl sie im Laufe der Zeit Umbildung erfuhren, noch heidnische Anschauungen beweisen. Ihr mythischer Inhalt aber rückt sie in die Anfänge des Mittelalters hinauf und selbst erwiesen ist, dass die Form durch die Länge der Zeit nur wenig Veränderung erfahren hat. — Die Ringelreihen unserer Kinder sind uralte Reste chorischer Aufführungen bei den Jahres- und Götterfesten unserer heidnischen Vorfahren. Manche der dazu gesungenen Reime enthalten heidnische Anklänge. Man denke an das Sitzen der Kinder im Hollerbusch (d. h. in Holdas unter-

irdischem Reiche, im Kinderbrunnen). Ringelreihen und Rätsellieder gelten als älteste Denkmäler unserer Literatur aus der Urzeit, mit geringer Abänderung. Die Annahme, dass in dem Kinderreigen noch heidnische Überreste zu erkennen sind, wird durch ihre entweder chorische oder hymnische Form aufs entschiedenste unterstützt, da diese die älteste Weise deutscher Dichtung, ja Tanz mit Poesie und Götterdichtung verbunden, der Anfang alles Kultus und aller Poesie bei allen Völkern gewesen ist. Man vergleiche Müllenhoff, „De antiquissima Germanorum poesi chorica Kiel 1841". (Böhm a a. O.)

„„Indessen liegt die Gefahr sehr nahe, zu viel aus den Überlieferungen der Kinderwelt herauszulesen und jeden nur zufälligen Zug mythisch deuten zu wollen. Denn manche Kinderreime gründen sich auf alte Märchen und Lokalsagen, die jetzt nicht mehr gekannt sind. „Solche Fragmente gleichen den halb zerschlagenen Steinen eines zerfallenen Tempels, die teils als Trümmer daliegen, teils in ein neues Mauerwerk eingefasst sind, dass man ihre ursprüngliche Form nicht mehr erraten kann; an ihnen müssen alle Deutungsversuche scheitern. „Wieder andere Kinderreime sind den wunderlichsten Einfällen der Phantasie entsprungen, sind ein Kunterbunt und Kauderwelsch der Kindersprache, so fremdartig oft von Ansehen, dass man alles Mögliche dahinter vermuten könnte und zuletzt ist's nichts als Schaum.""

Mag nun mehr oder weniger aus jenen dunklen Tagen in den Kinderliedern überliefert sein, für das Kind selber gibt es kein Heiden- und Christentum, sondern — und das ist eben seine Seligkeit — nur Natur- und Kindeslust. —

Mögen manche Kinderdichtungen (Neck- und Lügenreime usw.) auch die satyrische Ader der Kleinen anregen und vielleicht hier und da zu Unarten verführen, wir finden andererseits aber auch, dass sich in andern deutsche Treue und Redlichkeit, deutscher Glaube und — Aberglaube, deutsche Kraft und unschuldige Derbheit, deutsche Herzlichkeit und Arbeitslust wiederspiegeln z. B. in den Schlaf- und Wiegen-, den Kose- und Reiterliedchen u. a.

Von nicht zu unterschätzender Wichtigkeit ist die

sprachliche Seite der Kinderlieder und -reime. Sprachforscher finden in ihnen manchen dankenswerten Beitrag zur Geschichte der deutschen Sprache und zur Bereicherung des hochdeutschen Sprachschatzes. Aber nicht nur für die Wissenschaft sind sie von hoher Bedeutung, in erster Linie dürfen wir ihre Wichtigkeit für die kleinen Sprachlehrlinge, die man in gewisser Beziehung schon Sprachkünstler nennen könnte, nicht vergessen.

„Die Kinderreime und Gesänge sind zur Entwicklnng der Sprachwerkzeuge und der Sprache, zur Übung des Gedächtnisses, zur Bildung des Geistes und Gemütes, überhaupt zur Erziehung höchst notwendig, und ihre erziehliche Bedeutung ist unermesslich gross, namentlich für die ersten Kinderjahre, wo sie das alleinige Bildungs- und Erziehungsmittel, gleichsam die erste noch ungedruckte Fibel sind. Wieviel mögen die Kleinen lernen aus dem, was Mutter oder Vater, Geschwister und Dienstmädchen ihnen vorsagen, vormachen, vorträllern oder vorsingen! Aus reinster Freude, spielend, ohne alle Mühe, lernen sie die Reime selbst sprechen, dann fangen sie bald an, als Lehrmeister ihrer jüngern Geschwister aufzutreten.“ (Böhm a. a. O.)

Auf die hohe erziehliche Bedeutung dieser „Sprach- oder Sprechspiele“ wollen wir an dieser Stelle nicht näher eingehen, sie können uns ja schon um ihrer selbst willen reizen, da sie einen selbständigen Wert haben, wenn er anch nicht so hoch anzuschlagen ist als der der Märchen und Volkslieder. Wäre das anders, so hätten sie sich sicherlich nicht bei unsern Kleinen so lange in Gunst erhalten können; sie sind das „erste Stammeln“ der Poesie, wenn sie auch oft nur aus begrifflosem Silbenspiel bestehen, nur sinnlichen Wohlklang erregen, ein Spielen mit Naturlauten bedeuten, das nns in unserer nüchternen Denkart, die soweit von kindlichem Denken und Fühlen entfernt ist, oft albern und kindisch vorkommt; es darf uns nicht abhalten, sie treu zu verzeichnen, wobei natürlich jede Kunstdichtung, die speziell zur Unterhaltung, Belehrung, Ermahnung, Warnung usw. ausgesonnen war, ausgeschlossen bleiben muss und von der uns moderne Bilderbücher leider nur zu oft viele Bei-

spiele abschreckendster Unkindlichkeit bieten. Kinderdichtungen sind von Kindern selber hervorgebracht, ähnlich wie die Volkslieder in dem Volke entstanden sind. Wie das Volk auf seiner Kindheitsstufe zuerst Poesie hervorbringt, so auch das Individium.

Wie schon angedeutet, hat das Volkslied mit dem Kinderlied viele Ähnlichkeit: sie sind beide gewachsen, geworden, wie von selbst entstanden, man weiss nicht, von wem. Bei der Umwandlung sind die verschiedensten Personen tätig gewesen: Mutter, Grossmutter, Amme, die Kinder selbst u. a., und so erklären sich leicht die unzähligen Varianten.

Die Sprache ist so wie der Inhalt: einfach, wahr, naiv, unschuldig, herzlich, innig, natursinnig, frisch wie der Morgentau. Freilich dürfen wir keine Logik darin finden wollen, sie liebt tolle Sprünge wie die Kinder selbst, hasst das Einzwängen in jedwede Regel mit Ausnahme des Reims, es kommt ja oft auch nur darauf an, durch Silbenspielerei, Klingklang dem Ohre wohlzutun und angenehme Empfindungen hervorzurufen. Bekanntlich treten die Kinderdichtungen noch sehr häufig in der Mundart auf, was uns besonders wertvoll erscheinen muss. Wir wollen auch noch erwähnen, dass sie oft scheinbar Unanständiges enthalten (d. h. kein Gemeines); aber wir müssen bedenken, dass so etwas dem Kinde nur natürlich erscheint. Dem Reinen (dem Kinde) ist alles rein. „Wir sind durch Erziehung und Verhältnisse in ein konventionelles Leben eingeführt, das uns alle Dinge nur mit den Augen der Gesellschaft betrachten lässt: das Kind aber ist unbefangen und sieht die Dinge an, wie sie sich ihm darstellen. Dem Kinde ist der Satz: naturalia non sunt turpia (natürliche Dinge sind nicht hässlich) noch volle Wahrheit. Wenn es erst anfängt, sich solcher Dinge zu schämen, hat es schon den Einfluss der Gesellschaft und der Sitte verspürt, hat es von dem Baum der Erkenntnis genossen“ (Oldenburger Kinderreime S. 7).

Die Kinderlieder sind in ihren unzähligen Variationen meist in ganz Deutschland und darüber hinaus bei den Brüderstämmen verbreitet, sie sind ein altes Erbe und in treuer Tradition auf unsere Tage gekommen wie die Sagen, Volkslieder und Märchen. —

Meistens haben die Kinderlieder Melodien, die sich einander sehr gleichen, keine grossen Fortschreitungen (Intervalle) aufweisen, sondern immer nur kleine Schritte machen. Die Tonart ist immer eine Durtonart, die dem fröhlichen Kindergemüt am entsprechendsten ist. Der kindlichen Eigenart und Einfachheit entspricht auch, dass die Lieder immer nur einstimmig sind, dass auf jede Silbe nur ein Ton kommt und dass fast immer je 2 Zweiviertelakte eine Einheit bilden Die meisten Kinderliedchen zeigen uns die Wahrheit dieser Bemerkungen. —

In innigster Beziehung zu dem Kinderlied steht das Kinderspiel, auch ein Stück kindlicher Poesie, wie man es nennen könnte, ebenfalls in der Phantasie des Kindes die natürlichste Grundlage habend. Das Spiel ist dem Kinde zur zweiten Natur geworden, fördert seine körperliche Entwicklung, kräftigt seine Gesundheit, schafft unbeabsichtigte Erholung und sprudelnde Heiterkeit, erzieht zu den Tugenden der Geselligkeit, zum Gehorsam und zur Achtung vor dem Gesetz und fördert endlich die freie Entwicklung der Geisteskräfte und des Charakters. Mit Recht können wir von dem Kinde behaupten, was Schiller im allgemeinen von dem Menschen sagt: Der Mensch ist nur da ganz Mensch, wo er spielt.

Das Spiel im weitesten Sinne ist so alt wie das Menschengeschlecht. Aber auch unsere Kinderspiele zeugen von einem ehrwürdigen Alter. Von ihrer Entstehung und Entwicklung sagt Böhm:

„Über den Ursprung der uns überlieferten Kinderspiele lässt sich folgendes feststellen: Manche Kinderspiele waren ursprünglich nichts anderes, als dramatisch dargestellte Szenen aus der alten Göttersage, z. B. Königstöchterlein, Dornröschen, Prinzessinerlösen, die goldene Brücke, das Nachtfräuleinspiel, Mutter Rose. — Noch interessanter sind die Reigenspiele der Kinder, begleitet und rhythmisch geregelt durch halb singend vorgetragene Worte. Sie geben uns noch heute ein Bild der heidnischen Frühlingstänze und chorischen Aufzüge. In diesem Ringelreihen haben sich Bruchstücke der Ringeltänze bei Frühlings- und Sommerspielen und Opfer-

tänzen der alten Germanen erhalten. Jedenfalls haben wir in ihnen auch Nachkömmlinge jener Tanz- und Mädchenlieder zu erkennen, deren Gebrauch Bonifacius und die Kirchenkonzilien jener Zeit den neubekehrten Deutschen untersagten. Von den Erwachsenen sind die Ringeltänze längst aufgegeben worden, doch besteht in ihnen noch die grösste Sommerlust unserer kleinen Mädchen. — Andere Kinderspiele sind dramatisierte Tierfabeln, z. B. Wolf und Schaf, der Fuchs geht rum (der böse Wolf) usw. Wieder andere Kinderspiele sind aus altgermanischen Gebräuchen bei Hochzeiten (Brautwerbung, Frauenkauf) übrig geblieben, z. B.: Es kommt ein Mann von Ninive (in vielen Lesarten). Noch andere und zwar die meisten sind nur Nachahmungen von Werktätigkeiten der Erwachsenen. z. B. Kochen, Backen, Waschen der kleinen Mädchen, Pferd mit Wagen, Soldatenspiel und Handwerkerspiel der Knaben, auch Predigt, Kindtaufe, Begräbnis usw. werden im Kinderspiel nachgeahmt. -- Endlich sind viele Gesellschafts- und Pfänderspiele mit ihren Liedern und Weisen aus den Kreisen der Erwachsenen verschwunden und haben verstümmelt in der Kinderwelt ihr Dasein gefristet, z. B. Schäferin suchen, Fürst von Thoren usw. Freilich ist der Unterschied zwischen beiden Gattungen gross, die Kinder kommen zusammen, um zu spielen, die Gesellschaftsspiele spielt man, um zusammenzukommen. — — —

Hierher gehören auch Rätsel und Rätselfragen, im Volke zur Unterhaltung so sehr beliebt, besonders an den langen Winterabenden beim Spinnen und sonst in jeder Gesellschaft, ein Prüfstein des Witzes und Verstandes bildend.

Das Rätsel hat ein sehr hohes Alter, es tritt uns schon in der Edda entgegen, ein chinesisches Märchen von Turandot (dramatisiert von Schiller) berichtet uns davon, wir finden es schon bei Simson und der Delila (Richter 14, 14) und allbekannt ist das Rätsel der Sphinx des Ödipus: Was ist das. das morgens auf 4, mittags auf 2 und abends auf 3 Beinen geht (der Mensch, der in der Jugend kriecht, dann aufrecht geht und im Alter noch eines Stockes als Stütze bedarf). Schon 1490 kommen gedruckte Rätselbücher vor.

Wenn wir das Rätsel mit der Kinderpoesie in Verbindung

bringen, dürfen wir nicht vergessen, dass es seinem Ursprung nach wohl nicht dazu gehört, da es im Kreise der Erwachsenen entstanden ist; aber doch den Kindern viel Freude und Spass macht, wie wir täglich erfahren können. —

Im folgenden bringen wir eine kleine Zusammenstellung der Hauptkapitel des Kinderlieds und Kinderspiels mit den dazu gehörenden Sachgruppen, womit deutlicher gezeigt werden soll, um was es sich handelt und woraus sich zugleich ergibt, auf wie breiter Grundlage der Sammler sich bewegen kann. Wer hiernach sammelt, wird von vornherein ein gewisses Gerüst, man möchte sagen, ein Gerippe haben, um das sich die Formen je nach den örtlichen und landschaftlichen Verschiedenheiten leicht schliessen lassen. Wir ersuchen zugleich um freundliche Einsendung des gesammelten Materials.

A. Kinderlied.

I. Wiegenlieder (Schlaflieder usw.).

II. Koselieder und Scherzreime der Mütter und Ammen (das liebreiche, die Kinder beseligende Geplauder im und nach dem „dummen" Vierteljahr; die Kosereime fördern zugleich den erwachenden Geist).

1. beim Baden, Anziehen, z. B. Krabbelreime;
2. „ Streicheln, z. B. Patschhändchen;
3. Fingerspiele, Benennen der Finger;
4. beim Gehenlernen;
5. „ Kosen und Küssen;
6. wenn das Kind den Schlucken hat;
7. Heilsprüche, wenn das Kind sich gestossen usw. hat, gefallen ist;
8. wenn dem Kindchen ein Zahn ausfällt;
9. „ es unfreundlich ist;
10. „ es nach Vater oder Mutter weint;
11. beim Waschen, Kämmen und Ankleiden;
12. „ Zeigen der Grösse des Kindes;
13. „ Schuhanziehen;
14. „ Anziehen der ersten Hosen;
15. „ Schlittenfahren, Kinderwagenschieben, Rutschen auf dem Boden;

16. wenn das Hemd aus der Hose hängt;
17. Scherzreime, die Kinder munter und fleissig zu machen;
18. beim Läuten der Glocken.

III. Schaukel- und Kniereiterliedchen, wie sie von Papa und Mama den Schosskindern, besonders den Knaben, vorgesungen werden.
1. Schaukelliedchen;
2. Kniereiterliedchen:
3. Steckenpferdliedchen;
4. beim Fahren (zur Stadt, Mühle usw., Unglücksfahrt, Schimmelziehliedchen).

IV. Zuchtreime, Lehre und Strafe.
1. Mahnung zum Stillsein;
2. Kinderschrecken, um weinende Kinder schweigen zu machen (Butzemann, Hottemann, Böhmann usw.);
3. beim Essen;
4. bei unnützen oder unhöflichen, neugierigen Fragen, beim Vielfragen;
5. beim „In die Schule gehen"; Spottreime für Nachsitzer, Schulkrankheit, Schulfaulheit;
6. Besen, Stock, Rute usw.;
7. gegen Schimpfen, Angeberei, Unwahrheit usw.;
8. über Schenken, Finden und Wiedergeben.

V. Allerlei Reime aus der Kinderstube, mit welchen die Kleinen sich selbst unterhalten.
1. beim Besuch- und Empfang-, Kochen- usw. Spielen der Kinder;
2. Speise-, Kaffeelieder;
3. Tiere füttern;
4. beim Spielen mit Katze usw.;
5. „ „Bettelmann-Spielen";
6. „ Soldaten-, Reitersmann-, Kaufmann- usw. Spielen;
7. Tanzliedchen, Hochzeitsliedchen,
8. Festlieder (Weihnacht, Ostern, Pfingsten usw.).

VI. Das Kind im Verkehr mit der Natur (das Kind kennt keine Schranken zwischen Mensch und Tier; dies ist in seiner Phantasie seinesgleichen).

1. Liedchen an und über die Tiere (Huhn, Hahn, Ente, Gans, Kuh, Esel, Hund, Katze, Maus, Häschen, Hirsch, Fuchs, Wolf, Kuckuck, Nachtigall, Fink, Lerche, ziehender Kranich, Rabe, Elster, Habicht, Weih, Storch, Käfer (Maikäfer, Goldkäfer, Marien- oder Sonnenkäfer, Leuchtkäfer oder Johanniswürmchen), Schmetterling, Biene, Wespe, Grille, Libelle, Heuschrecke, Spinne, Schnecke, Frosch, Unke, Blindschleiche, Regenwurm usw.
2. Verkehr mit der Pflanzenwelt.
   Veilchensuchen, Blumenpflücken, Kränzewinden, Blumen-Orakel, Halmmessen, Pfeifenmachen (Huppenlieder), Birkensaft trinken, Heidelbeeren (Waldbeeren) suchen, in die Nüsse gehen, Ährenlesen, Säen, Obst pflücken, Holz lesen usw.
3. Das Kind und die Naturerscheinungen. Wetterliedchen, Regenliedchen, Regenbogen, Sonnenliedchen (Nornenlieder), Sonnenuntergang, Wetterläuten, Gewitter (Ruf der Glocken), Wind, Nebel, Wolken, Schnee und Eis, Schneeballen, Winterlieder, Frühlingslieder.

VII. Nachahmung von Naturlauten durch Worte.

1. Tiersprache (den Tierlauten werden Worte untergelegt). Fr. Rückert sagt:

   O du Kindermund,
   Unbewusster Weisheit froh;
   Vogelsprache kund
   Wie Salomo.

   Schwalbe, Lämmchen, Schaf, Schwein und andere Haustiere, Hahn, Ente und anderes Hausgeflügel, Hänfling, Blaumeise, Kohlmeise, Fink, Buchfink, Goldammer, Amsel, Lerche, Grasmücke, Pfingstvogel (Pirol), Nachtigall, Singdrossel, Rohrdommel. wilde Taube, Tauber, Sperling, Star, Turteltaube, Rotkehlchen, Kiebitz, Krähe, Rabe, Grünling, Rotschwänzchen, Wachtel, Frosch, Grille, Mücke usw.
2. Handwerksgeräusch und Handwerkerbewegungen mit Worten gedeutet und begleitet.

Schuhmacher, Schreiner, Schlosser, Schuster, Schneider, Stellmacher, Schmied, Leineweber usw., Mühle, Drescher, Holzhauer, Holzschneider.

3. Glockensprache (Glockengeläute wird in Worten ausgedrückt).
4. Trompeterstückchen und Trommelmärsche in Worte umgesetzt.

Trompete, Zapfenstreich, Hornsignale, Rückzug, Spiessrutenmärsche, Posthorn usw.

VIII. Lustige Geschichten (Tiermärchen, Neck- und Lügenmärchen und Tiergeschichten, wenn die Kinder ungestüm nach „Geschichten erzählen“ verlangen), Vogelhochzeiten usw., Stundenerzählungen, Schlaraffenland, Zahlgeschichten usw. usw.

IX. Neck- und Spottreime. (Eine uralte Sitte, aus Übermut entstanden nnd entstehend. Sie sind oft derb und von überströmender Kraft, die nicht zu unterdrücken, sondern wie ein wilder Giessbach einzudämmen und nutzbar zn machen ist.)

1. Neckereien zwischen Knaben und Mädchen und sonstige Neckereien der Kinder gegenseitig, z. B. Aprilscherze usw.
2. Namensverdrehung (Reimsuchen auf Personennamen).
3. Spottreime auf Berufsarten (Bäcker, Bauer, Müller, Lumpensammler, Maurer, Schäfer, Schneider, Schuster, Orgeldreher usw.).
4. Spottreime anf verschiedene andere Personen und Dinge, z. B. auf rothaarige Menschen, krumme Tänzer, Mädchen bedenklichen Rufes, armen Adel, nächtlichen Besuch, liederliche Frauen und Männer, Nachbarsorte, Mönche und Einsiedler, das Klosterleben, Juden; politische Erinnerungen usw.

X. Aus der Schule. Buchstabierscherze, Federproben (oft in Schulbüchern anf den inneren Umschlagseiten.)

1. Fibelreime, Reime aufs Alphabet, auf einzelne Wörter, z. B. der und das, und usw.
2. Was die Kinder gerne in ihr Buch schreiben (in Verschen, um ihren Besitz zu bezeichnen).

XI. Schnellsprechen und Sprachscherze (allitterierende Satzformeln mit Buchstabenüberhäufung. Sie fordern zum Lachen heraus und sind ein treffliches Übungsmittel für die Sprachwerkzeuge. Schon Fischart kennt sie und: wenn mancher Mann wüsste, wer mancher Mann wär usw. kommt schon 1465 vor).

1. Sätze zu schnellem und wiederholtem Nachsprechen.
2. Sprachscherze, z. B. Sätze mit absichtlich verdrehter Wortstellung, Sätze mit untergelegtem falschen Accent, Sauerkraut-Latein (d. h. Sätze, welche das Aussehen von Latein haben, in deutsche Sprache umsetzen), Geheimsprachen.
3. Allerlei sonstige Sprachschnurren.

XII. Kinderpredigten und Kettenreime.

XIII. Kindergebete und fromme Reime (frommer Brauch alter Zeit). Abend, beim Schlafengehen, Schutzengel, Mondliedchen, Morgenlied, Tischgebete, Knecht Ruprecht, Weihnacht, Christkind, Neujahr, Passions- und Osterzeit, andere Festtage, die heiligen 12 Zahlen.

XIV. Ansingelieder und Bettelreime der Jugend bei den Umzügen an den Jahresfesten. (Sie sind oft zu Bettelreimen ausgeartet, oft auf heidnische Festbräuche gegründet. Das Einsammeln von Gaben soll ein Überrest von dem Einsammeln der Opfergaben sein.) Hermanns- oder Arminslieder, Winteraustreiben, Todaustreiben, Sommerverkündigen, Sommerlieder, Mailieder, Palmsonntags- und Osterlieder, Einsammeln zum Osterfeuer, Sammeln der Ostereier, Pfingstumzug, Pfingstbraut (zum Kinderspiel zu rechnen). Pfingstfuchs usw., Pfingsteier, Johannisliedchen; Michaelislieder, Martinslieder, Kirmesslieder, Andreastag, Niklas, Christkind, Neujahr, hl. drei Könige, Bettellieder, Rummeltopflieder, Sonnenvogelaustreiben, Fastnachtslieder usw.

XV. Auszählreime vor den Kinderspielen (als eine Art Auslosung beim Spiel dienend, oft die sinnlosesten und zerfahrensten aller Kinderreime).

Anmerkung: Auch Rätsel und Rätselfragen gehören in gewisser Hinsicht hierher.

B. Kinderspiel.

I. Unterhaltungen und Belustigungen aus dem Kinderleben ohne feste Spielregel.
II. Reigen und Tanzspiele z. B. Ringelreihen, Kesselbauen, Kettenspiel, Prinzessinerlösen, Gänsedieb, nasse Brücke, verlorener Schatz, blauer Stein, Hafermähen, lange Reihe, Herr von Ninive, Brautwerbung, goldene Brücke usw.
III. Lauf-, Sprung- und Haschenspiele, z. B. Wettlaufen, Plumpsack, böser Wolf, schwarzer Mann, Fuchs im Loch, Finkenstein, Leinwanddieb, Vogelverkaufen, Räuber und Gendarmen usw. usw.
IV. Hüpf- und Hinkspiele.
V. Wurf-, Schlag- und Zielspiele (Ball, Kegel, Reif, Armbrust usw. usw.).
VI. Kleine Körperübungen z. B. Butterwiegen usw.
VII. Kampfspiele.
VIII. Such- und Ratespiele z. B. Blindekuh usw.
IX. Unterhaltungen und Spiele in der Stube zur Winterszeit.
X. Gesellschafts- und Pfänderspiele (nur teilweise hierher gehörend; das Meiste ist altes Erbgut der heranwachsenden Jugend).

Fastnachtsbräuche.

I. Teil.

Das Einsammeln der Gaben zur Fastnachtszeit in Lied und Brauch.

Von **C. Rademacher.**

(Fortsetzung.)

Auch in Nassau[17]) finden wir die Sitte, dass die Kinder zur Fastnachtszeit, hier ist es oft der Fastnachtsdienstag, durch die Dörfer ziehen. Aus dem Liede hat Kehrein folgende Stellen aufgezeichnet:

[17]) Kehrein: Volkssitte in Nassau.

I.

Frau geht und schaut ins Hinkelhaus
Und holt ein Körbchen Eier heraus!
Droben in der First
Hängen lange Würst.
Tut uns die langen geben,
Nächstes Jahr wollen wir die kurzen nehmen.

II.

Eier, Birnen, Braten,
Gott soll's nicht verraten!
Stellt die Leiter an die Wand,
Schneid't die Stücker ellenlang,
Schneid't sie von den langen,
Lasst die kurzen hangen.

Von den Gaben wird eine lustige Mahlzeit gehalten, wie Kehrein berichtet. In „Des Knaben Wunderhorn“ [18]) lesen wir: „Zur Fastnachtszeit gehen die Kinder am Rhein mit einem Korbe, in dem ein gebundener Hahn liegt. Sie schaukeln mit ihm und singen:

Havele, havele, Hahne,
Fastnacht geht ane.
Droben in dem Hinkelhaus
Hängt ein Korb mit Eier raus.
Droben in der Firste
Hängen die Bratwürste.
Gebt uns die langen,
Lasst die kurzen hangen!
Ri ra rum,
Der Winter muss herum!
Was wollt ihr uns denn geben?
Ein glückselig's Leben.
Glück schlag ins Haus,
Komm nimmermehr heraus!

Weitere Kinderlieder zu Fastnacht.

I. [19])

Ich bin der kleine König,
Gib mir nicht zu wenig,
Lass mich nicht zu lange stehn,
Denn ich muss noch weiter gehn.

---

[18]) Reclamsche Ausgabe Seite 787.
[19]) Mitteilung aus Neuerburg bei Bitburg.

Sträisschen ob dem Sterchen (Stirnehen.)
Liecht mangem Herchen.
Gelen Foden um dat Haus,
Get die Fosiehtswaffeln raus,
Aan uder zwn
Schlupprukten Wein derzu.
Setz die Leeder on die Waand,
Schnackt en decken, fetten Kriew rof!
Morgen wonn mer ässen,
Werden mer eirer net vergässen.
Liev Muhn, Kraut Muhn.
Get is Holz an Kohlen,
Iser Herrgott soll eich holen.

II[20])

Hopple, hopple han,
De Fasenacht es an,
Steht e Bübehen an der Wand,
Hat e Säckelche in der Hand,
Es e gutt Fra em Haus
Reicht se em e paar Kuehelcher eraus.

In der Umgebung von Essen[21]) gehen am Fastnachtsdienstage Erwachsene und Kinder maskiert in alle Häuser und sammeln Wurst und Eier. Die Kinder singen dabei das von der Saar und der Eifel bekannte:

Ich bin der kleine König usw.

In Süddeutschland[22]) wird am Donnerstag vor Fastnacht, dem „gampigen Donnerstag", die Fastnacht verkündet. Dies geschah durch das sog. „Fastnachtsrössle", einem armen Menschen, der in Generalsuniform gekleidet war, versehen mit einem hölzernen Ross, das aber so umhängt ward, dass man die beiden Füsse des Rosses, welche die des Reiters selbst sind, nicht bemerkte. Das „Rössle" ist von einer grossen Schar Kinder begleitet, wenn es durch die Strassen zieht und vor jedem Hause halt macht, um Gaben für die hergesagten Sprüche einzusammeln. Die Sprüche beginnen meistens:

„Die Fastnacht ist nun wieder herangeruckt
Und ich bin wieder auf mein Gaul rauf g'juekt."

---

[20]) Mitteilung aus Landsweiler, Kr. Ottweiler.

[21]) Mitteilung aus Essen.

[22]) Das Fastnachtsrössle in Weingarten. Müllers Kulturgeschiehte, B. 1874 S. 513 ff.

In der Mark[23]) singt man das Fastnachtslied wie am Rhein. Die Kinder ziehen **verkleidet** von Haus zu Haus und sammeln die Liebesgaben ein. Das rheinische Lied ist besonders wichtig, weil wir durch den Vers „der Winter muss herum" noch deutlich den Zusammenhang des Fastnachtsfestes mit der alten Frühlingsfeier gewahrt sehen. In „Des Knaben Wunderhorn" findet sich ein anderes Liedchen aus Holstein „Sommerverkündigung" betitelt. Weil es mit dem rheinischen Sammelliede viele Ähnlichkeit hat, füge ich es hier bei. Dem Liede sind folgende Bemerkungen vorangeschickt: „In einigen Gegenden von Holstein ziehen die Kinder, um den Sommer anzukündigen, von Haus zu Haus. Einer trägt in einem Korbe einen toten Fuchs voraus".

— Droben in der Hausfirst
Hängen die langen Mettwürst.
Gebt uns von den langen,
Lasst die kurzen hangen!
Sind sie etwas kleine,
Gebt uns zwei für eine.
Sind sie ein wenig zerbrochen,
Sind sie leichter zu kochen.
Sind sind etwas fett,
Je besser es uns schmeckt.

Auch dieses Lied[24]) singt man zur **Fastnachtszeit** in der Mark, man fügt dort noch den Schlussvers bei:

Bei dem guten Schmaus
Muss der Winter raus.

In Westfalen heisst der Donnerstag vor Fastnacht „Lütke Faslovend", d. h. „die kleine Fastnacht". Im Arnsbergischen[25]) singen die Kinder an dem Tage, Gaben bittend vor jedem Hause:

Lütke, lütke Faslovend,
Hoi is mein Spirt (Spiess), wo is dein Hast? (Stück Speck)
Lot dat Messken gleuien (gleiten),
Bis mirren (mitten) in den Säuien,
Lot dat Messken sinken
Bis mirren in den Schinken!

---

[23]) Urquell, Band 1893, Seite 31.

[24]) Ebendaselbst.

[25]) Mitteilung aus Hüsten i. W. (von der Mutter des Verf.).

Stell dat Ledderken an de Wand
Schnäuiet ein Stückskeu drei Ellen lang!
Gätt mi euine Mettwurst,
Dat stillet den Hunger un mäket Durst.
Unner dem Eikenbäuime (Eichbäumen)
Sold euch God beleuinen.
Lot mi net de lange stohn
Ich muss noch en Hüsken fürdert gohn!
He, lütke Faslovend!

Der Spiess, von dem hier die Rede ist, ist ein spitzes Holz mit einer Querstange. Die erhaltenen Würste und Speckstücke werden auf diesem Spiesse befestigt, wie dies auch in Nassau geschah. In dem Dorfe Draisbach[26]) singen die Kinder deshalb am Fastnachtstage bei ihrem Rundgange:

Fastnachtsbraten an den Spiess,
Was ich hier bekomme,
Des bin ich gewiss.

In der westfälischen Mark[27]) hiessen die Burschen, welche am Donnerstage vor Fastnacht durch die Dörfer zogen und Gaben zusammenholten, „Zimbertsburschen". Einer, mit einem langen Holzspiesse in der Hand, ging voran. Man sang:

Zimberte, Zimberte, Zimberte.
Gebt dem armen Zimberte wat!
Lot uns nit lang hi. ston,
Wir müssen noch weiter gon.

„Und so weiter, wie im Pfingstliede", sagt Montanus. Von dem Pfingstliede, das von den Burschen beim Gabeneinsammeln in der Pfingstnacht gesungen wurde, führt Montanus[28]) noch folgende Verse, die aber auch zu dem märkischen Fastnachtsliede gehören, an:

„Gätt os och en Brotwueseh, stild den Honger un löseh den Duesch.
Gätt os ävver en lange, un loht de korten hange!"

In der Gegend von Iserlohn ziehen am Abende vor Fastnacht verkleidete Personen von Haus zu Haus, um Gaben einzusammeln. Dabei singen sie:[29])

---

[26]) Kehrein, Volkssitte in Nassau.

[27]) Montanus, Volksfeste, Seite 23.

[28]) Montanus, Vorzeit.

[29]) Mitteilung aus Bürenbrueh.

Lütken, lütken Fasslovend,
Geew mi üine Mettwüerst;
Lo mi nit saû lange stohn,
Wel noch en Hüsken widder gohn!

Aber nicht nur am Rhein und in Westfalen finden wir dieses Sammellied zu Fastnacht, sogar aus Posen wurde es mir in fast gleichlautender Weise mitgeteilt.

Fastelabend ist hier;
Zwei Groschen zu Bier,
Ein Stückchen Speck,
Dann lauf' ich gleich weg.
Lasst mich nicht zu lange stehn,
Ich muss ein Häuschen weiter gehn.

Dieses Liedchen singen nach der Mitteilung des Herrn Zinke die Kinder in Gross-Kotten, Prov. Posen. Sie erhalten von den Leuten Kuchen zum Geschenk. In Wildenau,[30]) Reg.-Bez. Merseburg, wird die Fastnacht am Sonntage[31]) Sexagesima gefeiert. Die Feier dauert mehrere Tage. Montags „zempern“ die Bauern, die Musikanten an der Spitze, durchs Dorf. Selbst die Reichsten beteiligen sich an dem Zuge. Vor jedem Hause wird halt gemacht, und die Leute haben Geld, Fleisch, Wurst und Zigarren zu geben. Gemeinsam werden die erhaltenen Gaben in der Schenke vertilgt. Früher verkleideten sich die Teilnehmer und ritten auf Pferden und Kühen mit.

Wenn wir einen Blick auf die angeführten Sammellieder werfen, so fällt uns sofort die merkwürdige Übereinstimmung derselben auf, die sich sogar bis zum völligen Gleichlauten ganzer Verse steigert. Dies kann kein Zufall sein, sondern wir müssen in den Fastnachtssprüchen unbedingt Reste und Anklänge an ein Lied sehen, das ehedem von den Gaugenossen beim Gabeneinholen für die Frühlingsfeste auf der Malstätte gesungen worden ist. Dies wird noch verständlicher, wenn wir die Liedchen mit dem bergischen und rheinischen Sammelliede vergleichen, das in der Nacht vor Pfingsten von den

---

[30]) Mitteilung des Herrn Gelbke in Wildenau.

[31]) Die Zeit der Fastnachtsfeier wird später behandelt. Sie ist oft verschieden.

erwachsenen Burschen gesungen wird, um allerlei Geschenke, aus denen ein Festmahl am folgenden Tage hergerichtet wird, herbeizuholen. Dieses Lied, das ich selbst aus Altenrath im Siegkreise aufgezeichnet habe, lautet:

Vorsänger: Wir sind gekommen an diesen Ort.
Chor: Feierrosen Blümelein.
Vorsänger: Schläft die Frau, dann weck sie doch!
Chor: Feierrosen Blümelein, wacker in das Mädelein!
Wir sind gekommen an diesen Stein, komme mer Jonge all beienein.
Gätt os och en Pingsei, schlom mer in de Pann enzwei.
Gätt os och en Brotwuesch, stilld den Hunger und lösch den Duesch.
Gätt os ävver en lange, un lot de kueten hange!
Gätt os och en Hasefoss, gitt för de Jonge en Mählmoss.
Gätt os och en Pätskopp, gitt för de Jonge en gode Zopp (Suppe).
Goht es op de Källekrach (Kellerhals), do hät dat schwaze Hohn gelat.
Lofd ens op de Lofstall (Laubstallscheune), lien de Eier övverall.
Föld ens en dat Eiefass, werden öch och de Häng net nass.
Könnt er noch net hüre, mer stohn (stehen) für üre Düre!
Wolld er noch net opstohn (aufstehen), lot de Dochter für öch gonn!
Ist die eine noch zu klein, so schicket zwei für ein!
Lod oss doch net länger ston, mer han noch weck und breck ze gonn!
Mer wollen hent bis an den Rhein, morgen müsse mer drövver sein.
Mer wollen heut bis an die Wupper, morgen müsse mer drövver fuppen.
Dat Hus, dat steht op Mure, drenne wonne fette Bure.
Dat Hus, dat steht op Penne, et sen noch Jangfern drenne.
De (W. V.) es en gode Mann, gitt os, wat e gävve kann.
Mer donn os och bedanke, jetz sprenge mer övver de Planke.
Dat Pingsten dat hät got gegange, mer wönschen öch en gode Nach!

Haben die Burschen trotz mancherlei Wiederholungen, die das Lied in die Länge ziehen, nichts erhalten, so werden statt der drei letzten Verse folgende gesungen:

Dat Hus, dat steht op Stippe, der Düwel soll et wippe!
Am Hus, do flegen de Schwatze, die sollen öch de Ogen uskratze![32]) —

Aus dem Inhalte der Lieder erfahren wir, dass Wurst, Speck, Schinken, Braten und Eier besonders erwünscht sind oder doch einstmals waren. Bei dem Einsammeln von Gaben kam man ganz von selbst zu einer rezitativen Aufzählung der Wünsche, und mit den Liedern erhielten sich die Wünsche, als schon das gemeinsame Mahl längst verschwunden, ja sogar nur Geld oder ein besonderes Fastnachtsgebäck den Kindern gereicht wurde. Die Fastnachtssänger bekommen an den meisten Orten jetzt eine kleine Geldgabe, in Wurmlingen[33]) bei Rottenburg besondere „Fastnachtsküchlein" dazu. Aus dem Jahre 1620 ist bekannt, dass in Stuttgart die Gesellen der Handwerker mit Musik bei den Kunden die Fastnachtsküchlein einholten. Kuchen und Waffeln erhalten die Kinder auch an der Mosel und Saar.

Fast in jedem Liede finden wir die Aufforderung, die Leiter an die Wand zu stellen und Fleischwaren herunterzuholen. Gemeinsam in manchen Sprüchen ist der Hinweis auf das Gleiten des Messers durch das Fleisch, das Füllen in das Eierfass (auch im Pfingstliede), die Aufforderung, die kurzen Würste hängen zu lassen und nur lange zu geben.

In dem nassauischen Liede heisst es:

„Frau geht und schaut ins Hinkelhaus
Und holt ein Körbchen Eier raus!"

In „Des Knaben Wunderhorn" lesen wir ähnlich:

Droben in dem Hinkelhaus
Hängt ein Korb mit Eier raus

Dasselbe besagt das Pfingstlied:

Lofd ens op de Lofstall, lien de Eier övverall!

---

[32]) Das Eierholen in der Pfingstnacht wurde in meiner Jugendzeit noch als etwas Geheimnisvolles angesehen. Bereits 1574 verbot es der Herzog Wilhelm von Berg gänzlich, allein ohne Erfolg, so dass Kurfürst Carl Theodor von Berg im 18. Jahrhundert den Werbern den Auftrag gab, besonders auf die Sänger in der Pfingstnacht Jagd zu machen. Aber trotz allem erhielt sich der Brauch, wenn auch nur in den entlegensten Dörfern.

[33]) Birlinger: Aus Schwaben II. S. 28.

Der „Loofstall“, d. h. der kleine Anbau der Scheune, oft der obere Teil der Scheune selbst, in dem das im Herbst gesammelte Laub aufbewahrt wird, ist im Bergischen zugleich das Hühner-, das Hinkelhaus. Das Pfingst- und die Fastnachtslieder berichten uns, dass die Frau des Hauses die Gaben, und zwar in reichlichem Masse, austeilen soll; wir hören sogar von einem Eiervorrate, den die Frau heimlich für die Burschen beiseite geschafft hat. Dann heisst es: Gott werde es nicht verraten, die Frau soll dem Manne sagen, die Katze hätte das Fleisch geholt. Gott werde die Frau belohnen, die Frau werde das nächste Jahr dafür im Himmel sein usw.

Alle diese Züge beweisen uns, dass die Fastnachtslieder nicht neuzeitliche Zusammenstellungen sein können, sondern Überbleibsel eines Sammelliedes sind, das fast gleichlautend in den deutschen Gauen angewandt wurde, um Gaben herbeizuholen. Diese Gaben gehörten nicht den Sammlern zu, sondern wurden zu einem gemeinsamen Zwecke verwandt. In diesem Sinne durften die Burschen auch ungestört viele und reichliche Gaben beanspruchen, was jetzt den Eindruck einer aufdringlichen Bettelei macht.

Es sei hier bemerkt, dass an nicht wenigen Orten Überreste des Gabeneinsammelns ohne Lied sich erhalten haben. Die Kinder gehen scherzweise in die Häuser und erhalten einige Pfennige oder ein Gebäck, oft sind es die Dorfarmen, welche den alten Brauch ausüben. In Sachsen, haben wir gefunden, zieht die Fastnachtsschar feierlich mit Musik durchs Dorf und sammelt die Geschenke ein. In einigen Dörfern der Eifel geht der Schweinehirt an diesen Tagen, besonders am „fetten Donnerstage“, und sammelt sich die Gaben ein; das sind meist solche Dörfer, in denen Kinder und Erwachsene den Brauch nicht ausüben.

Volksmedizin am Niederrhein.

Von **Karl Dirksen** †, Meiderich.

(Fortsetzung.)

X. Allgemeine Krankheiten.

1. Gegen Rheumatismus (gich) ist eine Maulwurfsklaue an einem Bindfaden um den Hals zu tragen, oder man trage ein Stückchen Kampfer in der Tasche. Ein aus einem Sarggriff (kisfaat) geschmiedeter Gichtring um den Mittelfinger der rechten Hand vertreibt ebenfalls die Krankheit. Man trinke Tee aus dem Kraut des Sevenbaumes*) (sevenboom). Ameisenspiritus, Revenbaumspiritus und Tannenzapfenspiritus sind zu gleichen Teilen unter einander zu mischen und gegen Rheumatismus äusserlich anzuwenden. Das Fell von einem Aal (ool) wird getrocknet und um den leidenden Teil, in der Regel um Bein oder Kopf, gebunden. Man hole von einem Ameisenbau einen Spaten voll Nadeln nebst der zugehörigen Menge Ameisen (seikümte), koche sie in einem Topf voll Wasser und bade Füsse und Hände darin.

2. Das kalte Fieber ('t friese)**).

---

*) Das Kraut des Seven- oder Sadebaumes: Herba Juniperi Sabinae. Eigentlich sind es die Spitzen des Baumes, die gebraucht werden. An diesen Spitzen befinden sich sehr kleine dachziegelartig über einander liegende Nadelblättchen von dunkelgrüner Farbe und terpentinartigem Geruch. Die Blättchen haben in der Mitte eine Öldrüse, aus der das Oleum Sabinae gewonnen wird. Wegen seiner auf die Eingeweide des Unterleibes und das Becken äussernden energischen Wirknng ist das Mittel für Frauen als ein sehr gefährliches zu bezeichnen. In seinem „Ausführlichen Handbuch der gerichtlichen Medizin“ Teil 4, S. 662 nnd 663 zählt Mende es den Abortivmitteln bei, die oft von Personen zweifelhaften Charakters in verbrecherischer Absicht angewendet werden. Herba Sabinae oder Sumidates Sabinae darf in den Apotheken nur auf ärztliche Anordnung hin oder gegen Giftschein verabreicht werden (Verordn. vom 27. Januar 1890).

**) Hier früher die verbreitetste Krankheit. Es dürfte kaum einen alten Meidericher geben, der nicht in seiner Jugend das kalte Fieber gehabt hätte. Seitdem man hier aber für höher gelegene Wege und besseren Wasserabfluss sorgt, die Häuser sämtlich auf hohem Sockel

Um sich davor zu schützen, lecke man von den ersten drei blühenden Roggenähren, die man im Frühjahr findet, die Blüten ab und verzehre sie. Hat jemand trotz dieser Vorbeugungsmassregel das Fieber bekommen, so vergrabe man ein Pfund mageres Rindfleisch unter der Dachtraufe und bleibe 24 Stunden wach, oder binde einen Strohhalm um einen Baumstamm und entferne sich schnell, ohne umzusehen, oder man spreche:

Ich binde dir das Fieber an,
Bring' es wieder an einen andern Mann;

oder man nehme ein gut geschmiertes Butterbrot, gehe damit an einen Kreuzweg, esse einen Bissen davon und lege es daselbst in der Erwartung nieder, dass es jemand aufhebe und esse. Wird das Stück Brot von einem Tier gefressen, so geht die Krankheit auch auf dieses über. Durch den Genuss einer Speise, nach der den Kranken verlangte, kann derselbe sich das Fieber wegessen*).

Man zerdrücke mehrere Kellerasseln (in Meiderich „kellerfarke"), Oniscus muriarus, mit dem Finger, lege sie auf ein Butterbrot und nehme sie so ein. Man schütte auf eine halbe Tasse Scheuersand wiederholt Wasser, bis letzteres klar ist und nehme dann den Sand mitsamt dem Wasser teelöffelweise ein. Nach dem Einnehmen lege man sich zu Bett. Man stecke in einen sauren Apfel mehrere verrostete Nägel, brate ihn dann in der Ofenasche und esse ihn, nachdem man die Nägel herausgezogen hat. Man nehme einige Löffelchen feingestossenen Ziegelstein, vermische sie mit Eidotter und nehme diese Mixtur ein. Als Mittel, um das sich nähernde Fieber abzuhalten, rät man, Anissette mit geriebener Muskatnuss einzunehmen.

---

erbaut, geräumige Schlaf- und Wohnstuben einrichtet und die Ernährungsweise eine entsprechend bessere geworden ist, hat die Krankheit vollständig aufgehört.

*) Es wird auch behauptet, dass man sich das Fieber durch unmässigen Genuss verschiedener Speisen zuziehen könne. — Der Meidericher verbietet den Fieberkranken alle Speisen, die in der Pfanne bereitet werden. Solche sind hierorts: Pfannkuchen, Pannas, Speck, Blut- und Leberwurst, in Scheiben zerschnittene rohe Kartoffeln.



3. Gegen Bleichsucht (bleeksuch) trinke man Wasser, das man eine Nacht über auf braunem Teer stehen liess. Auf ein halbes Pfund mageres Rindfleisch giesse man eine Kanne Schnaps, vergrabe es in einem verschlossenen Gefäss und nehme nach 24 Stunden von dem Schnaps ein. Man trinke Tee aus den Blüten des weissen Bienensaugs täglich mehrmals.

4. Wadenkrampf beseitigt man durch kräftiges Ausstrecken des Beins oder durch Reiben der zusammengezogenen Muskeln mit Speichel.

5. Wassersucht (et water). Grosse Bohnen werden getrocknet, gebrannt, gemahlen und anstatt Kaffee getrunken. Tee aus Petersilien- oder Selleriesamen, aus getrockneten Meerrettichwurzeln, oder aus den getrockneten Fäden von Bohnenschoten ist zu benutzen. Es wird auch geraten, getrocknete Hollunderbeeren auf Schnaps zu setzen und einzunehmen.

XI. Besondere Krankheiten.

1. Hat jemand infolge längerer Krankheit sich wund gelegen, so nehme man Quittenkörner, stelle diese auf Kornschnaps und wasche damit die leidenden Teile.

2. Merkt eine säugende Frau, dass sich in ihren Brüsten die Milch festsetzt und eine Entzündung der Brüste im Entstehen ist, so reibe sie diese mit warmem Rüböl gehörig ein und lege darauf einen feinen Haarkamm, sog. lûskam. Nach Angabe verschiedener Frauen wird die Wirkung des Mittels erhöht, wenn man über den Kamm ein Blatt vom roten Kappus legt.

3. Stirbt ein noch nicht entwöhntes Kind und ist aus diesem Grunde die Milch aus den Brüsten zu vertreiben, so lege man das Hemdchen, welches das Kind in der Todesstunde anhatte, auf die Brüste. Liegt ein anderer Grund vor, so lässt sich folgendes Mittel anwenden:

Man mache den eisernen Bolzen eines Plätteisens glühend, lege diesen auf einen Dreifuss oder einen anderen, nicht brennbaren Gegenstand auf die Erde, kniee darüber und drücke etwas Milch aus der Brust, so dass sie auf das Eisen

tröpfelt. Der dann aufsteigende Schwaden bewirkt, dass die übrige Milch frei abfliesst. Man kann sich aber auch über den glühenden Ofen stellen.

4. Krebs (kreef in de bos).

So lange dieser noch nicht aufgebrochen ist, benutze man ein aus gleichen Mengen Terpentinöl, Spieköl und Steinöl hergestelltes Mittel, das dreimal täglich mit einem Federchen aufzutragen ist. —

Eine vor wenigen Jahren hier verstorbene Frau Sch. war allgemein bekannt wegen eines Mittels gegen den Krebs. Um die Krankheit festznstellen, wandte sie folgendes Mittel an: Sie bestrich diejenigen Stellen, die als krank bezeichnet wurden, mit einer Mischung von Spieköl und Terpentinöl. Empfand der Patient Prickeln oder ein kitzelndes Gefühl in der Haut, so war die Krankheit zweifellos Krebs. Die Kur gegen diese Krankheit war folgende: Ein in der Ruhr oder Emscher gefangener Krebs wurde in einem Mörser, unter Hinzufügnng von Knoblauch, einigen Tropfen Terpentinöl und Spieköl, zerstossen. Die Masse wnrde dann auf drei Beutelchen verteilt, die abwechselnd je acht Stunden auf die kranke Stelle gelegt werden mussten. Hatte der Patient die Krankheit im Munde, so wurde das Präparat in entsprechend kleinere Beutelchen getan, um in den Mund gelegt werden zn können. In diesem Falle sah sich der Kranke genötigt, das Beutelchen fortwährend mit dem Finger festzuhalten. Während der Knr, die stets 24 Stunden dauerte, hatte der Patient wach zu bleiben. Nach Beendigung der Kur wurden die gebrauchten Beutelchen vergraben.

XII. Kinderkrankheiten.

1. Schwämmchen (Aphthen).

Um zu verhüten, dass sich solche bilden, ist das Mündchen des Säuglings täglich mit dem nassen Pisstuch auszuwaschen.

Man wickle nm den Zeigefinger der rechten Hand ein Salbeiblatt (wülle self) und zwar so, dass die untere ranhe Seite desselben nach anssen kommt, fenchte es mit in Wasser gemischtem Zucker an und reibe damit die Znnge des Säug-

lings täglich ab. Haben sich trotzdem Schwämmchen gebildet, so ist eine Mischung von Borax und Rosenhonig mit einem Federchen aufzutragen.

2. Kopfschwären. Mittel dagegen: Ein frisches Ei ist in glühender Asche zu kochen, der Dotter desselben mit ungesalzener Butter zu einer Salbe zu verarbeiten und abends auf die Schwären zu reiben. Der Kopf ist der Bettwäsche wegen mit leinenen Lappen zu umwickeln. Man lege einen mit Rüböl getränkten blanleinenen Lappen auf die Schwären und wasche den Kopf jeden Morgen mit grüner Seife gehörig ab. Danach trockne man das Haar gehörig mit einem weichen Lappen.

Man empfiehlt auch gegen Schwären folgendes Mittel: 1 Teelöffel voll geschabten blauen Dachziegel, 1 Teelöffel voll geschabte Griffelspitzen, 1 Teelöffel voll Zimt, 1 halbe Muskatnuss, 1 Löffel Baumöl miteinander zu vermischen, auf dem Ofen braten zu lassen, danach auf Lappen zu streichen und auf die Kopfschwären zu legen.

3. Contra perdiculos: Auf Bitterholz giesse man gekochtes Wasser und wasche damit den Kopf, oder man stelle Samen vom Rittersporn auf Schnaps und benutze ihn zum Waschen.

4. Keuchhusten: Gegen Keuchhusten gebe man Fuchs-Lungensaft, den man in der Apotheke erhält, teelöffelweise ein. Man fülle einen ausgehöhlten Rettich mit Kandiszucker und stelle ihn an einen kühlen Ort, bis der Zucker sich aufgelöst hat, und gebe von dieser Lösung dem Kranken mehrmals täglich einen Teelöffel voll ein.

Man lasse ein frisches Ei 24 Stunden in Weinessig liegen, entferne darauf die hautartig erweichte Schale, rühre die Masse um, versüsse sie mit Kandiszucker und gebe dreimal täglich einen Teelöffel voll davon.

Graue Kellerschnecken sind mit einer hinreichenden Menge Stampfzucker zu bestreuen und, nachdem sie sich aufgelöst haben, teelöffelweise gegen Keuchhusten zu gebrauchen.

5. Gegen Halsbränne gebe man dem Kinde sein eigenes Wasser ein, damit Erbrechen erfolge, oder man lasse

es so viel Rosinen essen wie möglich. Oder man gebe ihm Urin, in dem man weissen Kandiszucker aufgelöst hat, zu trinken.

6. Gegen Bettnässen gebe man gebratene junge Mäuse ein, die des besseren Einnehmens wegen mit Mehlteig zu einem Pfannkuchen gebacken werden.

Man nehme das Wasser aus der Blase eines frisch geschlachteten männlichen Schweines, giesse ein Schnapsgläschen voll davon in schwarzen Kaffee und geniesse es in dieser Form mehrmals täglich.

Aus der Blase eines eben geschlachteten männlichen Schweines lasse man das Wasser, nachdem die Blase etwa eine Stunde ruhig gehangen hat, vorsichtig abfliessen, der zurückbleibende Bodensatz ist gegen das vorbezeichnete Übel einzunehmen.

Gegen Bettnässen ist ferner der Same von Brennesseln, auf Butterbrot gelegt, zu essen.

Ist ein Kind mit vorbezeichnetem Übel behaftet, so nötige man es, den Tag über recht oft zu trinken, je öfter, desto besser; erforderlichenfalls versüsse man das Wasser mit etwas Zucker. Gegen Abend soll das Kind nicht mehr trinken. Auf regelmässige Entleerung der Blase, die in immer grösseren Zwischenräumen geschehe, ist genau zu achten

7. Doppelte Glieder (englische Krankheit).

Man lege eine ziemlich grosse Arzneiflasche in einen Ameisenhaufen und warte, bis eine hinreichende Menge Ameisen hineingeschlüpft ist. Dann fülle man sie mit gutem Kornschnaps, lasse sie einige Stunden wohlverkorkt in der Sonne hängen und benutze die Flüssigkeit äusserlich gegen die genannte Krankheit.

Man koche Kalbsknochen, tue das gewonnene Gelée in einige Kannen Wasser und bade die kranken Glieder darin, oder

man nehme lange Tauwürmer, tue sie in eine gefüllte Schnapsflasche, hänge diese in die Sonne und reibe mit dieser Medizin die Gelenke. Auch kann man die Glieder mit Pferdemark reiben, das in Schnaps zerklopft wurde.

8. Drüsen. Mittel dagegen: Man trockne Blätter oder besser noch die jungen Nüsse des Wallnussbaumes und mache Tee daraus, der, mit etwas Zucker versüsst, einzunehmen ist. Man gebe dem Betreffenden in den Monaten mit R, d. h. von September bis April, Lebertran zu trinken und sorge für kräftige Kost.

9. Leibschmerzen. Kleinen Kindern sind einige Tropfen Rüböl, oder 1—2 Teelöffel kaltes Wasser einzugeben. Ferner nützt Kamillentee oder heisse Milch mit geriebener Muskatnuss.

10. Gegen Krämpfe der Kinder benutze man rohe Zwiebeln, die in Scheiben zu schneiden und mit einem leinenen Lappen unter den Füssen zu befestigen sind. Man befestige eine Zwiebel mit einem Bindfaden so an dem Bettchen oder an der Wiege des Kindes, dass sie etwa ½ Fuss über seinem Kopfe hängt. Hauslauchblätter werden ausgedrückt und von dem gewonnenen Saft einige Tropfen eingegeben.

11. Beulen am Kopfe werden beseitigt, wenn man die flache Seite einer Messerklinge oder ein Stück Stahl auf dieselben drückt.

12. Mastdarmvorfall. Man schütte auf Eichenlohe kochendes Wasser und wasche die Kinder fleissig damit. Man mache ein Eichenbrett recht warm und lasse die Kinder darauf eine Zeitlang sitzen, oder man drücke den Darm mit einem in Rüböl getränkten Lappen ein.

13. Glied- oder Sehnwasser. Man schmiere grüne Seife auf einen Lappen, streue etwas feines Salz darauf und lege es auf die betreffenden Stellen.

14. Gegen Fallsucht muss man etwas vom Totenschädel brennen und mahlen, dies auf Schnaps setzen und davon trinken. Wenn der Fallsüchtige in Krämpfen liegt, ziehe man ihm den Schuh von den Füssen und lasse ihn daran riechen, dann kommt er wieder zu sich.

15. Biss toller Hunde. Hiergegen trockne und reibe man „Beginnenpüppchen“ (gefleckten Aron) und streue das Pulver in die Wunde.

XIII. Eingebildete Krankheiten.

Wenn jemand hinsiechte, glaubte man, er sei behext. Folgendes Mittel war nach Meinung der Leute imstande, die Hexe ausfindig zu machen und sie zu zwingen, von ihrer Bosheit zu lassen: Aus dem Garten der vermeintlichen Hexe stahl man Blätter der Selleriepflanze. Diese kochte man in einem mit Milch gefüllten Topfe. Sobald die Milch kochte, war sie mit einem Messer kreuz und quer zu durchschneiden. Die Hexe war dann, wie man versicherte, gezwungen zu kommen; denn sie fühlte die Schnitte an ihrem Körper.

Eine alte Frau erzählte mir: Das vier- bis fünfjährige Töchterchen meines Schwiegersohnes erkrankte im Jahre 1882. Wir gebrauchten von vorneherein einen Arzt, jedoch ohne den gewünschten Erfolg. Da stieg bei uns der Gedanke auf, dass das Kind behext sei. Wir wurden in unserer Ansicht von den Nachbarn bestärkt. Als wir nun im Oberbett nachsahen und in diesem einen Federbüschel in der Gestalt eines Vogels fanden, waren wir vollständig von der Richtigkeit unserer Annahme überzeugt. Wir hatten eine Person aus unserer Nachbarschaft in dringendem Verdacht, dass sie das Kind behext habe. Wir schlossen das aus dem Umstande, dass das Kind eine ganz besondere Zuneigung zu jener Person hatte und während der Krankheit alsbald aufhörte zu klagen, wenn die betreffende Person kam. Um festzustellen, ob die Person wirklich die Hexe sei, stellten wir auf Anraten anderer Leute folgenden Versuch an: Die Exkremente und der Urin des Kindes wurden in einem eisernen Topfe über das Feuer gestellt und mit dem Deckel verschlossen. Wir verstopften sodann sämtliche Schlüssellöcher, und als die Masse zu kochen begann, schnitten wir mit einem Messer, wie uns gelehrt worden war, kreuzweise durch dieselbe. Die Hexe stellte sich zwar nicht ein, dagegen war sie die erste Person, welche am Sterbetage des Kindes erschien.

Heilsprüche.

1. Gegen Brand:

Ich blase diesen Brand
in Wasser und Sand,
nicht zwischen Fell und Fleisch —
Gott Vater, Sohn und heil'ger Geist.

In Gräbers Geschichte Meiderichs (2. Aufl. S. 166) steht noch folgender Spruch gegen **Brand**:

Unser Herr Jesus ging einst durch das Land,
da fand er einen Mann, der hatte den Fuss verbrannt.
Da nahm Jesus den Fuss in die Hand,
und sprach: Brand! Brand! fahr' in den Sand!
Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes.

2. Um Blut zu stillen:

Auf Jesu Haupt blühten einst drei Rosen,
die eine blühte weiss,
die andere blühte schwarz,
Die dritte blühte rot.
Im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes.

Ortsübliche Bezeichnung der Krankheiten und Mittel.

Koppîn = Kopfschmerz.
schlimme ogen = entzündete Augen.
pin in de ôren, ôrpin = Ohrschmerzen.
schnup = Schnupfen.
tânpin = Zahnschmerzen.
tap in den Hals = Zapfen im Halse.
bospîn = Brustschmerzen.
hûk = Schluckzen.
't gêl = das Gelbe, die Gelbsucht
las up et water = Harnbeschwerden.
sommersprutte = Sommersprossen.
wratte = Warzen.
blorren = Blasen.
'n schweer an de finger = Geschwür am Finger.
belrose = Gesichtsrose.
költ in de been = Frost in den Füssen.
eesterogen = Hühneraugen, eigentl Elsteraugen.
gich = Gicht, Rheumatismus.
't friese = das kalte Fieber.
bleeksuch = Bleichsucht.
et water = die Wassersucht.
mem, plur. memme = die Brüste einer säugenden Frau, aus lat mamma = Busen, während der Lateiner mit „ubera“ die säugenden Brüste bezeichnet.

tepel = Brustwarze.
kref = Krebs.
elefantelûs = Elefantenlaus, Anacardien (Semen oder Fructus Anacardiae, Nuces Anacardiae).

1. Die amerikanischen Anacardien stammen von Anacardium occidentale: Stiel etwa 10 mal so gross wie die Frucht. Frucht nierenförmig, graubraun. Der Saft aus diesen wird unter dem Namen Cordolum vescians gegen Wanzen verkauft.
2. Die ostindischen Anacardien stammen von Semecarpus Anacardium (Anacardium officinarum). Speziell diese Art ist es, die unter dem Namen Elefantenläuse vom Publikum verlangt wird. Frucht herzförmig, plattgedrückt, glänzend schwarz.

mire = Vogelmiere (Stellaria media).
roje kappes = der rote Kopfkohl.
wik = Docht, Lampendocht.
wikegarn = Dochtgarn.
krünegel = Gewürznelken.
schottelplag = Schlüsseltuch, Spültuch.
krüsdorn = Kreuzdorn.
flirebôm, flirestrûk = Flieder, Holunder (Sambucus nigra).
fliren = Tee, Fliedertee, Tee aus Blüten des Holunders.
schôpsrip = Schafgarbe (Achillea millefolium).
stalkerz = Königskerze (verbascum nigrum).
ungel = Talg.
ungelsplôster = Talgpflaster.
drîfsand = Treibsand.

Lockrufe für Tiere, aus dem Siebengebirge.

Von **Dr. Jos. Müller.**

Die Tiere, mit denen der Mensch tagtäglich zu schaffen hat, tragen nicht nur ihren Gattungsnamen, bei Kuh und Pferd, namentlich bei Hunden, ja auch schon bei Hühnern und Katzen sind Eigennamen in Gebrauch, deren typische

Formen nicht minder volkskundlich wichtig sind wie die der Menschen. Daneben hat das sprachliche Bedürfnis besondere Locknamen oder Lockrufe geschaffen, die, mehrere Male wiederholt, die Tiere zum Futter oder zu irgend etwas andern heranrufen sollen. Diese Lockrufe werden dann zum Teil wieder zu Kosenamen für die Tiere, gewinnen also appellative Bedeutung; auch mag wohl das Umgekehrte möglich sein, dass aus ursprünglichen Koseformen die Locknamen entstanden sind. — Die meisten Lockrufe sind einsilbig und werden mit scharfem Akzente und bis überkurzem Vokale ausgesprochen; die Vokale i und u (wohl ihrer Deutlichkeit halber) herrschen vor.

Im folgenden sind die im Siebengebirge (ripuarisch) üblichen Lockrufe angeführt, die ihrerseits zur Sammlung in andern Gegenden anregen sollen; denn landschaftlich bieten diese Formen ein buntes Bild.

Katze (kats allgem. Bezeichnung, rẹməl „Kater"): mis-mis . . ., mus-mus . . ., mits-mits . . ., mim-mim . . . (vgl. die nhd. Koseform „Mieze", vielleicht eine onomatop. Bildung zu „miauen". cf. ital. micio). mis, mits, mus dienen auch als Gattungsnamen bezw. als Koseformen (misχən, mitsχən, musχən, müsχən).

Ziege (jees, bok, jeesənbok): mek-mek . ., hip-hip . ., tsik-tsik . . . (zu mek vgl. nhd. ‚meckern", mhd. mechzen zu mhd. mecke als Spottnamen für den Ziegenbock; hip nach Kluge, Etym. Wb., wahrscheinlich Koseform zu altdeutsch haber „Bock"; tsik dem alten fränkischen zige entsprechend, das früher ausschliesslich als Gattungsnamen im fränk. für das ursprünglich obd. jees (Geiss) in Gebrauch war). Heute ist tsik als Gattungsnamen wohl kaum mehr in Gebrauch, mek dagegen dient neben jees auch als Gattungsnamen, hip mehr als Spott- und Scheltnamen. (düüən hip „magere, dünne (dürre) Geiss", auch „magere Pferde").

Lamm (lam, jeesənlẹmχən, jirəmlẹmχən weibliches Lamm): lim-lim . . . (mit Erhöhung des a zu dem in Lockrufen bevorzugten i). lim, limχə dient auch als Koseform.

Schwein (sou, fẹrəkən, bunəs; biirən Eber, muk Mutterschwein (auch sou), barəχ m. das verschnittene männliche

Schwein, jelts das verschnittene weibliche Schwein): nuk-nuk . . ., tsuk-tsuk . . ., kus-kus . . . (nuk ist eine Ableitung zu nugələ, nügələ saugen, nügəl Zulp, Sangläppchen (auch nuts und nütš), (vgl. D. Wb. VII, 974 s. nückel. Die kleinen noch saugenden Schweinchen werden denn auch nügəsχən genannt; tsuk mag mit mnl., mnd., nd. „tokken = ziehen, locken" zusammenhängen; vgl Franck, Etym. Wb. 1040 s. tuk-tukkôn „nach dem Köder schnappen"). Zu nuk ist die Koseform nugəs-nukəs, nügəsχə gebildet.

Huhn (hoon, han (haan) Hahn, klots Glucke, küχəlχə Kücklein, pǫ̈lχə „junges Hühnchen"): pip-pip und pipipi . . ., die **Glucke**: kluk-kluk . . . (zu pip vgl. nhd. „Pips" aus ahd. pfipfiz „hartes Zungenspitzhäutlein beim Geflügel" aus mlat. pipita entlehnt; kluk gehört zu mhd. kluken-klutsen). pip, pipχə dient auch als Koseform, kluk neben klots als Gattungsnamen.

Taube (duuf): pul-pul . . . (vgl. D. Wb. VII 2211 als Lockruf für Federvieh verzeichnet, aus mlat. pullus „junges Huhn") pulχə dient als Koseform.

Kuh (koo): keistá (< ?); soll die Weide verlassen werden, so wird den Kühen zugerufen heémop; hüüla weet ist die Aufforderung, zu weiden.

Kalb (kaləf), mutá. (In der Endsilbe -ta ist das kurz ausgesprochene und deshalb nicht zu dǫǫ gewordene dâ zu sehen.)

Ebenso schliesst sich bei den andern Lockrufen dies -ta gerne an, auch die Formen -da und tę-dę sind vertreten, besonders: keistá (s. o.), pipta, piptę, nukta, nuktę, nuksta, limda, limdę.

Hunde (hont) werden wohl nie mit einem einheitlichen Locknamen gerufen, sondern stets mit ihrem Rufnamen (spits, woləf, waltman, karoo usw.), dagegen werden sie von den bösen Jungen mehr geneckt und gehetzt (jətsart oder jəkis); kis-kis . . ., tsar-tsar . . . sind die Hetzrufe. (kisən (kišən) = hetzen, tsarən, tsarjən und tsęrjən „necken" nhd. zerren.)

Dem **Hasen** setzen die Jungen nach, indem sie rufen has-has (nicht haas), auch die Hunde werden mit demselben

Rufe auf sie gehetzt, wie diese auch mit dem Rufe katskats auf die Katzen gehetzt werden, freilich oft genug, um sie zu necken.

Beim **Pferde** kommen mehr die Rufe in Betracht. welche ihm sein Verhalten vorschreiben: jö (auch jü) „voran“. hüü „halt“, hüüla „allmäliches halt“, hophüü „zurück“, haar „links“ (auch haari), hots „rechts“, haarihots „halb rechts, halb links“ (auch haarijots).

Nun weiter gesammelt als Beitrag zum rheinischen Wortschatz!*)

Bergische Gebildbrote.

Unter Gebildbroten hat man Backwaren zu verstehen, „die bestimmte lokalübliche Gestalt“ haben. Herr Hofrat Dr. M. Höfler zählt in der Zeitschrift des Vereins für Volkskunde (IX, 445) als solche für die Rheinlande folgende auf: Speculatius, Muetzen (Köln), Stutzwecken (Koblenz, Limburg), Osterstollen (Elberfeld), Rheinische Kringel, Brezeln (Burg), Mutzen, Mannelchen (Düsseldorf), Semmelvöglein (Bonn), Printen (Aachen); für Westfalen: Königskuchen, Korinthen-Mutzen (Arnsberg), Mopkenbrot, Mittwinterbrot, Antoniusbrötchen (Ramsdorf bei Borken), Knuppel (Dülmen), Han und Greite.

Manche von diesen und andern Backwaren werden nur an ganz bestimmten Festtagen und bei ganz besondern Gelegenheiten hergestellt. Das gilt z. B. vom Neujahrsgebäck. In Elberfeld werden nur an diesem Tage und nur noch von einigen älteren Geschäften zwei Schneckengebäcke oder Neujahrsrosen feilgeboten, eins mit vier und ein grösseres mit 6 Schneckengängen. Über das erstere bemerkt Höfler (Zeitschr. d. Ver. f. Volkskunde XIII, 391). „Die originellste Form (des Schneckengebäcks; Anmerkg. des Verf.) hat das

*) Für Schaf, Gans, Pfau, Kaninchen, Truthahn sind mir keine Lockrufe bekannt; aber auch für diese gibt es in andern deutschen Gegenden Lockrufe.

Elberfelder Neujahrsgebäck (ohne sonstigen Namen), welches in seiner Form den Schwerpunkt dieser auf die schiefe Kreuzung der in Schneckenspiralen endigenden Arme oder Speichen legt.“ Grosse Verwandtschaft damit zeigt die Düsseldorfer Schneckennudel. Die Ausbildung zur sechsspeichigen Schnecke scheint eine Spielerei der Bäcker zu sein. Nach Höfler ist der Grundtypus aller dieser Schneckengebäcke ziemlich sicher das Hakenkreuz. „Die Schneckengebäcke leiten sich von der Doppelschnecke und diese vom Hakenkreuz ab, letzteres war u. a. eine Schmuckbeigabe für den Toten. Das Gepäck selbst stammt wahrscheinlich aus Italien, von wo es mit andern Gebäckformen durch die Schweiz und dem Rhein entlang zu den Nordseeküsten und damit auch nach Schweden gelangt sein mag. In dieser Verbreitung zeigt sich das Hakenkreuzgebäck am vollständigsten, am ursprünglichsten.“

Am Morgen des Neujahrstages sucht in Elberfeld (und anderswo) einer dem andern „das Neujahr abzugewinnen“, um ein kleines Geschenk zu erhalten, meist im sogenannten Neujährchen, einem kleinen, radförmigen Kuchen bestehend. Das Verschenken dieser kleinen Kuchen ist ein uralter Brauch. Die allgem. Korrespondenz f. d. Geschichte d. Rheinprovinz und Westfalens schreibt darüber: „Aus Urkunden der Abtei zu Siegburg geht hervor, dass die Stadt Siegburg den Abt durch Abgeordnete am Neujahrstage beglückwünschte und ihm zwei Goldgulden und zwei Scheffenkuchen, welche letztere man in der Regel aus Köln bezog, schenkte. Diese Kuchen waren, wie Dr. Dornbusch in einem Beitrag zur Kulturgeschichte des Niederrheins hervorhebt, mit Reliefbildern und Sprüchen reich geschmückt. Man scheint sogar eine Art Luxus in der Ausstattung dieses Neujahrskuchens getrieben zu haben. Die bildlichen Darstellungen waren teilweise religiösen Inhalts, öfters aber auch satirischer und moralischer Natur und durch Sprüchlein erläutert. Jedenfalls war es ein hartes Gebäck, eine Art Marzipan, auf welchem diese Bilder angebracht wurden. Es sind heute noch in Sammlungen Formen enthalten, die zur Ausprägung von Kuchenbildern gedient haben; sie sind teils rund, teils viereckig; es gibt solche, die in

einen harten Graphit eingeschnitten und zwar mit einer solchen künstlerischen Vollendung, dass die damit ausgeprägten Bilder, eine Madonna und der Gruss des Engels, in Bezug auf korrekte Zeichnung und künstlerisch vollendete Modellierung nichts zu wünschen übrig lassen. Diese Formen gehören dem Jahre 1493 an. Bisweilen scheint man die Kuchen auch nur mit Sprüchen verziert zu haben."

Das Beschenken am Neujahrstage ist von den Römern zu den Deutschen gekommen. Im Mittelalter waren es namentlich Beamte (auch Lehensleute usw.), welche ihren Vorgesetzten solche Neujahrsgeschenke darbrachten. Später wurden diese Bescherungen auf das Weihnachtsfest verlegt, blieben aber lange auf die Erwachsenen beschränkt. Als Nachklang hat sich das Verschenken von kleinem Backwerk an die Kinder der Familie bis heute erhalten.

Am Nikolastag (bis zum Weihnachtsfest hin) tritt der Nikolasmann oder Klaskerl als Backwerk hervor, ehedem ausschliesslich aus Semmelteig gebacken, mit Korinthenaugen und einer weissen Tonpfeife. So ähnelt er auffallend einem in München vorkommenden Gebildbrot (Zeitschr. d. Ver. f. Volkskunde XI, 85). Aus Honigteig formt man aber neuerdings den kinderfreundlichen Heiligen, oft auf einem Ross. Rochholz (drei Gaugöttinnen usw., S. 85) bemerkt dazu: „Deutsche Festbrote, gebacken in Gestalt der in den Kannstatter Grabhügeln aufgefundenen Fröbildchen, heissen in Oberdeutschland Mannogel, Nikolause, Klausmänner — — — in Niederdeutschland Sengterklas, Klaskerlchen usw." Nach Liebrechts Ansicht (zur Volkskunde, S. 437) ist hier also der heil Nikolaus an die Stelle Frö's getreten. Ausführlich handelt über St. Nikolaus-Gebäck in Deutschland M. Höfler (Zeitschr. d. Ver. f. Volkskunde XII, 80 ff.; m. vergl. auch dieselbe Zeitschrift XI, 84 ff.).

Zur Kirmess wurden bis vor kurzem im Bergischen die sogenannten „Schuhlappen" gebacken und zwar aus sogen. Honigteig, nicht ganz handgrosse, ovale, flache Kuchen, teilweise mit gekerbtem Rande. Verwandt ist dieses Gebildbrot mit der sogen. „Hedwigssohle" in Schlesien (Zeitschr. d. Ver. f. Volkskunde XI, 455 ff.). In unserm rheinisch-westfälischen

Bezirk zeigen sich Verwandtschaften damit in Mainz (sogen. Ohrfeige und Hartekuchen), in Wiesbaden (sogen. Schühchen oder Pantöffelchen). Es ist sehr wahrscheinlich, dass wir es in diesem Gebildbrot mit Opferbeigaben beim Totenkult zu tun haben.

Ferner tritt im Bergischen als sehr beachtenswertes Gebildbrot durch seine Form, nicht durch Herstellung an bestimmten Festtagen, der Stuten hervor. Mag der schon mehrmals angezogene Höfler (Zeitschr. d. Ver. f. Volkskunde XI, 198) das Wort nehmen: „In Westfalen erhielt früher das Gesinde auf Michaelis (die Zeit des wirtschaftlichen Jahresanfangs) eine Tonne Bier und Stutenbrei, d. h. eine mit Stutweckenbrot eingeschnittene Milchsuppe (Schiller-Lübben, Mnd. Wörterbuch, 4, 455). Diese Stutwecken, die der Stütner (1520 stutenâr) herstellte und die als „Stutenbrot" jetzt noch bei ostfriesischen Leichenbegängnissen verteilt werden, haben ihren Namen von ihrer Gestalt, die wie der obersächsische Stollen und hamburgische Kloben die Vereinigung des stangenförmigen Weckens mit dem weiblichen *αἰδοῖον* darstellt. Das Stützel ist das Deminutiv zu Stute und hat deutlich die Cunnusform; daher muss Stuten als Backwerk in seiner Etymologie dem sächsischen Stollen oder bayerischen Stötzen entsprechen oder dem Frankfurter Weckstotzen. Als Stute (ndl. stuite, mnd. 1631 stoete, stuyte = panis triticeus quadratus, uropygium) gehört das Wort dem nd. Sprachgebiete an und hat seine Verbreitung von Holland und Schleswig an bis Köln und Halle.

Die rundkonvexen Bauernstuten im Bergischen mit einer deutlich an die Rima vulvae erinnernden tüchtigen oberen Kerbe oder Kluft sind die wahren typischen Stuten. Auch die Quedlinburger Mutzstützel haben die gleiche Cunnusform wie die Maultasche oder Maulschellen (Mutschellen, Mutzelen); kurzum etymologisch und nach der Form haben wir es dabei mit einem heute als obscön geltenden Gebildbrote zu tun, wie beim Spaltgebäck des Stollens."

Besonders ergiebig war eine Umschau nach bergischen Gebildbroten in dem weltentrückten Herkenrath bei Bensberg. Dort isst man am Hubertustag (3. November) das sogen.

Hubertusbrot, welches fast kugelrund ist und auf welches oben ein Kreuz eingedrückt ist. Jeder Hausgenosse und jedes Haustier muss vom Hubertusbrot geniessen. Dieses Brot ist auch gegen Tollwut wirksam und heilkräftig.

Am Gründonnerstag backt man in Herkenrath die sogen. Mengelsbrötchen, welche gesegnet werden. Dasselbe Backwerk kennt man in Berg.-Gladbach.

Zur Fastnacht werden in Herkenrath Mutzen ohne bestimmte Form gebacken, indem man das Mehl einfach in das siedende Öl wirft.

Ebendort geniesst man am Dreikönigstage die sogen. Flampen, das sind zwei runde, plattenähnliche Backwerke.

Der auf Fastnacht folgende Aschermittwoch ist fast im ganzen Bergischen dadurch ausgezeichnet, dass man dann „heisse Weck" isst. Früher hatte Elberfeld sogar eine sogen. Heiteweckskirmess.

Die Brezel (Bretzel usw.), welche namentlich dem Städtchen Burg an der Wupper zu einer gewissen Berühmtheit verholfen hat, welche nun aber allenthalben im Bergischen gebacken wird, muss allem Anschein nach auch zu den Gebildbroten gezählt werden, welche an bestimmten Festen hervortraten. Eine Brezelkirmess gibt es in Biesfeld (Kreis Wipperfürth) am Tage von Mariä Geburt. In Wipperfürth gab es ehedem einen Brezeltanz.

Füglich mag hier noch eine Bemerkung K. Simrocks (Handbuch 6 S. 511) Platz finden, ohne dass ich mich für oder wider die Richtigkeit derselben aussprechen möchte. Simrock schreibt:

„Da es bei den Opfermahlen an Brot nicht gefehlt haben kann, so erhielten auch wohl die Götter ihren Anteil an dem aus Kornspenden bereiteten Backwerk. Vielleicht geschah das so, dass man die Götter selbst und die ihnen geheiligten Tiere in Brot- und Kuchenteig nachbildete, worauf die simulacra de consparsa farina des indiculus zu deuten scheinen. Wie Thaler (Zeitschr. f. M. I, 288) berichtet, war es noch jüngst in Tirol Gebrauch, aus dem letzten vom Teigbrett zusammengescharrten Brotteig eine Figur zu bilden, welche der Gott hiess und mit dem übrigen Brote gebacken

ward. Nach der Frithjofsage 9 wurden beim Disablot Götterbilder gebacken und mit Öl gesalbt, wobei ein gebackener Baldur und ein anderer Gott ins Feuer fielen, wovon das Haus in helle Flammen geriet. Bei gewissen Festen wird noch jetzt dem Backwerk die Gestalt von Götzen und Tieren gegeben; letztere können auch ältere Tieropfer ersetzt haben."

Die vorstehenden Bemerkungen werden hier nur veröffentlicht, um die Aufmerksamkeit auf ein wichtiges Gebiet der Volkskunde zu lenken, auf ein Gebiet, das bisher nicht recht gewürdigt wurde. Wir bitten unsere verehrten Leser, alle Nachrichten über Gebildbrote, ihre besondere Anwendung, Namen usw. zu sammeln und auch die betreffenden Backwaren in guten Formen (tunlichst gut verpackt) an den Unterzeichneten zu schicken. Eine für unser Vereinsgebiet umfassende Sammlung derselben dürfte nach mancher Seite von Interesse und Nutzen sein.

Elberfeld. O. Schell.

Kleinere Mitteilungen.

Volksmedizin und Besprechungen aus Westfalen.

Von **P. Sartori** in Dortmund.

1. Gegen Krankheiten der Tiere:

a. Ging ein Rind zurück, so schickte der Bauer zum Boiter (Besprecher). Dieser sprach, indem er mit einem Strohwisch über den Rücken des kranken Tieres strich, dabei geheimnisvoll murmelnd, zuletzt den folgenden Reim:

O diu äiule Heidenbeist,
Weo diu geihst un steihst!
Van de Hüilen [1]) kannst nich langen,
Jut'm Säiue kannst nich pütten [2]).
Läet dem äiulen Heidenbeist man 'nen bläten mahlen,
Dänn schall't sik wal wier verhalen.

(Aus Tengern, Amt Hüllhorst, Kreis Lübbecke, durch Hrn. Lehrer Chr. Vincke in Dortmund.)

[1]) Von dem unteren Seitenboden. [2]) Aus dem Brunnen kannst du nicht schöpfen.

b. Wenn eine Kuh am Euter krank ist, kommen die älteste und die jüngste Magd des Hofes mit einer glühenden Kohlenschüppe in den Stall. Die jüngste Magd hält die Schüppe unter das Euter, die älteste melkt die Kuh, so dass die Milch auf die heisse Schüppe spritzt, und sagt dreimal dabei: Wann düt nit bat, bat gar nicks! Zum vierten Male sagt sie: Wann düt nit bat, dann geiht die Kauh kaput. (Niedermassen b. Unna.)

c. Wenn eine Kuh krank ist, halten die Weiber sie für behext. Sie stellen sich vor die Kuh und werfen ihr über den Rücken weg gegen die Haare eine Handvoll Salz. (Heeren b. Kamen, Kr. Hamm.)

d. Eine Ziege, die keine Milch mehr gab, wurde von einer alten Frau besprochen mit den Worten:

„Dat Sticken, wat ek hier finne,
Gief Guot, dat dat verswinne!
Im Namen des Vaters usw."

(Wellinghofen, Kr. Hörde).

2. Gegen die Würmer im Kappes:

Man steckt um drei kranke Pflanzen je drei Stöckchen gleichen Holzes, z. B. Holz vom Nussbaum, Eichbaum und Geissblatt, und spricht dazu:

Ik go up minen Acker,
Do funn ik drei Wiörmkes wacker,
Enen witten, enen swatten un enen rau'n,
De stiäk ik met düsse drei Tögeskes[1]) daut.
Im Namen der allerheil. Dreifaltigkeit.

(Buldern bei Dülmen.)

3. Bei Verstauchungen:

Peter un Paulus chengen över den Brauch,
Peter sin Pertken verklikt sik den Faut,
Do kam user Här van Engelland,
De Petrus sin Pertken kureiern kann.
Im Namen Gottvater, Sohn und heiliger Geist.

Dreimal wiederholt, bei den letzten Worten jedesmal über den verstauchten Fuss gestrichen. (Eilmsen bei Dinker, Kr. Soest.)

---

[1]) Zweiglein.

4. Gegen die Blaar (Trommelsucht):

Die Frau wolte nach Kirche gehen, da begegnete ihr die Blaar, da sprach die Frau zu der Blaar: Wo wilstu dahin gehen? Da sprach die Blaar zu der Frauen: Ich wil dahin gehen und wil die Blaar tot machen Da sprach die Frau zu der Blaar: Nein, das solltu nicht thun, alle Glocken haben geklungen, alle Heilige haben gesungen, im Namen Gottes des Vatters, Gottes des Sohnes, Gottes des heiligen Geistes.

3 bis 4 Stb. Schnuptoback, ½ Ort saure Milch.

(Auf der Rückseite eines Schriftstückes aus Lüdenscheid v. J. 1807.)

5. Gegen das Mal am Auge (Gerstenkorn):

Do gengen 3 Marien no dat hillge Graf,
De ene halde dat Huonig, de ann're dat Wass,
De deerde de nam dat Mol van düt Auge weg.
Im Namen der allerheil. Dreifaltigkeit.

(Drei Kreuze auf das Auge machen und dreimal ins Auge blasen). (Buldern bei Dülmen.)

6. Gegen die Würmer:

Jesus genk iöwer de Stroten in Jerusalem,
Do begigen öm 9 Wiörmer, 3 witten un 3 swatten un 3 rau'n,
Düsse 3 seg ik im Namen Jesu daud.
Im Namen der allerheil. Dreifaltigkeit.

(Dabei einen Löffel Baumöl und neun- oder dreimal Spinnkopf (= Spinngewebe) einnehmen). (Buldern b. Dülmen.)

7. Gegen den Krebs:

As Jesus am Karfridag am Kriüz honk, do streckte he sine rächte Hand ut un trock den Krebs (auch: Kriäft) herut. Et mag sin den giöttingen (?), den wiättingen (?) ower bluodigen, he mag sin es he will.

Im Namen der allerheil. Dreifaltigkeit.

(Buldern b. Dülmen. Für die mit (?) bezeichneten Worte wusste der alte Mann, von dem die Formel herrührt, keine Erklärung.)

8. Um Blut zu stillen:

a. De Här Jesus genk iöwer den Fluss un iöwer dat raude Meer, sine Jünger gengen met öm. Jesus sag: Blot sto un Water go. Im Namen der allerheil. Dreifaltigkeit. (Buldern b. Dülmen.)

b. Als Jesus zu dem Jordan ging und er sich taufen liess, da stand das Wasser still. Also soll auch dieses Blut stille stehn. Im Namen usw. (Dreimal wiederholt Eilmsen b. Dinker, Kr. Soest.)

c. As use Här Jesus am Krüze hing, do flout iut siner Site Water un Blaut; Blaut sto stille, dat is Gottes Wille! Im Namen des Vaters usw. (Dreimal wiederholt. Heeren b. Kamen, Kr. Hamm.)

d. As use Här Christus am Krüze starv, dat Blaut ut sine Site sprung. Blaut ek bespreke di, du sas stille ston un nit mä wider gon. (Wellinghofen, Kr. Hörde.)

e. Blut steh still — Um Jesu Christi Will! (Wellinghofen.)

f. Diese Wunde, die ich hier finde,
Gebe Gott, dass sie verschwinde!
Im Namen Gottes usw.

(Annen b. Dortmund.)

g. Es wird kreuzweis über die Stelle gestrichen und dazu gesprochen:

„Ich ging einmal durch eine heilige Gasse,
Da war nichts als Blut und Wasser.
Das Wasser soll seinen Fortgang haben,
Das Blut seinen Stillstand haben.
Im Namen Gottes usw.“ (Aber nicht „Amen“ sagen!)

(Löttringhausen, Kr. Hörde.)

h. Petrus un Jesus gingen dör eine Twite,
Sei was nit enge, sei was nit wite,
Do flaut Water un Blaut,
Water go, Blaut sto!
Im Namen des Vaters usw.

(Lichtenau, Kr. Büren.)

9. Gegen Anfluog (geschwollene Brust):

a. Dieser Fund, den ich hier finde, mag Gott, dass der im Namen Jesu Christi mag verschwinden, im Trocknen vergeht wie Schnee vor der Sonne, wie Laub auf den Bäumen. (Wellinghofen.)

b. Den Schwulst, den ik hier finne,
Gief Gott, dat dei verschwinne.
Gott Vater, Gott Sohn, Gott heilger Geist.

(Dreimal wiederholt. Heeren b. Kamen.)

10. Wenn ein Dorn in der Hand festsitzt:

De Spitze un de Speer stak usem leiwen Härn in sine Sit, dat Eiter un Matür verschwand. Gott Vater usw. (Dreimal wiederholt. Heeren b. Kamen.)

11. Gegen Verbrennung (warmer Brand) und Blutvergiftung (kalter Brand):

a. Weich aus, Brand, und ja nicht ein,
Du sollst vor dem kalten und warmen Brand bewahret sein.

(Darauf dreimal: Im Namen Gottes des Vaters usw. und kreuzweise über die verbrannte Stelle blasen. Annen bei Dortmund.)

b. Ik säge diän Brand
mit de Guots Hand,
dat et nit schwellt un nit quellt,
un nit unner sik friet.
Im Namen des Vaters usw.

(Heeren b. Kamen.)

c. Gott de Här in düsem Lanne,
Helpe auk to düsem Branne,
Dat hei nich herin sünern herut tüt.
Im Namen des Vaters usw.

(Dreimal leise hergesagt und dann das Vaterunser gebetet. Wickede, Kr. Dortmund.)

12. Gegen Blutschwamm, Wohlen (= Warzen), Mutterflecken:

Wat ik höir seih, dat vergöit,
Wat ik inne Monde seih, dat besteid.
Im Namen usw. (Dreimal wiederholt.)

Oder: Man bestreicht Warzen mit gewöhnlicher Kreide, dann verschwinden sie bei abnehmendem Monde. (Eilmsen bei Dinker, Kr. Soest.)

13. Gegen Nasenbluten:

Man lässt einen Tropfen Blut mitten auf einen kreuzweise übereinander gelegten Strohhalm fallen. (Schüren, Kr. Hörde.)

14. Gegen Überbein:

Ein Überbein geht fort, wenn mán die Hand bei Neulicht über einen Grenzstein streicht. (Löttringhausen, Kr. Hörde.)

15. Sympathie bei Verwundungen:

Wenn sich einer mit einer Beile in den Fuss geschlagen hatte, so nahm er die Beile und schlug sie in eine Seite Speck, die auf der Kammer hing, weil man annahm, dass dann der Fuss schneller heilen würde. Wenn ihm nun der Fuss trotzdem wieder weh tat, so lief er auf die Kammer, dann war richtig die Beile aus dem Speck herausgefallen. Wenn er sie dann wieder hineinschlug, so tat die Wunde nicht mehr weh. (Asseln, Kr. Dortmund)

Einige Bemerkungen über die Zitrone im Glauben und Brauch des Volkes.*)

Von **O. Schell**, Elberfeld.

In der Kostenrechnung des Begräbnisses eines im Jahre 1782 zu Pilghausen bei Solingen verstorbenen Klingenkaufmanns findet sich unter andern der Posten: 5 Rtlr. 58 Stbr. für 13 Paar Handschuhe und ebensoviele Zitronen für die Träger und Schulmeister." Die Sargträger empfingen, namentlich bei der Beerdigung von Personen der besseren Stände, im ganzen Bergischen ehemals eine Zitrone. In Lennep gab man den Trägern bis zu den fünfziger Jahren des 19. Jahrhunderts ausser Handschuhen auch Zitronen, meist aber nur dann, wenn die Freunde des Verstorbenen den Sarg trugen. In Barmen erhielt sich dieser Gebrauch bis etwa zum Jahre 1860 und in Kronenberg noch etwa 10 Jahre länger. An der preussisch-holländischen Grenze, namentlich in Orten, wo der Sarg durch Träger zum Friedhofe gebracht wird, besteht diese Sitte noch heute. Die Einführung des Leichenwagens räumt mit derselben immer mehr auf.

Ferner muss diese Sitte in Hannover bestanden haben, da Leunis in seiner Schulnaturgeschichte (1862, 2. Teil) bemerkt: „Sie (die Zitronen) werden bei uns bei Leichenbegängnissen getragen." Leunis war Hannoveraner.

*) Das Material entnehme ich teilweise der von Alb. Weyersberg in der Monatsschrift des Bergischen Geschichtsvereins veranstalteten Umfrage (I, an vielen Stellen; II, 103, 163).

Nicht nur, dass man (vor allen Dingen die Träger) beim Leichenbegängnis eine Zitrone in der Hand hielt, sondern auch dem Toten gab man eine solche, denn in der 3. Strophe des bekannten Liedes: „Ihr Brüder, wenn ich nicht mehr trinke“ heisst es:

> Beim Sarge lasst es nur bewenden,
> Legt mich nur in ein rhein'sches Fass.
> Statt der Zitrone in den Händen
> Reicht mir ein volles Deckelglas!

Der Dichter dieses Liedes ist leider unbekannt, ist wenigstens in der mir zugänglichen Literatur nirgends vermerkt, und Oettinger (365 deutsche Trinklieder) bemerkt ausdrücklich, das Lied stamme von einem Unbekannten her. Ein Volkslied im wahren Sinne des Wortes ist es wohl nicht, da es sich in Erlach, Uhland, Simrock, Wunderhorn usw. nicht findet. Das „rheinische Fass“ wird jedoch so betont, dass man seinen Ursprung dem Rheinlande vorläufig zuschreiben muss. Diese Sitte, dem Toten eine Zitrone in die Hand zu geben, ist allem Anschein nach lokaler begrenzt als die allgemeinere des Zitronentragens bei Beerdigungen, oder aber sie ist früher abgeschafft worden, da eine geschichtliche Reminiscenz aus Naumburg, und zwar aus dem Jahre 1432, darauf schliessen lässt. Im genannten Jahre, und zwar am 28. Juli, retteten (Lausitzische Monatsschrift, Görlitz, 1797, 84) die Kinder Naumburgs die Stadt vor der Zerstörung durch die Hussiten, welche unter Prokop herangezogen waren und die Stadt einschlossen. Um das drohende Verderben abzuwenden, zogen die Kinder unter Führung eines Lehrers ins feindliche Lager hinaus, um Gnade für die Stadt zu erflehen, welche auch gewährt wurde. Bei diesem Zuge trugen die Kinder weisse Sterbegewänder, in der rechten Hand eine Zitrone und in der linken einen grünen Zweig.

In Süddeutschland scheint das Zitronentragen bei Beerdigungen nicht üblich gewesen zu sein.

Einigen Aufschluss über den Grund dieses Gebrauchs gibt Heinrich Heine in seinem „Rabbi von Bacharach“, wenn er bemerkt: „Andere hielten unter die Nase der Ohnmächtigen eine alte Zitrone, die, mit Gewürznägelchen durchstochen, noch vom letzten Festtage herrührte, wo sie zum nerven-

stärkenden Anriechen diente.“ Der Ort der Handlung ist die Synagoge in Frankfurt am Main. Es ist nun fraglich, ob dieser Gebrauch, die Zitrone als Riech- und Belebungsmittel anzuwenden, in Frankfurt heimisch war, oder ob er Heine von Düsseldorf (seiner Heimat) her geläufig war. Ebenso ungewiss ist, ob wir es hier mit einer spezifisch jüdischen Gewohnheit oder einem allgemeinen Brauch zu tun haben.

Diese Zweifel löst zum Teil der bekannte Andreas Clauberg in seiner „Heilgen Weltbeschreibung“. Andreas Clauberg war ein Sohn Solingens, der weltberühmten Klingenstadt im Bergischen, und später Pfarrer in Frechen bei Köln. Von 1673—1714 amtierte er auch als brandenburgischer Feldprediger in Köln Andreas Clauberg schreibt: „Das fürnembste, so von den Zitronenbäumen zu sagen fällt, ist, dass sie stets grünen, und ihre Früchte das gantze Jahr durchtragen, so, dass wann die ersten zeitig sind, die andern Äpfel alsobald darauff folgen. Wann sie zeitig sind, so haben sie eine schöne Goldfarbe; desswegen sie auch von den Poeten güldene Äpfel hin und wieder genannt werden; wie auch denn Martialis eine Taffel mit Zitronen aufgetischet einem güldenen Tische vergleicht. Sie sind eines lieblichen Geruchs, und vertreiben dadurch manchmal einen Gestank; weil der Pariser grentzen stinken, bedienen sich die grossen Herren der Körner von Assyrischen Äpfeln, spricht Plinius. Wer kann einen Zitronen-Apfel in den Händen tragen, und den angenehmen Geruch nicht davon empfinden? Die Erfahrung lehrt auch, wann man einem Patienten, der an einer hitzigen Krankheit matt und schwach darniederliegt, die Zitronenschnitte auf den Puls bindet, dass sie ihre kühlende und Herzstärckende Krafft dem Geblüt mittheilen. Der Geschmack des häuffigen Saffts in diesen Äpfeln, ist wohl nicht unangenehm, doch sehr scharff und säuerlich, daher er auch vor Alters zur Speise nicht gebraucht worden, selbst zu den Zeiten Teophrasti nicht, sondern allein des Geruches halber, wie denn auch die Alten die Äpfel in die Kleyder haben pflegen zu legen, dieselben dadurch für die Motten zu bewahren, wie Plinius berichtet.“

Fügen wir hier noch eine Notiz aus Bialystok in Russland an. Ein dort wohnender Freund schrieb vor einigen Jahren: „So wird z. B. im Frühjahr, kurz vor unserm christlichem Osterfest, das jüdische Osterfest 14 Tage lang gefeiert. An einem Tage begeben sich die Juden in die Synagoge, „die Schul"; jeder trägt einen Granatapfel, oder da dieser den ärmeren Juden nicht erschwingbar ist, eine Apfelsine oder eine Zitrone, die offiziell als Stellvertreter des Granatapfels gelten. Nach beendeter Feier in der Schule sieht man die Juden ihren Granatapfel, sorgsam in weisse und oft kostbare Tücher gehüllt, nach Hause tragen, und in den folgenden Tagen beschenken sich die Juden untereinander mit solchen geweihten Äpfeln.

Es scheint mir nun kein unerlaubt weit liegender Gedanke zu sein, wenn ich annehme, dass Christen beim Begräbnis von Christen das Fruchtbarkeitssymbol der Juden und vieler alten Völker, nach den Geweben zu urteilen, als Symbol der verheissenen Auferstehung trugen, wobei dann allgemein die leicht erhältliche Zitrone den schwer zu beschaffenden Granatapfel ersetzte." Auch in Osenburg und in andern Orten herrscht der Gebrauch, Zitronen bei Beerdigungen zu tragen.

Zum Schluss sei noch des Zitronentragens bei Beerdigungen in Hamburg gedacht. Ein Hamburger Herr schrieb darüber: „In Hamburg geschah es bis ca. 1866 bei Beerdigungen von Zimmergesellen in der Form, dass ein eisernes Winkeleisen am längeren Arm durch eine dünne Holzlatte bis auf $1^1/_2 - 1^3/_4$ m verlängert wurde; die Holzlatte wurde dadurch befestigt, das man dieselbe und das Winkeleisen mit weiss und schwarz gestreiften ca. 5 cm breiten Bändern schräg von unten bis oben umwickelte. Oben auf die Spitze wurde die Zitrone gesteckt und die Winkeleisen vom Gefolge, wie Gewehre geschultert, getragen. Da bis zur Aufhebung der Zunft in Hamburg (1866) beim Leichenbegängnis eines fremden Zimmergesellen alle fremden und nicht verheirateten einheimischen Gesellen folgen mussten, so machte dieses viele hundert Mann starke Gefolge mit ebenso vielen darüber schwebenden und schwankenden Zitronen einen eigentüm-

lichen Eindruck. — Bei Ütersen. wo ich 1877 dem Leichenbegängnis einer entfernten, alten Verwandten beiwohnen musste, wurden, nach dem folgenden Mahl, gedeckt auf der „grossen Diele“ (Tenne), bei welchem „Rotspon“ getrunken, die Zitronen, welche 8 Leichenträger und der Leichenbitter getragen hatten, zum „Abschiedspunsch“ benutzt“.

In Mittelschlesien halten die Träger bei Beerdigungen eine Zitrone in der linken Hand, welche in das Grab auf den Sarg geworfen wird. (Baumgart, Aus dem mittelschlesischen Dorfleben in der Zeitschrift für Volkskunde III, 152, 244).

Um einigermassen eine Deutung dieses Gebrauchs zu finden, möchte es angemessen erscheinen, einige Mitteilungen über den Gebrauch von Zitronen bei dem Lebensfeste zu machen, welches dem Begräbnis diametral entgegensteht: dem Hochzeitsfeste. Und in der Tat taucht auch hier die Zitrone auf, wenn auch weit vereinzelter. Nach der Zeitschr. d. V. f. Volkskunde (IV, 462) ist auf Lesbos eine geläufige bildliche Verkleidung für das geliebte Mädchen der Zitronenbaum. „Zitronen hergeben ist ein Euphemismus des Gunstbeweises. — — — Duftige Zitrone wird die Angebetete angeredet.“

In der Niederlausitz legt die Braut vor der Trauung zwei Zitronen auf den Altar (Zeitschr. d. V. f. Volkskunde X, 244).

In dem Werkchen „Kirchliche Sitten in Westpreussen, im Auftrage des westpreussischen Pfarrervereins dargestellt von Hevelke, Prediger an St. Barbara in Danzig“ heisst es: In Hela legt die Braut dem Pfarrer nach der Trauung eine Zitrone auf den Altar (Zeitschr. d. V. f. Volkskunde X, 336).

Bei den Deutschen im Ödenburger Komitat, den sogen. Heanzen, trägt die einzige verheiratete Frau, die an dem grossen Hochzeitszuge teilnimmt und welche den Zug beschliesst, zwei Orangen in einem Tuche und legt sie als Opfer für den Geistlichen auf dem Altar nieder. Ähnlich geschieht es in dem Dorf Hornhausen im Magdeburgischen; aber hier trägt eine der Brautjungfern, und zwar ein kleines Mädchen, zwei Zitronen und opfert sie für den Geistlichen auf dem Altar (Zeitschr. d. V. f. Volkskunde X, 352). Über

diesen heanzischen Gebrauch verbreitet sich J. R. Bünker (obige Zeitschrift X, 365) mit folgenden Worten ausführlicher: „Den Schluss bildet die einzige verheiratete Frau im ganzen Hochzeitszuge, eine ältere, nahe Verwandte der Braut. Sie trägt, in ein weisses Tuch gehüllt, „die Klag' nach". Was sie im Tuche trägt, sind zwei Orangen, die rechts und links auf den Altar gelegt werden und dem Pfarrer zufallen, und eine kleine Geldspende, die der Kirche geweiht wird. Was es ehemals für eine Bewandtnis mit dem „Nachtragen" der Klage gehabt haben muss, konnte ich bis jetzt nicht mit Sicherheit ergründen."

Auch in Sizilien tritt die Zitrone als sakrales Opfer auf.

Damit ist der Gebrauch der Zitrone jedoch keineswegs erschöpft. Den sakralen Gebrauch derselben erkennt man unschwer in folgender, von M. Höfler (Zeitschr. d. V. f. Volkskunde XII, 199) gemachten Schlussfolgerung: „Der Hirsch, welcher in Altbayern, im Allgäu, Siegerland und in der Schweiz als Nikolaus-Gebäck auftritt, ist nicht etwa als Attribut des wilden Jägers aufzufassen, sondern als ein das Opfer-Haustier ablösendes, gezinstes Jagdtier wie auch der Hase (Altbayern, Allgäu). Das Kremstaler Hirschenbrot hat die Gestalt eines solchen; das Schweizer Hirschhörnli (1541), das ebenfalls ein allemannisches Nikolaus-Gebäck ist, erklärt sich als pars pro toto. Das Jagdtier ersetzte einstmals das volle blutige Opfer des geschlachteten Tieres. Als Kennzeichen des letzteren dürfte auch der Umstand gelten, dass der Hirsch auf Lebkuchen-Bildern, wie der Eber einen Zitronenapfel im Maul trägt, so sehr oft ein Eichenlaub mit mehreren Eichelfrüchten im Maul hält."

Auf den ersten Blick mag es etwas unvermittelt erscheinen, wenn wir nun noch eine Mitteilung M. Höflers (Der Geruch vom Standpunkte der Volkskunde in d. Zeitschr. d. V. f. Volkskunde III, 445) anfügen, nach welcher man aus Truhen und Schränken „durch die motten-, fäulnis- und pestwidrige Zitrone alles schelmenhafte, verzauberte und hineinverhexte Ungeziefer zu vertreiben" sucht. Der Umstand, dass die Zitrone zum sakralen Opfer würdig befunden wurde. legt ihr im Volksglauben auch solche Kräfte bei.

Zum Schluss einige Folgerungen, deren absolute Richtigkeit durchaus nicht über jeden Zweifel erhaben sind. Die Tatsache, dass die Zitrone im Norden Europas nicht heimisch ist, dürfte schon genügend beweisen. dass wir es hier mit adoptierten Gebräuchen zu tun haben, welche das Altertum im Orient ausgebildet zu haben scheint, welche dann von den in alle Welt verbreiteten Juden nach allen Ländern verpflanzt und teilweise freier ausgebildet wurden.

Besondere Beachtung verdient ohne Zweifel der Umstand, dass die Zitrone bei den Juden stellvertretend für den Granatapfel auftritt und darum einst als Symbol der Fruchtbarkeit bei der Hochzeit in manchen Gegenden zur Verwendung gelangt ist.

Fragebogen zur Sammlung der in der Eifel über das Kind verbreiteten Sitten und Gebräuche.

Von **J. Zender**, Eppenberg. Eifel.

Die Natur der Sache bringt es mit sich, dass der Sammler auf dem durch diesen Fragebogen berührten Gebiete mit direkten Fragen nichts erreicht: selbständige Beobachtung. Vertrautheit mit dem Volke, Einleben in dessen Eigenart sind die unumgänglichen Voraussetzungen für erfolgreiches Sammeln. Bei den einzelnen Antworten ist genau zu unterscheiden zwischen einst und jetzt; namentlich bedarf es einer genauen Angabe, ob der betreffende Brauch oder Aberglaube allgemein geteilt oder im Absterben begriffen ist; ist derselbe auf einzelne Individuen beschränkt, so ist das besonders hervorzuheben. (In solchen Fällen ist es ratsam, sich zu vergewissern, ob die betreffende Person etwa von auswärts eingewandert, oder längere Zeit sich in einer anderen Gegend aufgehalten hat.) Auch wolle man nicht übersehen, dass bei diesem Gegenstande die „professionellen Märchenerzähler“, die leider nur zu oft die Fundgrube für volkskundliche Stoffe abgeben müssen, meist völlig versagen. Zieht man aber dennoch solche zu Rate, so ist es der Sache dienlich, ihre Angaben durch Nachfragen bei Dritten zu kontrollieren.

Wer nicht Musse oder Lust hat, auf alle Fragen einzugehen, mag sich einen ihm besonders zusagenden Punkt zur Beantwortung auswählen. Das gesammelte Material wolle man mir möglichst bald, spätestens bis zum 1. Januar 1905, gefälligst einsenden.

Welche Abgerglauben sind über das Eingehen der Ehe und Verhalten der Gatten während der Ehe mit Rücksicht auf die zu erwartenden Kinder verbreitet? Welche Ansichten herrschen über das sog „Versehen“ schwangerer Frauen? (Was geschieht z B. mit der Leibesfrucht, wenn die Frau vor einer Maus erschrickt? sich verbrennt? einem Brande zusieht? sich einen Zahn ziehen lässt? die Nägel schneidet? viel Wasser trinkt? gestossen oder geschlagen wird?) Hat ein Versehen stattgefunden, was tut man dann, um seine Folgen zu beseitigen? Was hat die Mutter überhaupt zu beachten, damit das Kind gesund und wohlgestaltet zur Welt komme? Können körperliche und moralische Eigenschaften willkürlich (auch durch Unachtsamkeit der Mutter) auf das Kind übertragen werden? welche besonders? Wie denkt das Volk über die Gelüste der Frau nach besonderen Speisen? Welche Orakel hat man, um Zahl und Geschlecht der in der Ehe zu erwartenden Kinder festzustellen? Wie nennt man zu gewissen Zeiten geborene Kinder (Sonntags-, Fronsonntags-, Quatemberkinder) und wie denkt man sich ihr späteres Schicksal? besitzen sie besondere Gaben? Wie wird die Mutter des zu erhoffenden Kindes vom Gatten, den Hausgenossen und der Gesellschaft behandelt? gilt sie etwa als unrein?

Nehmen die Mutter, der Vater, die Hausgenossen oder die Hebamme besondere abergläubische Handlungen vor bei der Entbindung? Wie erklärt man den Kindern die Herkunft des Kindes? die Erkrankung der Mutter? (Kinderbrunnen, -Palme usw.) Gelten besondere Merkmale am Kindeskörper als Zeichen zur Bestimmung der Zukunft des Neugeborenen? Pflanzt der Vater etwa einen Baum zur Erinnerung an die Geburt? oder weiht man dem Kinde ein bestimmtes Haustier? ist beider Schicksal mit einander verknüpft?

Welche Gefahren drohen der Wöchnerin und dem Neugeborenen? (Was tut man, um Mutter und Kind vor Hexen, Zauber usw. zu schützen? benutzt man bestimmte Amulette? kann das Kind vertauscht werden (Wechselbalg)?) Welche Regeln muss die Mutter während der Woehen beachten, damit sie durch ihr Verhalten sich, ihrem Kinde oder dritten nicht schadet? Darf sie von gewissen Personen keinen Besuch annehmen?

Wird die Geburt des Kindes in besonderer Weise bekannt gegeben? wem? durch wen? und wie? Welche Regeln gelten bei der Wahl des Namens und der Taufpaten des Kindes? (Sehr erwünscht ist eine Liste der beliebtesten — am meisten vorkommenden — Vornamen und ihrer Koseformen.) Wie nennt man die Paten? sind ihre Eigenschaften von Einfluss auf das Kind? Darf eine Frau, welche guter Hoffnung ist, Patin werden? wenn sie es wird, welche Folgen hat das für sie? ihr Kind? den Täufling?

Wann (an welchem Tage) wird das Kind getauft? Wer trägt es zur Kirche? wer zurück? welche Personen gehen mit? Bestehen Pflichtgeschenke bei der Taufe an den Geistlichen? Küster? oder sonst jemand? Welche Pflichten haben die Taufpaten gelegentlich des Taufschmauses und später gegen den Täufling und dessen Eltern? (Beschreibung des Taufschmauses.) Empfängt die Wöchnerin sogen. Wochenbesuche und besondere Geschenke? von wem? Gilt sie als unrein und wie muss sie sich bis zu ihrer Aussegnung verhalten? welche Handlungen sind ihr in dieser Zeit besonders untersagt? Welche Regeln gelten bei der Taufe unehelicher Kinder? (an manchen Orten erhalten sie weniger Paten usw.). Wie denkt man sich das Schicksal ungetauft gestorbener Kinder? Herrschen besondere Bräuche bei ihrer Beerdigung?

Werden an dem Neugeborenen diätische Handlungen mit mystischer Bedeutung vorgenommen? (besondere Waschungen (Salzwasser)? was tut man, damit es nicht schreien soll? wenn es die Mutterbrust nicht nehmen will?) Gelten besonders zu beachtende Bräuche über Behandlung der zur Pflege des Kindes gebrauchten Gegenstände? Werden tradi-

tionelle Operationen am Kindeskörper vorgenommen (Haarabschneiden, Nägelabbeissen, Lösung des Zungenbändchens)?

Darf man ein Kind loben? (Berufen und Beschreien.) Darf man einem Kinde von rückwärts über den Kopf sehen? Wie erklärt man sich das Lächeln des Kindes im Schlafe? Darf man Kinder vor den Spiegel halten? abbilden? schaukeln? mit Katzen oder Hunden allein lassen?

Was ist von der Pflege des kleinen Kindes im allgemeinen zu sagen? Welche Aberglauben und Gebräuche sind über Ernährung, Kleidung und Krankheiten der Kinder verbreitet? Sind mit der Entwöhnung besondere abergläubische Handlungen verbunden? Wovon „bewachsen" die Kinder? was tut man dagegen? Was tut man, um dem Kinde das Zahnen zu erleichtern? Müssen Mutter und Kind sich gewisser Speisen enthalten oder solche geniessen? (Man sehe ab von der Erwähnung derjenigen Nahrungsmittel, die dem Säugling wirklich schädlich sind; es handelt sich um solche, welche besondere (zauberkräftige) Wirkungen haben sollen, z. B. was muss die Mutter essen, damit das Kind klug, kein Vielesser, Trinker wird?) Wann zieht man „weise Frauen" bei Kindern zu Rat? W e r d i e K e n n t n i s d e r V o l k s m e d i z i n b e r e i c h e r n w i l l, s t e l l e e i n e L i s t e v o n V o l k s m i t t e l n f ü r K i n d e r a u f!

Wird dem Kinde besondere Aufmerksamkeit beim Erlernen des Sprechens geschenkt? Welcher Kosenamen bedient sich die Mutter beim Umgange mit dem Kinde? Genaues Eingehen auf die Lallwörter des Kindes („a-a", tata", „ba-ba", „ess", „hab" usw.), sowie auf die Laute, welche es nicht aussprechen kann und durch andere ersetzt (z. B. sagt das Kind für štek (Butterstück) „dek", für štuf (Stube) „buf") wäre sehr erwünscht. Stellt man Sprechexerzitien (Zungenübungen) an mit den Kindern? (z. B „mei modər mäχt miir mōr mein metš (meine Mutter macht mir morgen meine Mütze), oder pflegen die Kinder solche unter sich? Man wolle derartige volkstümlich gewordene Sätze aufzeichnen. **Kinderlieder und -Reime.**

Welche Stellung nimmt das Kind in der Familie ein? Hat man gern viele Kinder? Hierauf bezügliche Sprüche

nnd Redensarten. Was ist von der Erziehung der Kinder zu sagen? Besondere Aufmerksamkeit widme man dem **Kinderspiele**, achte aber darauf, dass man nur volkstümliche, nicht etwa von der Schule eingeführte, aufzeichne Wurden früher oder werden noch jetzt sogen. Kinderfeste gefeiert? Beschreibung derselben. Werden abergläubische Handlungen an dem Kinde vorgenommen, wenn es zum ersten Male zur Schule geht? (was tut man z. B., damit es „gut lernen" soll?) Herrscht die Sitte, dass das Kind, welches zur ersten heiligen Kommunion geht, einen sog. „Gesellen" bekommt? in welchem Verhältnis stehen beide an dem Festtage und in ihrem späteren Leben zu einander? **Das Kind im Sprichwort.**

In welcher Weise sorgen die Eltern für das spätere Fortkommen ihrer Kinder? Spielen Aberglauben bei der Wahl des Berufes eine Rolle? Wie stellt sich das Kind nach Entlassung aus der Schule zum Elternhause? Geniessen die Erstgebornen besondere Vorrechte?

Wer sich genauer orientieren will, vergleiche: Dr. Wuttke, Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart, neu bearbeitet von E. H. Meyer, S. 376—396. Dr. H. Ploss, Das Kind in Brauch und Sitte der Völker (II. Aufl.), E. H. Mayer, Deutsche Volkskunde. R. Andree, Braunschweiger Volkskunde, S. 285 bis 295.

Etwaige ausführliche Abhandlungen wolle man auf einseitig beschriebenem Papier einsenden. Genaue Adresse des Sammlers nnd Bezeichnung des Ortes, in welchem man die betreffenden Beobachtungen machte, sind unerlässlich. Mundartliche Ausdrücke, Redensarten, Sprichwörter, Kinderreime und -Lieder schreibe man ohne Rücksicht auf unsere Rechtschreibung möchlichst dem Laute gemäss nieder. Werden besondere Zeichen angewandt, so müssen sie erklärt werden Als Leitsätze halte man fest: „Lieber Überflüssiges aufzeichnen, als etwas von dem, was zu unserer Kenntnis kommt, unbeachtet lassen. Am wertvollsten ist zumeist das Material, welches man, ungesucht, nebenbei findet."

Miscellen.

Verschiedene kleine und interessante Mitteilungen gingen uns von Herrn Lehrer Echternacht in Altenwald zu:

Gegen Gicht (vom Hunsrück). Man geht an einen Weidenstrauch, ohne auf dem Hin- und Herwege ein Wort zu sprechen, knotet einzelne Ruten in Knoten und sagt:

Weide, ich tue dich umwinden
Und tue dem N. N. seine 77erlei Gicht in dir verbinden,
Die soll so lange sein in dir verbunden,
Bis dem N. N. seine 77erlei Gicht ist verschwunden.
Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heil. Geistes.

Beim Pflücken von Wehlen (Heidel-, Waldbeeren; Schlierscheid, Kreis Simmern).

Wehle wie Daume,
Quetsche (Zwetsche) wie Praume (Pflaume),
Eppel (Apfel) wie Fäust,
Annere garneist (garnichts).

Ausserdem wurde noch ein Vers gesungen, den Herr E. nicht mitteilt „aus Gründen der Sittlichkeit“. Auf dem Heimwege, so erzählt Herr E., mussten wir an dem Wehlenstein (Grenzstein) vorbei. Das Kind, das nicht drei Wehlen auf ihm zerdrückte, sollte seine Wehlen verschütten. Gewöhnlich brachte man den Zoll, oft aber versuchte ein Mutiger, ihm zu entgehen und lief mit halb bänglichem Gefühl vorbei. Die Unsicherheit, das rasche Laufen brachte dann mitunter das Unglück, das durch den kleinen Tribut verhütet werden sollte.

Aus meiner Heimat Lippe weiss ich dazu folgendes zu berichten:

Um Glück beim Waldbeerenpflücken zu haben, warf man jedesmal die drei ersten gefundenen Waldbeeren schweigend nach hinten über den Kopf. Erst die vierte durfte man essen. Die drei ersten Beeren waren ein Tribut, den man, ohne es zu wissen, der gebenden Gottheit zollte, geradeso, wie in meiner Heimat kein Obstbaum oder -strauch vollständig leer gepflückt, kein Feld ganz abgesucht werden darf. Die Leute sagen, es wüchse sonst nichts mehr darauf.

Kirchgang (Schlierscheid, Simmern). Die Frauen gehen stets in schwarzem Tuchkleid mit Haube zur Kirche, das Gesangbuch in beiden Händen haltend, auf dem Buche ein

schloweisses Taschentuch mit einem wohlriechenden Zweiglein Rosmarin oder einem Salbeiblatt oder einem einfachen Blümlein, das dann zuweilen mit grossem Bedacht an die Nase geführt wird. Das Taschentuch wird bei der Rückkehr sorgfältig wieder in die Kiste gelegt. — In Rohrbach (½ Stnnde von Schlierscheid) gehen die Männer beim Abendmahl mit dem Zylinder unter dem linken Arm, einer genau wie der andere, um den Altar.

Wenn die Kuh rote Milch gibt, wird die Milch im Melkeimer wortlos mit Sicheln durchhackt. Dadurch wird es „der Hexe gegeben".

Gegen Verblutung (Hiezerath, Kreis Bernkastel). Beim Mähen war jemand mit der Sense ins Bein gehauen. Die Bauern schnitten jemandem „verborgene" Haare ab und legten sie auf die Wunde.

Gegen Ausschlag im Gesicht (Schlierscheid). Ein unschuldiges Kind muss um die Mittagszeit Kohlen von einem angebrannten Balken an einem heiligen Orte (Kirche) ablösen. Diese Kohlen heilen den Ausschlag.

Todansagen (Mülheim a. d. M., Kreis Bernkastel). Wenn im Hause jemand stirbt, wird an die Bienenstöcke geklopft, die Blumen(töpfe) werden gerückt, die Weinfässer angeklopft Wenn das nicht geschieht, gehen Blumen und Bienen zugrunde, der Wein fällt ab.

Warzen reibt man mit Knochen oder Lappen (Schlierscheid), die man dann fortwirft. Sobald diese Dinge faulen, sollen die Warzen vergehen.

In meiner Heimat (Heidenoldendorf bei Detmold) vertreibt man Warzen, indem man schweigend genau soviel Knoten in einen leinenen Zwirnsfaden macht, als Warzen vorhanden sind. Man darf keinen zuviel oder zu wenig nehmen, sonst hilft es nicht. Der Faden wird schweigend in die Erde oder einen Düngerhaufen vergraben. Die Warzen sollen verschwinden, sobald der Faden fault, der auch in ein Mauseloch geworfen werden kann.

Schimpfnamen. Die Rohrbacher werden Schneidbanksköpfe und auch Jochriemen genannt. Die Schlierscheider nnd Hiezerather heissen: Kuckuck. Wenn die Hiezerather



um Johanni ihre Kirmes feiern, heisst es: Sie schlachten ihren Kuckuck.

Wenn der **Freiersmann** im Hunsrück auf Erfüllung seines Auftrages zu hoffen hat, setzt man ihm Eier mit Schinken vor, im entgegengesetzten Falle Käse. Da braucht weiter nichts geredet zu werden.

Whn.

Zwei Gedichte

von **Ph. Laven** in trierischer Mundart (1858), die eine Sage aus dem Dorfe Wawern im Kreise Prüm (Eifel) enthalten.

De Wowerner Weiher.

I.

De Vergissmeinihdcher.

Zu Wowern leid e Weiher,
Bordöhrd mödd grienem Saam,
Ed bliehd on seine Ränn'ren
Manch schiener Äbbelbaam.

De Löfdcher giehn öm Friehjôhr
Dô ôgenemm on leis,
On ön dem Weiher wachsen
Vill Bliemcher blô on weiss.

Aaw gingg mödd seinem Liefchen
Om Weiher dô en Här,
Se seifzd su dief on froighd en:
„Sô, hôss de mich och gär?“

„Wie kanns de dorônn zweiweln?“
Sähd hän, dô andwohrd sei:
„Nô! öss der ed su ährensd,
Su zaojg mer ed dann hei!

De siehs dôch ön dem Weiher
Die weissblô Bliemcher stiehn,
Nau solls de mer önd Waaser
E Streische blöcke giehn.“

Dô stieg dä guhde Subbes
Ön seine Strömb on Schuh,
Hä stieg dô en et Waaser
On drabbd ald ömmer zu.

Der Wawerner Weiher.

(Wörtliche Übertragung.)

I.

Die Vergissmeinnichtchen.

Zu Wawern liegt ein Weiher,
Bordiert mit grünem Saum,
Es blüht an seinen Rändern
Manch schöner Apfelbaum.

Die Lüftchen gehn im Frühjahr
Da angenehm und leis',
Und an dem Weiher wachsen
Viel Blümchen blau und weiss.

Einst ging mit seinem Liebchen
Am Weiher dort ein Herr,
Sie seufzt sehr tief und fragt ihn:
„Sag, hast du mich auch gern?“

„Wie kannst du daran zweifeln?“
Sagt er, da antwortet sie:
„Na, ist es dir so ernst,
So zeig mir das dann hier.

Du siehst doch in dem Weiher
Die weissblauen Blümchen stehn,
Nun sollst du mir ins Wasser
Ein Sträusschen pflücken gehn.“

Da stieg der gute treue Mensch
In seinen Strümpfen und Schuhen,
Er stieg da in das Wasser
Und trabt als immer zu.

Ed gingg em ôn de Armen,
Ed gingg em böss zum Mond,
Dadd hä vor lauter Weiher
Baal nödd mich ähdme konnd.

Wadd duhd mer nödd deSchäzzcher?
Hä micht sei letzten Drödd
On riefd noch öm Versönken:
„Mei Schaaz, vergäss mich nödd.“

Vergissmeinnichdcher haasen
Die Bliemcher seid der Zeid,
On jidden blöckt der Bliemcher
Ön Jôhren, wu hä freid.

Es ging ihm (bis) an die Arme,
Es ging ihm bis zum Mund,
Dass er vor lauter Weiher
Bald nicht mehr atmen konnte.

Was tut man nicht dem Schätzchen (zu lieb)?
Er macht seinen letzten Tritt
Und ruft noch während des Versinkens:
„Mein Schatz, vergiss mich nicht!“

Vergissmeinnichtchen heissen
Die Blümchen seit der Zeit,
Und jeder pflückt diese Blümchen
In Jahren, wo er freit.

II.

Strömmbströcken.

Ded Mädchen lief vomm Weiher,
Lief haam de nähchsde Wäg
Onn hôdd derhaam gelanert,
Off hädd en Ann'ren kräg.

Manch Jôhr gingg himm voriwer,
Ed wôr em nödd gglöckd.
Do gingg ed ôn dä Weiher
On hodd dô Strömb geströckt.

Gequaaksd honn him de Fräschen,
Gequaaksd aus vollem Leif,
Dä Lärm wôr fier ons Ströckersch
De liefsder Zeitverdreif.

On died mer se dô frôgen:
„Wadd ströckt der denn ellô?“
Su säd se: „Ei, eich ströcken
Strömb fier die Fräschen dô.“

Wann seid der Zeid e Mädchen
Ze hiech sei' Näschen draad,
Dann säd mer wohl ön Drier
Mödd Schallekhaftigkaat:

„Göffd ôhchd, daad bleifd nôch sözzen,
Daad kömmd noch mödd Gelömb
Nô Wôwern ôn de Weiher
On ströckd de Fräsche Strömb.

II.

Strümpfestricken.

Das Mädchen lief vom Weiher,
Lief heim den nächsten Weg
Und hat daheim gelanert,
Ob sie einen andern bekäme.

Manch Jahr ging ihr vorüber,
Es war ihr nicht geglückt.
Da ging sie an den Weiher
Und hat da Strümpfe gestrickt.

Gequakt haben ihm die Frösche,
Gequakt aus vollem Leib,
Der Lärm war für unsere Strickerin
Der liebste Zeitvertreib.

Und tut man sie dann fragen:
„Was strickt ihr denn da?“
So sagt sie: „Ei, ich stricke
Strümpfe für die Frösche da.“

Wenn seit der Zeit ein Mädchen
Zu hoch sein Näschen trägt,
Dann sagt man wohl in Trier
Mit Schalkhaftigkeit:

„Gebt acht, die bleibt noch sitzen,
Die kommt noch mit Eile
Nach Wawern an den Weiher
Und strickt den Fröschen Strümpfe.“

Volksrätsel.

(Mündlich aus dem Paderbornschen.)

Von **Wilhelm Oeke**, Kühlsen.

Diese Proben echten Volkswitzes gab vor Jahren ein alter Mann im Dorfwirtshause zu N. zum besten. Er stellte die Rätselfragen, und wenn keiner die Lösung kannte, so frug er umherblickend: Weiss es keiner? — Dann muss ich es selbst sagen.

1. Was ist das Beste am Ackersmann, der pflügt? — Dass er am Ende umkehrt, sonst pflügt' er aus der Welt hinaus.

2. Wann pflügt der Ackersmann am liebsten? — Wenn der Pflug festsitzt.

3. Was braucht nicht am Pfluge zu sein? — Der Knirksknarks.

4. Was ist das Beste am Pfluge? — Dass ihn die Raben nicht holen, wenn er „biuten" steht.

5. Welches ist das kleinste Loch am Wagen? — Das Wurmloch.

6. Was ist noch kleiner als das Wurmloch? — Was hineingeht.

7. Warum sieht der Fuhrmann sich beim Fahren um? — Er will sehn, ob der Hinterwagen ihm auch folgt.

8. Wer ist am frechsten in der Kirche? — Die Fliege, denn sie setzt sich sogar dem Pastor auf die Nase.

9. Was ist grösser, die Nacht oder der Tag? — Die Nacht! Am Tage sieht man nur eine Sonne, des Nachts viele tausend.

10. Wo haben's die armen Leute am besten? — In N., da müssen sogar die Hunde für sie Steuern bezahlen. (Die Hundesteuer floss dort in die Armenkasse.)

11. Wer hat auf einmal alle Gebote Gottes gebrochen? — Moses, als er die Tafeln kaput schmiss.

12. Welches ist das stärkste Geschöpf, der Löwe? oder der Mensch? — Nein, der Wurm; er frisst zuletzt beide.

Die verzauberten Hasen.

Von **Wilhelm Oeke**, Kühlsen.

Das ist schon lange her, so an die fünfzig, sechzig Jährchen, da ging einmal einer, namens M. von D. ins A . . . r Feld zur Jagd. Es war im November, wenn des Morgens die Nebel durch die Büsche ziehen, und die Hagedornen tröpfelnass und klaterig dastehn. Dann ist aber die beste Zeit für einen, der auf Hasen kauern will. Dieser Mann stellt sich an einem Graben auf, der ist jetzt schon längst mit Gras zugewachsen, damals ging er bis an den Wald. Ein richtiger Jäger muss warten können; doch wenn man so eine, auch zwei Stunden gestanden hat im Winde, wird einem unbehaglich. Mit einem Mal kommt was angehoppelt, richtig, da sind zwei zugleich, die sich vorm Graben niederlassen und ihre Männchen machen. Aber nur noch einen Augenblick Geduld, meine Herrschaften, der Spass wird bald ein Ende haben. Wies bumst und die Hagelkörner verflogen sind, und der Jäger hinschaut, traut er kaum seinem Augenlichte: die beiden sind noch so lustig wie zuvor, als wäre nichts, gar nichts geschehn. Auch kann der Mann seinen alten Einläufer noch mal laden, hat vielleicht nicht gut gezielt, jetzt soll aber doch der Donner — ja wohl, beim zweiten Krach dieselbe Begebenheit, und die eine Kreatur setzt sogar so was wie eine Brille zurecht, um sich den Spassmacher genauer zu besehn. Da kriegt er erst den richtigen Verstand von der Geschichte — hätt er nur den Sonntagsrumpf hier mit den silbernen Knöpfen, einen wollt er wohl dranwagen, übrigens täts ja auch schon ein Schnitzelchen davon. Doch halt, was erzählte neulich der G . . . . sche Hofjäger, was man in solch verwickelten Fällen tun muss! Ein paar Brotkrumen finden sich noch in der Tasche, auf das Pulver gepropst, hingehalten, bums, da wars aus mit dem Zauber. Da stehn da zwei A . . . er Weiber, die sich in Hasen vermolt hatten. Das hätte man sehn müssen, wie die auf ihn losfuhren, und musst er ihnen anschwören, nichts von der Sache zu verraten, oder ihm sollts übel ergehn. Lange Zeit schwieg er davon, nachher aber erzählt ers seiner Frau doch. Hexen gegenüber braucht man ja sein Wort nicht zu halten.

Wie ein Irrlicht aussieht.

Von **Wilhelm Oeke**, Kühlsen.

Mein seliger Vater hat mir erzählt, in dem seinen jungen Jahren ists gewesen, da waren die Dringenberger Jungens noch dreist und gradaus und rückten dem Teufel vor die Küche. Kein Wagen war mit Lüns und Nagel sicher; alt Eisen war dazumal teuer; sie gingen zum Juden, der den Stadtkeller gepachtet hatte, und vertranken das Geld dafür. Unten vorm Schalau lag ein schmaler Steg an den Wiesen, da musste man drüber steigen, wer zum valschen Felde wollte. In den Wiesen an der Öse hüteten die Jungens das Kuhvieh. Abends sahen sie häufig ein Irrlicht das Wasser heraufkommen und gerade über den Steg hüpfen, und das sah jedesmal putzig aus. Einer von ihnen, schon grösser, ein rechter Dullromes, sagte: „Morgen Abend will ich die Irrlüchte einfangen; ich will doch wissen, wie das Ding aussieht." Richtig hat er einen Sack mitgebracht, und wie das Licht herantanzt, band er ihn los und hielt ihn auf vorm Stege, so dass es gradeswegs hineinschlug. Dann band er ihn zu und nahm ihn mit nach Hause. Am andern Morgen macht er den Sack los, und es ist allerhand alter Moder und ein Totenkopf darin. Er bekam einen grossen Schrecken und ging damit zum Pfarrer. Dieser gab ihm den Rat: „Bring den Schädel wieder hin, wo du ihn hergekriegt hast." So muss er am Abend noch einmal damit los. Am Stege bindet er den Sack auf und lässt den Totenkopf dahinter niederfallen. Im selben Augenblicke erhält er von unbekannter Hand drei kräftige ums Maul, die waren nicht verfroren. Und eine Stimme sprach: „Ein ander Mal lass gehen, was dir nicht im Wege steht!"

Rheinische Haus- und Eigentumsmarken.

Die alten Haus- und Eigentumsmarken, jenes bedeutende germanische Rechtsinstitut, die man früher so häufig an Türen, Balken, Gerätschaften, Kirchenstühlen, Haustieren und in Urkunden fand, schwinden immer mehr. Die Aufhebung der Feldgemeinschaft, Beseitigung der gemeinen Weide, endgültige

Verteilung der Wiesen und ähnlicher Allmenden, das Schwinden der alten Baulichkeiten und Gerätschaften und die immer kleiner werdende Zahl der Analphabeten bedingten seit reichlich einem Jahrhundert den Untergang einer Einrichtung, die mit dem Leben unserer Vorfahren eng verknüpft war. An die verehrlichen Vereinsgenossen richte ich daher die dringende Bitte zu sammeln, was noch vorhanden, ehe es vielleicht für immer zu spät ist. Geplant ist vorläufig nur Sammlung und Sichtung dessen, was noch zu erreichen ist — leider werden es vielfach nur Trümmer sein —, woran jeder sich beteiligen kann.

Man achte auf die eingangs erwähnten Träger der Haus- und Eigentumszeichen und untersuche sie genau auf etwaiges Vorhandensein solcher. Alte Haus- und Stalltüren. Scheunen- und Einfahrtstore (innen und aussen), Balken, namentlich solche, die aus einem alten Bau einem neuen eingefügt wurden, Kirchenstühle, Grabsteine, die Schuldbücher der Kirchengemeinden und die meist in irgend einer Rumpelkammer ein beschauliches Dasein führenden Erzeugnisse der Volksindustrie, sind ergiebige Fundgruben. Man beachte, dass die Zeichen zunächst dem unmittelbaren bäuerlichen Bedürfnis, dem täglichen Verkehr und Haushalte zugute kamen und demgemäss auch in deren Bereich zu suchen sind. An vielen Orten wird man allerdings nichts finden. Vielleicht hat sich aber im Gedächtnis des einen oder andern „Dorfalten“ noch die Erinnerung an die in seiner Jugend gehandhabten oder gesehenen Marken erhalten, ihn müssten wir für unsere Zwecke gewinnen. In einigen Gegenden sind die Zeichen noch heute in Gebrauch, namentlich da, wo noch grosse Viehherden gemeinschaftlich gehalten werden, oder wo, wie auf dem Hochwald im Landkreise Trier und an der Saar, das Gehöferschaftswesen noch besteht.

Wenn möglich, suche man den Namen des Trägers der Marke festzustellen. Hat man Gelegenheit, eine Marke durch mehrere Generationen zu verfolgen, so achte man auf die etwa zum Hauptzeichen tretenden Nebenzeichen und das Verhältnis des jeweiligen Besitzers zum ursprünglichen. Bei den Zeichen der Willenserklärung ist die Angabe des mit der Marke kor-

respondierenden Namens unerlässlich. Die einzelnen Marken sind genau zu kopieren, kalligraphische Korrekturen unterlasse man, da sie die ganze Sammlung ihres Wertes berauben könnten.

Auch der kleinste Beitrag ist willkommen. Das gesammelte Material oder auch Nachweise, wo solches vorhanden, bitte ich gef. an die Redaktion der Zeitschrift oder direkt an mich senden zu wollen.

J. Zender, Eppenberg (Eifel).

Berichte und Bücherschau.

Zeitschriftenschau. — Der hessische Verein will eine jährliche Zeitschriftenschau herausgeben, die die Titel usw. aller in Zeitschriften usw. veröffentlichten Arbeiten über Volkskunde bringen soll. Für 1903 soll die Zeitschriftenschau im Herbste d. J. erscheinen. Der Preis ist für unsere Mitglieder auf 2 Mark festgesetzt (im Buchhandel 4 Mark). In der Hauptversammlung hat schon eine Reihe von Mitgliedern das Werk bestellt; wer es noch beziehen möchte, wird gebeten, es innerhalb der nächsten 2—3 Wochen zu tun, es kann jedenfalls bestens empfohlen werden. Bestellungen sind zu richten an Herrn Prof. Sartori, Dortmund, Ardeystr. 29.

Schöne alte Kinderreime. Für Mütter und Kinder ausgewählt von Heinrich Wolgast. Hamburg 1902. Preis 15 Pfennig. Selbstverlag. — Das kleine, 79 Seiten umfassende Büchlein ist uns typisch für die heutigen Bestrebungen der deutschen Lehrerschaft, volkstümlicher Kunst wieder zu Ehren zu verhelfen. Die Sammlung beansprucht in bescheidener Art kein anderes Verdienst zu haben, als in der Billigkeit bei guter Ausstattung eine Auswahl aus dem grossen poetischen Schatze zu bieten, der zu unserer Väter Zeiten im herzlichen Verkehr zwischen Mutter und Kind entstanden und später von gelehrten Leuten gesammelt und gesichtet worden ist (v. Simrock u. a.). Was der Herausgeber,

ein um die künstlerische Bildung echt volkstümlicher Art hochverdienter Schulmann, in seinem „Vorwort an die Mütter“ sagt, können wir voll und ganz unterschreiben: Die Mutter, die mit ihren Kindern diese Reime spricht oder singt, bereitet nicht nur ihren Kleinen eine schöne Freude, sondern sie macht zugleich ihre Herzen geschickt, später die Schöpfungen unserer grossen Dichter nachzufühlen und daraus den edelsten Lebensgenuss zu gewinnen.

Manche der hier gebotenen Kinderreime sind auch in mundartlicher, z. B. plattdeutscher, Fassung vorhanden. Wo die Mutter diese kennt, sollte sie sie der hochdeutschen Form vorziehen. Jeder plattdeutsche und überhaupt mundartliche Kinderreim sollte von der Mutter sorgfältig ihren Kindern übermittelt werden. Er übertrifft den hochdeutschen meist an Kraft des Ausdrucks und Wohlklang des Wortes“

Ungefähr innerhalb 1—2 Jahren ist das Büchlein in 90—100000 Exemplaren verbreitet worden. Whn.

Jostes, Franz. Der Rattenfänger von Hameln. Ein Beitrag zur Sagenkunde. Bonn 1895. 52 Seiten 8°. Preis 1 Mark.

Auf diese Arbeit möchten wir unsere Leser, welche dieselbe noch nicht kennen, aufmerksam machen. Die eingehende, logische Untersuchung kommt zu folgender Auffassung über die bekannte Rattenfängersage: „Für die Seelenruhe der in der Schlacht bei Sedemünde Gefallenen war in der Stiftskirche St. Bonifaz eine ewige Gedächtnisfeier gestiftet worden. Zugleich hatte man, um auch die Besucher der Marktkirche immerwährend zum Gebete für jene anzuhalten, in einem Fenster derselben den Auszug der Kriegsschar darstellen lassen. Wahrscheinlich befand sich diese vor dem Tore, dem Richtplatze Koppen gegenüber, auf dem Wege nach Sedemünde aufgestellt, woraus sich leicht die Bedeutung erklären würde, die dieser in der späteren Sage spielt. Das Bild auf dem Fliegenden Blatte könnte diese Annahme bestätigen.

Die Hauptperson des Bildes, der gegenüber die Krieger den spätern Geschlechtern als Kinder erscheinen konnten,

war in sehr satten Farben gemalt, was den Anlass dazu gab, später das bunte Gewand des Pfeifers immer so stark zu betonen. Ob diese Hauptperson den Anführer darstellte oder einen Spielmann, lässt sich nicht entscheiden; doch ist das letzte aus inneren Gründen und wegen der Angabe Erichs unwahrscheinlich. Mit der Zeit verdunkelte sich in der Erinnerung der Bürger der Kriegszug gegen den Bischof von Minden. Um das Bild wob die Sage ihre Fäden, aber dass es einen „exitus“ aus dem Osttore im Jahre 1259 darstelle, mit dem ein grosses Unglück verbunden gewesen sei, das hielt man fest. Zugleich war auch wohl von Anfang an bekannt, dass man im Stifte einen alten Bericht über den im Bilde dargestellten Vorgang besitze. Die Sage konnte indes lange Zeit nur ein bescheidenes Dasein führen, da die Stiftsherren alljährlich durch Seelenmessen und Vigilien am Pantaleonstage an die Bedeutung des Bildes erinnert wurden. Erst als mit dem katholischen Gottesdienste auch die Seelenmesse am Pantaleonstage aufhört und auswärtige Prediger nach Hameln kommen, kann sich die Sage frei entwickeln, und sie tut es sofort in üppigster Weise. Die Volksdeutung des Bildes wird in der Stadt allgemein als die richtige aufgefasst, die Sage dringt nach auswärts, wird dort mit einer Malediktionsgeschichte unter dem Einflusse einer Tänzersage verbunden, dann nachweslich zuerst von Weier schriftlich fixiert und verbreitet sich so in bestimmter Fassung mit seinem Werke in deutschen wie in fremden Landen. Unterdessen war in Hameln bereits an der Sage, auf welche sich der Ruhm der Stadt gründen zu wollen schien, ein lebhaftes Interesse erwacht. Man verewigte sie — offenbar nicht mala fide — 1556 in einer Inschrift am Neutor, in welcher der Zauberer als magus und noch nicht als tibicen bezeichnet und das Jahr 1259 festgehalten, aber zu einer neuen Datierung Anlass gegeben wird In weniger harmloser Weise verfährt einer, der den Bericht über das Ereignis in der Stiftsbibliothek sucht, und als er ihn nicht zu finden vermag, selbstgemachte Verse in ein altes Passionale einträgt. Ein Stadtschreiber geht noch weiter und sucht durch Fälschungen in Urkunden des 14. Jahrhunderts die mangelnden historischen

Belege für das Ereignis zu beschaffen. Als Weiers Buch bekannt wird, sträubt man sich zunächst noch, den ersten, an Ort und Stelle fremden Teil der Sage anzuerkennen, aber Weiers Darstellung trägt endlich auch in Hameln den Sieg davon; gegen die Macht des gedruckten Buches kommt kein lokaler Widerspruch auf die Dauer zur Geltung. Weier hat der Sage in allem Wesentlichen ihre endgültige Gestalt gegeben; was später noch hinzugefügt wird, ist unbedeutend und zum Teil sinnlos. Von dem Bilde in der Marktkirche bezw. von dem Zuge gegen das Mindensche Heer sind nur noch wenige bestimmte Züge zu erkennen: die Bezeichnung „exitus“ wird festgehalten, ebenso die Richtung desselben gegen Sedemünde; die bunte Kleidung, welche der kunstsinnige Glasmaler dem Heeresführer verliehen hatte, leiht der gewissenhafte Geschichtsschreiber auch seinem Pfeifer. In Hameln wird bald auf Grund eines Irrtums statt des ursprünglichen (1259) das Jahr 1284 angenommen und behufs grösserer Genauigkeit der 26. Juli hinzugedichtet.“ S.

Die Volkskunde im Luxemburger Land und Staatsarchitekt K. Arendt.

Wenn Referent sich in nachfolgenden Zeilen einen Hinweis auf die „Volkskunde“ im Nachbarländchen gestattet, so ist er sich wohl bewusst, eigentlich aus dem Rahmen dieser Zeitschrift herauszutreten. Allein es möge an einem Beispiele gezeigt werden, was auf diesem Gebiete geleistet werden kann, auch dann, wenn bloss die Tätigkeit eines einzelnen Mannes sich den Aufgaben der „Volkskunde“ widmet.

Staatsarchitekt Arendt in Luxemburg hatte in seiner amtlichen Eigenschaft eine lange Reihe von Jahren hindurch Gelegenheit, sein Heimatland nach allen Richtungen hin zu bereisen; und es wird sich wohl kaum eine Stätte darin befinden, die sein Fuss nicht wiederholt betreten hat. Er ist aber nicht bloss „dagewesen“, sondern er hat auch „gesehen“ und „gesammelt“.

Abgesehen von einer Anzahl in entsprechenden Zeitschriften veröffentlichter Monographien hat er im vorigen

Jahre veröffentlicht: „Das Luxemburger Land in seinen kunstgeschichtlichen Denkmälern, gr. 8°, 50 S., 100 Illustr.“ und im Anschluss daran dieses Jahr: „Porträt-Gallerie hervorragender Persönlichkeiten aus der Geschichte des Luxemburger Landes von ihren Anfängen bis zur Neuzeit. Mit biographischen Notizen. gr. 8°, 88 S., 82 Illustr.“

Man sieht sofort, dass die beiden Werke zusammen gehören. In der Tat bieten sie in ihrer gleichförmigen vornehmen äusseren Ausstattung und in ihrer edlen populären Darstellung für weitere Kreise die Grundlage zur Erkenntnis der Luxemburger Vergangenheit, eine Grundlage, um die manche andren Gegenden unsre Nachbarn beneiden dürfen. In dem ersten Werke sind die kunstgeschichtlichen Mitteilungen nach den grossen geschichtlichen Perioden geordnet: vorgeschichtliche Zeit (insbesondere keltische Denkmäler), gallo-römische, gallo-fränkische, mittelalterliche Periode (romanischer, Übergangs-, frühgotischer, spätgotischer Stil), Zeit der Renaissance. Aus allen genannten Perioden finden sich im Gebiete des Landes, resp. seiner unmittelbaren Umgebung zahlreiche Beispiele, die sorgfältig registriert, und von denen besonders chakteristische Denkwürdigkeiten in schönen und deutlichen Abbildungen vorgeführt sind. Architektur, Skulptur, Malerei, Hausgeräte usw., Kirchliches und Profanes hat seine Stelle in der Darstellung gefunden, und ein sparsamer, aber genügender Text leitet in das Verständnis ein. Besonders hervorgehoben mögen die Beschreibungen und Bilder der mittelalterlichen luxemburger Ritterburgen sein. Der Leser staunt über die Fülle des Stoffes, die sich in dem verhältnismässig kleinen Territorium aufgehäuft hat, wobei allerdings nicht vergessen werden darf, dass der Verfasser mit ausdauernder Liebe alles ihm zugängliche Material verwertet hat.

Wie der Verfasser in der kurzen Einleitung zu seinem zweiten Werke sagt, hat er für dasselbe schon vor 50 Jahren zu sammeln angefangen. Er bringt „alle bedeutenden Persönlichkeiten, die in der luxemburger Geschichte, von ihren Anfängen bis zur Neuzeit, eine Rolle gespielt“, uns nahe. „Ihre Taten und Tugenden erfüllen uns mit gerechtem Stolze

und leuchten uns als nachahmenswerte Vorbilder entgegen." Dieses ethische Moment klingt in der Tat, allerdings ohne jegliche Aufdringlichkeit, leise durch das ganze Werk. Auch hier bildet die geschichtliche Entwickelung den Rahmen. Z. B die gallo-römische Zeit bringt die Antiken entnommenen Bilder Cäsar's, Konstantin des Grossen, Helena's sowie die bekannte Trierer Elfenbeintafel. Dann folgt die fränkische Zeit mit Chlodwig an der Spitze. Von 870 ab datiert die deutsche Zeit des luxemburger Landes, die 1437 resp. 1441 von der burgundischen Zeit abgelöst ward. Mit Maximilian I. beginnt für Luxemburg die österreich-spanische Periode, die durch die erste französische Fremdherrschaft unter Ludwig XIV. auf 14 Jahre unterbrochen wurde, um alsdann in die österreich-deutsche Herrschaft überzugehen. 1794/95 trat die zweite französische Fremdherrschaft ein. Nach Napoleon's Sturz kam das Land an Holland, und seit 1890 bildet es ein selbständiges Grossherzogtum. Es ist also eine ganz interessante Vergangenheit, welche sich vor den Blicken des Lesers abrollt. In der Wahl seiner Porträts hat sich aber Arendt nicht bloss auf Staatsmänner und Krieger beschränkt — Männer und Frauen der verschiedensten Stände grüssen uns in ihren Bildern, selbstverständlich nur hervorragende Menschen.

Es gibt bekanntlich drei Arten von Bücherkritiken: 1. schlichte Mitteilung dessen, was das besprochene Werk bietet, 2. Hervorhebung der Mängel, die durch Vernachlässigung der Regeln über Wissenschaft, Kunst und Darstellung entstanden, 3. Belehrung des aufstaunenden Publikums darüber, dass der Kritiker die Sache viel, aber sehr viel besser gemacht haben würde, wenn er sie gemacht hätte. Da ich im Gebiete von 2. nichts auszusetzen finde, 3. mir aber töricht vorkam, so begnüge ich mich damit, meiner Aufgabe nach 1. genügt zu haben. Nur möchte ich noch in Anschluss an Arendt's Tätigkeit auf dem Gebiete der Volkskunde den Wunsch aussprechen: floreat sequens!

H. Laven, Pfarrer in Leiwen.

Generalversammlung des Vereins für rheinische und westfälische Volkskunde in Elberfeld am 10. Juli 1904.

In der gegen 10 Uhr durch den 1. Vorsitzenden eröffneten Vorstandssitzung wurde zunächst Herr Lehrer Zender aus Eppenberg bei Kaisersesch (Eifel) einstimmig in den Vorstand hinein kooptiert. Herr Zender hat eine kräftige Agitation für den Verein entfaltet, eine bedeutende Ortsgruppe in Kaisersesch gegründet und steht im Begriff, in der Eifel noch mehrere Ortsgruppen ins Leben zu rufen. Der Vorstand besprach dann die Tagesordnung für die nachfolgende Generalversammlung, die gegen 11 Uhr begann. Wir berichten über beide Sitzungen der Einfachheit halber gemeinsam. Herr Prof. Sartori begrüsste die Erschienenen und gab einleitend einen kurzen Jahresbericht über die Entwicklung des Vereins, die sehr erfreulich genannt werden kann. Der Verein zählt in der kurzen Zeit seines Bestehens schon 435 Mitglieder (darunter 1 lebenslängliches und 10 korporative) und steht mit 12 volkskundlichen Vereinen in Schriftenaustausch. Sogar in Russland, Dänemark und Österreich hat er Mitglieder gefunden. Die Bestrebungen des Vereins und diese Zeitschrift. in der das Hauptgewicht seiner Tätigkeit ruht, haben warme Anerkennung gefunden (z B. Kölnische Zeitung verschiedentlich, u. a. 17. 5. 04, Kölnische Volkszeitung vom 15. 7. 04, Schweizerisches Archiv der Société Suisse des Traditions Populaires 1904, Heft 2, Ravensberger Blätter, Lippische Landeszeitung usw. usw.). Betreffs der Zeitschrift wurden vom Vorstande wie von den Mitgliedern Wünsche nicht geäussert, so dass sie auf dem richtigen Wege zu sein scheint. [Es werden alle Mitglieder auch hierdurch gebeten, für die Ausbreitung der Zeitschrift tätig zu sein und Adressen solcher Personen, die sich für unsere Bestrebungen interessieren, uns mitzuteilen. Möge doch jedes einzelne Mitglied noch in diesem Jahre wenigstens ein neues Mitglied dem Vereine zuführen!] — Herr Hausmann gab einen vorläufigen Kassenbericht, von dem ein Abschluss aber noch nicht gegeben werden kann, weil das 1. Geschäftsjahr erst mit dem 31. Dezember d. J. endet. — Über Zeit und Ort der nächsten Generalversammlung soll

ein bindender Beschluss noch nicht gefasst werden; der Ort soll abwechseln, womöglich nach den Provinzen. — Der frühere Vorstand wird durch Zuruf wiedergewählt; dass Herr Zender hinzugekommen ist, haben wir schon erwähnt. — Der sächsische Verein für Volkskunde regt die Beschickung einer Ausstellung für volkstümliche Kunst in Dresden 1906 an. Mit Rücksicht auf die weitere innere Ansbildung unsers Vereins hat sich der Vorstand weitere Beschlüsse vorbehalten, was von der Versammlnng gutgeheissen wurde. — Am 6. April hat sich in Leipzig ein Verband der deutschen Vereine für Volkskunde gebildet, dem sich unser Verein am 10. Jnli anschloss. Für jedes Mitglied ist an den Verband jährlich eine Abgabe von 0,10 Mark zu entrichten, wofür aber jedes Mitglied das von dem Verbande gelieferte Korrespondenzblatt frei erhält. Unser Verein lehnte aber den Beitritt zum Gesamtverein der deutschen Geschichtsvereine (Abteilung 5, Sektion für Volkskunde) vorläufig ab. — Bezüglich der Zeitschriftenschau des hessischen Vereins für Volkskunde vgl. man den Aufruf in diesem Hefte. — Auf Anregnng des Herrn Schell will sich der Verein mit einem Gesuch um Errichtung eines sogen. Freiluftmuseums an die massgebenden Stellen wenden. Irgend ein den volkstümlichen Baustil typisch kennzeichnendes Gebäude (oder mehrere) soll danach, wie es in Schweden, Dänemark usw. schon seit langem geschehen, wenn es der fortschreitenden Kultur zum Opfer fällt, an einem öffentlichen Platze wieder errichtet werden und zum Sammeln volkstümlicher Geräte, Möbel usw. dienen. — Herr Dr. Trense-Rheydt referierte über die Notwendigkeit der Sammlung mundartlichen Materials, speziell der rheinisch-ripuarischen Mundart. Nnr wenige Wörterbücher gibt es im Rheinland, die auch nur für einige Orte ein zutreffendes Bild geben. Herr Dr. Trense bittet den Verein, an einer Sammlung alter Bücher, Zeitschriften (z. B. Fastnachtsnummern) usw., ferner an einer Bearbeitung eines umfassenden Wörterbuchs der rheinisch-ripuarischen Mundarten mitzuhelfen. Herr Dr. Trense wird übrigens an dieser Stelle noch selbst Gelegenheit haben, seine dankenswerten Pläne den Mitgliedern anseinander zu setzen und Proben seiner schon weit gediehenen Vorarbeiten zu geben.

— Mit dem Ausdruck innigsten Dankes an alle, die sich um den Verein bemüht haben, insbesondere an die beiden Schriftführer, denen die Hauptarbeit zufällt, und hoffnungsvollem Ausblick in die Zukunft wurde die Versammlung vom Vorsitzenden gegen 1 Uhr geschlossen.

K. Wehrhan.

Kaisersesch.

Bericht über die Versammlung am 28. August 1904.

Die Zahl derer, welche gewillt sind, die Worte Peter Roseggers verwirklichen zu helfen, welcher wünscht, „ . . . dass die Volksseele wieder sieghaft werde in der Welt", ist auch hier in stetem Wachsen begriffen. So konnte der Vorsitzende der diesmaligen Versammlung die erfreuliche Mitteilung machen, dass die aktive Mitgliederzahl seit der letzten Versammlung von 32 auf 48 gestiegen ist.

Als auswärtiger Gast war Herr Seminarlehrer Mueller aus Wittlich erschienen. Ausserdem hatte der Vorsitzende die Freude, Herrn Schulrat Hermans aus Kochem begrüssen zu können. Letzterer Herr, welcher Ehrenmitglied unserer jungen Ortsgruppe ist, erwiderte in herzlicher Weise die an ihn gerichteten Begrüssungsworte und wünschte dem Verein zu seinen ebenso edlen wie volksfreundlichen Bestrebungen viel Erfolg.

Der um die Gründung und bisherige Ausgestaltung des hiesigen Zweigvereins so hochverdiente Vorsitzende, Herr Lehrer Zender-Eppenberg, erfreute dann die Anwesenden durch einen lehrreichen und interessanten Vortrag. Der Referent beantwortete die Frage: „Was ist bei der Sammlung volkskundlichen Materials zu beachten". Er vermittelte seinen Zuhörern Klarheit über den zu sammelnden Stoff, die einzuschlagende Methode, die das Sammeln erleichternden Hilfsmittel und die Verwendung des gesammelten Materials. Hierauf kam der von demselben Herrn ausgearbeitete Fragebogen: „Das Kind in Aberglauben und Gebrauch in der Bürgermeisterei Kaisersesch" zur Besprechung. Die rege Beteiligung daran gab Zeugnis sowohl von dem lebhaften Interesse der Versammelten, als auch von der reichen Fülle

volkskundlichen Materials, welches unsere Gegend und die Eifel überhaupt birgt. Diese Schätze zu heben wird aber nur dem geschickten Beobachter gelingen, der mit liebevollem Gemüt unter dem Volke wandelt und in taktvoller Weise es zu belauschen versteht und zu begreifen bestrebt ist.

Nach dieser Seite hin klangen auch die zu frischem Arbeiten ermunternden Worte aus, welche der Vorsitzende am Schlusse der Versammlung an die Mitglieder richtete: Jeder Sammler und Forscher müsse bei seiner Herz und Geist bildenden Beschäftigung zur Erkenntnis der Worte Popes gelangen:

„Der Menschheit wahres Studium ist der Mensch."

Th. Ehrlich.

Bitte:

Für die Förderung der Bestrebungen unseres Vereins ist die Sammlung von Bildwerken und Zeichnungen, Photographien und anderen Darstellungen ins Auge gefasst, sofern sie Gegenstände, Personen, Trachten usw. darstellen, die ein volkskundliches Interesse für sich in Anspruch nehmen können. Eine umfassende Darstellung aller hierher gehörenden Sachen können und brauchen wir an dieser Stelle nicht zu geben, es gehören dazu bildliche Darstellungen von Gebäuden und ihren Teilen, volkstümlichen Hausgeräten und Möbeln, Trachtenbilder aller Art, Volksfeste und dergl. mehr. Wir bitten unsere verehrl. Mitglieder, in ihrem Kreise so viel als möglich zu sammeln und uns die Aufzeichnungen, Photographien, Ansichtspostkarten — die oft schönes volkstümliches Material enthalten — und was sonst noch alles erhältlich ist, freundlichst zu überlassen, damit wir eine möglichst umfassende Sammlung anlegen können Wenn jedes Mitglied nur einige Beiträge zur Sammlung liefert, haben wir schon die stattliche Anzahl von weit über 1000 Bildern.

Sendungen erbeten an den Schriftführer K. Wehrhan, Elberfeld, Arminiusstrasse 5 I.

Baedekersche Buchdruckerei, A. Martini & Grüttefien, Elberfeld.



Zeitschrift
des Vereins für
rheinische und westfälische Volkskunde.

1. Jahrgang. 1904. Viertes Heft.

Ferdinand Münch †.

Kurze Zeit nach der Vollendung seiner wissenschaftlich gründlichen und auf lebendigster Beherrschung des Stoffes ruhenden „Grammatik der ripuarisch-fränkischen Mundart", „der Frucht seines Alters", hat Schulrat Ferdinand Münch auf immer die Feder niedergelegt, und mit den fallenden Blättern ist er auf der luftigen Höhe des Kreuzberges zu Bonn in den Schoss seiner heimatlichen Erde gebettet worden. Seine verdienstvolle Arbeit auf dem Felde der Volkskunde liefert wie die † Karl Dirksens den Beweis, dass unsere Jugendbildner es als ihre vornehmste Aufgabe betrachten, mit Fleiss und Liebe an die Quellen des deutschen Volksbewusstseins zu gehen, und mit deren lebendigem Inhalt ihre erziehende Tätigkeit fruchtbringend machen wollen. Der Muttersprache, in der der Gelehrte „vor mehr als 70 Jahren die ersten Sprechversuche machte", die seiner Lehrtätigkeit Kraft und Anschaulichkeit verlieh, galt die Arbeit seiner Musse. Schon mit 16 Jahren war Münch als Lehrer tätig, zunächst in Buir als Unterlehrer, später in Kempen, nach bestandener Prüfung in Köln; 1853—1856 war er Volksschullehrer in Bergheim, nahe seinem Geburtsorte Blatzheim (s. Rhein. Geschbl. VI S. 333). Er legte sich mit Eifer auf die Fremdsprachen, kam 1856 an die höhere Schule zu Euskirchen, wo er in Französisch, Deutsch und Geschichte unterrichtete. Hier gründete er sich einen eigenen Herd, ging dann wieder nach Köln und später als Lehrer an die höhere Stadtschule zu Zülpich, deren Leiter er wurde. 1872 kam er zum dritten Male nach Köln; zuletzt wurde er Rektor des Lehrerinnenseminars in Saarburg. 22 Jahre hat er dort gewirkt und sich als Schulmann einen

ausgezeichneten Ruf erworben. Seit 1897 lebte er in Bonn und verschmähte es nicht, sich als Lernender wieder in die Reihen Jüngerer zu setzen. Für seine gewissenhafte Gründlichkeit zeugt es, dass er dort noch germanistische Kollegs über Geschichte der deutschen Sprache, ein anderes über deutsche Mundarten und ein drittes über Phonetik, „dieser für das Studium der Mundart unentbehrlichen Wissenschaft", hörte. Seine bescheidene Auffassung von seinem Können widerlegt sich durch seine Tat: der „landkölnischen Mundart" war er Meister, uns bleibt er's durch sein schönes Werk. Auch sein Abschiedswort in der Einleitung wird in Erfüllung gehen: nicht nur Beachtung und freundliche Aufnahme wird sein Buch finden, sondern es wird auch Freude machen. — Ehre seinem Andenken!

Dr. Paul Trense.

Rheinische Schilda.

Von **Dr. Jos. Müller**, Trier.

Zahlreich sind in Deutschland die Orte, an die sich die unter dem Namen „Schildbürgerstreiche"[1]) kursierenden Schwänke anknüpfen, ein Zeichen der Verbreitung und Beliebtheit der seit Abderas Zeiten gangbaren Schwankstoffe. Wer kennte nicht Schilda, Buxtehude, Krähwinkel, Schöppenstedt, Wasungen, Beckum? Wer wüsste nicht, dass Schwabenland das Böotien Deutschlands ist, berühmt durch die „sieben Schwaben" und die Schwabenstreiche?[2]) Daneben sind noch zu nennen: Teterow und Wesenberg (Mecklenburg); Polkwitz (Schlesien); Fünsingen, Schrobenhausen, Hirschau (Bayern); Winterhausen, Tripstrill, Ganslosen (Schwaben); Osterburken (Baden); Gerburg, Wangen, Geishausen (Elsass); Schwarzenborn (Hessen); Volksheim, Sausenheim, Böbingen (Rhein-

[1]) Eine Erklärung des Begriffes auf Grund historischer Herleitung versucht Christ in Picks Monatsschr. V, 642 f.

[2]) Die Aufzählung der deutschen Schilda z. T. nach Goedecke, Grdriss II². 560 f. und El. Hugo Meyer, Deutsche Volkskunde S. 337.

pfalz)[3]; Landemert, Altena (Sauerland)[3a]. Diese Liste ist noch lange nicht vollzählig, wie denn bei Goedecke ein rheinisches Schilda überhaupt nicht genannt ist. Rheinlands Humor auch in dieser Beziehung zu verdienten Ehren zu heben, dient folgende Sammlung, die zeigen soll, dass gerade im rheinischen Volke jene alten Schwankstoffe eine liebevolle Aufnahme, Verbreitung und Verarbeitung fanden, dass ein Cochem z. B. sich kühnlichst neben Schöppenstedt stellen darf.

Im Rheinischen geniessen aber Schildaruf folgende Dörfer und Städte (von S. beginnend): Wiebelskirchen, Saar-Hölzbach, Mehring a. d. Mosel, *Cochem*[4]), Welschbillig, *Dahnen*, *Daleiden*, Nattenheim, Osburg (?), *Montjoie* (und das gesamte „Monschäuer" Land), Kalterherberg, *Wiesbaum*, Gangelt, Kückhoven, *Dülken* auf der linken Rheinseite; *Leuscheid*, Much, Lieberhausen auf der rechten Rheinseite. Indem ich eine freilich noch recht lückenhafte Zusammenstellung der umgehenden Schwänke versuche, muss ich der Vollständigkeit halber sowohl bekannte Schwankstoffe berühren, als auch das schon bekannt gegebene Material, das indes nur zerstreut und oft spärlich vorliegt, mit verarbeiten; mündliche Berichte aus dem Volksmunde bilden daneben einen Grundstock der Sammlung. Bei der Wiedergabe der Schwänke suche ich möglichste Kürze zu wahren, verweise aber auf die ausführlicher erzählten, als Anhang gedruckten „Löscheder Ahschläg" (Leuscheid-Siegkreis), die Hauptlehrer Chr. Wierz, Rheydt (Sieg) auf meine Veranlassung hin sammelte. (L. A.) Im übrigen kann ich noch nicht für alle rheinische Schilda das Material vorlegen; bei Gangelt, Kückhoven, Dülken würde ich es dankbar begrüssen, wenn andere, die in der näheren Umgebung der genannten Orte wohnen, dieser Aufgabe sich unterziehen würden[5])

---

[3]) s. Bavaria. Rheinpfalz S. 304.

[3a]) Woeste. Volksanekdoten, Jb. des Vereins für Orts- und Heimatkunde im Süderlande; I, 29—35; Hagen 1882.

[4]) Die *kursiv* gedruckten Namen deuten auf eine in weitere Kreise reichende Berühmtheit der betreffenden Orte.

[5]) Ausser den oben genannten Schilda wurde mir noch Boklemünd bei Cöln und Dollendorf, Eifel, genannt; doch konnte ich nichts Einschlägiges ermitteln. Auch Heidenburg (Hunsrück) soll Schildaruf geniessen.

Die Ortsneckerei bildet stets die Grundlage der Bewahrung und Weiterbildung der Schwänke, die nach einer Lokalisierung drängten. Wie manche Dörfer einem einzigen dummen Streich ihren ewigen Spitznamen verdanken, so mag auch der Schildacharakter eines Dorfes oft genug auf einer tatsächlich begangenen Dummheit beruhen. Zahlreich sind in den rheinischen Ortsneckereien die Spitznamen „gesetsgeber, gesetskrämer, Superklugen“ (die Pündericher [Saar] jəsętskrę̨emər, die Zerwer jəsętsgeewər, die Merchinger die Superklugen; die Ürziger werden mit ihrem Rathaus geneckt, die Welschbilliger mit ihrer Universität.) Und wer wüsste nicht, dass auch heute noch im rheinischen Volksleben die Gemeindeschöffen trotz ihrer angesehenen und oft viel beneideten Stellung manchmal sich abfälliger Kritik unterziehen müssen, die nicht gerade ihre Klugheit hervorhebt! In meiner Heimat (Siebengebirge) werden sie wohl spöttisch bezeichnet mit knǫ̈ǫ̈tsər, knǫǫtsbröödər, bromsęk (knǫǫtsən = knurren), das Gemeindehaus führt den herrlichen Titel knǫǫtsəs (knǫǫtshuus). Aus dieser halb ironischen, halb neidischen Beurteilung heraus ist es wohl zu erklären, dass man Wohlgefallen findet an der Erzählung superkluger Schöffenweisheit und Dorfdummheit. Wichtig ist diese Neigung jedenfalls für die Erhaltung, Ausbildung und Umformung der Schildbürgerstreiche, deren Dichter das Volk war und noch ist.

Im Grunde genommen ist es vergebliches Bemühen, nach der Ursache zu forschen, weshalb gerade die bestimmten Dörfer und Städtchen den Schildacharakter erhalten haben. Wenn am Rhein und im wohlhabenden Flachlande, an der Mosel die Bewohner der Eifel (im hękənlande) die „klug Eifeler Bauern“ heissen und ihnen in ihrer Gesamtheit Schildbürgerstreiche zugesprochen werden[6]), wenn die Bewohner des Hunsrückens an der Mosel und der Nahe gleichfalls für dumm „verschlissen“ werden[7]), so mag dies auf deren ärmerer

[6]) So hörte ich sehr oft an der Mosel ganz allgemein mehrere Schildbürgerstreiche den Eifelern zusprechen.

[7]) An der Nahe erzählt man sich, dass eine Hunsrücker Frau die Stoppeln auf einem Getreidefelde als Zündhölzchen angesehen habe, in der Meinung, diese wüchsen dort.

Lebensführung, der grösseren Abgeschlossenheit und tatsächlicher Beschränktheit beruhen. Abgesehen von der Notwendigkeit der Lokalisierung der im Volke lebendigen Schwänke, die ohne rechten Grund aus purer Necklust erfolgen konnte, dürften doch noch bei einigen Schilda andere Gründe massgebend gewesen sein. Ist es bei Krähwinkel, Buxtehude, Schöppenstedt, Schilda die Namensform gewesen, so auch bei Kalterherberg im Rheinischen; nicht minder bei Dülken. „welches für den etymologisierenden Volkshumor mit doll = toll, dollen = tolle Streiche machen, ausdollen = austoben zusammenhängt“[8]). Dazu tritt freilich bei Dülken die in früherer Zeit berühmte Narrenakademie[9]) und manche absonderliche Gebräuche, die den Dülkenern den Beinamen „Dülkener Gęke“ eintrugen und zu der Redensart Anlass gaben: „Dii rǫǫdənęt wii dii gękə fan Dölkə“. Hier treffen also manche Umstände zusammen, die den Dülkenern Narrenstreiche zuschreiben liessen. Bei Cochem denkt Pohl[10]) gleichfalls an eine volksetymologische Neckerei. Doch liegt hier eine Erklärung, die schon Klein[11]) brachte und der auch Mieck[12]) beistimmt, viel näher.

„Zwischen den kurtrierischen Amtsstädten und den vormaligen Reichsstädten Cochheim, Boppard und Oberwesel, weil letztere immer auf ihre Reichsprivilegien pochten, bestand von jeher eine gewisse Eifersucht. Diese

---

[8]) s. Pohl, Picks Monatsschr. V, 268.

[9]) Goossens, Die Dülkener Narrenakademie oder „die erleuchtete Mondsuniversität und berittene Akademie der Künste und Wissenschaften.“ Ein Beitrag zur Geschichte des rheinischen Volkshumors. Dülken 1901. s. bes. S. 14 f.

[10]) In Picks Monatschr. V, 268. Nach ihm brachte der neckische Volkswitz den Namen Cochem in Verbindung mit „Küche“ (= Küchlein, „welches, wie auch Huhn in beschimpfender Weise einen ungeschickten, einfältigen oder dummen Menschen bezeichnet.“ M. Fuss, ebenda V. 483/84 verwirft mit Recht diese Ansicht, weist aber hin auf das jüdischdeutsche Koochem = schlau; dann möge auch die Lage des Ortes mitgewirkt haben, insofern gegenseitige Neckereien zwischen den einander gegenüberwohnenden Bewohnern der Flussufer häufig vorkommen.

[11]) Joh. Aug. Klein, Das Moseltal zw. Koblenz u. Zell; Koblenz 1851, S. 181 f.

[12]) In Picks Monatsschr. V, 484.

äusserte sich mannigfaltig, zuweilen durch die Faust, wenn ihre Bürger auf Jahrmärkten und Kirchweihen zusammentrafen und der Wein den Mut belebte; gewöhnlich aber durch jovialischen Witz. Daher die sogenannten Stückchen, welche man gegenseitig von einander erzählte"[13]. Mieck fügt mit Recht hinzu, dass sich „die Konzentration der bis in unsere Zeit hineinragenden drastischen Streiche auf einen einzelnen Ort wohl erklären lasse in derselben Weise, wie die Gruppierung allgemein verbreiteter Anekdoten um individuell gekennzeichnete Persönlichkeiten sich kundgibt."

Literarisch beeinflusst, ja aus dieser Quelle schöpfend, sind die rheinischen Schwänke sicher durch das Volksbuch von den Schildbürgern (Lalenbuch), mögen auch manche Modifikationen zu beobachten sein.

Zu dieser Bewertung des Volksbuches sind wir berechtigt, wenn wir sehen, dass manche Schwänke und Figuren auch anderer Volksbücher in den Schatz altererbter Volksliteratur eingedrungen und Heimatrecht erworben haben. Von den sieben Schwaben weiss auch heute noch jedes Kind zu erzählen, und wie bekannt ist erst die Figur des necklustigen und drolligen Till Eulenspiegel? Ja, dieses Produkt ernsten Humors niedersächsicher Erde ist tief in den Sagenschatz Rheinlands verpflanzt. Am Trierer Marktbrunnen wird eine Figur mit einem Spiegel in der Hand vom Volke als der weitbekannte und weitgereiste Till gedeutet, auf dem Schlosse Dasburg bei Daleiden sind ihm für seine Streiche Prügel zugedacht gewesen, vor denen er sich aber gerettet hat durch seine Geistesgegenwart, mit der er aus einem Weinfasse den Spund entfernte[14], zu Dahnen soll er mit

[13]) Klein a. a. O. scheint auch Boppard und Oberwesel in die Reihe der rhein. Schilda zu stellen; er erwähnt die Geschichte von den „himmelblauen Wolkenperücken, in welchen die Bopparder und Oberweseler Abgeordneten zu Cochem erschienen". Ich konnte Genaueres über dies Verhältnis nicht ermitteln; nur wurde mir mitgeteilt, dass einige anstössige Geschichten von diesen Städten im Schwange seien.

[14]) s. Schmitz, Sitten und Sagen des Eifler Volkes, Trier 1856. 858. II, 144.

seiner Mutter gehaust haben[15]; auf dem Nenerburger Markte hat er durch seine Verschlagenheit die Pferde und Esel der Diekirchener und Viandener Handelsleute vom Markte vertrieben, weshalb er in ähnlicher Weise wie auf dem Schlosse zu Dasburg vom Manderscheider Grafen gezüchtigt werden sollte[16].

Zu Schalken bei Drabenderhöhe im Bergischen soll Till, der grosse Schalk, mit seinen Eltern und einer Schwester gewohnt haben; diesem Schalk zu Ehren hat der Ort seinen Namen erhalten, und heute noch leben im Munde der dortigen Bevölkerung viele Streiche von Till[17].

Und manche der Till Eulenspiegel-Figuren, die sich die verschiedensten Gebiete Rheinlands selber geprägt haben, verdanken ihre Ausbildung dem lebendig wirkenden Volksbuche, ja manche Schwänke sind Anleihen aus ihm, mag es sich nun um den Trierer Fischers Maates oder den Mettlacher Klosterhans[18] handeln. Auch der Pfaffe vom Kalenberg hat noch manche Reminiszenzen in der rheinischen Schwanküberlieferung hinterlassen. Diese Beziehungen der Schwänke zu den Volksbüchern zu verfolgen, wäre eine interessante Aufgabe; doch verlangt sie meine Sammlung nicht. Nun zur Sache selber!

Wiebelskirchen (bei Neunkirchen im Kreise Ottweiler) erfreut sich nur noch in geringem Masse eines gewissen Schildarufes, und dies nicht in der nächsten Umgebung mehr; wenigstens erzielten mehrere Nachfragen ein negatives Resultat. Aber an der Saar, im Kreise Saarburg und Merzig, erzählt (so in Saarburg-Beurig und in Losheim) man sich, wie die Wiebelskirchener einst ihren Gemeindestier auf die Grasweide des Kirchturms hinaufzogen, wie sie zum Ersatz des erwürgten Stieres zur Ochsensaat schritten, gleichfalls, wie sie die zu eng gewordene Kirche auf Erbsen auseinander-

---

[15]) Ebenda S. 143.

[16]) Schütz, Sagenkreis der hochromantischen Eifelstadt Neuerburg; Neuerburg 1888, S. 7 ff.

[17]) O. Schell, Bergische Sagen, Elberfeld 1897, S. 385.

[18]) H. Niessen, Geschichten und Sagen des Saartales, Sarlouis 1900, S. 74–91.

zudrücken suchten. Im übrigen scheint anderer Schildastoff über Wiebelskirchen der Vergessenheit anheimgefallen zu sein.

Saar-Hölzbach hat seinen Schildacharakter der Verbindung mit der Eulenspiegelfigur des Mettlacher Klosterhans zu verdanken, wie denn vielfach die Streiche des Eulenspiegel mit den Schildbürgerstreichen zusammenwachsen und die typische Figur des (den um Rat verlegenen Gemeindeschöffen helfenden) witzigen Fremden immer wieder in den Streichen wiederkehrt. Die Geschichte, welche in Saar-Hölzbach passiert sein soll, wird auch den Wiesbaumern zugeschrieben[19]); am besten bezeichnet man sie als „den verlorenen Bescheid". „Die Hölzbacher hatten, den Plan des Abtes zu Mettlach verwerfend, nach eigenem Gutdünken den Bau einer Kirche begonnen, und da Jung und Alt sich für das hehre Werk begeisterten, so stand in wenigen Wochen der Bau fix und fertig da. Froh des eignen Werkes sassen die Hölzbacher an dem Neubau und feierten bei einem kühlen Trunke das Ereignis, als Öhmchen Tinnes, einer der Bauleiter, auf den Gedanken kam, sich eine Pfeife zu stopfen, was vor lauter Aufregung und Geschäftigkeit lange unterblieben war; er suchte hin und her, bis er sich erinnerte, dass Pfeife und Tabak in seinem Kamisol steckte, das er einmal in der Kirche niedergelegt hatte. Hurtig wollte er beides holen, fand aber zu seinem Erstaunen, dass er nirgends in die Kirche hinein konnte, da sie keine Tür hatte. Alle schüttelten ratlos die Köpfe, da meinte ein besonders Angesehener, man solle sich bei dem Abte von Metlach, der über die Verwerfung seines Planes böse sei, verdemütigen und bei ihm Rats erholen. Drei Männer begaben sich zum Abte und trugen ihre Not vor. Dieser schickte sie mit dem Troste nach Hause, er werde morgen den Klosterhans[20]) mit seinem Bescheide zu ihnen senden. Mit dem Bescheide „Ein Loch hineinbrechen und eine Tür einhangen" machte sich Klosterhans andern Morgens auf den Weg, immer die Worte vor sich hersagend,

[19]) s. H. Gierlichs, Rhein. Gesch.-Bl. VII, 28.

[20]) Hier beginnt die Verquickung des Schildbürgerstreiches mit dem Eulenspiegelstreiche, um bald aber wieder in den reinen Schildbürgerstreich überzugehen.

um sie nicht zu vergessen. Seine Aufmerksamkeit nahm aber bald ein Rudel Hirsche in Anspruch, die ihn, den Jagdliebhaber und Hundeführer bei grossen Jagden, nicht sorgfältig auf den Weg achten liessen. Da stolperte er über einen Stein und fiel der Länge nach in den Staub. Als Hans sich wieder erhoben hatte, fand er, dass er in seinem Schrecken den Bescheid verloren hatte; doch sich tröstend, dass in Hölzbach man nun selber klug in der Sache geworden wäre, schritt er wacker auf das Dorf zu. Als die Hölzbacher aber sein Missgeschick vernahmen, rief es bei allen grosse Niedergeschlagenheit hervor. Da ermannte sich der Älteste und meinte, da, wo Hans den Bescheid verloren habe, müsse er sich wiederfinden lassen. Also hin mit Pickel, Hacken und Schippen und gegraben, bis man den verlorenen Bescheid wieder hat! war die Losung. Noch deutlich sah man, an Ort und Stelle angekommen, die Spur im Staube, wo Hans gelegen. Mit aller Anstrengung fingen die Hölzbacher an zu hacken und zu schaufeln; schon tief hatte man unter Schweiss gegraben, aber nichts entdeckte man. Da traf einem der Eifrigsten ein abspringender Steinsplitter das Auge, so dass er unwillig die Pickel fallen liess und verwünschend ausrief: „Ein Donnerwetter soll doch nur einmal in das Loch da . .!“ „„Aha, ein Loooch brechen und eine Tür einhängen““, schrie da der Hans wie besessen, und alle warfen das Geschirr beiseite und jubelten laut. Nachdem so der Bescheid wiedergefunden und das Loch zugeworfen war, zog der ganze Haufen laut jauchzend unter dem Rufe: „Ein Loch dreinbrechen nnd eine Tür einhangen!“ dem Orte zu, wo man sich sogleich ans Werk gab, und bald hatte die Kirche ihre Türen“[21]). Dieser Schwank mag noch zu anderen Anekdoten Anlass gegeben haben; nnr einer ist mir indes bekannt gewordeu, in dem ein Hölzbacher als Vertreter der übrigen sich einen tollen Streich leistet: Am Fuss der „Hohen Kupp“ in Saar-Hölzbach stand einst eine kleine Hütte, das Dach war fest an den Felsen angelehnt. Einige Stellen des abschüssigen

[21]) Nach H. Niessen, Sagen und Geschichten des Saartales, S. 81 f. Brieflich teilte mir Herr Niessen mit, dass er kein Bedenken trage, Saar-Hölzbach unter die rheinischen Schilda aufzunehmen.

Felsens waren mit saftigem Grün bewachsen, das der Kuh der armen Leute als Futter diente. Täglich zog der Mann zu harter Arbeit hinaus ins Feld; eines Tages jedoch beneidete er das mildere Los seiner Frau, die zu Hause bleiben konnte und nichts anders zu tun hatte, als Suppe zu kochen und die Kuh zu füttern. Er wünschte sich auch einmal wenigstens einen guten Tag zu Hause. Die Frau war des zufrieden, ging hinaus aufs Feld, nachdem sie zuvor noch dem Manne besonders die Wartung der Kuh ans Herz gelegt hatte. Dieser aber gedachte zuerst sein Leibgericht, eine dicke Reissuppe, sich zu kochen. Rasch war das Feuer im Ofen angefacht, das Wasser aufgesetzt, da begann aber auch schon die Kuh im Stalle sich bemerkbar zu machen. „Sei nur still", wollte er eben rufen, als auch schon der Reistopf, an dem er gerade hantierte, hinunterfiel, die Körner nach allen Seiten stoben und er sich fluchend an die mühsame Arbeit des Auflesens begeben musste.

Während er noch damit beschäftigt war, fingen die zwei Schweine an zu schreien und zu toben. Schnell schüttete er den Reis in das Wasser, sprang zum Kofen, ergriff einen Besen und schlug wütend auf die Tiere ein.

Unterdessen aber war das Wasser mit dem Reis zum Kochen gekommen, war übergewallt, und der Reis lag auf der Herdplatte, unbrauchbar, als er zurückkehrte.

Unter Schimpfen und Schelten begann er seine Arbeit von neuem; aber nicht lange dauerte es, als die Kuh, lauter wie zuvor, ihr kräftiges „Muh" erhob. Um diese Plage los zu werden, führte er die Kuh an die mit Gras bewachsenen abschüssigen Stellen des Felsen über seinem Dache. Damit sie ihm aber nicht zu weit laufe, warf er die Leine, an der er sie geführt hatte, zum Schornstein hinein, ging in die Küche und band sich das Seil ums Bein.

Bald hatte er nun endlich sein Leibgericht fertig, schon hatte er den Topf beim Griff gefasst und . . . Himmel, hilf! Er verliert den Boden unter den Füssen und jagt im Galopp in die Höhe, den Kopf nach unten gerichtet. Glücklicherweise bleibt er zwischen den Schinken im Rauchfang hängen und schreit gar jämmerlich um Hilfe. Aber da eilt auch

schon die Frau herbei und ruft ihm totenblass entgegen: „Hannes, was machst du! Ist denn der Teufel in dich gefahren? Da hängt die Kuh am Felsen herunter und ist erstickt.“ Die Kuh war aber ausgeglitten, und ihr Schwergewicht hatte den Hannes, der mit ihr durch das Seil fest verbunden war, nach oben gezerrt[22][23]).

Diese Geschichte entspricht, wenn auch nicht inhaltlich, den tollen Streichen des Klosterhans zu Metlach, der auch einmal sich einen guten Tag antun wollte[24]).

Überhaupt sind noch manche Schildbürgerstückchen mit seiner Person verbunden, so, wenn die Metlacher, hoch beglückt über den Genuss von Häringen, auf den Rat des Hans beschliessen, eine ganze Menge derselben zur Vermehrung in einen Teich auszusetzen; an deren Stelle finden sie jedoch nach Verlauf eines Jahres beim Ablassen des Weihers nur einen gewaltigen Aal (Hecht) vor, der nach ihrer Meinung die Häringe verzehrt haben musste. Die Chronik berichtet, wie die Metlacher auf den Rat des Klosterhans die schreckliche Todesstrafe des Ersäufens für den Aal bestimmen[25]).

Ergötzlich ist auch die Sorge der Keuchinger[26]) (nach Niessen der Mettlacher)[27]) um einen Kuckuck, der bei ihnen ausgestorben war. Klosterhans verschaffte ihnen, angeführt von einem Witzbold, einen jungen Vogel, der ein junger Kuckuck sein sollte. Er wird wohl verwahrt und gefüttert in der Höhlung der Dorflinde; unter grossen Feierlichkeiten bei versammeltem Scheffenrat soll er im kommenden Frühjahr seiner Bestimmung übergeben werden; doch siehe, ein lustiges Kickericki erscholl, als der vermeintliche Kuckuck, seiner Haft entronnen, sich in die hohe Linde hinaufflüchtete.

Mehring, an der Mosel unweit Schweich gelegen, geniesst Schildaruf in der näheren Umgebung; die hier ver-

---

[22]) Nach mündlicher Mitteilung.

[23]) Die Saar-Hölzbacher werden mit „huurənbinəs“ geneckt, was soviel bedeutet wie „Hornkälber“ (hnurən =„Horn“, binəs „Kälber“, cf. rip. bunəs =„Schwein.“)

[24]) s. H. Niessen, a. a. O. S. 86—88.

[25]) s. H. Niessen, a. a. O. S. 90, 91.

[26]) Mündlicher Bericht.

[27]) a. a. O. S. 78 f.

zeichneten zwei Geschichten wurden mir in Schweich mitgeteilt und als allgemein bekannt bezeichnet. Es sind nicht die bekannten Schildbürgerstückchen, aber doch handeln sie von Schöffenweisheit.

Der Schöffenrat von Mehring sandte einst sein wertes Oberhaupt, den Ortsvorsteher, zur Stadt, um dort für die Dorfwage neue Gewichtsteine zu kaufen. War eine Neuanschaffung nötig, so wollte es die Sitte, dass auch neue Gemeinderäte und ein neuer Vorsteher gewählt wurden. Deshalb beschloss der Schultheiss, gleichzeitig Platzpatronen zu kaufen, um die Feier der Neuwahl durch Schiessen einzuleiten. Dieses Schiesszeug hatte aber fast gleiche Gestalt (Bomben) mit den Gewichtsteinen. Am Tage der Wahl war jedoch keiner kühn genug, die Patronen loszufeuern. Man beschloss deshalb, sie auf einen freien Platz zu legen, rundherum grosse Weinfässer zu stellen, worinnen die Gemeinderäte Platz nehmen sollten, um so gesichert aus dem Spundloch heraus mit Steinen nach den gefährlichen Objekten zu werfen und sie so zur Explosion zu bringen. Wem aber der sichere Wurf gelänge, der sollte neuer Ortsvorsteher sein. — Alle hatten schon geworfen, auch wohl einige gut getroffen, doch keinem war das Werk geglückt. Als sie schliesslich des vielen Werfens müde wurden, beschlossen sie, die Patronen in die Mosel zu werfen, um so jedes Unglück zu verhüten. Und nun zog abends das ganze Dorf mit dem Gemeinderat an der Spitze der Mosel zu und versenkte dort — die G e w i c h t s t e i n e. Denn der Ortsvorsteher hatte als Zielobjekt nicht die bombenförmigen Platzpatronen hingestellt, sondern die Gewichtsteine, da er sie, weil fast gleicher Gestalt, verwechselte. Die wirklichen Patronen (die vermeintlichen Gewichtsteine) wurden dem Ortsvorsteher zur Verwahrung übergeben. Dieser stellte sie in seiner Küche auf, nach einiger Zeit platzte eine nach der andern; da rief der Ortsvorsteher seiner Frau zu: „Greet, dę̧ę̧n ə wei Ortsvorstehə get, dę̧ę̧ bleift net lang, də gəwiichtšdę̧ę̧nə geen wei šoon kabǫt.“ (Gret, der jetzt Ortsvorsteher wird, der bleibt nicht lange, die Gewichtsteine gehen schon wieder kaput.) Er war im festen Glauben, tatsächlich die Gewichtsteine gingen in Stücken,

so dass bald eine Neuanschaffung und so auch eine Neuwahl vonnöten sei. Für den Spott aber brauchte der Ortsvorsteher mit seinen Gemeinderäten nicht zu sorgen, bald wusste man, dass man die Gewichtsteine versenkt hatte.

Die zweite Geschichte „vom roten Ärmel“ wird auch von Gondorf a. d. Mosel erzählt[28]). Die Mehringer Schöffen sassen in früherer Zeit in blutroten Talaren über Diebe und andere Verbrecher zu Gericht. Es war Sitte, dass das Urteil aus dem Rathausfenster ganz Mehring vom Schultheiss verkündet wurde, während die Schöffen in ihren roten Talaren sich hinter ihn gruppierten. Nun war seit langer Zeit keine Gerichtssitzung über einen Dieb, geschweige denn über einen Mörder gewesen; als aber eines Tages ein Dieb vors Schöffengericht gestellt wurde, da zeigte es sich, dass von all den roten Amtsröcken nur noch ein roter Ärmel vorhanden war; den Rest hatten die Motten und Mäuse zerbissen. Vor dem Rathaus aber harrte ganz Mehring des Urteilsspruches; Stunde auf Stunde zerrann, kein roter Rock zeigte sich. Drinnen im Ratszimmer aber beratschlagte man bange Stunden lang, nicht über den Dieb, sondern über den roten Ärmel. Denn ohne rote Röcke kein gültiges Urteil. Endlich fand der Schultheiss ein Mittel, wie der Kalamität abzuhelfen sei. Jeder Scheffe musste, einer nach dem andern, den Ärmel überziehen und so ans Fenster treten, so dass nur der rote Ärmel und das Gesicht dem harrenden Volke erkennbar war. Zuletzt stellte er sich in gleicher Weise vors Fenster und verkündete das Urteil. Die Mehringer aber erkannten das Urteil für gesetzmässig an, da sie überzeugt waren, dass der ganze Rat ordnungsgemäss in roten Talaren getagt habe.

Noch andere Geschichten wurden mir in Schweich angedeutet; doch konnte ich einen klaren Bericht darüber noch nicht erlangen: so wie ganz Mehring dem Feinde entgegen durch die Mosel zog, wie aber die Tapferen vor einer Karre, die aus Trier kam, Reissaus nahmen, wie sie sich vor einer Strohpuppe fürchteten, die böswillige Burschen in die Mosel geworfen. Tituliert aber werden sie „Wurstfresser“, da sie auf ihrer Kirmes sich besonders an Würsten erlaben sollen.

---

[28]) K. Hessel, Sagen und Geschichten des Moseltals. S. 158.

An der ganzen Mosel und weit landeinwärts ist der „Cochemer Weisheit“ wohl bekannt; im Liede und literarisch sind einige Cochemer Stückchen oft behandelt[29]. Floris[30]) singt von dem anmutigen Moselstädtchen in seinem Gedichte „Cochem“:

„Habt ihr das lustige Cochem geseh'n,
Die Stadt, wo die lustigen Stückchen gescheh'n?
Wo die Kühe man lässt auf den Dächern weiden,
Und der Krebs im Wasser den Tod musst erleiden?“

Bei keinem rheinischen Schilda sind denn auch so viele Stückchen im Umlauf, wie gerade von Cochem, bei keinem auch lässt sich eine Weiterbildung der Schwankdichtung mit modernerem Inhalte so gut nachweisen wie hier. Die Cochemer Schmantlecker sollen von vornherein nicht immer gerade gewachsen sein, sondern aussergewöhnlich viele bucklige Vertreter aufweisen. Will man sie hiermit necken, so erzählt man sich folgende Geschichte: Als unser Herrgott die Menschen schon erschaffen hatte, wollte der hl. Michael auch noch einen Menschen aus Lehm bilden. Er trug dem Herrgott sein Anliegen vor, der ihm dann auch gestattete, einen Menschen aus Lehm zu gestalten, er werde ihm schon Leben verleihen. Michael tat also und stellte das Lehmgebild zum Trocknen in die Sonne. Er liess es aber zu lange stehn, so dass es arg zusammenschrumpfte. Sein Ungeschick bitter beklagend, aber auch mit dem Vorsatz, nicht noch einmal sein Werk zu beginnen, wandte er sich an den Herrgott. Dieser aber sprach: „O, der ist noch gut genug für einen Cochemer.“ Und von der Zeit an sollen diese buckelig sein[31]). Es sind im übrigen die alten Geschichten von der Kuh, die das Gras auf der Stadtmauer fressen sollte, aber zu Tode

---

[29]) Joh. Aug. Klein. Das Moseltal zwischen Coblenz und Zell: Cobl. 1851; S. 181. 182. — Stramberg, Rhein. Antiq. III. 2. S. 740 f. — Rutsch, Wanderungen durch die Täler der Mosel, Ahr und Nahe. Trier 1879; S. 90. — Schmitz. Sitten und Sagen. I., 107. 108. — Trinius. Durch's Moseltal. Ein Wanderbuch; Minden. S. 84. — Carl Hessel, Sagen und Geschichten des Moseltales. Kreuznach o. J. S. 134.

[30]) Bei Heydinger, Die Eifel. Gesch., Sage. Landsch. und Volksleben im Spiegel deutscher Dichtung. Cobl. 1853; S. 271. 272.

[31]) Nach mündlichem Bericht.

gewürgt ward, als man sie hinaufzog; von der Ochsensaat (vgl. L. A. 4); von der Versenkung der Glocke zu Kriegszeiten in die Mosel, wobei man zur besseren Bewahrung der Stelle einen Kerb in den Nachen schnitt (vgl. ausführlich unter Muchl; von der Schonung des neuen Galgens, wobei man den Dieb mit einem Zehrgeld laufen liess. In Cochem ist auch der Maulwurfskrieg vor sich gegaugen[32]); nach der einen Version seien die Maulwürfe in solcher Menge aufgetreten, dass eine Hungersnot drohte; da habe man den Krieg gegen sie beschlossen, in dem 400 tote Maulwürfe und 200 Gefangene das Ergebnis gewesen seien. Keine härtere Strafe konnte man für die Unheilstifter ausfindig machen. als sie lebendig zu begrabeu. Nach der anderen Version handelt es sich um einen Maulwurf, der im städtischen Garten viel Schaden angerichtet hatte. Da der Maulwurf durch Graben gesündigt habe, so solle man ihn auch damit strafen, ihn also lebendig begraben, so lautete das Verdikt. Bei der Ausführung des Urteils indes gerieten die C. in neue Not; nach Beendigung der Beerdigung blieb eine Partie Erde übrig; man wusste nicht, wohin damit. Endlich kam einer auf den schlauen Gedanken, mau solle ein neues Loch graben und die übrige Erde hineinwerfen; dies Manöver mussten sie aber oft wiederholen, da immer Erde übrig blieb, bis sie. endlich ermüdet, die Erde forttrugen[33]). Dasselbe Unglück passierte ihnen, die nicht klug geworden, bei dem Graben eines Brunnens, wobei indes die Mühe des Grabens beträchtlich grösser war[34]) (vgl. L. A. 10). Selbstverständlich haben C. auch ihr Rathaus ohue Fenster gebaut; das beste Mittel, Licht hineinzubringen, schien der Rat eines Stadtvaters anzugeben, den Mond nämlich hinunter in einen Sack zu schiessen. Aber alle zerbrachen sich die Köpfe darüber, wie dies Werk zu verrichten sei. Ein Fremder erlösste sie aus ihrer Verlegenheit, der für eine gute Belohnung im voraus die Sache zu machen versprach. Als der Mond beinahe

[32]) s. das Gedicht „Der Cochem Weisheit“ bei Heydinger a. a. O. S. 273. 275.

[33]) Mitgeteilt von Herrn Zender.

[34]) Nach mündlicher Mitteilung.

hinter einem Berge verschwand, stellte dieser sich mit einem Gewehre hin, zielte lange und schoss ab, als der Mond endgiltig hinter dem Berge versunken war. Neben ihm aber hielt ein C. den Sack auf, schnürte ihn rasch zu, als der Schuss den Mond heruntergeholt hatte. Im Triumph wurde dieser ins Rathaus getragen, dort aus seinem Gefängnis befreit, aber -- es kam doch kein Licht herein[35]. Bei einer Belagerung C. von Cond aus, wobei die Stadt beschossen wurde, soll ein C. Bürger den Conder Schützen zugerufen haben: „Hört doch auf mit Schiessen, ihr seht doch, dass Leute hier stehen[36].“ In Kriegszeiten glaubten sie einmal, nicht besser ihre Stadtkasse bergen zu können, als sie in die Mosel zu versenken; damit ihnen aber die Stelle wohl im Gedächtnis bliebe, machten sie über dem Wasser ein Kreuz[37]. Ein andermal glaubten sie bei gleicher Gelegenheit besser zu fahren, wenn sie ihren Schatz in die Kuppel des Kirchturms verbärgen (oder die Stadtkasse an der Kirchturmspitze festbänden), in dem zuversichtlichen Glauben, kein roher Kriegsmann besässe die Schlauheit, dort den C. Schatz zu vermuten, oder gar die Kühnheit, die gefährliche Kletterpartie zu wagen. Doch siehe, als man den Schatz nach Erlösung von der Kriegsplage aus seiner luftigen Höhe herunterholte, entdeckte man nicht blinkendes Geld im Behälter, sondern einen riesigen Kuhfladen. Aber nicht ergaben sich die C. trauriger Stimmung, sondern Erstaunen über Erstaunen erfasste sie, nicht darüber, wie der Schatz verschwunden sei, sondern wie die Kuh zur Turmspitze habe gelangen können, um dort ein Andenken zu hinterlassen[38]. Auf ganz besondere Art massen die C. einst die Tiefe eines frisch gegrabenen Brunnens. Sie legten eine Leiter über die Öffnung, und nun bildete sich eine Kette aneinander hängender Männer fast bis zum Grunde.

---

[35]) Nach mündlicher Mitteilung.

[36]) Mitgeteilt von Herrn Zender.

[37]) Mündliche Mitteilung. Dass sie bei Versenkung des Schatzes einen Kerb in den Nachen geschnitten, wird auch berichtet. Doch sei der Nachen fortgeschwommen, so dass sie das Suchen aufgegeben hätten.

[38]) Nach mündlichem Bericht. Die Wiesbaumer machten dieselbe Erfahrung, als sie ihren Schatz auf die Spitze der Dorflinde flüchteten.

Da rief aber der oberste, der alle Last zu tragen hatte: „Haltet Euch einen Augenblick fest, ich muss einmal in die Hände spucken". Damit liess er auch schon los, und alle fielen in die Tiefe[39]) (vgl. L. A. 11). — Eine besondere Weisheit verrät folgendes Schöffenurteil der C. Ein Feldhüter hatte einige Zeit vor der Traubenreife eine Ziege im Weinberge getroffen, die sich an den Trauben erlabte. Vor den Richterstuhl geschleppt, handelte es sich nicht nur um die Frage einer exemplarischen Bestrafung, sondern auch darum, wie der geschädigte Besitzer wieder zu seinem Traubensafte gelange. Das Urteil wurde beiden Punkten gerecht. Man kelterte die Ziege. Als das Blut herausströmte, sagten die umstehenden C.: „sii mǫǫl, dat Lundər hǫt och nǫch ruurə (Rote) gəfręęs"[40]). — Wie sehr sie den Befehlen einer hochweisen Obrigkeit nachkamen, zeigen folgende Stückchen. Dem Bürgermeister war der Kanarienvogel entflogen, auf höheren Befehl schlossen die C. alle Stadttore, damit er nicht aus dem Weichbild der Stadt entfliege. „Einmal hatte ein Ratsherr, dem die Ortspolizei oblag, die Verordnung, dass wegen des eingetretenen Tauwetters unverzüglich aller Schnee aus den Gassen fortzukehren sei, drei Wochen lang in der Tasche seines Bratenrockes stecken lassen, und wie seine Frau das Schriftstück gefunden hat, da liess er den Befehl Hals über Kopf ausschellen. Da es aber inzwischen Frühling geworden war, so kam die Bürgerschaft in grosse Verlegenheit, wie sie den Befehl ausführen sollte. Zum Glück hatte ein neckischer Frühlingswind Dächer und Strassen über Nacht mit Kirschblüten überschüttet, und um das Ansehen des Bürgermeisters zu retten, kehrte man eifrig die Kirschblüten zusammen und fuhr sie karrenweise zur Mosel, als wär es Schnee[41])." Die C. hatten nach langem Überlegen endlich sich eine Feuerspritze zugelegt, und da sie gerade ankam, als es tags vorher gebrannt hatte, und sich alles nach der Spritze sehnte, da war der Jubel so helle, dass man

[39]) Nach mündlichem Bericht.

[40]) Nach mündlichem Bericht; s. auch Schmitz, Sitten und Sagen I. 107 (ohne den Schluss).

[41]) K. Hessel, a. a. O. S. 135

beschloss, die Spritze zu bekränzen und in feierlichem Zuge zur Stadt zu geleiten, thronend auf einem Wagen. Mit grosser Mühe hatte man die Spritze auf den Wagen gehoben, und nun begann die Fahrt; an einer abschüssigen Stelle brach der Wagen von der Last der Spritze entzwei, und diese rollte selbsttätig auf ihren eignen Rädern der Stadt zu. Da sahen die C. ein, welch vergebliche Anstrengung die Verladung der Spritze gewesen sei[42]. Auf eine ganz einfache Art beseitigten die C. einst das Defizit im städtischen Haushaltsentwurf. Anstatt zur unvermeidlichen, aber lästigen Steuererhöhung zu schreiten, strich man auf den Vorschlag eines Ratsherrn das Defizit fein säuberlich durch und schaffte es so auf die einfachste Weise gänzlich aus der Welt[43]. — Ganz modern mutet das (nach Hessel[44]) erzählte) folgende Stückchen an: Beim Bau einer Wasserleitung hatte man von dem Unternehmer verlangt, die Leitung müsse einen Druck von sieben Atmosphären aushalten. Wie aber sollte die Baukommission diesen Druck messen? Der Vorsitzende löste die schwierige Aufgabe endlich so, dass er einen grossen Blasebalg vom Gemeindeschmiede entlieh und durch zwei starke Männer so lange Luft in das Rohr pumpen liess, bis man glaubte, jetzt müsste wohl schon ein ganzes Dutzend Atmosphären hineingedrückt sein

Zu den bekanntesten Schilda der Eifel gehört Dahnen an der Our, fast an der luxemburgischen Grenze gelegen, im Kreise Prüm, dessen Streiche oder Sprünge eben deshalb auch mannigfache literarische Bearbeitung erfahren haben. Wohl zuerst hat Bormann[45]) sie freilich zu einem urkomischen Erklärungsversuche verwertet, und Schmitz[46]) verzeichnet sie in seinem Buche mit Berufung auf Bormann[47]). Ich selber

[42]) Nach mündlichem Bericht. Hessel a. a. o. S. 135 teilt eine andere Lesart mit, wonach die Spritze auch stark verletzt wurde und zur Reparatur zurück in die Fabrik geschickt werden musste.

[43]) K. Hessel, a. a. o. S. 136. 137.

[44]) Ebd. S. 137.

[45]) Bormann. Michael, Beitrag zur Geschichte der Ardennen: 2 Teile. Trier 1841 und 1842. I. 113—127.

[46]) Schmitz. Sitten und Sagen. I. 106/107.

[47]) Ausserdem Fogen. Kleine Heimatkunde. Geschichte der West-

habe mich bemüht, von Leuten aus der Umgebung von Dahnen die Schwänke zu vernehmen, und bemerkte hierbei, dass alle schon aufgezeichneten noch lebenskräftig weiter gedeihen, dazu hörte ich manche neue.

Die Dahnener haben ihren Gemeindestier auf die mit üppigem Gras bewachsene Wölbung des Gemeindebackofens hinaufgezogen unter dem ermunternden Zuruf: „Daas, daas, Vordermann daas, der Stier leckt, ä wöll noam graas". (Vgl. L. A 4). — Besondere Schwierigkeiten bereitete den D. der Mühlenbau im Urtale. Alles war in Bereitschaft gesetzt, nur fehlte noch der Mühlstein, den man schon ins Dorf gebracht hatte. Wie sollte man nun den schweren Stein den jähen Berg hinabbringen? Ein Gemeinderatsmitglied, namens Bonz, erklärte zur allgemeinen Befriedigung, der Stein sei ja rund und werde von selbst laufen, es bedürfe nur eines tüchtigen Mannes, ihn aufrecht und in gehöriger Richtung zu erhalten. Bonz wird mit der Führung betraut, er steckt durch die Öffnung in des Steines Mitte Kopf und Hals, der Stein wird angetrieben, und nun beginnt die tolle Fahrt; gewaltige Sprünge setzt es ab, so dass Bonz der Kopf abgequetscht wurde.

„Bonz önnen, Bonz uowen; Bonz hat dä kopp verloren" so erscholl der Ruf der enttäuschten Dahnener[48])[49]). — Zur Dahnener Mühle führen zwei Wege aus folgender Ursache: Beim ersten Wegebau fanden die D. eines Morgens eine grosse Schnecke, ein Ungetüm, das sie erschreckt betrachteten und vor dem sie eiligst sich ins Dorf flüchteten. Mit Heugabeln bewaffnet, kehrten sie zu mutigem Kampfe zurück. Doch, o Schrecken, das Untier streckte ihnen vier Hörner entgegen, entsetzt flohen die D., erklärten sich für besiegt und bauten einen anderen Weg zur Mühle.

---

eifel, insonderheit der Ortschaften des Amtsgerichtsbezirkes Waxweiler. 1899/1900, S. 40—44. M. Zender, Die Eifel in Sage und Dichtung. Trier 1900. S. 202—204.

[48]) Nach Zender a. a. O. S. 203.

[49]) Der oben angeführte Ausspruch ist nach Zender zu einer sprichwörtlichen Redensart geworden. Wenn jemand zu Fall gekommen, wenn irgend eine Rauferei stattgefunden, oder in einer Haushaltung verschwenderisch in den Tag hinein gelebt wird, dann heisst es „es ging Bonz önnen, Bonz uowen."

Nach einer von Zender a. a. O. S. 203 mitgeteilten Version erfasste den ersten Mühlknecht, der den neuen Mühlweg benutzte, vor der Schnecke ein solcher Schrecken, dass er seine Dorfgenossen alarmierte, die aber die oben vermeldete Niederlage erlitten. — Ein anderer Streich meldet davon, wie die Dahnener in einem heissen Sommer sich von einer Mückenplage zu befreien suchten. Selbst die Kirche war von Mückenschwärmen erfüllt; da gab einer den schlauen Rat, man solle die Kirche inwendig mit Sahne bestreichen, worin die Mücken ertrinken würden. Aber diese Lockspeise zog noch mehr die lästigen Tiere an. Da kam einem der gute Gedanke, einen Revolver mit in die Kirche zu nehmen, um die leidigen Mücken zu erschiessen. Als sich nun seinem Nachbarn eine recht dicke auf die Nase setzte, rief dieser ihm zu: „schiess, da sitzt eine" und bum! die Mücke, aber auch die Nase mit war weg[50]. — Einst erhob sich im Sommer zur Zeit der Kornreife ein starker Wind, so dass die Kornfelder hin und her wogten. Voll Schrecken glaubten die Dahnener, das Korn wolle ihnen fortlaufen. Guter Rat war teuer, wie man dieser Not steuern solle. Ein guter Einfall! Sie ergriffen Dreschflegel und was sonst gerade zur Hand war, zogen damit auf die Kornfelder und schlugen alles Korn nieder, so dass es nicht mehr entrinnen konnte[51].

Eine z. T. auch von den Wiesbaumern vermeldete Geschichte ist folgende[52]: Ein Hase, verwundet und von Hunden verfolgt, verirrte sich in den Ort D. Sogleich war Jung und Alt hinter ihm, um ihn einzufangen. Allein das Tier entkam glücklich, obgleich es sich gezwungen sah, seinen Weg durch einen Weiher zu nehmen. Die D. sollen aber das Entrinnen des Hasen leicht verschmerzt haben, indem sie ja nicht des Schweisses verlustig gingen; die Weiber des Ortes eilten sogleich zum Weiher und schöpften davon, indem sie sprachen: „Dä schwös as besser as dat flösch".

Eine mir mündlich mitgeteilte Version bringt diesen Schwank in Verbindung mit einer Jagdgeschichte: Einmal

[50]) Nach mündlicher Mitteilung.
[51]) Nach mündlicher Mitteilung.
[52]) s. Schmitz, Sitten und Sagen. I, 107.

war es den D. gelungen, auf einer Jagd einen lebendigen Hasen zu fangen. Man hatte schon viel von dem kostbaren Hasenbraten nnd dessen Sauce gehört; doch wusste man nicht, wie man einen solchen znbereite. Nach langer Überlegung legten sie endlich den Hasen lebendig in den heissen Bratentopf. Der aber entsprang ihnen bald mit einem Sprung durch das offene Küchenfenster ins Freie. Zum Glück für die D. lief er durch eine Jauchepfütze; denn jetzt schrieen alle mit Frende: „Jetzt kann der Hase laufen; denn wir haben wenigstens Hasensauce", nnd begierig eilten sie zur Pfütze und verteilten die vermeintliche Sance. Noch ein anderes Jagdstückchen teilt uns die Fama mit: Als die D. eines Tages auf Jagd gingen, nahmen sie einen geräucherten, rohen Schinken mit, um ihn nach des Tages Mühen zu verzehren. Im Walde angekommen, legten sie ihn in ein Laubversteck nieder nnd trennten sich. Aber bald hatte ein Hund den Schinken gefunden nnd lief auf und davon mit ihm. Einige D. suchten ihm in raschem Lauf die kostbare Beute zu entreissen; aber einer rief ihnen gelassen zu: „Gebt Euch keine Mühe, der Hund wird den Schinken schon selber zurückbringen; er weiss ja nicht, wie er zum Essen hergerichtet wird"[53]. — Ein fast allen rheinischen Schilda gemeinsamer Schwank[54]) ist die auch von den D. berichtete Auseinanderrückung der zu klein gewordenen Kirche, wobei zum besseren Rutschen und znr Unterstützung der von innen drückenden D. Tücher mit Erbsen draussen an die Aussenwände gelegt wurden, die aber ein Fremder, der sich über das sonderbare Treiben der D höchlichst belustigte, wegnahm, so dass diese, die Erbsen nicht mehr bemerkend, von nun an die Kirche für geräumig genug hielten[55]). (Vgl. L. A. 2 und 3).

Wie die D. eine schmiegsame Pappel als Steg über einen Weiher benutzten, erzählt uns der Volksmund also: Ratlos standen einige D. einst vor einem Weiher, als einer den Vorschlag machte, die Pappel umzubiegen und sie als Steg zu benntzen. Gleich schritt man zur Ausführung, indem

[53]) Nach mündlicher Mitteilung.

[54]) Von Wiebelskirchen, Nattenheim, Wiesbaum, Leuscheid berichtet.

[55]) Bormann, a. a. O. I, 121, 122.

einer bis zur Spitze hinaufkletterte, ein zweiter diesem nach, der sich an dessen Beine hing, ein dritter, der sich dem zweiten anklammerte usf. Unterdessen aber wurde der erste schon müde und rief: „Haltet fest, ich muss einmal in die Hände spautzen". Gesagt, getan; alle natürlich purzelten in den Weiher und, wie die Chronik berichtet, ertranken alle[56][57]).

Nach Bormann, Beitr. z. Gesch. der Ardennen I, 113 bestand zu seiner Zeit (1840) eine gewisse Rivalität hinsichtlich der Beheimatung der Sprünge zwischen den nahe beieinander gelegenen Dörfern Dahnen und Daleiden. Die Bewohner der nächsten und nahen Umgegend schrieben die Narrenpossen den Dahnenern zu, während weiter, bis Trier, an der Mosel, nach Luxemburg hin die Daleidener mit ins Spiel gezogen würden. Und in der Tat ist dem auch heute noch so, die Dahn. Sprüng werden, so in der weiteren Umgebung von Speicher, Kr. Bitburg, den Daleidenern zugeschrieben als den Bewohnern der grösseren Ortschaft, und H. berichtet ausschliesslich von Daleiden in den Rhein. Gesch.-Bl. VII, 94 eine gelungene Umbildung der aus dem Volksbuche „Von den sieben Schwaben" bekannten Geschichte von der Zählung der Nasen zur Feststellung der Anwesenden: „Sieben Bauern von Daleiden sassen einst zusammen. Da kam die Rede darauf, zu wievielen sie wohl wären. Um hierüber ins Klare zu kommen, riet ihnen jemand, die Nasen zu zählen. Das taten sie denn, aber jeder zählte nur sechs Nasen, da er die eigne nicht sah. Da ihnen aber das Resultat unrichtig vorkam, holte einer einen Kuhfladen. Da steckten sie nun einer nach dem andern die Nase herein und zählten dann die Löcher in dem Fladen. Deren waren es richtig sieben, wie sie es sich auch gedacht hatten, so dass sie nun beruhigt und nicht wenig stolz auf den guten Gedanken, den sie gehabt hatten, heimgingen."

[56]) Nach mündlicher Mitteilung.

[57]) Diese Kettenbildung mit dem natürlich folgenden Absturz kehrt in manchen Schwänken wieder, so tränken auf gleiche Weise die Wiesbaumer einen durstigen Weidenbaum, scheren sie eine Pappel, die Cochemer nehmen auf gleiche Weise das Mass von der Tiefe eines Brunnens, die Leuscheider ersetzen durch sie das zerrissene Brunnenseil (vgl. L. A. 11).

Die Westeifel begnügt sich indes nicht mit Dahnen und Daleiden, sondern hat auch in Nattenheim (Kr. Bitburg) sich ein drittes Schilda geschaffen. Nicht allein die Verbreitung der Dahnener Sprünge gab Anlass, auch anderen Orten Streiche anzudichten (noch mehrere Orte der Westeifel sollen wenn auch nur wenig ausgeprägtem Schildaruf verfallen sein), sondern ein besonderer Grund bot hier eine Anknüpfung.

Wie zu den Zeiten Bormann's[58]) und Schmitz's[59]), erzählt man sich auch heute noch von diesem Dorfe allerhand Zauberer-, Spuk- und Hexengeschichten, über die ich in einer besonderen Sammlung berichte. Manche dieser Geschichten tragen in sich den Keim des Schwankes, und dies mag mit dazu beigetragen haben, den Nattenheimern Schildbürgerstreiche anzudichten. Schon Bormann[60]) stellt N. mit Dahnen, Daleiden und Wiesenbach[61]) auf gleiche Stufe[62]).

In jüngerer Zeit nimmt Schütz[63]) Bezug auf die Nattenheimer Streiche und aus der Neuerburger, Bitburger, Kyllburger Gegend wurde mir der Schildacharakter N. bestätigt. So berichtet die Fama, wie die Nattenheimer den Gemeindestier mit Stricken auf eine grasbewachsene Ruine zogen, wie sie ihre Kirche ohne Tür- und Fensteröffnungen erbauten; in ihrer übergrossen Schlauheit hätten sie nun das ganze Gebäude niedergerissen, den Bau von neuem begonnen, dabei aber mit der Türe zuerst angefangen und Fensteröffnungen von verschiedener Grösse angebracht, wodurch die verschiedene Vermögenslage der am Bau beteiligten Familien angezeigt

[58]) Bormann, a. a. O. II. 131.

[59]) Schmitz, a. a. O. II. 53.

[60]) Bormann, a. a. O. II, 130.

[61]) Bei St. Vieth liegt ein Wiesenbach, worüber ich aber nichts Näheres ermitteln konnte. Hat Bormann Wiesbaum gemeint? Hoffentlich geben diese Zeilen Anlass zur Aufklärung.

[62]) Anfangs wurde ich an der Nachricht Bormanns irre, da vielfache Erkundigung bei Nattenheimern selbst negatives Resultat ergab.

[63]) Schütz, Sagenkreis der hochromantischen Eifelstadt Neuerburg, S. 7; auch brieflich bestätigte mir der Verf., Prof. Schütz, Cöln, den Schildacharakter N.

werden sollte. Auch wird von ihnen berichtet, wie sie ihre zu klein gewordene Kirche auseinanderdeiten (-drückten)[64].

In der Gegend von Speicher hörte ich auch Osburg im Landkr. Trier Schildbürgerstreiche nachsagen, so die Geschichte von der Kuhweide und der Ochsensaat. Doch scheint Osburg nicht allgemein Schildaruf zu geniessen.

In den Aachener Landen und im Flachlande (Düren, Jülich, Erkelenz usf.) sind besonders die Monschäuer[65]) (Montjoie), nicht nur die Bewohner der Stadt Montjoie, sondern auch des ganzen Montjoier Landes wegen ihrer angeblichen Dummheit weit und breit verschrieen; „suu bǫt wii ən monšǫ̈uər“ (bǫt = dumm) ist eine stehende Redensart; man nennt die „dummen Monschäuer“ „Heu- und Kartoffelfresser“ in Anspielung auf die Haupttätigkeit ihres landwirtschaftlichen Betriebes; man sagt von ihnen, sie öffneten, wie Hund und Katzen, die Augen erst mit acht Tagen, um so ihre Inferiorität zu illustrieren. Manche Anekdoten kursieren im Volksmunde über den Glauben an die Dummheit der M. So wurde einst ein Monschäuer von einem harmlosen Bewohner des Jülicher Landes gefragt, ob es wahr sei, dass der M. erst mit acht Tagen die Augen aufmache. Dieser antwortete: „Jǫǫ, da's woar, wann hę̄ə sə dan ęvər opmaat, da sit hę̄ə souəm (so einem) nedərlęŋkšən esəl dörəch ən eeche düüər op ət fel“[66]). — Eine Frau im Flachlande hatte soviel Seltsames über die M. schon gehört, dass sie mehrfach den Wunsch äusserte, einmal einen leibhaftigen Monschäuer zu sehen. Eines Tages bietet ein Händler aus dem Monschäuerlande in ihrem Hause seine Waren an, während die Frau

[64]) Alles nach mündlicher Mitteilung.

[65]) Mit dankenswerter Bereitwilligkeit und Sachkenntnis zeichnete mir Herr Hauptlehrer Kesternich. Kalterherberg, die M. Streiche auf, so dass alle Nachrichten über M. ihm zu verdanken sind. Wie er mir schrieb, sind noch manch andere Schwänke über M. im Umlauf ausser den hier aufgezeichneten. Ich richte hier an Herrn Kesternich die Bitte, diese volkstümliche Schwankdichtung in weiterer Ausführung für unsere Leser zu bearbeiten. — In den Rhein. Gesch.-Bl. VII. 213, 214 macht H. auf die Monsch. Stücklein aufmerksam und berichtet deren zwei.

[66]) In anderer Einkleidung ähnlich von H. Gierlichs. Rhein. Gesch.-Bl. VII, 346 berichtet.

eben auf dem Söller beschäftigt war. Sie wird von ihrem Manne mit den Worten angerufen: „Treŋkχᵊ, kom ents ᵊraf, et is nᵊ Monšöüᵊr dǫǫ.“ Die Frau antwortet: „Doon ᵊn ękᵊr (nur) ᵊn dᵊr štal on węrᵊp ᵊm ᵊ jᵊböŋkχᵊ (Gebund) hǫ̈ü daar, iχ kon ᵊn štrak (sofort) ens kikᵊ.“ Der Name „Heufresser“ hatte sie zu den Worten verleitet[67]).

Von den Monschäuern sind nicht nur die bekannten Schildbürgerstreiche im Schwange, wie die Weide auf dem Kirchturm, die Ausbrütung der Eselseier, sondern, was noch wertvoller ist, die Schwankdichtung beschäftigt sich hier mit lokalen Stoffen unter lokaler Anpassung, weshalb besonders diese, von Herrn Hauptlehrer Kesternich mitgeteilten Schwänke hier wiedergegeben seien: Ein Monschäuer geht nach Aachen und hat nach Art der Eifeler Bauern den Regenschirm schräg an einer Schnur überm Rücken hängen. Als er das enge Stadttörchen passieren will, kann er nicht durch, weil der lange Schirmstock sich gegen das niedrige „Pǫ̈ǫrtsχᵊ“ (Pforte) stemmt. Nach mehrmaligem vergeblichen Versuchen, durchzukommen, erkennt das Bäuerlein, dass der Schirmstock zu lang ist, geht acht Stunden Weges zurück und schneidet ein Stück davon ab, um wieder den Weg nach Aachen anzutreten. — Ein Monschäuer liegt im Sterben. Seine Frau beklagt ihn und sagt: „Bęęrtᵊs (Bartholomäus), saax mᵊr ęvᵊr nǫx ᵊ söös wǫǫrt, eh dᵊ sterfs.“ Und Bärthes hauchte mit letzter Kraft: „Honnig“. Viele der volkstümlichen Schwänke enthalten eine derbe Komik; vor heiligen Gegenständen und vor sittlichen Defekten schreckt sie nicht zurück. Unvollkommen würde die Kenntnis der volkstümlichen Derbheit und Schwankdichtung sein, würde man sie ans falscher Prüderie verschweigen, die für eine Zeitschr. f. Volkskunde überdies nicht angebracht ist. Deshalb möge auch folgender derber Schwank hier seine Stelle finden: Ein blöder Monschäuer heiratet und wird nach drei Monaten von seiner jungen Frau mit einem kräftigen Jungen beschenkt. Natürlich fühlte er sich von seiner Frau schändlich betrogen, da trotz allen Rechnens

---

[67]) Im Kreise Schleiden heisst es dagegen von den M.: „Met ᵊm Muuᵊnšöüᵊr kan mᵊr sebᵊ sek salts eisᵊ, on da kent mᵊr en noch net. (s. Gierlichs, Rhein. Gesch.-Bl. VII, 346).

die neun Monate, wie er doch von seiner Mutter gehört hatte, nicht herauskommen wollten. Pitter läuft voller Entrüstung zum Pastor und verlangt, dass dieser ihn von seiner falschen Frau trenne, die ihn betrogen habe. Der Pastor sucht den polternden Mann mit allerlei Vernunftgründen zu trösten und zu beschwichtigen. Als ihm das aber nicht gelang, nahm er seine Zuflucht zu einer List, und folgendes Zwiegespräch entwickelt sich.

Pastor: Ja, nun hör einmal, Pitter, wie lange bist du denn verheiratet?

Pitter: drei Mǫnt, Hẹr Pastuuər.

Pastor: Ja, Pitter, dann rechne doch einmal, das stimmt doch. Du hast deine Frau drei Monate, deine Frau hat dich drei Monate, und ihr beide habt Euch zusammen drei Monate geheiratet, macht also zusammen neun Monate.

Pitter: Jesəs nǫch, fərtseit mər də söŋkt (Sünde), ich han dẹm ẹrmən diiər ourẹẹt jədon.

H.[68]) teilt noch folgende beiden Schwänke mit: „Ein Monschäuer wollte heiraten. Als nun der Hochzeitszug zum Altar gekommen war, war unten in der Kirche ein Mädchen, dem er früher die Ehe versprochen, das er dann aber sitzen gelassen hatte, ganz erbärmlich am Schluchzen und am Weinen. Dem M. war das unangenehm, und so rief er der Verlassenen tröstend zu: „Stel, stel! en də heligə kerəch! Wẹẹ mich nit krit, weet am bẹstə faarə!“

Ein anderer Monschäuer, der wie toll drauf losfuhr, warf schliesslich um und fiel in den Chausseegraben. Entschuldigend sagte er: „Ech mos dər moodə nǫǫ faarə, on wẹn ich halts on been dərbei brẹche.“

Aber auch die Monschäuer selber haben sich als Entgelt in ihrem eignen Lande ein Schilda ausgesucht, dem sie alles das nachsagen, was ihnen in die Schuhe geschoben wird: es ist Kalterherberg[69]) in der Nähe Montjoies, dessen Namensform wohl Anlass zu seinem Schildacharakter gegeben

[68]) H. in den Rhein. Gesch.-Bl. VII, 213, 214.

[69]) Auf Kalterherberg wurde ich brieflich von Herrn Herm. Rehm aufmerksam gemacht.



haben wird. „Die Kalterherberger“, sagt Rehm[70]), „seien rechtschaffene und arbeitsame Leute, heiraten, wie man sagt, aber nur unter sich, weshalb manche Eigentümlichkeiten im Charakter nicht auffallen können.“ Uss[71]) dem Dorp herus hierotn höjt nett (höjt = er), on das e Glöck vörr et Dorp. Do dörch blieven de Kalderherbriger — Kalderherbriger, et blott blievt reen, on meugetwäge, dat se övver hongdert Johr noch sannd (sagen): de K. se doch en apart Volk, mer ka net lues (schlau) us hönne (ihnen) werde, on mer wees net, wie se dar gerohde se, der düvel wees, wo se her se!“ Und in der Tat zerbrechen sich besonders die Monschäuer ihre Köpfe darüber, woher die K. gekommen sind. Sie nennen ihre Nachbarn Kalmuken. Zwei Streiche, die besonders von den K. gelten ausser den oben von den Monschäuern vermeldeten, zeichnete mir Herr Hauptlehrer Kesternich auf. Die Frau eines Kaltenherbergers war krank. Der Ehemann geht zum Arzte und erklärt diesem in umständlicher Weise, dass seine Frau sehr unter mangelhaftem Stoffwechsel zu leiden habe. Der Arzt verordnet ein Pulver und stellt baldige Besserung in Aussicht. Als der Bauer draussen ist, denkt er: „Wat sal ich en dər apteek am eŋk (am Ende) nən daalər vör jẹt polvər jöwə, osə fọ̈rštər jet mər jẹẹr (gern) nə šos polvər ömәsös.“ Der Bauer geht zum Förster, erhält das gewünschte Pulver und gibt dieses seiner Frau ein. Die erhoffte Wirkung bleibt aus, im Gegenteil, am nächsten Tage ist die Frau übler und kränker. Der Bauer muss wieder zum Arzte. Der kann nicht begreifen, dass das Pulver nicht gewirkt haben soll, und sagt: „Eure Frau ist sehr stark, deshalb muss ich die Pulver verschärfen.“ Der Bauer bekommt das Rezept und geht spornstreichs zum Förster und sagt: Set esuu got on get mər nọx enə šos polvər

---

[70] Herm. Rehm, Das Hochland der Eifel, hist., topogr. und landsch. sowie in bezug auf Sage, Kultur und Volksleben geschildert. 3 Teile. Neue billige Ausgabe. Trier o. J. (Heinr. Stephanus) I, 109.

[71]) Entnommen den „Sprachdenkmälern des Montjoie'r Landes, Beiträge zur Ndfr. Dialektkunde sowie zur Gesch. des heimatlichen Volkslebens der Vergangenheit und Gegenwart“. Von Dr. H. Pauly. II. Lieferung Nr. VIII S. 80.

on da doot ər mər jẹt riipǫstə droŋər.“ Das geschieht und die Frau nimmt das verschärfte Medikament ein. Andern Tages ist sie so krank, dass der Arzt eine Untersuchung für notwendig hält. Hierbei ist der Bauer voller Unruhe, läuft zur Tür und ruft: „hẹr dǫktər, past op, dee's swẹẹr jəladə, wan ət lǫs jeet, se mər al onjlöklәχ.“ Ein anderer Schwank entbehrt nicht minder derber Komik. Wie die Schildbürger nur den zum Bürgermeister wählen wollten, der am besten reimen könne, so glaubten auch die Kalterherberger nicht besser eine Auswahl aus den Kandidaten zu treffen, als wenn sie den nähmen, der sogleich seine Frau von der Rückseite aus, besonders aber unter Berücksichtigung des „Hintern“ erkenne. Im Rathaus zu Kalterherberg versammeln sich denn die Bürgermeisterskandidaten mit ihren Ehehälften, und die Probe beginnt, von der näher zu berichten unterbleiben mag. Kurz und gut, alle erkennen ihre Frauen nicht an der Rückseite (die Vorderseite war wohlweislich gut behangen) bis auf den einen, der den Rat zu dieser Probe gegeben, sich aber natürlich vorgesehen hatte.

Weit über die Eifel hinaus ist Wiesbaum (Kr. Adenau), an der Strasse Hillesheim-Ahr gelegen, als Schilda bekannt. Schmitz[72]) gibt fünf Streiche bekannt, und jüngst hat Hub. Gierlichs[73]) sechs z. T. andere Streiche in der Mundart von Wiesbaum veröffentlicht. Die Auseinanderrückung der Kirche auf Erbsen wird auch von W. berichtet[74]), ebenso die Ochsensaat wie von Wiebelskirchen[75]), Cochem und Leuscheid (vgl. L. A. 4a), gleichfalls die bekannte Geschichte von der Ausbrütung der Eselseier[76]); gleich den Saar-Hölzbachern hatten die W. eine Kirche ohne Türöffnung erbaut, der Bischof von Trier gab ihnen den bekannten Bescheid „ə lǫuch maachen on ən düüər dren don;“ auch hier verliert der Überbringer beim Überspringen eines Grabens diesen Bescheid, und es folgt dessen bekannte Ausgrabung[77]). An diese Geschichte

[72]) Sitten und Sagen I, 102—106.
[73]) Rhein. Gesch.-Bl. VI, 27—32.
[74]) Schmitz, a. a. O. S. 103, Nr. 2; Gierlichs, a. a. O. S. 29. Nr. 3.
[75]) Gierlichs, a. a. O. S. 30, 31, Nr. 5. s. u. Wiebelskirchen.
[76]) Schmitz, a. a. O. S. 104, 105. Nr. 4.
[77]) Schmitz. a. a. O. S. 102, 103. Nr. 1; Gierlichs, a. a. O. S. 28. Nr. 1.

knüpft Gierlichs[78]) die von den Dahnenern berichtete Geschichte vom Hasenschweiss in stark veränderter Form: Wohl hatten die W. nun ein Loch in die Kirche gebrochen, aber noch keine Tür hineingehangen, so dass ein frecher Hase jede Nacht in die Kirche lief und dort „Söüerei“ machte. Die W. steckten dem Hasen sein Spiel, indem sie eine Egge vor die Türöffnung setzten, in der sich der Hase derart verfing, dass er erschreckt und seiner Sinne nicht mehr mächtig in den Dorfweiher lief, wo er ertrank. Andern Tags liess der Schultheiss ausschellen, dass der fette Hase im Weiher versoffen wäre; das Wasser wäre nun auch fett. Wenn die W. Weiber weiter Suppe kochen wollten, sollten sie sich die Brühe aus dem Weiher holen, sie brauchten dann kein Fleisch mehr dabei zu tun. Und von nun an nahmen die W. Weiber alle Mittags ihre Suppe aus dem Weiher. — Auch der von Dahnen berichtete Schwank „Bonz onge, Bonz uowen“ hat in W. eine bemerkenswerte Variation erfahren, weshalb er nach Gierlichs[79]) kurz mitgeteilt sei: Als endlich die W. eine Tür in die Kirche machen wollten, beschlossen sie, in den Wald zu ziehen, um dort massgerecht die notwendigen Hölzer zu schneiden. Als Mass diente ein Mann, namens Pontius, der zufällig gerade in das Loch in der Mauer hineinpasste. Im Walde angekommen, war bald ein grosser Baum ausgesucht, und nun musste Pontius diesen erklettern, ein anderer stieg mit hinauf, der oben P. festband. Nun sägte er die Spitze über jenem ab, stieg hinunter und sägte auch das Stück unterhalb des P. durch. Kaum aber war der Baum durchschnitten, als er mit dem festgebundenen P. zusammenstürzte und den Berg herunterrollte, an dessen Abhang er gestanden. P. blieb bei dieser schrecklichen Fahrt tot. Die W. aber schlugen die Hände über den Kopf zusammen und riefen: Ponz onge, Ponz ôeve!

Die Kettenbildung wandten die W. an, als sie einen „durstigen Weidenbaum“ tränken wollten[80]). Der alte Weidenbaum am grossen Dorfweiher krachte stets, wenn der Wind

---

[78]) a. a. O. S. 28, 29, Nr. 1.

[79]) a. a. O. S. 29, Nr. 2.

[80]) Gierlichs, a. a. O. S. 30, Nr. 4.

jagte. Nach langem Überlegen lösten die Ratsherrn dies Rätsel, indem sie erklärten, der Baum sei durstig, er müsse getränkt werden. Aber wie sollte man das Wasser bis oben in die Spitze kriegen, eine solch lange Leiter besass man nicht. Aber auch dafür wusste man Rat: Einer kletterte so hoch hinauf, wie es ging, mit der linken Hand hielt er sich am Baum fest, die andere blieb für den Wassereimer frei; es kletterten nun noch mehr hinauf, und einer hielt sich immer mit der linken Hand an dem linken Bein des Vordermannes fest. Einer, der am Weiher stand, schöpfte einen Eimer Wasser und reichte ihn dem zu unterst Hängenden, und einer nach dem andern reichte ihn höher hinauf, bis der oberste ihn erfasste und ihn über den Weidenbaum ergoss. Alle wurden natürlich klatschnass. Endlich wurde die Last dem obersten zu schwer; auf einmal rief er: „Jonge, halt ens fas, ich mous ens en de hänk speie!“ und plumps, fielen alle in den Weiher. Schmitz[81]) berichtet von den W., wie sie in gleicher Kettenbildung und mit gleichem Erfolg die Pappeln am Weiher geschoren haben; gleichfalls, wie sie nach Cochemer Rezept (s. dort) ihre Gemeindekasse auf der hohen Dorflinde in Sicherheit brachten, wie sie aber zu ihrem Erstaunen nachher einen riesigen Kuhfladen im Beutel vorfanden[82]).

Eigenartig ist auch folgende von H. Gierlichs[83]) mitgeteilte Anekdote: Da die W. kein Kruzifix in der Kirche hatten, wurde einer nach Trier zum Bischof gesandt, der um ein Kreuz bitten sollte. Zuvor aber buk die beste Köchin im Dorfe einen Haufen Waffeln, die, in ein frisch gewaschenes Sacktuch gebunden, dem Mann als Präsent für den Bischof mitgegeben wurden. In Trier trug er diesem seine Bitte vor und packte seine Waffeln aus mit den Worten: „Dr duscht se köün eise, Knosselsmärg hät se gebacke“. Der Bischof nahm das Geschenk an und befahl seinem Bedienten, dem W. ein Kruzifix zu holen. Dieser aber war ein Schelm, er steckte dem Christus eine Hummel ins Ohr. Der W. aber packte sein Kreuz auf die Schulter und trat den Rückweg

[81]) a. a. O. S. 105, Nr. 5.

[82]) Schmitz a. a. O. S. 104, Nr. 3.

[83]) a. a. O. S. 31, 32, Nr. 6.

an; er kam an einen Bach, dessen Brücke das Wasser fortgeschwemmt hatte. Ratlos stand er vor dem breiten Bache. Endlich nach langem Überlegen legt er seinen Christus über diesen, um ihn als Steg zu benutzen. Es ging aber nicht vom besten, da das Kreuz sehr schmal war; als er an die Arme kam, musste er rasten, trat aber aus Unvorsichtigkeit auf einen der Arme, so dass das Kreuz umschlug und er ins Wasser fiel. Als er sich wieder „herausgekrabbelt“ hatte. bekuckte er sich das Kruzifix und sagte: „Ich konnt mər wahl denke, dat də jet vüer hats, də hes net ömmesös emer esue gebrombt“. — Von den W. aber wollen wir scheiden. nachdem wir noch folgenden Schwank erzählt[84]).

Die W. hatten einst Schafe im Weiher gewaschen. wobei einige der Tiere im Wasser untergegangen waren. Diese sollten nun gesucht werden. Der Taucher tastet und fühlt im Wasser umher, kommt, ohne etwas zu finden, auf den Grund und schreit: „Ech sein wider!“ (Ich bin wieder, am Ende). Darauf erwidern ihm die andern: „Wider sein och schoof, bräng en erous!“ Nach anderer Lesart weidete der W. Schäfer seine Herde am Weiher, sah den Schatten der Tiere auf dem Wasserspiegel und schrie Hilfe, seine Schafe seien in den Weiher gegangen. Als die W. herbeieilten, sah man, da die Herde weggegangen war, keine Schatten mehr — und man gab sich unter demselben Erfolg, wie oben gemeldet, ans Suchen.

Much, im Siegkreise an der Strasse Siegburg-Drabenderhöh gelegen, geniesst besonders in der Siegburger Gegend Schildaruf; suu dom wii ən Müchər buuər ist eine stehende Redensart und die Nennung des Namens Much erregt stets ein mitleidiges Lächeln. Schon ihr Neckname „höüfręsər“ (Heufresser) besagt genug. Ihr liegt ein Schwank zugrunde, der freilich eine Profanierung einer hl. Sache enthält, andererseits aber auch wiederum ein Zeichen ist, wie leicht der Schwank gleich den biblischen Rätseln und den Petruslegenden selbst heiliger Gegenstände sich bemächtigt.

„Einst lebte ein Pfarrer in Much, welcher sich seiner grossen Gewalt über die Pfarreingesessenen rühmte. Er ver-

[84]) Mitgeteilt von Herrn Zender, Eppenberg.

stieg sich sogar in seinen Behauptungen soweit, dass seine Mucher auf seinen Befehl Heu fressen würden. Am nächsten Weihnachtsfeste hatte er Heu unter die Kanzel gelegt und in seiner Predigt sagte er dann, es sei das Heu, auf dem das Jesuskind in der Krippe zu Bethlehem geruht habe. Wenn sie dies essen würden, wäre ihnen der Himmel gewiss. Wirklich fanden sich nach geendigtem Gottesdienst einige Mucher, welche anfingen, das Heu zu verzehren[85])".

Nur dadurch konnte dieser Schwank entstehen, dass den Muchern grosse Dummheit nachgesagt wurde, in der sie sich auch noch andere Stückchen leisteten. Wie die Cochemer waren auch sie in einer drangvollen Kriegszeit in grosser Sorge um ihr herrliches Glockengeläut, das der nahe Feind sicherlich nicht schonen würde. Was tun? Kurz entschloss man sich, die Glocke in den bei Much befindlichen grossen Weiher zu versenken. Mit grosser Mühe wurde nun die Glocke aus dem Turme geholt und auf einen Kahn gebracht; dann fuhr man an die tiefste Stelle des Weihers und versenkte dort das kostbare Gut. Nun wollte man aber auch ein Zeichen machen, an dem man später erkennen könne, wo die Glocke liege. Nach einiger Beratung meinte einer der Männer, man müsse an der Stelle, wo die Glocke aus dem Kahn gehoben worden, einen Kerb in den Kahn schneiden. Alle stimmten bei, und nach geschehener Tat fuhr man beruhigt wieder zurück[86]).

Selbst mit dem weit berühmteren Leuscheid tritt Much in der Person seines Bürgermeisters in Verbindung; denn die Erfahrung und Klugheit der Mucher ist bis zu den Leuscheidern gedrungen, so dass sie, als sie auf keine Weise Licht in ihr Rathaus schaffen konnten, sich den Bürgermeister von Much als Ratgeber zitierten. Doch war er schlauer als alle Leuscheider zusammen: er gab den Rat, Fenster zu brechen (vgl. L. A. 8).

Manche Einzelschwänke von Schildacharakter kursieren

---

[85]) Mitgeteilt von O. Schell.

[86]) Mitgeteilt von Hauptlehrer Wierz, Rheidt (Sieg). Andere Streiche konnte ich nicht erlangen; sie mögen dem Nachtrage zugewiesen werden.

im rheinischen Volke, ohne dass die Ortschaften durch diese den allgemeinen Charakter eines Schilda erhielten. Meist sind sie bewahrt in den Ortsneckereien, auf deren Bedeutung gerade für die volkstümliche Schwankdichtung und Schwanküberlieferung hingewiesen sein mag. So kann ich folgenden Schwank in dreifacher Variation bei drei Städtchen nachweisen, Witlich, Dülken und Gangelt. Die Witlicher werden allgemein geneckt mit dem Ehrentitel sẹibrẹẹnər (Säubrenner), der in folgendem Vorfall begründet sein soll: Der Riegel am Stadttor von Witlich war von jeher aus Holz. Da wollte es das Unglück, dass gerade zur Zeit einer Belagerung dieser morsche Riegel zerfiel, da man es aus Geiz versäumt hatte. das längst erkannte Übel zu bessern. Als Ersatz steckte man eine Rübe vor das Tor. Ein Schwein aber, gemütlich seines Weges trottend, betrachtete die Rübe als gefundenes Fressen, und schnell war sie, die Schützerin der Stadt, im Magen des Borstenträgers verschwunden. Als die Feinde nun bei einem nächtlichen Versuch das Tor unverschlossen fanden, eroberten sie mit leichter Mühe das Städtchen. Nach dem Abzuge der Feinde aber beschlossen die W. schreckliche Rache an dem schuldigen Schwein und seinem ganzen Geschlechte zu nehmen[87]). An einem Tage verbrannten sie alle Schweine des Städtchens und seit dieser Zeit führen sie den Namen „sẹibrẹẹnər“[88]). Ebenso konnten die Dülkener zur Zeit einer Belagerung kein besseres Mittel finden, die Löcher im Stadttore auszuflicken, als Mohrrüben hineinzustecken. Als aber die Kühe von der Weide zurückkamen, frassen sie die Mohrrüben, und der Feind hatte nun leichtes Spiel mit der Stadt[89]). Von einer ähnlichen Bestrafung der schuldigen Rinder meldet jedoch die Chronik nichts. Die Gangelter werden mit dem Gangelter Penn verspottet. Einstmals hatten die Gangelter in einer harten Fehde mit einem Nachbarritter diesen Feind in schmähliche Flucht gejagt. Siegesstolz kehrten die G. heim, um bei frohem Gelage

[87]) Wie sie den Übeltäter entdeckt, darüber berichtet die Fama nichts.

[88]) Nach mündlicher Mitteilung.

[89]) Norrenberg, Chronik der Stadt Dülken. S. 127 Anm. 1.

den Sieg zu feiern. Wohlweislich verschlossen sie ihre Tore, doch in der allgemeinen Verwirrung war ein Penn („Pflock"), mit dem eines der Tore verschlossen wurde, abhanden gekommen. Glücklicherweise fand der schlaue Torwächter eine Möhre, die sofort an Stelle des Penn ihr Amt antreten musste. Zu den Sieg feiernden G., die freudig hinter den Weinkrügen sassen, gesellte sich bald auch der Torwächter, in dem stolzen Vertrauen, dass der Feind endgültig geschlagen sei

Nun begab es sich, dass eine Ziege, bei dem Freudentaumel nicht wohl bewahrt, gegen Abend einen Spaziergang durch die Strassen des Städtchens unternahm, hierbei an das besagte Tor kam und die Möhre als willkommene Beute betrachtete. Währenddem aber schlich sich der Feind an die Stadt, fand das Tor unverschlossen und bereitete bald den freude- und weintrunkenen Gangeltern ein blutiges Vergelt für ihren Sieg[90]). Auch hier berichtet die Chronik nichts von einer Bestrafung der schuldigen Ziege.

Ein Schwank bildet auch die Unterlage zu dem Necknamen der Bitburger „Geissenstripper" („Geissenschinder"). Nach Schannat-Bärsch „Eiflia illustrata" sollen die Bitburger ihre Stadt im dreissigjährigen Krieg gegen ein schwedisches Streifkorps verteidigt haben. Um dem Feinde Schrecken einzujagen, aber seien sie auf den Gedanken gekommen, viele Ziegen zu schlachten und die Köpfe der Tiere auf Stangen auf der Stadtmauer aufzustellen. Über den Erfolg dieses grossartigen Unternehmens weiss die Chronik nichts zu berichten, wohl aber wird erzählt, dass jenes Stückchen den Bitb. oben vermeldeten Spottnamen eingebracht habe[91]). Eine andere Version des Schwankes hat aber in mündlicher Überlieferung mehr Verbreitung gefunden[92]): den Bitb. war bei der Belagerung zu Ohren gekommen, dass der Feind die Stadt auszuhungern gedenke; und in der Tat konnten sie bald die Stadt aus Mangel an Nahrung kaum mehr halten. Da machte in der Versammlung der Stadtväter ein alter

[90]) Mitgeteilt von Hub. Gierlichs in den Rhein. Gesch.-Bl. VII. 124. 125 „Gangelter Penn".

[91]) s. Rehm. Die Westeifel S. 59/60.

[92]) Nach mündlicher Mitteilung.

buckliger Schneidermeister den Vorschlag, ihn, seine Gesellen und andere junge Leute in die Häute der längst geschlachteten Ziegen einzunähen. Sie wollten dann unter Meckern auf der Stadtmauer herumspringen und so den Feind glauben machen, es sei noch Schlachtvieh in Hülle und Fülle vorhanden, so dass sie die Belagerung nur ruhig abbrechen sollten. Und so geschah es denn auch. Die Chronik berichtet, dass der Feind wirklich abgezogen sei, überzeugt von der Unmöglichkeit, Bitb. aushungern zu können.

In einem Nachtrage gedenke ich das Material, das mir noch bekannt wird, zu veröffentlichen. Im übrigen möge diese Sammlung die Vereinsgenossen anregen, auf das Gebiet der Schwankdichtung ihre Aufmerksamkeit zu richten.

Leuscheider Aaschlääg.

Von **Christ. Wierz**, Rheydt (Sieg).

Leuscheid liegt an den nördlichen Ausläufen des Westerwaldes und zwar da, wo die Sieg oberhalb Eitorf durch ihre Krümmung das grosse Viereck bildet. Die Kirchengemeinde Leuscheid besteht aus 24 kleinen Ortschaften. Das Kirchdorf Leuscheid ist ebenfalls klein und sehr unregelmässig angelegt. Es besitzt eine kleine katholische und eine grosse, alte evangelische Kirche. Die Bewohner von Leuscheid betreiben grösstenteils Ackerbau. Sie sind fleissig und sparsam, dabei freundlich, leicht zum Scherzen aufgelegt und sehr gefällig.

Die törichten Streiche und Handlungen, die man in weiten Kreisen den Leuscheider Bürgern nachsagt, sind bekannt unter dem Namen „Löscheder Ahschläg" (Lös̆ədər aašlęçχ). Hat jemand irgend eine törichte Handlung vollbracht, so heisst es: „Das sind Löscheder Ahschläg". Von einem, der nicht ganz klar im Kopfe ist, so dass man ihm törichte Handlungen zutraut, sagt man: „Der ist gelösch" (wahrscheinlich von Löscheđ). Ob nun dem Umstande, dass man von Leuscheid so viele Schildbürgerstreiche erzählt, irgend eine Begebenheit zugrunde liegt, ist mir nicht bekannt. Ich habe die Leuscheider Bürger als kluge und intelligente Leute kennen

gelernt. Es ist ihnen wohl bekannt, in welchem Rufe sie stehen; sie sind darüber aber nicht ärgerlich, im Gegenteil, lachend erzählen sie selbst eine Menge der ihnen zugeschriebenen Streiche.

Nachstehend aufgezeichnete Schildbürgerstreiche sind mir mit Ausnahme des bei Nr. 10 erwähnten von Leuscheidern mitgeteilt worden.

1.

Vor vielen Jahren, als in Leuscheid die Bienenzucht in Blüte stand, geschah es eines Tages, dass der Pastor des Ortes an einem Bienenstand vorbeikam. Da kam eine Biene und stach den Pastor in die Nase. Darüber ergrimmten die Leuscheider gar sehr; sie konnten es nicht verknusen (vertragen), dass die Bienen so wenig Respekt vor ihrem Pastor hatten, und man beschloss, an den Bienen Rache zu nehmen. Mit ihrem Bürgermeister an der Spitze zogen die Leuscheider Bauern mit Sensen, Dreschflegeln, Spaten, Mistgabeln usw. bewaffnet einhellig gegen die Bienen und begannen zornesmutig auf diese loszuschlagen. Die Bienen wurden nun ebenfalls erzürnt, und eine derselben setzte sich dem Bürgermeister mitten auf die Stirne. Wie das ein Bauer sah, da schwang er seinen Flegel und — pardanz — schlug er den Bürgermeister vor die Stirne, indem er rief: „Hähr, do soss 'r ehn!"

2.

Vor Zeiten wollten sich die Leuscheider eine Kirche bauen. Dass man dazu Steine und Mörtel nötig hat, war ihnen wohl bekannt. Sie sammelten also das notwendige Material und begannen dann den Bau. Von Zeit zu Zeit sahen sie aber nach, ob die Kirche auch gross genug würde; denn es wäre doch töricht gewesen, eine Kirche zu bauen, welche die Anzahl der Gläubigen nicht fasste. Als man die Kirche ungefähr bis zu der Stelle aufgeführt hatte, wo die Decke angebracht werden sollte, da machte einer die Entdeckung, dass die Kirche zu klein wurde. Kleinliche Menschen hätten sich darüber ärgern können, nicht aber so die Leuscheider; es wurde als ein Glück angesehen, dass man den Übelstand noch rechtzeitig, d. h. vor Vollendung der Kirche, entdeckt hatte. Aber wie sollte die Sache geändert werden?

Nach einer langen Beratung machte einer den Vorschlag, man müsse die Mauern der Kirche etwas nach aussen rücken, was für die kräftigen Leuscheider doch eine Kleinigkeit sei. Dieser Vorschlag fand allgemeine Anerkennung, und man freute sich sehr, dass in der Kirche noch keine Decke war; denn wäre eine solche vorhanden gewesen, so hätte sie ja einstürzen können, wenn die Mauern auseinandergerückt wurden, und das wäre doch gefährlich gewesen. Woran sollte man aber erkennen, dass die Mauern von der Stelle gerückt und die Kirche grösser geworden sei? Da erbot sich der Metzger des Ortes, eine riesige Wurst um die Kirche zu spannen, diese müsse ja zerspringen, wenn die Mauern auseinandergerückt würden. Gesagt, getan. Der Metzger spannte die Wurst um die Kirche, die Männer aber gingen in die Kirche hinein, stemmten die Schultern wider die Mauern und begannen mit Anspannung aller Kraft wider die Mauern zu drücken. Während die Männer sich dieser anstrengenden Arbeit hingaben, kam zufällig ein Hund an der Kirche vorbei. Er schnupperte einen Augenblick an der Wurst herum, griff dann zu, und — ratsch — die Wurst war entzwei. Mittlerweile machten die Männer in der Kirche eine Pause, und einer von ihnen ging hinaus, um nach der Wurst zu schauen. Kaum hatte dieser einen Blick auf die Wurst geworfen, da schrie er aus Leibeskräften: „Es hat geholfen! Es hat geholfen! Die Wurst ist zersprungen!" Da gingen die Leuscheider zufrieden nach Hause, und von der Zeit an zweifelte keiner mehr daran, dass die Kirche gross genug sei.

3.

In Leuscheid stand die Kirche nicht ganz auf dem rechten Platze, und man hielt es für nötig, dieselbe etwas zu rücken. Viel betrug der Unterschied nicht, und da man Ellen, Fuss oder Metermass nicht kannte, hatte man ausgedüftelt (ausgeklügelt), dass die Länge eines Weckens (eine Sorte Kleingebäck) hinreichen würde, um den Platz richtig zu stellen. Man legte daher den Wecken an die eine Seite der Kirche, und nun ging die ganze Schar kräftiger Männer an die andere Seite, und im Vollbewusstsein ihrer Kraft be-

gannen sie wider die Kirche zu drücken. Auch der Schulze war dabei und half nach Kräften. Wegen der ungewohnten Arbeit aber rutschte er aus und fiel auf die Nase. „Halt!" rief er da, „das muss geholfen haben! Nachtwächter, geh und sieh einmal nach." Der Nachtwächter ging auf die andere Seite und brachte die freudige Nachricht zurück, man könne von dem Wecken nichts mehr sehen (ein Hund hatte ihn geholt). Ganz zufrieden aber gingen die Männer nach Hause. Und so steht die Kirche heute noch.

4.

In Leuscheid war eine alte Kirche mit einem jedenfalls ebenso alten Turme. Auf den einzelnen Absätzen des Turmes war im Laufe der Zeit in verschiedenen Mauerspalten Gras gewachsen und wucherte dort lustig weiter. Als praktische Leute, die jeden Vorteil wahrzunehmen bestrebt waren, wollten die Leuscheider dieses Gras nicht gern zugrunde gehen lassen. Es wurde daher vom verehrlichen Schöffenrat beschlossen, vom Gemeindestier, welcher zu Nutzen der ganzen Gemeinde da war, dieses Gras abfressen zu lassen. Aber die Beförderung des Tieres an den Weideplatz hatte seine Schwierigkeiten, und man wusste keinen anderen Rat, als mittels eines Seiles den Stier bis ans Gras in die Höhe zu ziehen. Einige schlugen nun vor, dem Tier das Seil an die Hörner zu binden, andere aber, und das waren die meisten, meinten, es wäre sicherer, wenn es um den Hals geschlungen würde. Der letzte Vorschlag wurde angenommen. Dem Tiere wurde nun das Seil um den Hals befestigt, und die auf dem Turm versammelte Menge begann mit aller Kraft an dem Seile zu ziehen. Als man den Stier bis zur halben Höhe gebracht hatte, liess er die Zunge heraushängen, denn alle Luft war ihm ausgegangen. Als das die auf dem Turm Versammelten sahen, riefen sie: „Seht, er streckt schon die Zunge heraus, er wittert die herrliche Mahlzeit!" Mit vereinten Kräften zogen sie dann weiter an dem Seile. Aber ach, als man das Tier endlich bis ans Gras gebracht hatte, war es tot. Allgemeines Staunen! Aber auch im Unglück verzagten die Leuscheider nicht. Ein neuer Beschluss ging dahin, den Stier

ganz behutsam hinabzulassen, ihn unten in Stücke zu hacken, und diese in das Gras der Wiese zu säen, um dadurch neues Vieh zu bekommen. Nachdem dies geschehen war, durfte keiner das neue Saatfeld betreten, nur der Schulze sollte nach acht Tagen hingehen und nachsehen. Und so ging denn das Gemeindeoberhaupt nach acht Tagen dorthin und fand — eine Menge roter Schnecken. Voll Freude lief er nach Haus, rief den Schöffenrat zusammen und verkündete, dass schon viele junge Ochsen da wären, man könne schon die Hörner an ihnen sehen. Staunend eilte darauf der ganze Rat auf die Wiese. Aber nun hatten sich die Schnecken wegen der höher gestiegenen Sonne verkrochen und waren nicht mehr zu sehen. Man glaubte nun, das junge, hirtenlose Vieh sei entsprungen; aber schliesslich tröstete man sich und sagte: „Auch nicht schlimm, wir haben eigentlich doch nur einen Ochsen verloren und deren haben wir noch genug."

5.

In Leuscheid herrschte einmal eine lange Trockenheit, der erwünschte Regen schien sich nicht einstellen zu wollen. Da kam den Leuscheider Bürgern zur Kenntnis, in Bonn könne man ein Gewitter kaufen. Darauf versahen sie ihren Schulzen mit Geld und schickten ihn nach Bonn, um für Leuscheid ein Gewitter zu holen. Als der Schulze Pützchen erreicht hatte, war er müde und hielt in einem Gasthause kurze Rast. Bei dieser Gelegenheit erzählte er dem Wirte Ziel und Zweck seiner Reise. „Ach," sagte da der Wirt, „um ein Gewitter zu kaufen, braucht Ihr nicht bis Bonn zu gehen, das könnt Ihr bei mir haben." Der Schulze war darüber sehr erfreut, er fragte nach dem Preise und erhandelte schliesslich ein Gewitter für 10 Taler. Darauf ging der Wirt hinaus, fing eine Hummel, tat diese in eine Schachtel und gab sie dem Schulzen, indem er sagte, er (der Schulze) solle machen, dass er rasch nach Haus käme, es gäbe ganz plumpen Regen, man könne in der Schachtel schon das Rauschen des Regens hören. Der Schulze hielt die Schachtel ans Ohr, vernahm darin wirklich ein eigentümliches Geräusch und glaubte nun fest an Regen. Eiligst machte er sich auf

den Heimweg voll Freude darüber, dass das gekaufte Gewitter den ersehnten Regen in so reichem Masse bringen sollte. Unterwegs aber hätte er gar zu gerne gewusst, wie ein Gewitter in der Nähe aussähe. Er öffnete daher ganz behutsam die Schachtel, um hinein zu sehen. Sobald aber die Hummel die Öffnung bemerkte, kam sie eiligst aus der Schachtel und flog summend durch die Lüfte davon. Der Schulze aber meinte, es sei das Gewitter, und rief so laut er konnte: „Öwer Lösched, öwer Lösched! Ech hen zehn Daler für dech bezählt!" (Über Leuscheid, über Leuscheid! Ich hab' zehn Taler für dich bezahlt!)

6.

Der Bürgermeister von Leuscheid kam einmal nach Cöln und sah auf dem Altenmarkt einen grossen Riesenkürbis. Da ihm dies eine unbekannte Erscheinung war, fragte er einen Studenten, der zufällig da stand, was das wäre. Der Student sagte, das wäre ein Pferdeei, wenn das richtig ausgebrütet würde, bekäme man ein schönes Füllen; das Ausbrüten aber habe seine Schwierigkeiten, an dem Abhange eines möglichst steilen Berges müsse man drei Wochen lang auf diesem Ei sitzen. Der Bürgermeister war ein grosser Pferdeliebhaber und wollte sich die Gelegenheit nicht entgehen lassen, bald ein schönes Füllen zu bekommen. Er kaufte daher für vieles Geld das vermeintliche Pferdeei, brachte es mühsam nach Hause, wählte an einem Abhange eine passende Stelle aus und gab sich dem Brutgeschäft hin, indem er sich auf den Kürbis setzte. Mit grosser Geduld hielt er aus Tag und Nacht, liess sich Essen bringen und sich überhaupt durch nichts stören. Der ungewohnte Sitz wurde ihm aber schliesslich sehr unbequem; er erhob sich deshalb, um sich etwas besser zu setzen. Dabei aber geriet der Kürbis ins Rollen und lief den Berg hinunter. Der Bürgermeister lief ihm nach, um sein Ei wieder zu holen. Da sprang plötzlich ein Hase, welcher durch den Kürbis aufgeschreckt worden war, eiligst davon. Der Bürgermeister aber dachte, es wäre das Füllen aus seinem Pferdeei, und rief: „Hans da, Hans da, kennst du deng Moder (Mutter) net mich!"

7.

Ein Stückchen in Leuscheider Mundart.

Em Löscbed (auch „Löschend") do rähnt et ehs en lang Zitt en eh Stöck, on wu-er de Löck bang, et mög alles verderwen. Do komen se ehs zosammen on wollten ehs sehn, op do necks chähnt (gegen) wär zo maachen. Se berehten hi-en on her, wossten awer chehne Rot. No wor 'n aler Mann em Doref, ob dem se Woord wn-er ömmer vi-el geāch. Dem scheckten se Bescheed, he mög es ku-en; on we der kom, wu-er he öm senge Rot gefrog. Lang Zitt schweg he chanz stell on sog für sech nedder. Schliesslich soht he: „Loss mer ehs āch Dag warden, da welle mehr ehs wedder dröm schwäzen." We de āch Dag eröm woren, komen se wedder zosammen, et hat awer noch ömmer cherähnt. De chanze Chesellschaff sog den Aalen ähn, wat de wähl säge wü-er. Lang schweg he wedder stell, dann soht he: „Wesst ü-er watt, mer wellen et losse rähnen." On von der Zitt ähn lossen et de Löschedder rähne.

8.

In Leuscheid wurde einmal ein nenes Gemeindehaus gebaut. Anfangs ging die Sache gut; als man aber das Dach aufgelegt hatte, da war es zum Staunen aller ganz dunkel im Hanse geworden, — man hatte nämlich die Fenster vergessen. Was nun? Der Gemeinderat kam zusammen, um über die Sache zu beraten, und einer der Herren meinte, man müsse die Tür öffnen und den Sonnenschein einlassen. Das geschah, und siehe da, es war hell im Gemeindehaus. Als man aber die Tür schloss, war das Licht wieder verschwunden. Jetzt trat ein anderer vor und sprach: „Ich soll es wohl hell bringen." Dann nahm er eine Hacke und einen Sack, suchte auf dem Felde eine Stelle, wohin die Sonne besonders kräftig schien, und fing an, den Boden aufzuhacken und in den Sack zu scharren. Als der Sack voll war, band er ihn rasch und fest zu, um das Entweichen des Lichtes, das nach seiner Ansicht in der trockenen Erde aufgespeichert war, zu verhüten; mit Mühe schleppte er dann den Sack fort und schüttete ihn im Gemeindehause aus. Polternd fielen

die Erdschollen aus dem Sack; aber hell wurde es im Gemeindehaus nicht. Nun kam der Klügste. Der stellte im Sonnenschein eine Falle auf und wollte das Licht mit List fangen. Aber auch das half nicht Schliesslich wusste niemand mehr Rat, und man war gezwungen, um Licht zu bekommen, das Dach wieder abzudecken. Das ging nun für den Sommer; als aber der Winter kam, war wegen des Unwetters ein Verweilen im Gemeindehaus nicht mehr möglich. Der Gemeinderat kam wieder zusammen und sann vergeblich auf Abhilfe. Endlich sagte der Bürgermeister: „Ich habe einen Amtskollegen in Much, der hat sehr viel Verstand, den will ich durch ein Fuhrwerk herbeiholen lassen; vielleicht wird uns dann geholfen.“ Der Bürgermeister von Much kam in eigner Person nach Leuscheid; mit Kennermiene betrachtete er lange den Bau und entdeckte endlich das Fehlen der Fenster. Da gab er den Rat, man solle Fenster am Gemeindehaus anbringen, wahrscheinlich würde es dann in demselben hell werden. Die Leuscheider versuchten es und brachten Fenster an, und siehe da, es hatte geholfen, das ersehnte Licht war im Gemeindehaus. Da erkannten alle, dass das Licht durch die Fenster ins Haus gekommen war. Der Bürgermeister aber erliess eine strenge Polizeiverordnung, dass künftig an jedem Neubau, der zu Wohnzwecken dienen sollte, Fenster anzubringen seien. Ob diese Verordnung jetzt noch in Kraft ist, ist nicht bekannt; sicher aber ist, dass noch heutigen Tages in Leuscheid an jedem Wohnhause zur Beschaffung des nötigen Lichtes Fenster angebracht werden.

9.

Bei einem Neubau in Leuscheid geschah es, dass ein Gerüst, auf dem zwei Maurer beschäftigt waren, zusammenbrach und die beiden Arbeiter in die Tiefe stürzten. Der eine war ohne Schaden davongekommen, der andere aber lag ohnmächtig da und blutete stark aus einer Wunde an der Stirne. Man legte den Verwundeten in gerader Richtung mit etwas erhöhtem Kopfe und liess ihn so ruhig liegen in der Erwartung, dass er bald zur Besinnung kommen und wieder aufstehen würde. Der aber blieb regungslos und wie

tot liegen. Da wurden die anderen doch etwas besorgt und sie berieten, wie zu helfen sei. Einem von ihnen aber war bekannt, dass Branntwein auf den ohnmächtig Daliegenden stets eine grosse Wirkung ausgeübt hatte. Er meinte deshalb: „Wenn dem Ohnmächtigen etwas helfen wird, so ist es gewiss Branntwein, wir wollen ihm davon etwas in die Wunde giessen.“ Das geschah nun auch. Da aber der Kopf des Verwundeten hoch lag, lief ihm von dem Branntwein etwas das Gesicht hinunter und kam in den Mund. Der Erfolg war gegen alle Erwartung. Denn der Verwundete verzog sofort den Mund bis ans Ohr, damit kein Tropfen vorbeilaufen sollte, und rief: „Schött, schött, schött!“ (Schüttet.) Er hatte also die Besinnung wiedererlangt.

10.

Vor langer Zeit gruben sich die Leuscheider einen Brunnen. Als dieser fertig war, wurde darüber beraten, was mit der Erde gemacht werden sollte, die sich durch das Graben des Brunnens angesammelt hatte. Es wurden mancherlei Vorschläge gemacht, aber alle wieder verworfen, da keiner die Erde auf seinem Grundstück haben wollte. Schliesslich meinte einer, der sich bisher wenig an der Beratung beteiligt hatte, man müsse ein tiefes Loch machen und in dieses die Erde vergraben. Die Vortrefflichkeit dieses Vorschlages leuchtete allen sofort ein, und einer schämte sich vor dem andern, dass er nicht selbst auf diesen Gedanken gekommen war. Mit vieler Mühe wurde eine neue tiefe Grube gemacht und in diese die Brunnenerde versenkt. Aber jetzt lag die aus der Grube geholte Erde da. Was sollte nun damit gemacht werden? Es wurde wieder beraten und beschlossen, diese Erde wolle man ruhig liegen lassen; denn man könne sich doch nicht am Graben halten.

11.

In Leuscheid befand sich früher ein Brunnen mit einem Wellenrad. Um die Welle schlang sich ein Seil, an dessen Ende ein Eimer hing. Nun geschah es eines Tages, dass das Seil riss und der Eimer in die Tiefe stürzte. Darüber herrschte anfangs grosse Bestürzung, denn ohne Eimer liess sich ja

kein Wasser aus dem Brunnen ziehen. Einstimmig war man der Ansicht, der Eimer müsse wieder aus dem Brunnen geholt werden; aber wie war das zu machen? Es wurde nun eine Beratung abgehalten und in derselben der Vorschlag gemacht, einer der Männer solle sich mit den Händen an die Welle hängen, ein anderer an dessen Füsse, ein dritter an des zweiten Füsse und so fort, bis der letzte den Eimer fassen könne. Dieser Vorschlag fand allgemeine Zustimmung, und sogleich begab man sich zum Brunnen, um den Plan zur Ausführung zu bringen, Der erste umklammerte also mit den Händen die Welle, der zweite hängte sich an dessen Füsse, der dritte hielt sich an den Füssen des zweiten usw. Schliesslich wurde dem ersten die Last doch etwas schwer, seine Hände fingen an zu rutschen. Da rief er den andern zu: „Haltet gut fest, ich muss mal in die Hände spucken!“ Dann liess er seine Hände los, um sie durch Speichel etwas anzufeuchten, und — die ganze Kette der Männer purzelte hinab in den Brunnen.

12.

Wie die Leuscheider einen Schatz aus dem Brunnen heben wollten.

Nun lasst uns den Schatz aus dem Brunnen heben.
Und setzten wir dran gar Leib und Leben.
Man legt einen Balken über den Rand,
Da hängt sich der erste dran mit der Hand.
Der zweite der rutscht aufs allerbest
Und hält an des ersten Füsse sich fest.
So hängen sie da wie Klett an Klette,
Es ist eine wundersame Kette.

Schon ist der unterst' an seinem Platz,
Schon greift er wohlgemut nach dem Schatz,
Da ruft es von oben: „Um länger zu bammeln,
Muss ich zuvor noch Kräfte mir sammeln!“
Er spuckt in die Hände, es tut einen Ruck,
Sie purzeln hinunter Stuck für Stuck.

Da könnt ihr ein Exempel dran sehen,
Es ist zu eurer Warnung geschehen.
Alle Anstrengungen von unten helfen nicht,
Wenns droben zuoberst am Halt gebricht.

13.

Die Leuscheider wollten einmal Kuchen backen. Sie machten ein tüchtiges Feuer, setzten die Pfanne auf, gossen Öl hinein und wollten anfangen zu backen. Da merkten sie, dass sie keinen Teig hatten, und — sie liessen es sein.

14.

Vor Zeiten geschah es in Leuscheid, dass ein Verbrecher zum Tode verurteilt wurde und gehängt werden sollte. Zuvor aber musste der Galgen repariert werden, und man berechnete, dass die durch die Hinrichtung entstehenden Unkosten sich auf 75 Taler belaufen würden. Es waren aber nur 60 Taler für unvorhergesehene Fälle in der Gemeindekasse vorhanden. Was war nun zu machen? Da wurde der Schöffenrat zusammengerufen, um zu beraten, woher die fehlenden 15 Taler zu nehmen seien, und der Bürgermeister schlug eine neue Steuer vor. Damit waren aber die verehrlichen Schöffen nicht einverstanden; sie meinten, es sei doch töricht, wegen eines Menschen, der nach ihrer Ansicht den Tod dreimal verdient habe, noch besondere Auslagen zu machen. Um Geld zu sparen, wurde nun beschlossen, die vorhandenen 60 Taler dem Verbrecher zu geben und ihn loszulassen, für das Geld könne er sich dann hängen lassen, wo er wolle. Und also geschah es.

Der Gruss und seine Formen in der Eifel.

Von **Jakob Zender.**

eχ bräŋᵊn ä grō̄s, än deitšə, än œ̄χtə.
frœ̄χstə: „bu häär?“ fǫm fleakə, fǫm rœ̄χtə.*)

Eine Nummer des „Eifelboten“ vom Jahre 1837 erzählt: „Die Lebensart der Eifelbewohner war vor Einführung des

*) Zur Aussprache: „ei“ getrennt (e—i) sprechen. „â“ = nach ä klingendes a. Kürzen sind unbezeichnet. ē, ō, ā, œ̄, ū = halblanges e, o, a, ä, u. Längen sind durch Verdoppelung der Vokale angedeutet (oo, aa usw.). „n̊“ ausklingendes n. ę, ǫ, ǫ̈ = offenes e, o, ö.

Kartoffelbaues ebenso einfach und kärglich, als sie es gegenwärtig noch ist. Wovon man damals lebte, wird aus der Art, in welcher die Landleute sich noch jetzt in den drei Tageszeiten begrüssen, sehr deutlich. Anstatt „guten Morgen" zu wünschen, grüsst der Eifeler den ihm begegnenden Nachbar mit der Frage: „Habt ihrn Brie geest?" d. h.: Habt ihr den Brei schon gegessen? Man genoss also ein Frühstück von Brei. Um die Mittagszeit grüsste der Vorbeigehende mit: „Es de Sopp vorbie?" d. h.: Habt ihr die Suppe schon gegessen? Von Fleisch war also nicht die Rede. Der Abendgruss ist: „Habt ihrt Mos al kriegt?" d. h.: Habt ihr das Gemüse schon gegessen?" — Wenn diese Schilderung auch stark übertreibt, indem sie uns glauben machen will, die Eifeler hätten ehemals nichts als Suppe und Gemüse genossen (vergl. Heft II dieser Zeitschrift: „Gierlichs, Das alte Eifeler Bauernhaus", S. 148), so führt sie uns doch eine Erscheinung im Eifeler Alltagsleben vor Augen, die für den Volksforscher von grossem Interesse ist.

Es scheint bislang der Fluch des Eifelbauern gewesen zu sein, dass er stets verleumdet werden musste. Aber trotz seiner viel geschmähten konservativen Sitten und Bräuche gelingt es ihm meist, die über den zurückgebliebenen Bauern schimpfenden „Zeilenschreiber" über sein inneres Wesen im Unklaren zu lassen. Was sie als Beschränktheit und Enge des Blickes bezeichnen, entpuppt sich als pietätvolles Festhalten an Althergebrachtem, dem allein der Eifeler es verdankt, dass er den über ihn dahingebrausten Stürmen standhalten und seine Scholle behaupten konnte. Das Ergebnis dieser unwandelbaren Treue gegen der Väter Erbe ist die Fülle alter Sitten und Bräuche, welche das Charakteristische der Eifeler ausmachen und sie ein mit sieben Siegeln verschlossenes Buch für den oberflächlichen Beobachter werden lassen. Wer sich aber Mühe gibt, in dem Buche zu lesen, nachdem er durch Einleben in des Volkes Ideenkreis den Schlüssel gefunden hat, der wird an erster Stelle überrascht sein über die Vertraulichkeit, welche der Eifelbauer in seinen Umgangsformen offenbart.

Mit peinlicher Gewissenhaftigkeit achtet der Eifeler

bei sich und andern auf Innehaltung des althergebrachten Begrüssungszeremoniells. Wie er es nie versäumt zu grüssen, ebenso übel vermerkt er ein Versäumnis oder auch nur Versehen eines andern in dieser Hinsicht. Nicht ohne sichtliche Erregung macht er dann seinem Ärger Luft mit den Worten: dä mots bräŋt et moul net ä mōl of. (mots — schwerfälliger, besonders redefauler Mensch; auch einer mit dickem Munde. rōzəndə mots, do də moul of! hört man häufig. mötsjə — kurze Ton- oder Holzpfeife.) Geschieht es einem Jüngern, dass er den Ältern zu grüssen vergisst, so kann er sich allemal auf die Anrede: bräŋstə də šnes net of? oder: wâs dǝ net badǝ se doon hâs? gefasst machen.

Die einzelnen Begrüssformeln sind stets nach Tageszeit, Person, Ort und Art der Arbeit verschieden und ungemein mannigfaltig. Die gebräuchlichen deutschen Grüsse: guten Tag, guten Morgen, guten Abend hört man im örtlichen Verkehr nur selten. Gebraucht man sie aber, so werden sie fast immer mit einer Frage nach dem Befinden, dem Woher oder Wohin und der Arbeit des Begrüssten verbunden. Darin liegt auch das Eigenartige des Eifelergrusses, dass man sich nicht mit dem blossen Hersagen einer bis zur Unverständlichkeit abgekürzten Höflichkeitsphrase begnügt, sondern einige wirklich von Herzen kommende Worte mit dem Gegrüssten wechselt. Der Gruss des Eifelbauern ist ein von verbindlichem Wesen und natürlicher Höflichkeit zeugender Zuruf, der nie verfehlt in dem Angerufenen das gewünschte Echo zu wecken. Der Eifeler grüsst nicht um zu grüssen, sondern weil er jeden Menschen, so lange dieser nicht selbst durch sein Verhalten eine Änderung bewirkt, als ihm gleichwertig achtet, an dem er deshalb nicht gleichgültig vorübergehen kann.

Der in der frühen Morgenstunde gebräuchliche Gruss ist: goodə morjə verbunden mit einer Frage nach dem Befinden: jōt gešlōf? oder ous gešlōf? Daran knüpft sich oft auch eine Bemerkung über das am Tage zu erwartende Wetter: hout krei mər rēn (heut gibt es Regen), də morjə seit et eavə kōmiš ous ean də loft. Nach Kaffee hört man meist: hâstə də kafə ad kriχt? — jō, dou oχ? Auf dem

Wege zur Arbeit fragt man sich gegenseitig, zu welcher Arbeit man geht: sel dər mœ̄ə jō̄n? (sollt ihr mähen gehen), fœ̄rštə œ̄jə? (fährst du an die Egge). Die Erwiderung ist: jō̄ und eine Gegenfrage: diir jiit kämə? (ihr geht Hen zusammen machen), bō̄ sel diir da hiñ? (wo sollt ihr denn hin). Während der Arbeit wiederholen sich als Gruss die gegenseitigen Fragen nach Art, Stand und Fortgang der Arbeit: sel dər kulravə wäšə? (sollt ihr Kohlrabi waschen) holts houə?, seid er em brūdbakə? (seid ihr am Brot backen), fęę tränkə? (Vieh tränken); hout šlāxt et eavə! (heut geht die Arbeit voran). Als Erwiderung folgt regelmässig: jō̄ und wenn man mit dem Grüssenden intim ist, eine Gegenfrage, z. B. wenn als Gruss die Frage voraufging: seid er em kiil sätsə (seid ihr am Pflanzen setzen (Runkelrüben): jō̄, diir wärtsə wǫl ad gəsat hân? oder diir wärt bāl rât sein? (ihr werdet bald fertig sein). Kommt man an einem Ruhenden vorbei, so fragt man: rō̄ətər âs? (ruht ihr). An einer in der Unterhaltung begriffenen Gruppe wird man nicht vorbeigehen ohne zu fragen: šprō̄ətər somət? (sprecht ihr zusammen) oder štō̄rχtər jəat? Kommt der Bursche an einem Trupp zusammenstehender Kameraden vorbei, so tritt er zu ihnen mit den Worten: sal eχ meχ tsešen eχ štęlə? (darf ich mich zu euch stellen — darf ich in eure Mitte treten). Betrachtet sich jemand etwas, so grüsst man ihn: kukstə âs em deχ? (schaust du um dich). Dem Arbeitenden hört man sehr oft zurufen: rō̄x âs! (ruhe mal), štob âs! (stopf dir mal eine Pfeife), zu Mittag bezw. Abend: maax meatdaax: bezw. maax feiərō̄mənd! Bemerkungen über das Wetter sind tags über als Gruss sehr häufig: hout eas et eavə hâs!, sal et net bāl rœ̄n jäñ? (heut ist es heiss, soll es nicht bald Regen geben).

Begegnet man jemand, so begrüsst man ihn mit einer Frage nach seinem Woher oder Wohin: fœ̄rštə of də bānhof? salstə ân də plox fârə? (sollst du an den Pflug fahren); bu jâstə hiñ? bo kistə häär? (wo gehst du hin; wo kommst du her). Begegnet man früh am Morgen jemand, so lautet der Gruss: diir seid eavə heal də mǫrjə! oder dou worš jo ad heal də mǫrjə (heal = früh); am späten Abend: bo salstə nāx hiñ su špœ̄t? Dem nach Feierabend noch Arbeitenden ruft

man zu: et wertər spœ̄t! oder maax teχ rât, da jii mər somət hâm (mache dich fertig, dann gehen wir zusammen heim).

In ähnlicher Weise wird das Grüssen im Hause gepflegt. Kommen die Kinder morgens aus ihrer Schlafkammer zu den Eltern, oder gehen sie abends schlafen, so grüssen sie: „Gelobt sei Jesus Christus." Mit denselben Worten begrüsst der Eifeler den Geistlichen. Niest jemand, so sagt man: „got sœ̄n (gotsœ̄n), got sœ̄n deχ oder gəsondhât, worauf man mit dankə, seltner mit mersi antwortet.

Verreist jemand, so grüsst er die Begegnenden: nou kut, da jiit er meat (kommt, dann geht ihr mit) oder welstə net meat jō̄n? Der Verreisende wird auch gefragt: bo salstə hin jō̄n? Will er jemand besuchen, so gibt er dies kurz an, etwa: eχ sal no douə (Dann) us hanəs bəsēkə, oder er bezeichnet das Ziel der Reise: eχ jii nox jəat of də mont no meiə (Mayen — ei nicht getrennt sprechen). Überholt der Eifeler einen andern auf seinem Wege, so sagt er: nou kut, da jiit er meat; kut hutiχ; domət eχ jeat (kommt, dann geht ihr mit, kommt rasch, eilt euch). Die Erwiderung ist: jō̄; da dout lǫas (tut langsam); diir jiit mər se šträŋ (schnell); jiit ad. eχ kun nō̄ (geht als, ich komme nach). Wird man auf dem Wege nach Hause überholt, so hört man: jiitər ox nō̄ hâm? (geht ihr nach Hause). Dem Spaziergänger ruft man im Sommer zu: salstə naax e keit ean də šädə jō̄n? im Winter: bleiftə hâm, et eas fil se šrō̄ fęr erous se jō̄n! (bleib daheim, das Wetter ist schlecht); salstə naax jeat špilə jō̄n! ruft man dem zum Nachbarn auf ein Plauderstündchen gehenden Freunde zu. Kommt jemand früh resp. spät zurück, so begrüsst man ihn: hō̄, beastə šuns dō̄; dou hats eavə hutiχ də kiir; dat hât jo hō̄s jaŋə bezw. et eas eχ špœ̄t wuur; dat hât laŋ jədouərt. Dem nach längerer Abwesenheit wieder Zurückkommenden ruft man zu: hâstə deχ ox nâs ərbei jəmaax?

Tritt der Eifeler tagsüber in ein Nachbarhaus, so ist sein Gruss jedesmal eine Frage nach dem Befinden bezw. der Beschäftigung, z. B. trenktər kafə? šmaktə sop? hât er ad jeas? (habt ihr schon gegessen), bat šaftər? (was schafft ihr). Den Eintretenden begrüsst man mit: bat bräŋstə gō̄ts? Be-

sucht man einen Kranken, so grüsst man ihn: be jât et? bat mäχstə? (wie gehts, was machst du). Die darauf folgende Antwort ist meist der in der Eifel so häufige Ausruf: o hǖr! (o Herr, mein Gott). Verlässt man jemand, den man aufgesucht hat, so sagt man: eχ jin ewei; da mōs mər ad nâs jōn; et eas tseit fer meχ. Gehen die Nachbarn am Abend auseinander, so wünschen sie sich gegenseitig: gōdə noaχt. šlōft gōt! — — diir oɹ!

Ganz eigenartige Grusssitten beobachtet der Eifeler im Wirtshause. Ist der Eintretende ein Bekannter oder Freund, so darf der Anwesende unter keinen Umständen versäumen, ihm zuzutrinken (tsotrenkən), indem er ihm das gefüllte Glas hinhält mit den Worten: hei trenk âs! Der Begrüsste muss darauf unbedingt bəšâd dōn, d. h. aus dem dargereichten Glase trinken; nur einem guten Freunde darf er sagen: dankə, en anər mōl! aber auch nur dann, wenn er von mehreren Seiten zugleich zum Bescheidtun aufgefordert wird. Beim ersten Glase trinken sich die Tischnachbarn zu mit den Worten: lōs mer âs štutsə! (anstossen). Bei Tanzmusiken treten die Burschen zu ihren Freunden an den Tisch mit dem Gruss: trenkt mər âs tsō! Die Angeredeten nehmen ihre Gläser und halten sie dem Kameraden zum Trinken hin, wobei sie einige freundschaftliche Worte mit ihm wechseln. Diese Grussformel, so harmlos sie an sich ist, kann unter Umständen einen ganzen Saal in Aufruhr bringen. Treffen sich bei einer Tanzmusik zwei auf gespanntem Fusse lebende Burschen, so tritt der Stärkere, Angesehenere an den Tisch seines Gegners, nimmt ein leeres Glas und stösst es mit den Worten: bä trenkt mər tsō? möglichst kräftig auf den Tisch. Alle, welche es mit ihm nicht verderben wollen, beeilen sich ihm ihre Gläser anzubieten. Nur sein Feind tut, als habe er nicht gehört. Das ist dann das Alarmzeichen zu dem gewöhnlich folgenden Streit. Trinkt der Angerempelte dem Kampfhahne zu, so zieht dieser sich auf eine günstigere Gelegenheit wartend zurück. Dasselbe tut er, aber in beschleunigtem Tempo, wenn keiner der Burschen ihm Bescheid tut und er nicht eine überlegene Partei zu seiner Hilfe bereit hat.

Im Verkehr mit Fremden oder Höherstehenden bedient

sich der Eifeler der gebräuchlichen gesellschaftlichen Grussformen. Man merkt ihm aber sofort an, dass er nicht in seinem Elemente ist, wie er sich denn auch nur da, wo er sein geliebtes Platt hört, heimisch fühlt. Diesem Umstande verdankt er auch den Vorwurf, er sei nicht so recht höflich und verstehe nicht zu grüssen. Wer solche Behauptungen aufstellt, kennt den Eifeler nicht, er muss sich es auch selbst zuschreiben, wenn er von dem geraden und biedern Eifelbauern eine Probe seiner offenen, manchmal an Grobheit streifenden Derbheit, die allerdings Europas „übertünchte Höflichkeit“ nicht kennt, zu kosten bekommt. Dass aber leider auch schon in diesem bisher so abgeschlossenen Lande auf dem Gebiete der alten Sitten und Bräuche sich Reformbestrebungen modernster Richtung bemerkbar machen, meist ohne Schuld der Bewohner, zeigte mir jüngst ein vorigen Herbst von dem Militär zurückgekehrter, sonst ganz prächtiger Bauernbursche, der mich mit dem Grusse „Mahlzeit“ überraschte. Auf meine verwunderte Frage, wie er zu diesem Grusse komme, erwiderte er gedrückt: „jō mər wērd jō yvəral ousgəlaaχt, wä mər ṡwätst bi dəhâm!“ — (Diese Antwort gibt dem Volksfreunde und Folkloristen zu denken: so lange nicht das grosse Publikum für die Bestrebungen der Volkskunde gewonnen ist, so lange gewisse Kreise der Gesellschaft nicht aufhören, alles, was mit dem Volke zusammenhängt, als ordinär zu betrachten und die Äusserungen der Volksseele mit blindem Eifer zu verfolgen, so lange sind auch alle noch so wohlgemeinten Bestrebungen der berufenen Kreise und Behörden für Erhaltung der alten Volkssitten, -feste, -bräuche, Trachten usw. umsonst.)

In den geschilderten Grusssitten haben wir noch ein Überbleibsel der ehemaligen politischen Verhältnisse der Eifel vor uns. In eine Unmenge kleinere Herrschaften zersplittert, konnte das Land und seine Bevölkerung, meist Leibeigene, nie zur gedeihlichen Entfaltung der schlummernden Kräfte kommen. Politisches Unvermögen, Armut und beständige Furcht vor den „Herren“, die nicht selten sich als Raubritter entpuppten, trieben die einzelnen Individuen zu möchlichst engem Zusammenschluss in kleinere Gemeinschaften, innerhalb

derselben das Wohl nnd Wehe des einen eins mit dem des andern war. Aus diesem innigen, alle umschliessenden Mitgefühl gingen dann die teilnahmvollen Erkndigungen nach dem Tun und Lassen der Nachbarn hervor, die sich uns heute als die Grussformen der Eifeler darbieten.

Möge der echt volkstümliche Gruss des Eifelbauern immerdar ein Wahrzeichen deutschen Fühlens bleiben!*)

Kleinere Mitteilungen.

Volkssegen aus Westfalen.

Von **Paul Sartori** in Dortmund.

Die folgenden Segen stammen wie die S. 151 ff. veröffentlichten aus der Ortschaft Schleipe b. Grünenbaum a. d. Volme. Anch sie sind um die Mitte des 18. Jahrhunderts aufgeschrieben. Nur Nr. 4 ist wesentlich später zu Papier gebracht.

I.

Diebe und Diebihnen ich beschwehre Euch bey der heilgen Dreyeinigkeit dass sie mir senden wolle drey seiner heiligen Engel der Erste der mich behütet der Zweite der mich liebet der Dritte der mich beschützet mit meinem guth dass alle Diebe nnd Diebinnen dartzu müssen stille stehen und alle sterne am himmel zehlen dartzu wünsche ich ihnen den himmel zu Einem huth die Erde zu Einem parr schuh Einen dicken baum zum wanderstab dartzn helffe mir der man der an dem Creutzes stam den bittersten todt übernahm im Nahmen gottes des Vatters des sohnes und des heiligen geistes.

*) Mit vorstehender Skizze möchte ich die Aufmerksamkeit der Vereinsgenossen auf ein Gebiet gelenkt haben, dessen Beackerung nicht nur in volkskundlicher Hinsicht sondern auch nach der sprachlichen und historischen Seite hin interessante Aufschlüsse zu geben vermag. Man sammele also fleissig Gruss- und Gegengrussformeln und übermittle sie der Redaktion znr Veröffentlichung.

II.

Maria in dem kindbette lag 3 Engel Gottes thäten ihr pflegen, der 1ste war Sct: Michael der 2te war Sct: Rafael und der 3te war Sct: Gabriel. Es kamen 6 Diebe daher die wolten Maria ihr liebes kindlein stehlen. Maria sprach: Petrus binde es, Sanct petrus sprach ich habe es gebunden mit eisern bänden mit gottseeligen händen, dass sie müssen stehen wie ein stock nnd aussehen wie ein bock biss dass sie mir können zehlen alle ...... und alle sterne und alle Schneflocken und alle Regentropfen und alle Sandkörnlein in dem Meer hin und her, können sie das nicht sollen sie stehen wie ein stock nnd anssehen wie ein bock, bis dass ich sie mit meinen schuldigen Angen kan sehen und mit meiner fleischlichen Zunge wieder kan heissen weg gehen,

dan muss 3 mahl gesprochen werden im Nahmen Gottes des Vatters und im Nahmen Gottes des Sohnes nnd im Nahmen Gottes des heiligen Geistes.

Das bindet.

Friede sey zwischen [dir] und mir gehe hin und komme nimmer wieder.

Das loset.

III.

Im Nahmen des allmächtigen und starcken Gottes verschliesse ich hiemit alle Kraft und Macht derer die sich wieder mich auflegen ihre hände müssen staar, und ihre füsse steif werden, als lang ich ihnen nicht in dem Nahmen des Herrn der heerschaaren ihre kraft wieder öffne.

IV.

Sator
Arepo
Tenet
Opera
Rotas

Wegen feuerbrand diese Worte auf einen zinnernen Teller und ins Feuer geworfen.*)

*) In Heeren b. Kamen (Kr Hamm) muss man, um ein brennendes Haus zu löschen, unter einer Besprechungsformel ein Porzellanstück durch die Flammen werfen, dann hält der Brand gleich ein. (Mündlich.)

(Auf demselben Zettel stehen noch die Worte: Du Nachts Gerippe ich Binde Dich im Nahmen Sanct Mathäus, Sanct Marcus Sanct Lucas Sanct Johannes.

Du Nachts Gerippe gehe fort in Aller Teufels Nahmen.)

Wie der arme Mann zu Gelde kam.

(Mündlich aus dem Paderbornschen.)

Von **Wilhelm Oeke**, Kühlsen.

Ein armer Mann schlachtete seine einzige Kuh, dass seine Kinder zu essen hätten; denn es war ein gar schlechtes Erntejahr gewesen. Und das Fell nahm er auf und machte sich auf den Weg nach Paderborn, und da es kalt war, hing er es wie einen Mantel um die Schultern. Als er unterwegs unter einer Linde stehen blieb, flogen einige Krähen mit Gekrah feldeinwärts; eine davon aber stiess auf den Wanderer herab, der sie erhaschte und unter seinem Mantel verbarg.

Bald darauf kam er zu einem Wirtshaus am Wege und setzte sich in ein Vorderzimmer gleich an der Dehle, von wo man einen Ausguck in ein Hinterstübchen hatte. Da sah er die Wirtsfrau mit einem jungen Menschen darin sitzen. Die hatten Wein und Braten vor sich stehn und liessen es sich gar wohl sein. Und merkt der arme Mann sogleich, dass der Wirt nicht zu Haus sei; denn der junge Mensch gehörte nicht in die Verwandtschaft. Letzteres verriet ihm der kleine Sohn der Wirtin, ehbevor er zu Bett gebracht wurde.

Dann hiess es plötzlich: Der Herr ist da! Schnell verschwanden Braten und Wein, und der junge Mensch kroch unters Bett. Der Wirt trat ein, und seine Frau hiess ihn willkommen. Seine Augen fielen gleich auf den Raben, der traurig, einen Flügel hängend, auf der Banklehne hockte, sich aber übrigens in die Sache zu finden schien. Als der Wirt sich nach dem einsamen Gesellen erkundigte, sagte sein Besitzer frischweg, er könne verborgene Dinge ansagen.

Dann solle er ihm wahrsagen.

Der arme Mann kniff seinen Raben in den Flügel, dass er unmutig quarkte und sich schüttelte.

Was sagt er? fragte der Wirt.

Im Nebenzimmer hinterm Schrank steht Wein und Kuchen verborgen, gegenredete jener nicht faul.

Der Wirt wollte gern noch mehr wissen und erfuhr nun, was er nicht gern hörte.

In demselben Zimmer steckt einer unterm Bett, übersetzte der arme Mann aus der Rabensprache.

Es fand sich, dass der Rabe recht hatte. Staunen des Wirtes; Ärger der Frau; Prügelung des jungen Menschen.

Der Wirt kaufte den Raben für 100 Gulden. Der arme Mann machte sich vergnügt wieder auf den Heimweg. Die Haut behielt er zum Gerben und schnitt seinen Kindern Schuhe davon.

Berichte und Bücherschau.

Karl Hessel, Sagen und Geschichten des Rheintals von Mainz bis Köln. Bonn, A. Marcus' und E. Weber's Verlag. 1904. X und 310 Seiten. Preis?

Schon öfter hat das an Sagen und Geschichten überreiche Rheintal eifrige Sammler angeregt zu neuen Gaben für den Büchertisch. Auch über das vorliegende Werk, mit dem der durch seine übrigen Werke aus der Geschichten- und Sagenwelt des Mosel- und Nahetals bekannte Direktor Dr. Hessel unsere volkstümliche Literatur bereichert hat, dürfen wir uns von Herzen freuen. Von allen Gegenden des deutschen Reiches sind am Rhein die Bedingungen zur Sagenbildung am reichlichsten gegeben: bedeutsame Menschen und Ereignisse, Naturgebilde und Werke von Menschenhand, die so starken und nachhaltigen Eindruck auf das Volksgemüt ausgeübt haben, dass man noch fortdauernd davon „sagt“, Wirklichkeit und Dichtung harmlos mischend.

Der Verfasser erzählt diese Geschichten und Sagen — 261 an der Zahl — in einfacher und natürlicher, knapper aber spannender Sprache. Dass hier und da kleine geschicht-

liche Abschnitte mit eingefügt sind, wollen wir noch als besonderes Verdienst des Verfassers ansehen; flicht sich doch überall in die ältere Geschichte allerlei Sagenhaftes mit ein und haben sich doch gerade im Rheintal seit uralten Tagen die wichtigsten Begebenheiten der deutschen Geschichte abgerollt. Der Verfasser hat sehr recht, wenn er über die Sprache der Sage sagt: „Eine Sage ist von Hause aus, ehe Dichtermund sie ansschmückte, karg und kurz: was das Volk von einem Orte zu „sagen" hat, das ist rasch gesagt; trotzdem darf eine Sage nicht allzu knapp erzählt werden, sonst ist es eine trockene und wenig unterhaltsame Lektüre. Weilt doch der Leser, während er liest, nur ausnahmsweise an dem Orte, der zur Sage gereizt hat, so dass ihm das Beste fehlt: ihn umwehen nicht die Geister der Vorzeit. Eine Sage darf aber auch nicht allzubreit wiedergegeben werden: der heutige Leser hat nicht mehr die Geduld wie in den Zeiten der Romantik, wo man es ruhig über sich ergehen liess, wenn einfache Geschichten ohne jede Verwicklung ins Endlose ausgesponnen wurden". . . .

Die Sammlung beschränkt sich auf die Rheinstrecke von Mainz bis Köln, berücksichtigt auch die Seitentäler fast gar nicht, lässt zum Glück auch manches Unbedeutsame weg, z. B. den grössten Teil der Legion von Heiligenlegenden. Die Geschichten und Sagen sind teils nach mündlichen, teils nach schriftlichen und gedruckten Quellen wiedergegeben, wobei der Verfasser sich die Mühe nicht verdriessen liess, alle nur möglichen und erreichbaren alten Folianten und Zeitschriften zu durchblättern, von Cäsarius von Heisterbachs Dialogus miraculorum an. Die Quellen sind in einem Anhang aufgeführt.

Wir wünschen den Geschichten und Sagen eine weite Verbreitung.

Whn.

Sachregister.

Mitgliederverzeichnis*)

des Vereins für rheinische und westfälische Volkskunde vom 1. Dezember 1904.

Aachen
Fr. Arens, Oberlehrer.
Fr. Quadflieg, Lehrer, Vorsitzender des kath. Lehrerverbandes Rheinland.
Ludw. Sürth.

Aegidienberg b Himberg-Honnef
Steiz, Hauptlehrer.

Andernach
Steph. Weidenbach, Lehrer.

Aplerbeck
A. Clarenbach, Rentner.
Fr. Grügelsiepe, Kaufmann.

Arnsberg i. W.
v. Pelzer-Berensberg, Reg.- u. Baurat.
Strothkötter, Professor.

Askow, pr. Vejen (Dänemark).
Dr. H. Feilberg, Pastor emer.

Barmen
G. A. Fischer, Baumeister.
Jul. Leithaeuser, Oberlehrer.
K. Riechemeier, Lehrer.
Ad. Werth, Fabrikant.
Joh. Wilh. Werth, Fabrikant.

Barop
Wilh. König, Baugewerksinsp.

Berlin
Dr. M. Bartels, Geh. San.-Rat
Dr. J. Bolte, Professor.
Dr. G. Minden, Syndikus.
Hermann Rehm.
Dr. Schulze-Veltrup, Oberlehrer.
Dr. Sökeland, Direktor des Museums für Volkstrachten.

Berlin-Charlottenburg
Robert Mielcke, Geschäftsführer des „Heimatbund“.

Bettrath b. M.-Gladbach
H. Gierlichs, Hauptlehrer.

Bialystock (Russland)
Eugen Becker, Fabrikant.

Bielefeld
Historischer Verein für die Grafschaft Ravensberg.
Dr. Tümpel, Professor.

Bochum
Fr. Kerper, Rektor.
Heinr. Lohoff, Lehrer.
Wilh. Spiekermann, Lehrer.

Bonn
Dr. Aug. Brinkmann, Univ.-Prof..
M. Foyen, kgl. Gerichtsvollzieher.
Dr. Frank, Univ.-Professor.
Franz Hester, Gymn.-Oberlehrer.
Dr. H. Hüffer, Geh. Justizrat, Univ.-Professor.
Hugo Koch.
J. Küppers, Lehrer.
C. Meurer, Gymnas.-Oberlehrer.
Dr. Franz Schults, Privatdozent.
Dr. phil. Max Siebourg, Gymn.-Oberlehrer.

*) Etwaige Irrtümer und Unvollständigkeiten ersucht der Verein nach Elberfeld, Arminiusstrasse 5, zu berichtigen.

Dr. Felix Sohnsen, Univ.-Prof, Stadt Bonn.
Dr. A. Wiedemann, Univ.-Prof.
Dr. Wilmanns, Univ.-Professor.
Dr. Wygodzinsky, Geschäftsführer für Volkswirtschaft an d. Landwirtschaftskammer f. d. Rheinprovinz.
M. Zender, Rektor.

Borken i. W.
Dr. med. W. Conrads.

Brieg (Schlesien)
Prof. Dr. P. Geyer.

Brühl b. Köln
Gymnasialbibliothek.
Dr. C. Rausch, Rechtsanwalt.

Buenos-Aires (Südamerika)
Frau Adele Petersen.
Frau Louise Plate.

Burgbrohl
Dr. H. Andreae.

Caternberg b. Essen
Strässer, Lehrer.

Coblenz
Dr. Follmann, Oberlehrer.
Dr. Hessel, Direktor.

Coblenz-Lützel
Peter Lerch.
Ernst Schell, Kaufmann.

Cronenberg
Joh. Holtmanns, Lehrer.

Derne b. Dortmund
Walter Stein, Lehrer u. Schriftsteller.

Detmold
Fräulein Clara Bornebusch.
Frau Prof. Brückner.
Fürstl. Lipp. Landesbibliothek.
H. Schwanold, Seminarlehrer.
Dr. K. Tielker, Referendar.

Dorstfeld
Heinr. Westhoff, Rendant.

Dortmund
Albrecht, Ingenieur.
Anthes, Oberlehrer.
Bähnke, Kaufmann.
Barich, Lehrer.
Baumeister, Rentner.
v. d. Berken, städt. Vermessungsinspektor.
Blume, Kaufmann.
Böker, Kaufmann.
Brand, Dr. med.
Brausewaldt, Oberlehrer.
Buff, Kaufmann.
Clemens, Dr. med.
Clod, Kaufmann.
Colignon, Stationsvorsteher I. Kl.
Demnig, Oberst.
Deter, Kaufmann.
Droste, Dr. phil., Professor.
Düsing, Lehrer.
Eckardt, Civilingenieur.
Gockel, Gerichtstaxator.
Grabo, Architekt.
Gregorius, Dr. phil., Oberlehrer.
Gronemeyer, Oberlehrer.
Hachling v. Lanzenauer, Major a. D., Standesbeamter
Haller, kgl. Steuerinspektor.
Heim, kgl. Steuerinspektor.
Hobert, Rentner.
Hobräck, Kaufmann.
Hornschuh, Oberlehrer.
Janssen, kgl. u. städt. Musikdirektor.
Kampmann, Architekt.
Katholischer Lehrerverein.
Kaupe, Gerichtstaxator.
Kaupe, Dr. med.
Klasmann, Kaufmann.
Klöpper, Kaufmann.
Kohn, Rechtsanwalt.
Krenzin, kgl. Gütervorsteher.
Küper, Fabrikbesitzer.

Lebnhoff, Lehrer.
Lemberg, Lehrer.
Lessmann, Oberlehrer.
Lierfeld, Generalagent.
Linneweber, Architekt.
Linse, Dr. phil., Professor.
Städt. höhere Mädchenschule.
Markmann, Architekt.
Marx, Architekt.
Meyer, Kaufmann.
Metzmacher, Stadtrat.
Ostmeyer, Bahnmeister.
Overhoff, Lehrer.
Panhoff, Dr. phil., Oberlehrer.
Peter, kgl. Oberlandmesser.
Prümer, Karl, Schriftsteller.
Reese, Direktor des städtischen Wasserwerks.
Rehmann, Generalagent.
Rollmann, kgl. Berginspektor.
Ruhfus, Dr. phil., Verlagsbuchhändler.
Sartori, Professor.
Sauerländer Gebirgsverein, Ortsgruppe Dortmund.
Schäfer, Oberlehrer.
Schapler, Dr. phil., Schulrat.
Frl. L. Schmemann.
Schramm, Apotheker.
Siebert, Generalagent.
Siebert, Versicherungsbeamter.
Spangenberg, Brauereidirektor.
Stadtbibliothek.
Steinweg, Bergwerksverw. a. D.
Steneberg, Professor.
Stoffregen, Gärtnereibesitzer.
Strecker, Dr. phil. Oberlehrer.
Tewes, Juwelier.
Uhlmann, Postbeamter und Schriftsteller.
v. Velsen, Kaufmann.
Weimann, Rektor.
Witteborg, Kaufmann.

Dreigen b. Schladern a. d. Sieg
Ant. Schmidt, Lehrer.

Duisburg
Dr. Augustin Wibbelt, Kaplan.

Duisburg-Wanhelmerort
H. Niepoth, Lehrer.

Düsseldorf
Karl vom Berg jun.
Bibliothek d. Geschichtsvereins.
Dr. R. W. Carl.
Rud. Clément, Prov.-Sekretär.
Wilh. Grevel.
Ludw. Heitland, Kupferstecher.
Landes- und Stadt-Bibliothek.
Dr. Nörrenberg, Bibliothekar.
Willy Spatz, Professor, Maler.
Karl Ufer, Gymnas.-Oberlehrer.

Düsseldorf-Grafenberg
Dierlamm, Lehrer.

Eifel
Eifelverein.

Eisenach
Junius, Direktor.

Elberfeld
Fr. Bayer, Kommerzienrat.
M. Bethany, Privatgelehrter.
Bibliothek des Bergischen Geschichtsvereins.
Jak. Blasweiler, Mittelschullehrer.
Breucker, Lehrer.
W. Büntzly, Lehrer.
C. Clément, Standesbeamter.
Dr. Gerth.
R. Grauvogel, Sekretär.
L. Grote, Lehrer.
O. Grüttefien, Buchhändler.
Jos. Guncke.
Peter Hahn, Mittelschullehrer.
Hartnack, Lehrer.
Otto Hausmann, Schriftsteller.
Dr. Hilt, Pfarrer.
Chr. Höhler, Lehrer.
A. Hoelper, Eis.-Betr.-Sekretär.
Wilh. Holtmann, Kommis.
Ad. Hüdepohl, Lehrer.

Gust. Ad. Jäger, Lehrer.
Karl Jung, Lehrer.
Jürges, Lehrer.
Friedr. Just, Eis.-Sekretär.
E. Kniepkamp, Lehrer.
Wilh. Köhrmann, Dekorateur.
Alb. Lauffs.
Rud. Nostiz, Lehrer.
Arthur Pattberg, Kaufmann.
Herm. Potthast, Lehrer.
Realgymnasium.
E. Riepenberg, Kaufmann.
E. Roehder, Stadtsekretär.
Herm. Sanner.
Savallisch, Taubstummen-anstaltsdirektor.
Franz Schäfer, Lehrer.
Scheibe, Prof., Gymnasial-Dir.
O. Schell, Bibliothekar des Berg. Geschichtsvereins.
Frau Calla Schell.
Franz Schleger, Staatsanwaltschaftssekretär.
Dr. Schmidt, Stadtschulrat.
Ph. Schmitt, Lehrer.
F. L. Schneider, Fabrikant.
Frau Herm. Schniewind.
Ludw. Schoof, Staatsanwaltschaftssekretär.
Emil Schulten, Lehrer.
G. Schults, Hauptmann.
Fr. Schulz, Lehrer.
Schwander, Lehrer.
Stadt Elberfeld.
Stadtbücherei Elberfeld.
L. Thebille, Lehrer.
Toups, Lehrer.
Ulrici, Lehrer.
K. Wehrhan, Lehrer.
Franz Winkler, Lehrer.

Emsbüren b. Osnabrück
J. Tiesmeyer, Lehrer.

Essen (Ruhr)
Herm. Brown.
C. Dirksen, Kaufmann.
Pieck, Lehrer.

Eupen
C. Braselmann, Druckereibesitzer und Verleger.

Frankfurt a. M.
Dr. Lauffer.

Freiburg i. Breisgau
J. Ludwig, Kaplan, Colleg. Sapiential.

Freiburg (Schweiz)
Dr. Hauptmann, Univ.-Prof.

Friedr.-Wilhelm-Hütte (Siegkr.)
Heliknm, Lehrer.
Schöneshöfer, Lehrer.

Friemersheim a. Rh.
W. E. Annas, Lehrer und Schriftsteller.

Fulda
G. Springorum, Landrat.

Gelsenkirchen
Jul. Honke, Lehrer.

Gerresheim
Brenniker, Hauptlehrer.

Gevelsberg
Realschule.

Greifswald
Dr. L. Rademacher, Univ.-Prof.

Grossflottbeck a. d. Elbe
Dr. L. Fassbender, Oberlehrer.

Hagen i. W.
Paul vom Berge.
Chr. Frederking, Rektor d. höh. Privatschule.
Friedr. Heyden.
R. Kolb, Ingenieur.
Sauerländischer Gebirgsverein, Ortsgruppe Hagen.

Hamburg
Chr. Münster (i. F. Walsoe u. Hagen).

Hamm i. W.
E. Raabe, Oberlandgerichtssekr.
Dr. jur. Ernst Schmalenbach.

Hasslinghausen
W. Grote, Hauptlehrer.
C. Kill, Lehrer.
Wilh. Schmidt, Lehrer.

Hasslinghausen-Hohenken
W. Rohlfing, Hauptlehrer.

Hasslinghausen-Üllendahl
G. Demmer, Lehrer.
H. Graeber, Lehrer.

Herdecke (Ruhr)
Ferd. Grave, Brauereibesitzer.

Herne i. W.
K. Becker, Lehrer.
Clennemann, Rektor.
Holtsträter, Rektor.
Schulte, Rektor.

Heven b. Witten a. d. Ruhr
Dr. med. Straube.

Hiddinghausen b. Hasslinghausen
G. Pausch, Hauptlehrer.
C. Winkler, Lehrer.

Hilden b. Burscheid
Ernst Güldner, Hauptlehrer.

Hildesheim
Müller, Seminar-Oberlehrer.

Höchst a. M.
Dr. Alb. Blank, Chemiker.

Höhscheid b. Solingen
H. Meuwsen, Rektor.

Hörde b. Dortmund
Heukeshoven, Brauereidirektor.
Hilgeland, Bureauvorsteher.
May, Buchhändler.

Holdingen i. Luxemburg
Nikolaus Stephany.

Hückeswagen
Langenfeld, Bürgermeister.

Hünxe, Kreis Ruhrort
Heinr. Brüggendick, Schuhmach.
Herm. Sander, Pfarrer.
Schlickum, Pastor.

Impekoven b. Bonn
P. König, Lehrer.

Iserlohn
Ludw. Schröder, Schriftsteller.

Kaisersesch
Bläser, Kgl. Förster.
Becker, Lehrer a. D.
Braun, Postagent.
Dillmann, Lehrer.
Diederichs, Lehrer.
Ehrlich, Lehrer.
Erpeldinger, Wwe.
Geibel, Kgl. Forstaufseher.
Hanhart, Apotheker.
Hauch, Hauptlehrer.
Henrichs, Gastwirt.
Schulrat Hermans, Kgl. Kreisschulinspektor, Ehrenmitgl.
Heuser, Lehrer.
Dr. Hölper, Arzt.
Humberg, Lehrer.
Klöckner, Lehrer.
Kohns, Lehrer.
Lescher, Lehrer.
Müller, Hauptlehrer.
Nell, Lehrer.
Pfahl, Postverwalter.
Pfahl.
Rademacher, Lehrer.
Sax, Gastwirt.
Schürmann.
Sesterhenn, Buchdrucker.
Sesterhenn, Kgl. Förster.
Surges, Bürgermeister.
Thullen, Lehrer.
Wagner, Gastwirt.
Weber, Lehrer.
Wickert.
Wilhelmy, Landwirt.
Zender, Lehrer.

NB. Die Vereinsztschr. liegt ausserdem in 13 Gasthäusern im Lesezimmer auf!

Kalk b. Köln
G. Jansen, Oberlehrer.

Kalterherberg b. Montjoie
Kesternich, Hauptlehrer.

Kempen
Dr. Kaussen.

Kevelaer
Dr. Oehmen, pr. Arzt.

Kirn-Menzingen
Lehrerverein.

Köln
Dr. C. Aldenhoven, Hofrat. Direktor des Museums Wallraf-Richarz.
Backes, Rektor, Vors. d. Rhein. Prov.-Lehrerverbandes.
Dr. Berlage, Domprobst u. Oberschulrat a. D.
E. P. Buchholz.
Peter Haas, Pfarrer.
Dr. B. Lauffer.
Dr. phil. Krudewig.
Chr. Aug. Mayer, Oberlehrer.
Wilh. T. Meier, Kaufmann.
Ottomar Müller, Oberlandesgerichtsrat.
C. Rademacher, Rektor.
Theodor Schewe. Lehrer.
Stadtbibliothek.
Heinr. Sürth.
Dr. Ed. Wiepen, Professor.

Kopenhagen (Dänemark)
Chr. Hammerschi, Rentner.
Alfred Hoiid, Kaufmann.
Oskar Julmann, Maler.
Chr. Julmann, Maler.
Harold Juul-Jenan, stud.

Krefeld
Rud. Schackermann. Redakteur.
Rich. Wolfferts.

Kühlsen b. Neuenheerse (Warburg)
Wilh. Oeke, Lehrer.

Küllenhahn b. Elberfeld
O. Leihener, Hauptlehrer.

Lage (Lippe)
Fr. Geise, Lehrer.

Langenberg (Rhld.)
Dr. med. Funcelus, prakt. Arzt.

Haus **Leerbach** b. Berg.-Gladbach
Rich. Zanders, Fabrik- und Rittergutsbesitzer.

Leipzig-Reudnitz
Lic. theol. Marckgraf, Pastor.

Leiwen (Mosel)
H. Laven, Pfarrer.

Lemgo (Lippe)
K. Stock, Lehrer. Vors. d. Lipp. Lehrervereins.

Lindau a. Bodensee
Freiherr Lochner v. Hüttenbach, kgl. bayer. Kämmerer usw.

Linden i. W.
Dr. med. Krüger, Sanitätsrat.

Linz a. Rh.
Ballas, Oberlehrer.

Listrup b. Lesehede (Osnabrück)
Thiemann, Lehrer.

Lülsdorf b. Niedercassel a. Rh.
Klüppel, Lehrer.

Lüttringhausen
Bornefeld, Pfarrer.

Luxemburg
Dr. Arendt, Staatsarchitekt.

Malmedy
Dr. Esser, Schulrat, Kreisschulinspektor a. D.

Marienberg (Westerwald)
Westerwald-Club (Landrat Büchting).

Mayen (Eifel)
Dr. H. Kolligs, Gymnasial-Dir.

Melderich
Eugen Kern, Kaufmann.

Menden i. W.
Jauer, Kgl. Rentmeister a. D.

Merscheid b. Ohligs
Albr. Brühne, Lehrer.

Mülfort b. Rheydt
Krampen, Lehrer.

Mülheim a. Rhein
Karl Bader, Kaufmann.
Ernst Bode, Lehrer.
Chr. Boden, Rektor.
Joh. Deichmann.
Jos. Dung, Lehrer.
Franz Flink, Lehrer.
Heinr. Forsthöfel, Lehrer.
Karl Glitscher, Buchdruckereibesitzer.
Jos. Gräber, Betriebsbeamter.
Matth. Graf, Lehrer.
Ad. Graumann, Kaufmann.
C. W. Günther Wtw., Verlag der Mülheimer Zeitung.
Gymnasium.
Joh. M. Hamm, Kaufmann.
Aug. Herchen, Lehrer.
Wilh. Hölter, Lehrer.
Ernst Hymmen, Kaufmann.
O. Hymmen, Betriebsbeamter.
Robert Kassel, Rektor.
Wilh. Köster, Betriebsbeamter.
A. Langensiepen, Kaufmann.
Wilh. Lemmer, Lehrer.
Karl Lührmann, Lehrer.
K. Savelsberg, Buchhändler.
Joh. Wagner, Kaufmann.
Georg Walterscheidt, Kaufm.
Zurhellen, Superintendent.

Mülheim a. d. Ruhr
Herm. Becker jun., Kaufmann.
Dr. Deicke, Amtsrichter.

München
Univers.-Bibliothek.

München-Gladbach
H. Bruckhaus, Kaufmann.
Franz Massing, Redakteur.
Hubert Schumacher, Kaplan.

Münster i. W.
Dr. Bahlmann, Kgl. Oberbibliothekar.
Aug. Bollmann, Kaufmann.
Dr. Fr. Jostes, Univ.-Professor.
Dr. H. Landois, Univ.-Professor.
Eli Markus, Kaufmann.
Reinbach.
Univers.-Bibliothek.

Münstereifel
Theod. Busch, Gymn.-Oberlehrer.
P. Elbern.

Neuss
Dr. Jardon, Oberlehrer.

Niedercassel a. Rh.
Besgen, Lehrer.

Obercassel
Alfr. Kellermann, Schriftsteller und Chefredakteur.

Oberlenkfeld b. Radevormwald
Fritz Fassbender, Lehrer.

Oberpleis (Sieg)
Karl Harth, Hauptlehrer.

Odenkirchen
P. Bockmühl, Pastor.
Heinr. Niessen, Redakteur.

Ohrsen (Lippe)
Bünte, Lehrer.

Poppelsdorf b. Bonn
C. Boeder, Direktor a. D.
Dr. Jos. Pohl, Gymn.-Dir. a. D.

Prüm (Trier)
J. P. Kreuzberg, Seminarlehrer.

Remlingrade (Wupper)
Korstik, Pastor.

Remscheid
Andr. Eckers, Lehrer.
Karl Hutter, stud. phil.
Hans Lieser, Rektor.

Ringsdorf (Neuwied)
Andrée, Oberförster.

Rheidt (Siegkreis)
Chr. Wierz. Hauptlehrer.

Rheydt
Essers, Präparandenlehrer.
Ihlow, Lehrer.
Kopsch. Lehrer.
Krebs, Primaner.
Roth, Lehrer.
A. Schmidt-Hartlieb, Oberlehrer.
Dr. Paul Trense. Oberlehrer.

Rogasen (Posen)
Otto Knoop. Professor.

Rölsdorf (Düren)
Ludwig Napp.

Ronsdorf
Staas, Bürgermeister.

Rotthausen b. Essen
Boeker, Lehrer.
Stayer, Lehrer.

Ruwer (Trier)
Fritz Wirsch.

Sangerhausen (Merseburg)
E. Gnau, Professor.

Schmargendorf b. Berlin
Fräulein Grete Gogarten, Redakteurin u. Schriftstellerin.

Schwelm i. W.
Fräulein Anna Fieling.
Fuchs, Lehrer a. Progymnasium.
Verein für Heimatkunde.

Siegburg
am Zehnhoff, Lehrer.

Siegburg-Wolsdorf
Mich. Schumacher, Lehrer.

Sieglar (Troisdorf)
Zimmermann. Lehrer.

Solingen
Alb. Weyersberg. Fabrikant.

Stollberg b. Aachen
Dr. Willner.

Stuttgart
Jos Buchhorn, Redakteur.

Talge b. Bersenbrück
W. Gieske-Trimpe.

Bad Tölz (Bayern)
Dr. Max Höfler. Hofrat.

Trier
Nicol. Aubertin, Buchhalter.
P. J. Busch, Lehrer am Gymnas.
Dr. med. Cüppers, Zahnarzt.
Ewen, Professor.
Geiter, Lehrer.
Dr. H. Graeven. Direktor des Prov.-Museums.
Heim, Oberlehrer.
Wilh. Jacobi.
Dr. Kneer, Rechtsanwalt.
Peter Jos. Marx. Buchhalter.
Dr. Menniken. Oberlehrer.
Dr. Jos. Müller, Oberlehrer.
Pesch. Oberlehrer.
Ad. Rosch, Kaplan.
Rossbach. Professor.
Theodor Siersdorfer.
Stadtbibliothek.
Theussner, Oberpostdirektor.
Jos. Weis.
Zander. Rektor.
P. Züscher, Rektor.

Uckendorf b. Wahn (Sieg)
Meng, Lehrer.

Vohwinkel
Waldemar Seidel, wissenschaftl. Hilfslehrer.

Wald (Rhld.)
J. Baumann, Lehrer.
H. Fischer, Hauptlehrer.
Dr. C. Görlich, Professor.
Max Krahnen, Konditor.

Waldkönigen (Kreis Dockweiler)
Reinhard, Lehrer.

Warburg i. W.
Dr. Hüser, Direktor.

Warendorf
Verein für Orts- und Heimatkunde im Kreise Warendorf (Amtsgerichtsrat Zuhorn).

Weidenau (Sieg)
Schulte-Sodingen, Lehrer.

Werl (Bez. Arnsberg)
W. Knäpper, kgl. Seminarlehrer.

Wermelskirchen
W. Idel, Rektor.

Wickrath b. Rheydt
Paulmanns, Lehrer.
Dr. med. Schneider, prakt. Arzt.

Wickrathberg
W. Rheinen, Hauptlehrer.

Wien
E. K. Blümmel.

Wiesbaden
Gustav H. Lucas.

Witten (Ruhr)
Oskar Fautsch, Rechtsanwalt und Notar.
Fr. Wilh. Aug. Pott, Buchdruckereibesitzer.

Xanten
Fr. W. Illinger, Fabrikant.

Vorstand:

Prof. P. Sartori, Dortmund, Ardeystr. 29 } Vorsitzende.
Univers.-Prof. Dr. A. Wiedemann, Bonn }
O. Schell, Bibliothekar des Bergischen Geschichtsvereins, Elberfeld, Nützenbergerstr. 31 } Schriftführer.
Lehrer K. Wehrhan, Elberfeld, Arminiusstr. 5 }
Schriftsteller O. Hausmann, Elberfeld, Kassierer.
Prof. Dr. P. Bahlmann, kgl. Oberbibliothekar, Münster i. W. }
Univers.-Prof. Dr. Fr. Jostes, Münster i. W. }
Univers.-Prof. Dr. H. Landois, Münster i. W. }
Oberlehrer Dr. Jos. Müller, Trier } Beisitzer.
Schriftsteller K. Prümer, Dortmund }
Rektor C. Rademacher, Köln }
Prof. Dr. Tümpel, Bielefeld }
Lehrer Jak. Zender, Kaisersesch (Eifel) }

Baedekersche Buchdruckerei, A. Martini & Grüttefien, Elberfeld.

Zeitschrift

des Vereins für

rheinische und westfälische Volkskunde.

Im Auftrage des Vereins herausgegeben

von

K. Prümer, Dortmund, Prof. **P. Sartori**, Dortmund,
O. Schell, Elberfeld, und **K. Wehrhan**, Elberfeld.

2. Jahrgang
1905

Elberfeld.

A. Martini & Grüttefien, G. m. b. H.
(vorm. Baedeker'sche Buchdruckerei).

Inhaltsverzeichnis des 2. Jahrgangs.

Seite

Abhandlungen und grössere Mitteilungen.



Seite

Kleinere Mitteilungen.

Berichte.

Bücherschau.



Im Auftrage des Vereins herausgegeben
von

K. Prümer, Dortmund, Prof. P. Sartori, Dortmund,
O. Schell, Elberfeld, und K. Wehrhan, Elberfeld.

2. Jahrgang
1905

Erstes Heft

Elberfeld.
Buchdruckerei und Verlagshandlung A. Martini & Grüttefien, G. m. b. H.
(vorm. Baedekersche Buchdruckerei).

Mitgliederbeitrag 3 Mark, wofür die Zeitschrift geliefert wird.
Für Nichtmitglieder:
Preis des Einzelheftes 1.50 Mark, des Jahrgangs 5 Mark.



Zeitschrift
des Vereins für
rheinische und westfälische Volkskunde.

2. Jahrgang. **1905.** **Erstes Heft.**

Aufruf zur Sammlung und Erhaltung des Sprachschatzes der rheinisch-fränkischen Mundarten.

Von **Dr. Paul Trense**-Rheydt.

Bevor noch ein Jahrzehnt sich wendet, wird man sich zu einer schönen Erinnerungsfeier rüsten, um eines Gewaltigen zu gedenken, der Grosses und Kleines gleich liebevoll mit seinem Geist umfasste, der rastlos sinnend seines Reiches Marken weitete und doch zugleich auf einsamer Höhe des Thrones sich seiner Stammeseigenart zäh bewusst blieb und seiner engeren Heimat Sitte und Sprache liebevoll pflegte. Wär's nicht ein schöner Dank, wenn man am Kaiser-Karls-Tag 1914 den Manen des Frankenhelden eine Weihegabe brächte, die in seinem Sinn geschaffen eine Lücke füllte in der deutschen Stammeskunde: eine gründliche, tief geschöpfte Sammlung des fränkischen Sprachgutes, ein Wörterbuch, an dessen Stichwörter sich in knappen Angaben anranken soll, was sich in den Rheinlanden von volkstümlicher Überlieferung in Spruch und Brauch erhalten hat.

Bedarf es angesichts der lockenden, lohnenden Aufgabe noch des immerwiederholten[1]) Hinweises auf die Dringlichkeit und Beschleunigung der Arbeit, der besonders unter der hastenden Übervölkerung der Industriezentren durch Freizügigkeit und schwindende Liebe zur ererbten Mundart von

[1]) Man lese den sachlichen nnd anregenden Aufsatz des bewährten Kenners und eifrigen Förderers der fränkischen Mundarten Professor Dr. J. Franck-Bonn in den Rheinischen Geschichtsblättern I (1894) S. 21—29.

Tag zu Tag grössere Schwierigkeiten erwachsen?! Mit jedem vorschollenen Wort und Brauch schwand ein Gruss von den Altvordern, und unsere eilfertige Zeit, die so eifrig bestrebt ist, flüchtige Eintagsregungen durch Phonograph und Kinematoskop zu „verewigen“, lässt achtlos weiter schwinden, was Jahrhunderte prägten.

Andere deutsche Volksstämme, vor allem Bayern und Allemannen haben schon grundlegende Arbeiten geschaffen, in Schleswig-Holstein und Niedersachsen ist man rüstig beim Werke; nur die rheinfränkischen Mundarten reichsdeutschen Gebietes, die in ferner Vergangenheit die frühesten Berührungen mit der Kultur erlebten und in zahlreichen Überlieferungen und Weistümern fränkische Art und Sprache durch lange Zeiträume deutscher Geschichte unserer Zeit übermittelten, haben bisher für das verflossene Jahrhundert keine zusammenfassende Bearbeitung gefunden, die getreulich alle Vermächtnisse der Vergangenheit kommenden Geschlechtern überliefern könnte. Allerdings erheben sich gerade für das heute politisch geeinte Gebiet der Rheinprovinz durch eine grosse Mannigfaltigkeit der mundartlichen Sprachausbildung besonders grosse Schwierigkeiten für eine umfassende Gesamtdarstellung: zahlreiche Sprachgrenzen, durch die physische Beschaffenheit des Landes und seine Besiedelung bedingt und durch geschichtliche Einflüsse verschärft, erschweren die Ausdehnung der Forschung des einzelnen; aber der Hauptgrund für das Fehlen grösserer Bearbeitungen der fränkischen Mundarten liegt unzweifelhaft darin, dass es trotz ernstlicher Versuche bisher nicht gelungen ist, Sinn und Verständnis für die mannigfaltigen Gebiete der Volkskunde in weitesten Kreisen zu wecken und zu vertiefen. Mit der Gründung und dem fröhlichen Emporblühen des Vereins für rheinische und westfälische Volkskunde ist nun die Erwartung berechtigt, dass diese wichtigste Vorbedingung aller volkskundlichen Arbeiten mehr und mehr geschaffen wird; er hat es sich zur ersten Aufgabe gemacht, mit allen seinen Kräften dahin zu wirken, dass, was Wissenschaft und Forschung nach strengen Methoden festgelegt hat, über den engen Kreis wissenschaftlicher Arbeiter hinaus Gemeingut wird, um dann durch die

Mitarbeit zahlreicher Männer und Frauen jedes Standes und Berufes die schier unerschöpfliche Stofffülle der Volks- und Stammeskunde wissenschaftlicher Verwertung wieder zuzuführen. Deshalb ergeht an alle Freunde heimatlicher Art, Sprache und Sitte die herzliche und dringende Aufforderung, mitzuhelfen an der schönen uneigennützigen Aufgabe. Wie in all den weiten Gebieten der Volkskunde, so ist auch für die Sammlung des Sprachschatzes jeder berufen, sein Scherflein beizusteuern, sei es, dass er für seine heimatliche Mundart zum dauernden Mitarbeiter wird, oder gelegentlich Rat und Hilfe spendet, sei es, dass er den Sammelbestrebungen geeignete Helfer zuführt und diesen Aufruf verbreiten hilft. Wenn sich nur genügend hilfsbereite Hände regen, so wird es in zielbewusster Tätigkeit mit vereinten Kräften zuversichtlich gelingen, nicht nur wertvolle volkstümliche Einzeldarstellungen und ein den oberdeutschen Veröffentlichungen ebenbürtiges Wörterbuch der fränkischen Mundarten entstehen zu lassen, sondern auch der volkstümlichen Geisteskultur des Frankenstammes, dem lebendigen und ursprünglichen Ausdruck seiner Stammeseigenart die gebührende Liebe und Wertschätzung zu sichern und für kommende Zeiten zu wahren.

Alles, was bisher auf dem Gebiete unserer mundartlichen Forschung geleistet worden ist, ist sorgsam gesammelt worden. Manche Sammlungen sind noch nicht im Druck veröffentlicht worden, andere Aufsätze in Büchern und Zeitschriften sind schwierig zu beschaffen. Um zunächst eine Grundlage für die Weiterarbeit zu gewinnen, möge deshalb jeder mitwirken, alle volkskundlichen, besonders die sprachlichen Aufzeichnungen, gedruckte und handschriftliche der Sammlervereinigung für einige Zeit zur Verfügung zu stellen oder auf diese oder jene uns entgangene Veröffentlichung aufmerksam zu machen. Sodann hoffen wir, dass sich den schon zur Mitarbeit gewillten Freunden der Mundarten noch recht viele Helfer aus allen Gegenden und Berufen anschliessen werden, um sowohl bei den örtlichen Verschiedenheiten der Mundarten ihren Rat zu erteilen, als auch für die überwältigende stoffliche Fülle eine Arbeitsteilung zu ermöglichen, bei der besondere Neigungen und Erfahrungen in schönster Weise nutzbar

werden können. Zur Anregung nnd als Grundlage für die Ergänzung und Berichtigung werden von Zeit zu Zeit Proben mundartlicher Sammlungen kostenfrei an alle Interessenten versandt werden. Wegen Zusendnng der soeben erschienenen Sammelprobe wende man sich an Dr. Jos. Müller-Trier oder Dr. Paul Trense-Rheydt; Beitrittserklärungen für den Verein für rheinische nnd westfälische Volkskunde richte man an Karl Wehrhan, Elberfeld, Arminiusstr. 5.

Möge diese Bitte überall freundliche Aufnahme finden! Allen Förderern der guten Sache herzlichen Dank!

(Bemerkung für die Leser der Zeitschrift). Vorstehender Anruf soll ausserhalb des Vereins dnrch die rheinische Presse verbreitet werden. Die Mitglieder wollen freundlichst dazu beitragen, dass Frennde für unsere Bestrebungen gewonnen werden, indem sie geeignete Adressen zur Versendung des Sonderabdruckes angeben. —

Im Auftrage des Vereins und zugleich im Sinne gleichstrebender Arbeiter auf dem Felde der Mundart möchte der Verfasser zur Anregung im folgenden „einen“ Anfang machen, einige praktische Vorschläge zur Erörterung stellen und aus dem ihm reichlich zu Gebote stehenden Material eine Probe aus den mit b anlautenden Wörtern bringen, die jedoch kein fertiges Bild geben, sondern nur einen Entwnrf vorlegen soll, an den sich helfend, ergänzend und bessernd hoffentlich recht zahlreiche Mitarbeiter machen mögen. In meiner eifrig betriebenen Sammlerpraxis hat es sich überaus bewährt, willigen Helfern eine solche Grundlage zn unterbreiten. Ich habe mich wegen des Raummangels auf einen Teil des Niederrheins beschränkt, obwohl mir auch aus anderen Gauen (Mosel, Siegerland, Hnnsrück) Stoff reichlich zngegangen ist. Wo ich aus gedruckten Vorlagen ergänzte, gebe ich keine Quellenangabe; dem Kenner der Literatur sind sie bekannt, nnd eine angekündigte Zusammenstellung in dieser Zeitschrift von Karl Wehrhan wird sie weiteren Kreisen kund geben. Benutzt sind u. a. drei wertvolle handschriftliche Sammlungen von schon verstorbenen treuen Arbeitern, deren Andenken auch an dieser Stelle dankbar erneuert sei: Franz Wilhelm Ohligschläger zu Neukirchen (Kr. Solingen); Karl August Lüttgen zu Solingen; J. Heinrich Kremers aus

Karken bei Heinsberg. Umfangreiche ungedruckte Sammlungen bestehen noch aus dem Siebengebirge von Dr. Joseph Müller, von der Mosel von St. Weidenbach; der Verein „Triersch" veranstaltet eine umfassende Sammlung in seinem Gebiete, die Ortsgruppe des Allgemeinen deutschen Sprachvereins Elberfeld veröffentlicht gegenwärtig ein Wörterbuch; mehrere andere im Entstehen begriffene Arbeiten könnte ich noch anführen, doch hoffe ich diese Liste nach dem Erscheinen des Aufrufs noch vermehren zu können, um dann im Überblick ein einheitliches Bild der gesamten Bemühungen auf diesem Gebiete geben zu können. Das ganze dem Verfasser schon jetzt zu Gebote stehende Material, das noch nicht ausgezettelt ist, dürfte schätzungsweise 25 000 Zettel umfassen (vom Buchstaben b liegen ungefähr 1500 Zettel fertig); die mühsame Arbeit dürfte einen geeigneten Grundstock für eine spätere systematische Sammelarbeit abgeben.

Entschliesst sich jemand zur dauernden Mitarbeit, so wird er bei liebevollem Sich-Versenken in die schöne Aufgabe sicher von dem Reiz des Sammelns ergriffen werden. Weicht die niederzuschreibende Mundart in ihrer Lautform und dem Wortschatz erheblich von der im folgenden abgedruckten Probe oder anderen schon erschienenen Wörterbüchern ab, so empfiehlt es sich, ein eigenes Zettelverzeichnis anzulegen. Um ein Zusammengehen bis ins Kleinste von Anfang an anzubahnen, trete man freundlichst mit dem Schreiber dieser Zeilen in Verbindung. Auf weissen $^1/_{16}$-Bogenzetteln verzeichne man nur ein Wort mit seinen Bedeutungen, Anwendungen usw.; je beweglicher das Zettelverzeichnis eingeordnet werden kann, um so willkommener ist es dem letzten grossen Ganzen. Die Wiedergabe der Laute muss nach streng wissenschaftlichen Grundsätzen geschehen. Eine Vereinbarung hierüber müsste einer der nächsten Schritte sein. Da sich in neueren Veröffentlichungen im Rheinlande vielfach Anlehnungen an die deutsche Phonetik von Otto Bremer finden, würde sich diese mit wenigen Änderungen wohl am meisten empfehlen;*) doch sind alle einschlägigen Arbeiten

*) Bei Abschluss des Manuskripts kommt mir die neueste Arbeit in die Hände: Ferdinand Münch, Gramm. der ripuarisch-fränkischen

zu berücksichtigen (ausführliche Angabe der Werke in der angekündigten Bibliographie). Verfasser ist bemüht, eine Zusammenstellung der bisher gebrauchten Lautschriften zu machen, und erbittet von allen, die sich mit der strengwissenschaftlichen Wiedergabe der vorkommenden Laute beschäftigten, bis zum 1. April 1905 weitere Vorschläge mit Begründung der gewählten Zeichen. Es sollen dann diese Vorschläge von allen Fachgenossen nochmals geprüft und durch Abstimmung die ferner zu wählenden Lautzeichen endgültig bestimmt werden. Dass diese Zeichen möglichst an die vorhandenen Typen angelehnt werden und fremde Zeichen wie χ, γ usw. ausschliessen, ist meines Erachtens für die praktischen Ziele aus mehr als einem Grunde zu empfehlen. Für das Sammeln des Wortschatzes, der eigenartigen Wendungen usw. kann von einer nicht volkstümlichen Schreibung abgesehen werden. Vielfach schreckten willige Helfer vor fremden Zeichen zurück. In der angeschlossenen Probe hat der Verfasser sich auf die notwendigsten Lautzeichen beschränkt; eine genaue Festsetzung und Beobachtung der Lautwerte kann wohl nur durch Fortsetzung der schon zahlreichen kurzen grammatischen Einzeldarstellungen (Röttsches, Jardon, Jos. Müller, Maurmann usw.) geschehen.

Im folgenden ist die Verdoppelung der Mitlauter bei ihrer Dehnung oder bei Vokalkürze (wie im neuhochd. „alle") unterlassen. Lange Vokale (auch halb- und überlange) kennzeichnet ein Strich (ā). Undeutliche (flüchtige, dumpfe) Vokale vertritt das Zeichen ə. Die offene Aussprache des e ist teils durch ę, teils durch ä bezeichnet; ebenso offenes o, ö durch ǫ, ǫ̈. Der Nasal ist durch ng wiedergegeben.

Ich erwarte, dass meine Schreibweise von vielen nicht gebilligt werden wird; ich habe mich jedoch nach manchem Zögern von meinen praktischen Erfahrungen leiten lassen.

Mundart Bonn, Friedrich Cohen, 1904. Schon ein erstmaliges Studium des Buches erweist es als eine wertvolle Förderung der Erforschung unserer Mundarten. Sie hat gegenwärtig den Vorzug der grössten Reichhaltigkeit und Abrundung des grammatischen Stoffes vor anderen mir bekannten Arbeiten voraus; (von Jos. Müller erhoffen wir die weitere Herausgabe seiner grammattischen Studien.)



Bei schriftlichen Beiträgen zu meiner Sammlung war es ohnedem oft unmöglich, den genauen Lautwert zu bestimmen. Überhaupt bitte ich für die mühevolle Zusammenstellung in jeder Beziehung um Nachsicht und — Hilfe und Rat bei der Richtigstellung.

ba, bä, bā (Kdrspr.) Ausruf des Ekels, seltener der Verwunderung, oft verdoppelt; ba jongə, ba kengər! = schlecht; als Dingw. bā m. Unrat, Schmutz. | Zus.: bā-mul Großmaul, Schwätzer (bätsch-mul); bā-kauf Schreckgespenst. | Weiterbildungen: (Verkleinerung?) bākəs, bāks; batsch, bātsch, bätsch, an den Stamm b-s sich anlehnend: bassəs, bässəs, bössəs! | vgl. aa, ä, aks, akə, äks, ätsch. |

bā m. Vater; Verdoppelung: baba, babə, bab (Kdrspr.) Vater; bäb Urgroßmutter; bäbə, bäpə = Vater. | baba-diz-chən (—kən), babə-dizkə „Saugezitze" Säugling, Vaterskind (auch spöttisch v. e. Kindischen).

bä-vä, bā-vä f. best.

babárisch = barbarisch, arg.

babələ, bäbələ, baubələ, bubələ schwatzen; don əs jät, — kan alə malech!; undeutlich, unverständlich, albern reden; Zus. us—, də zit fər— | babəl, bäbəl, bubəl m. Mund, Maul, Plaudermaul: dingə bäbəl jēt ävər rēn wī e äntə-fötchə; has də gəkalt ov has də də bäbəl geschot (zu einem, der undeutlich gesprochen hat); hald (haud) də babəl! halt's Maul! | Zus. nə bäbəls-kal haldə Unterredung; babəl-(baubəl-)mul, mūl; (bubəl)-schnūt, —schnüss; — hans; —mānəs. | babəléi, jəbabəls, jebubəls; babələr, büblər, bäbəltə, bäblerschə, büblerschə.

babīn, bobing Weberspille.

bāch meist w., bāch, bāk, bēk, bēək, bāək; op dr bēk, vielfach in Eigennamen: Bot —, Hodələ—, Sankəl—; Zus.: bächstärzchən Bachstelze (vgl. blez —, blik —, blēk—, blēi—, wip—); də krūke jeit sū lang nǫ'm bach, bös sə tərbrekt; de sāl wǫr sō vol wī bach. —

bādə, (bāə?), bāə, bānə, bīə, bīənə baden (die Vergangenheit ist schwer festzustellen; genaue Angaben erwünscht, ebenso Zusammenstellung mit den mundartlichen Zeitformen für beten, bitten, bieten). bād-büt = wanne; — stuv: en di b. —stuv jon: sich schröpfen lassen.

badələ (badəln) baden der Hühner im Sande vgl. pudələ.

bādəl m. ausgehechelte Flachs- oder Hanffasern.

bāə, bejə, bīe, bīhə, bijə, bīənə bähen (vom Holz die Rinde durch Wärme oder Wasser entfernen); nən Mespəln-stok bāən, dat də bün drvan jeit; Wunden; bei Zahnschmerz; Geschirr (melək-, enmätsdöpə), dessen Inhalt sauer geworden ist, lange in Wasser stehen lassen. bā-kessəl großer kupferner Kessel.

bäfə, bäf-kəs Bäffchen, Bandstreifen der Geistlichen; umgelegter Kragen der Frauen, Lätzchen; Vorhemd.

bagäsch, bajäsch schlechtes Gesindel; Gepäck.

bäjəlich wankend.

bäjərə „bägern" (Wieland), herumlaufen (v. Kindern gesagt), nächtlich schwärmen; langsam arbeiten; unnützes Zeug reden, phantasieren, träumen; in aller Frühe fleißig schaffen, hastig arbeiten.

bäjəréi, jəbäjersch, bäjər-jēst, —jeiss rastloser, unsteter Mensch, Quälgeist, bäjer-hans hastiger, polternder Arbeiter; den bäjər em līəf han voller Unruhe sein.

bak m. 1. Becken, Trog: spīss-Kalk-, enə — jress Kohlen; bakchən: 'n — käfə; sēp-bäkskə Schaumbecken der Barbiere; vgl. bekən, m. 2. Backware: ik wēss dat ich dat an dr bak wiər profitīr.

bak-ǭfə: man mot nət tengən enə — welə jäpə; jęn 'nən jlöndəchən — japən; jap ens jejən enə —, da sīs də. wä də grüzte mul hat.

bak-ǭfkən Grasmücke.

bak-prum Zwetsche (bes. gut zum Trocknen), auch jədrüchtə prum.

bak-splitər Scheit zum Heizen, —stüv, —stōv, —troch.

bakə-mūs getrocknete Birnen.

bakə Backen, Wangen (vgl. batzə); wi də bakə, əsu də bakə langsamer Esser, langsamer Arbeiter; met rüder bak, rūd bakən; bäkskə wī kləschkə, klэschäpəlkən; ən külschən əm bakən hät 'n schelm əm nakən; halvə bakən (Schweinskopf?); dobələ bäk Doppelkinn, bak-tang, —täng, has wäl lang kən bak-täng jəspuk! Harmlose Drohung; — zant, —zäng; —knǭk Knochen, Kiefer; bäkskəs, sin — filən em do béi (ein).

bakə, baukə, bǭkə: 1. backen: du kals jrad, wī du gəbakə häs; bakən en bröiə fält net ömər evəndūən ūs; ən dər janzən welt bakən sə brud überall kann man leben; hä baikt (bäkt) klēn brüətschəs = gibt klein bei; dä bäkt nən zǭət! spöttisch. 2. zusammenkleben, frieren; schneit et en dr drek, dan früsst et, dat et bäk (Wetterregel, überall verbreitet). 3. ēnəm jät bakən: abschlägige Antwort.

bäkər, Mz. bäkersch; knudəln—, en dat bäkersch hüskə, dǭ wont e klē pīp-müskə (Kinderreim); dǭ es den bäkər sin frau dürjekrǭpə; dər — hät sin frou dur də seməl jəjät, wenn das Brot hohle Stellen hat; də bäkər het dat lezte brödschən jəbakən (stirbt); nən prīs wī beim bäkər dər wek (feste Preise); hä es esu welmödəch we ən bękersch fęrkə.

bakəs n. bak-hūs, Backhaus, Bäckerei, Hinterhaus, kleiner Kathen; 'n bakəs (Bacchus?); van 'nə käəl ein dicker plumper Kerl; dat bakəs rəvidīrən = den Magen rein machen; wo ən bröiəs (bręnəs) stēt, dǭ brukt kēn bakəs tə stǫn; du has ę-fäl wī 'n āl bakəs; hä es noch nət langs Schmets bakəs forbéi (u. ähnlich) Deutungen dieser im ganzen Rheinland verbreiteten, jedenfalls aus Cöln stammenden Redensart, sowie Literaturangaben sind willkommen. Ich fand: Rheydt: Es (dat bakəs) stand auf dem Hohenberg (beim Hangbusch) an dem Weg zum Galgen. In M.Gladbach schrie ein Straßenjunge es drohend dem andern nach. In Elberfeld begann bei dem bakəs eine grundlose Stelle des Weges. Anderswo knüpft es an einen groben Schmied an, der Vorübergehende beschimpfte. Ähnlich sagt man an der Maas: He əs noch nət Uhl övər (ein schwer zugänglicher Ort an der Maas); he əs noch net van het Helfət (Hilfahrt) = de Sak stekt noch ən wīə säk; wä wellt van Wässənberəg nǭ 'n Myhl, dä jēt bī dag met jrüetən īl; dǭ es gēn hęk of strüək, ət kömt nə dēf (Dieb) hərüet; (Dort hausten im Mittelalter die blötəs, ein Troß der Kreuzfahrer, wie man sagt.) Und endlich: he əs noch net an Zaups-faurə fərbīə; (zaupə, zopə ein-, untertauchen; fauərə Schlagbaum.) Kremers: „Bis zu Anfang dieses Jahrhunderts maßten die Junggesellen des Dorfes sich ein Aufsichtsrecht an über die heranwachsende Jugend. Diese mußten vor allem das gehörige Alter haben, ehe sie abends auf der Straße, des Sonntags im Wirtshaus usw. sich sehen lassen durften. Wagte der Gauch sich vor der Zeit auf dieses Terrain, dann mußte er an irgend einem Abend durchs Wasser Spießruten laufen und wurde jəzaupt. An passenden Stellen hierzu war namentlich im Roertale kein Mangel; die meisten Wege waren Hohlstraßen und standen selbst im Sommer unter Wasser. So war die Gefahr, gezaupt zu werden, gleichsam ein fauərə und hielt sie

wohlweislich bei der Mutter zurück" (handschriftlich).

bal, bǫl Mz. bäl und balən Ball, bala-bala-buf ein Kinderballspiel. Die zahlreichen örtlich verschiedenen Ballspiele und ihre Bezeichnungen, Regeln usw. mögen aufgezeichnet werden; z. B. höt wẹrpə; schnīə-bǫl. — Verkl. bälchə, bälschə, Mz. bälchər, zupə-bälchər, bälschər, bälərkəs, Suppen-, Fleischklöße; bälskə. (Vgl. bẹl, bẹlə Glöckchen, und Zus. wie bẹl-brüt, - rüs, —wik, —wīd.)

balə(n) m. Verkl. bälərkən, Fleischmasse an der Hand, am Fuße; Zahnfleisch (Biller) kleiner Kinder (urspr. die geschwollene Stelle beim Zahnen, dann allgemein, auch bei zahnlosen alten Leuten: (— räkə) Mz. belə(n): op dən belən kauən; beldərə, belchər, belschər. wat dont də äl wiəwər en dər höl? op də beldərə rapələ, wen se kən zäng miə hant!

bälən: zolllange walzenförmige Auswüchse unter dem Hals der Schweine, bälchərə Pusteln, bälerkəs Hoden.

balbērə, balbīr, balbuz.

bald, bal, bāl, bǭl, bǫl, baul, bau, bou, bō bald. baul es nət Waul (Nachbarort nahe bei Solingen).

balərn, baulərn poltern; baləräch ungestüm; du bös wāl baləräch verrückt.

balg, baləch, baləsch, Mz. bäləch Balg, Leib = māg, ungezogenes Kind (vgl. blāg); baləch-pīn, — ping, gemein für puk-pīn, Zus. blǭs—, frät—, schwam— Schmerbauch = baljəs; bäljəntrādər, bäləch-trẹdər. sü düstər wī əm kü-baləch. dəm düvəl em balg nət dǭgən; dr donər kricht dəch, wan əch dech an dən — kan! sü hard schreiən äs mən əm balch kan; jät für dən balch kriəgə (Hiebe); ein jẹt plat für dən balg sagən gerade aus; de ortografi schleit səch bei em əm balg dubəl = er stottert; dən — vol han betrunken sein, schwanger; əm balch lustərn (?).

baljən, səch zər—, s. af— plagen, abarbeiten; baljərə; baljəréi.

Baltəs Balthasar.

bal-hüräch, —hǭräch schwerhörig (auch verstellt), störrig, unfolgsam.

balīn, baling Fischbein, —stab.

baljáss Strohlager, Strohsack; frz.: paillasse = strüəsak: flüə op'əm baljass; auch pajass stammt daher.

balək Mz. bälək und baləkə Balken, verputzte Träger in der Decke eines Zimmers; töschə bälək on lazə; ət īs hät ken baləkə. (Moses hat keine brunter gelegt?)

bäləkən Balken legen.

bälkə (vgl. bölkə) schreien, unmanierlich singen. bälkəs Schreimaul.

balkong, balkung.

balsām, Münze (Garten- u. Feld-).

bälstər w. Wurst in dicken Därmen.

balustər, balunstər Geländersäule, frz. balustre.

bamböschchə f. Festchen; frz. bamboches; vgl. nordd. Bambuse.

bamələ, bampələ baumeln, bampələch schlotternd, herunterhängend; bimələ hangen, klingeln; bomələ hangen, umherbummeln.

bā-mul f. bā.

bān w. Weg, Straße; īs—, iser—, (bānə-wächtər), schibəl—; di bān schlǫn auf dem Eise glitschen; klǫr, rēn bān; bān op! Ausruf beim Gleiten. bə də bān schafə wiederschaffen; op də lang bān schuwə aufschieben; hä krēg sin kleidər bei di bān hervorkriegen. Breite des Tuches: ənə siwə-bānə-rok (auch pang).

bānə bahnen, auch baden f. b.

band: baind, bäind, baund, bangd, bang. Bed. 1. m. Mz. bäind: Band, Angebinde, Geschenk; baund Bund, Festkuchen, Angebinde. 2. w. bäind Mz. —e Binde. 3. f. Mz. bändər, bäindər, bäng; Verkl. bändchə, bäng-kən, bängəl (hǫssə— Strumpfb.); sīden bang Band; bandstōl (Webstuhl), bandswirkər; Bande: də duət lūəst och də stärkstə bäng; et jäng dörch hartə (hatə) bäng kostete viel Mühe. Faßband, —reifen: bank-īsər, schibəl-bang Knabenspielzeug. ut rank ən bank sən. sich en de bäng sętən Widerstand leisten.

baində vgl. bengə binden.

bandə, m. bänd, bänət, bent, beind; Mz. banen, bendən, bänətə, bandə (in Urkunden 1387 baynt, 1394 beende, baynde, bendt, beind) umzäunte, trockene Wiese im Gegensatz zu wéi offene Weide; aber auch in letzterem Sinne und allgemein. blōmə—, hongsbend (Aachen) „Hungarsbend“. Daselbst dər bent Platz für die Meßbuden und die Messe.

bandəlēr f. Schärpe.

bandəlung früher ein Klavier von 4½ Oktaven.

bane unabläſſig bitten, zwingen, bannen: dən dūfəl; ən dər banst sin in Angst schweben; banəch anhaltend bittend; arg(?).

ban-sak m. ein Kind, das durch Weinen etwas erzwingen will.

bāənə (vgl. bedə beten): nöt lēərt bānə.

bänə binnen vgl. benə, bönə, bünə.

bang bange, —ärsch, —box (də bangbox a'han), bang hipə, bangərt, bangə zibəl; bangdressər, —schessər; Ängst-

licher; bang-mächər Schreckgestalt, bang makən geilt nət! Vogelscheuche. bang(ə) machən: kochende Erbsen durch Aufgießen kalten Wassers „schrecken".

bängələch, bänkləch ängstlich; bang sən für'm fərdrenkən, īe men an't watər kömt; schrecklich, entsetzlich; sehr, außerordentlich: ənə bängləchə kät eine famose Karte; du fong he bängləch a zə rǭsə.

bank w. Mz. bänk, Verkl. bänkskə(n); di schnei-bank Schneewehe; bank-kestə Truhe zum Sitzen; bank-hǭch (—hǭk) Spannagel an der Hobelbank; bank-knäch Schraubenzwinge ebendort.

bänkən 1. Bänke ins Freie stellen, um ein Mahl zu halten; 2. vom Getreide, wenn es ungleich gesät streifenweise sprosst.

bankīrən Bockspringen (Knabenspiel).

bank-rötschər Ofenhocker, einer der auf der Bank hinter dem Ofen zu sitzen pflegt.

bankərot, — makən, —˙jǫn; bankərots-mūl Kaffeemühle, —pot = kanne.

bankətẹl Kleinigkeit.

bänstəch wild, flüchtig.

bär w. Verkl. bärchən breites irdenes Gefäß zum Absetzen des Rahms auf der Milch; hoher Topf zum Einmachen der Butter botər-bär, des Sauerkrauts usw., meləch-bär ird. Gefäß mit einer Handhabe und 3 Füßen, um Milch zu erwärmen. an di bär bengən schwatzen. bär-lẹkər Topfgucker.

bär nackt, ohne: et frūst bär ohne Schnee, bär-īs glattes, schneeloses Eis; bär frost Glatteis auf dem Erdboden; bär jaild, barschop, —schöp; Adverb.: ət əs bär jəlöjə; bärəwech ganz und gar: dat əs bärəwech nət ūs-zə-hälən.

barbəl, barbol(?), barfel, bärbəl Schurzfell der Handwerker.

bār-fötəch, —foss, —fössəch, barvəs, bärvəs, barbəs(der bärbəs Barfüßer-Mönch), platsch barbəs, bärəfōsəch, barsch (bengəch) barfuß; wū ət mūədəm əs, solə sojär də jǭs (Gänse) bärfəs lōpə; de éiər sönd dūr, de hondər jönt bärfəs.

bār m. Bär, bēr, bārə-leidər Bährenführer spöttisch Tölpel. bär op sök (Socken) dasselbe. Zus. bārə-drek Lakritzen; —hukt eine Art woll. Gewebe (an der unteren Wupper?); bārən-klō Steigeisen für Bäume, daher bārən-klǭəch (Fehler des Pferdes); bär-ǭmeis, —ǭmelstər große Waldameise; bārənfot (Kalb oder Kuh) mit ungewöhnlich großem Hintern. Spr. sūət dər bär om Leichtməs sinə schiəm (Schemen, Schatten),

dan jēt' ər nauch (noch) sās wākə (6 Wochen) ənət hōəl (Höhle) tərök d. h. es wird wieder Winter. mə frköpt dem bārən də hūt nət īə (eher), bös men ən hät.

Bärb, —kə, Barbara, auch Bäb, —kə.

bärbəl w. bauchige Steingutkanne.

barbel, barbələ, Regenschirm (aus paraplü); Schurzfell.

bār-bengər Schwätzer.

barbīrər Barbier.

barch, bärg, berch, bərəch männl. verschnittenes Schwein.

bārə, bārə brennen, erregt sein (erhöhte Blutwärme) du bärns, he bärnt; af-bärə.

bārə unordentlich.

barēər (barrière) Schlagbaum; —jelt Wegegeld.

bärf w. Barbe (Fisch).

barm(?) Hefe.

bärm m. Mz. bärm, barmə Haufe, Menge, Getreidehaufen, Schober in der Scheune. wä jong föscht on jägt, fält lātər van ənə hūəgə bärm əraf (Hüte dich vor Beschäftigungen, die im Alter nichts einbringen).

bärəmə Garben fest zusammenlegen, Schober machen. up—, af—.

barong, barung: ət əs'n jong wīn barong (dick und kräftig).

bā(r)sch(t) m. Riß, Spalte, Sprung. bā(r)schtə, bāschtə, reißen, spalten, platzen, krepieren (gemein). up barsch-(t)-wīs arbēdən, səch zərbarscht arb., səch təbäsch lachen, —lōfən; mach əch barschtən! (Fluch); barscht-kruk Bingelkraut: der weiße Saft macht die Haut bersten. hä əs van dər īəschtən lūg nət jəbarschtə er lügt wiederholt; et mut bāschdə of brēəkə; ət mos baschtə of böijə.

bäschtəch giftig, aufbrausend.

bā(r)t Bart; —schräpər spöttisch: Barbier, —schötəl Rasierbecken, —seipə, sēp =seife; —hāvər schwarzer Hafer, Rauhhafer; —kīəs mit Milch gemengter frischer Käse = klatsch—, flötə-kiəs; —wēss englischer Weizen. bartmän die Wiedertäufer in Solingen um 1720, weil sie Bärte trugen. Ein Streifen Gras, den ein ungeschickter Mäher stehen läßt. səch om Kēsesch (Kaisers) bāt striə; jēməs dən honəch äm dəm bārt schmārən on dən dräk ən də mul; enən öm dən bārt strīkən schmeicheln; dolən lūdən wāst auch dər bärt; dən bārt af-schnīdən rasieren, betrügen; dən han əch ävər dər bāt afjəmāt die Wahrheit gesagt; ejənə bāt bromə; trou néit rō(d)ə hǫr on bārt, bets sent sə fan faləschə ārt.

Bartəl ungesetzter Mensch; bartəln dummes Zeug machen, ausgelassen sein.

Bartləmī, —kə, Miəs, Méiəs. Batələmīwəs (28. August). Für den Bauer begann eine neue Arbeitseinteilung: Zənt Batələmīs fərbēit də wīssə hossən ən dər wēəchə kīəs; lǫt wīsləch, dǭ sent Batləmīəs, de līnə box on wēkə kīəs.

bās m. Mz. —e. Baas, Meister; Aachen: Ehrenname für den Aufseher über die Weber (dessen Frau: frau bās): schörərsch—, wäwərsch—, kätə-bās. Auch der Hausweber. bāsən als Meister Weber beschäftigen. Urspr. der Erste, der Beste ən bās kēəl, —kenk, jong (tüchtig; auch nur: du bös nən bās! Hauptkerl! ət bās oder ət bās am besten (s. d.): dat əs dər bās die Hauptsache; hä əs ət bās jəborjə fein heraus; bās-af ganz zu Ende, vollständig, bās av sīən bemeistern; he song möt on mēss on bās(?); se lēp on mēss on bāss überallhin(?).

bās w. bais, bäskən Base. (Ableitung wohl wie vorstehend), wan məch də bais ət nət fərzelt'; Aachen: də bais fan Scherbərəch (Dorf). sprw.

bass Baß, —geige (—gei, brombass). Anə-Mīkən spält dər bass, dat di tälərn rabəln əm kas schelten.

bassəs, bässəs, bössəs, bussəs, vgl. bā: — kengər, wat əs dat hūt fīs wār!

bā(r)sch barsch en —ən käəl.

bäsch Barsch Mz. bäsch. Barst bersten s. barsch.

bäschtə w. Börse, Geldkatze: hä het ən — geild einen Haufen.

bäsəl, bäsələ mänəs m. unstäter, ungelenkiger Mensch, Sonderling, Windbeutel, Faselhans, Schmeichler.

bäsəl(ə)manəs Komplimente, Possen, dən — met öməs drīvən zum Narren halten; — mäkən (v. Pferd) aufbocken; dä mät 'nən bassəlmänəs, dat səch dat hemb ən sibə faldə lät.

basəlum, basəltümkə kurzes Arbeiteroberhemd.

basküI w., auch bəsküI Dezimalwage (im Ggs. zu pöngəl Schnellwage; frz. bascule.

bast, bäst m. (Weberausdr.) Das Rauhe am Seiden- oder Wollfaden; Rand am Tuche durch eine aufgesetzte Kordel (bästkordən) gebildet; davon bästə.

bäst vgl. biəst.

bastənä w. Pastinake.

basta genug!

bastard, bastərt, bästərt, m. uneheliches Kind, aus der Art geschlagen (von Pflanzen und Tieren) fərbästərt.

bat Abdämmung des Stromes; battung Flechtwerk dazu; davon batə abdämmen.

bät w. Vorteil, Nutzen, Hilfe, Genesung, jeng höləp noch bät; Erreichung des Zwecks; dazu

bätə helfen, nützen, frommen. bat (bāt) ət nət, sū schat ət nət; alə hölpən batən; jäz hēt ət mək ävər jəbat jetzt ist's mir aber genug; ət het məch jəbat! es hat mich klug gemacht; hēi batən öm ke bäənə da half kein Beten; ət kos nix bätə es konnt nichts helfen. Zahlreiche Sprw.: ət hōnərkakəln bat nət, se mötən eiər lejən; wu dər bässəm nət dōch (taugte), dō̜ bat ət nət; alə hölpə —, sät di frau, du spēn sə ən knuəsəl (Mücke) füər də schör-kar; sät dr wōf (Wolf), du frō̜ət hä ən knuəsəl op əmō̜l op; sät də mök, du pischət (pēschde) sə ən də Rin. seit ət mädschə, dō̜ spantən ət dər hān ən də schörs-kar.

batalj frz. Schlacht, Streit, Schlägerei.

batərə, bo̜tərə schlagen frz. battre.

bāt, bēt frz. bête matt, ab (beim Spiel); bēt mākə matt setzen; sämtliche Spiele gewinnen.

batə, dabatə hinter.

Batəl, Batəls, Batələmiəvəs vgl. Bart—.

Bātəs Hubert Hūbāt., auch Engelbert.

batsch (Schall) Ohrfeige, Maul du bös nə batsch vam kēəl Nichtsnutz, Grobian; bätschhanəs Tölpel.

bätschə kauen (bes. unmanierlich), schwatzen, antragen (bätsch-mul Schwätzerin, bätsch-kastəmänchə Schwätzer); verächtlich vom beten, anhaltend bitten; dat əs āl wīwər jəbe̜tsch.

bätsch m. (vgl. bā) Schmutz, eklig; bätschə pfui! rufen.

batərī höhnisch für Mundwerk: öməs wat för də — jävən.

batōr frz. Schläger am Webstuhl.

bau bald: bau əs nət je̜z.

bau, bäu, bóu 1. Bau, Verkl. böchə, bau-mēstər, —werk; jrūətə schūrən sənd baufäləch. 2. Feldbau, Ernte, Herbst əm bäu, kōrəbäu, wēss—, äədäpəls—. Zus. bäubēr braunes Dünnbier, Trunk bei der Ernte, —fe̜ss (auch maife̜ss) Fest, das der Bauer abhält, wenn die letzten Garben vom Felde einkommen; —jafəl lange, 2zinkige Forke, mit der mehrere Garben zugleich gespießt werden können; —ku die zum Pflügen gebrauchte Kuh, —lank Ackerland, —man Pflüger, —stok (pluoch-klöpəl) Stock des Pflügers, der unten mit einer kleinen Gabel endigt, bäuwān Erntewagen, —wäk (—plaz) Weißbrot von neuem Mehl, von dem Knechte u. Mägde, die Verwandten, Pastor u. Bürgermeister usw. eins erhalten.

bauə, bouə, bōe, būə bauen, pflügen; klēn bauən nicht tief pflügen, Ggs. dēf bōə.

bäu Beu, Fries, grobes Wollenzeug, fade Redensart; bäue

wollen: ə bäuə kāmisol (zu bau-wəl).
bauf „Kelch" unter dem Kinn.
baugt Gemengsel, Ausschuß.
bauk junges Schwein, dicker Junge.
baukə, baukəs s. bakə.
baul s. bald.
baulərn (s. balərn) poltern, bauləroch ungestüm, baulərkastən Polterer; baulər-jān (boldriān) dass.; haulər də baulər holterdipolter.
baultən, boltən Bolzem im Plätteisen.
bau-man, bäu—, bū—, bō-man (vgl. būəs-man) Schreckgestalt für Kinder: mach nət, dat dəch dər būman krit; də — küt!
baum s. bōm.
baumərt Iltiß.
baumklötər Specht?
bau(m)wol Baumwolle s. bäu.
baund, —əl, s. band.
baung Komplott.
baunt s. bont, bongk.
bäuntəl Bündel.
baunzən vgl. bauzən.
bausch Brust (vgl. brost): —peng m. Brustschmerz, —līschə s. Kinderleibchen, werək s. Busen.
baut m. Bau, Nest: ət es ēnəm baut möt jongən.
bauz, bäuəl, bäuərt, bäuət Kalb, Stierkalb.
bauzen Weinen der Kinder (ohne Ursache); lärmen, poltern; bäutsər einer, der gern weint.
baz(ə) Schenkel, Hinterer. bazəstök (övər-baz, kank-stök) Schenkelstück beim Vieh. bazənstökər breite Riemen am Hintergeschirr der Pferde und Ochsen. arsch-bazən (bolən); bazənschlēəjər langer Rock, Frack (auch prūməschnövər); ach wəl dəch əns dər bazə sortērə = prügeln. Frecher Junge vgl. bazəch frech, stolz, vermessen, lästig.
bäzəl früher eine Frauenhaube, dann alte Frau; ömbäzələn den Kopf verhüllen.
bə-antwordə: ēnə jäkə kan mīə frōgə als wī téin jəschéidə — könə.
—äugə (—ögə) besehen, revidieren.
—dāgt (—dächt) alt, betagt.
—dämələ Frucht, Gras niedertreten.
—dankə auch abweisen, etwas leid werden.
—dāt bedacht, dō bən əch äfəl drop —.
—dāt, —dait dass.
—dēnə: bədent sən gut, passend, dienlich sein für jem.
—denə, —dengə.
—denkə; drop bədeit; bədenktid; bedeit dəch doch jät! abschlägige Antwort.
—dēntə, —dendər Bedienter.
—dōchtə bedünken.
—doft muffig, nach Schimmel schmecken.
—dömpt dumpfig.

bə-dǫn öm jät bedürftig.
—dǭn basf., nötig haben, streben.
—dönkə: ət woul us — bedünken; op bədönk dun nach Gutdünken; bədönk Meinung.
—dōnsäm (—dōnt) gemütlich.
—dōrə bedauern.
—dräch: əm — stǫn im Zweifel sein; jäf əns — dǭdrop Acht geben, Anteil, Interesse: jē bədrach worin han; Betrag.
—dramp beklommen = bənäut.
—dranə betragen.
—drējən s. sich betragen.
—drēgen, driəjən betrügen; einər es bədräjən, wen hä də weitər beim dangsən süt on də feilər au mestwęch (Mistweg); bədrējə jelt neit!; jandēv on bədröjer han kotə flöjəl.'
—dress, -chə s. Betrügerei.
—dressə betrogen, beschmutzt: — käl, — rez, — rīdəch (gem.) feiger Mensch.
—dref, —driv m. Eifer, Eile, Betrieb.
—drīssə beschmutzen, betrügen.
—drīt Gewerbe, Geschäft.
—drīten betrügen.
—drīvən betreiben.
—droch Betrug; —drōch: bədroch riəcht nət (bereichert nicht)
—dröüə bedrohen.
—drövə betrüben: drōv-leid träger Mensch; —drov betrübt; —drövnəs, —drövtə krǫm, —drövt wäder.

bə-drüəvt, —drüövt.
—düdən bedeuten: düdləch deutlich, deutsch.
—düə, —dügə, —dügung.
—dükən; für-bədüknəs Vorzeichen.
—dukt (Kochgeschirr) mit Wasser bedeckt.
—dump beengt, betäubt, dumpf.
—dūrə, —dōrə bedauern, bədürtləch.
—dūs bedächtig, sanftmütig.
—düsch betäubt.
—dusəlt, —düsəlt berauscht, betäubt (—dust, —tüsəlt).
—dütənd bedeutend.
—falən (Obst) beschädigt.
—fämt berüchtigt.
—faində befinden.
—felə, —fēlə; befehlen. befęl Befehl, Mz. bəfeldər: hǟrəm bəfäl es kneitə jank (dōn).
—fengə befinden; fukələ, futələ, fuschə bəfenk səch weist sich aus.
—fōət schüchtern, devot.
—frēə, —frēiə befreien; im Spiel begünstigen, im Einverständnis handeln.
—frēsən erfrieren (z. B. Kartoffeln).
—frīdən einzäunen.
—fridichə befriedigen.
—fründə, —frügə befreunden.
—fungk Befund.
—füstən „befausten“, bestechen, in die Hand geben.

bə-jåənə begegnen: jangk äkəsch un frög, də wälschə frau bəjänt dēr nət.
—jang m. Begang, Verkehr.
—jängnəs, līch-, Begängnis.
—jätlə betrügen, überlisten.
—jēələch filzig, geizig, habsüchtig.
—jęnə beginnen.
—jęning Stelle, Gegend; hä kom məch bəjent entgegen.
—jerə begehren.
—jerlək: de päpən on də häl sənd b. ōnə eng.; päpən bəjērləchkēt, gotəs barmherzəchkēt dürt fan nou af bəs ən ēwichkēt; hä mäkt səch bəjerləch öm əm.
—jęvə begeben: hä bəjüt səch nət läßt nicht nach.
—jīərləch (—hēt) geizig.
—jöbələ sich beim Erbrechen beschmutzen.
—jǫhə bejahen.
—jǫn begehen.
—jǫkələn begaukeln, blenden.
—jönə, jenə beginnen.
—jǫvung, —ing: Hirnleiden kleiner Kinder (das nach dem Volksglauben angezaubert werden kann); —jǫv Gliederkrampf, bəjǫvjēt.
—jözə schmeichelnd bedauern, verweichlichen.
—jräfnəs Begräbnis.
—jräve: lǫt dəch bəjrǫvə! Abweisung; wētən wo dər hongk bəjravən lēd.

bə-jref, —jriəp, —jrep Begriff: däes hat (hart) — līəvəch fan—.
—jribələ begrübeln, überlegen.
—jrīfən, —jrīpən begreifen.
—habələn beschmutzen (durch Gossenkot).
—hājə behagen.
—haldə, —halə, —hālən, —haulə: bəhälsamər kop gutes Gedächtnis.
—halvə ausgenommen.
—hamәln beschmutzen (dräkhaməl).
—hang Haar (d. Pferd), Ohren.
—hängəch, —hängt gefällig, bereit zu helfen.
—hēchtən (?) Bein unterschlagen.
—helpə behelfen ət bəhęlpən es ongər dən lüdən.
—hęzijə beherzigen.
— heukə, —hökə betrügen, hintergehen, verzärteln; wä məch — wel, mot frö opstǫn.
—hödə: dǭ bən əch bəhöd für da hüte ich mich vor.
—höf Vorteil, Notdurft (makə).
—hövən brauchen, müssen.
— hölf, —hölp Behelf: et jöft mēər bəhölpersch äs wöllēəvərsch; bəhölpləch.
—houptə behaupten.
—hǫrt behaart.
—hudələn betrügen.
—hürə geziemen: dat bəhürt səch.
—hüsəng Wohnung; —hūsə beherbergen.
—kalə besprechen, beschwätzen.

bə-kankt (—schaf, —schop): — äs nən bonktən honk; en fassə bəkankschaf Verlöbnis.
—kants, —kanz beinahe ungefähr.
—kasələ beschmutzen (mit Kot).
—keində Bekannter.
—kęrə, —kīərə bekehren.
—kīəkə begucken.
—kīlə viel essen, (an-kīlə)
—kīrə bekehren.
—klębələ bespritzen.
—klāfə }
—klapə } bereden, verleiten.
—klatə, —klatərə mit Kot beschmutzen.
—klēdə Wände mit Brettern belegen; —klēd, —klēdəng.
—klemong, —klomən niedergeschlagen; ən bəklomən tid.
—knölə betrinken.
—knuschələ beschmieren.
—knüschələn, —knösəlt, bəknüsəlt durch Anfassen beschmutzt.
—knutsche beschmutzen.
—kōkələ bezaubern, täuschen, berücken: de ōgə —, dat mə 'nə strūshalm für ənə baləkə änsüt.
—krängk unwohl, krank.
—krebsə bereuen.
—krigən sich erholen (von einer Krankheit), an Wohlstand zunehmen (er-krīəjə).
—krötə überlegen, Bedenken tragen.
—krüdə eine S. bezweifeln, überlegen.

bə-krūpə heimlich hintergehen.
—kūm, —köms: sing — han: sein Genügen haben, satt sein.
—kusəlt beschmutzt.
—labərn betrinken.
—läft }
—lāft } belebt, munter, lebhaft.
—lęjən befruchten (Tiere).
—leidə beweisen, offenbaren.
—lęmərə Unglück haben, in Verlegenheit sitzen; überlisten.
—leutən beleuchten.
—lęvə ergötzen.
—lēvə f., nǭ bəleivə Belieben.
—levərə gerinnen; də zup əs bəlevərt mit einer Haut überzogen; sauer.
—līft, wat bəlēvt, bəlevt?
—ligən, —īgən, —lēgə, lūəjə belügen.
—līrə belehren.
—lonkə lauschen, aufhorchen (gew. in bösem Sinne).
—lōpə belaufen, besorgen, regeln.
—lōup Betrag.
—löstə gelüstern, lüstern sein.
—löss m., w. Begierde, Lust, Lüsternheit.
—luksən betrügen, einen Vorteil absehn.
—lūənə belohnen.
—lūrən belauern.
—lüschə belauern.
—lustərə belauschen.
—mäkən beschönigen, vormachen.
—mantənīrən handhaben, verwalten.
—mauschələn betrügen.

bə-meuhə, —möhə f. Bemühung.
—mökələ betrügen.
—morgə f. Bewußtsein, Erkenntnistrieb, —krijə zu sich kommen.
—möft, —müft muffig, anrüchig.
—muschələ undeutlich reden, betrügen.
—müəsəlt befleckt, beschmutzt.
—nächs, —näks, —nǫ̈ks beinahe.
—näumə benennen.
—nauə beängstigen, beenge.
—naut drückend, beklommen.
—naudəch hēt.
—näut op erpicht auf.
—näut sən op begehren, um etwas verlegen sein.
—nēdən hier unten, nieder.
—nemə, —nəm Benehmen.
—nävən, —nęvə neben.
—nevələ benebeln, sich betrinken.
—nidər unterhalb.
—nōmən benennen.
—nōmən (dər sorg) benommen.
—nöt benötigt, ək si nət bənöt dröm es liegt mir nichts dran; hä os arg bənöt öm əm sehr besorgt.
—nūdə benötigen.
—nūdəch(t) bedürftig.
—nüsəlt, —nosəlt betrunken, schwindlich (nösəl Rest im Glase).
—ōgə = bəkīkə beschauen.
—platschə sich mit Wasser, Kot bespritzen.
—quäsən beschmutzen, mit dem Quast tünchen.
—quēmləch, —quīm bequem.

bə-rafən, səch bereichern, wiederaufleben, genesen.
—räfə befühlen, betasten.
—rapən bezahlen.
—rędə bereden.
—rēdən die letzte Ölung geben, versehen.
—reits (breits) beinahe = nǫ̈kəs.
—rēkə erreichen.
—recht Bericht.
—rēə bereiten, gärben, fürschen.
—rēichtə kommunizieren.
—ress Bereich, Bezirk.
—rēt (jərēd) bereit.
—rētə den Kranken versehen.
—rets bereits.
—rispə in Ordnung setzen.
—rǫ̈f Beruf.
—römpəlt eingeschrumpft.
—rǭnə beraten.
—rönschəlt gerunzelt.
—rōsə ausschimpfen.
—rozən (mit Schleim) besudeln.
rüist beunruhigt.
—rüscht besorgt, bestürzt.
—rūmə beraumen.
—sauən, səch beschmutzen: wä pek anpakt, bəsaut səch.
—soundərsch besonders.
—schämp, —schamt beschämt, verschämt, schüchtern.
—schēd Bescheid, Antwort. vüərbəschēt brengt dərnǭ gə lēd; bəschēd dun zutrinken.
—schēdən anständig, anspruchslos; antworten; —dälər = 52 Alb.
—scheidən, —schéiə erklären, Bescheid geben, nicht zufrieden sein.

bə-scheks-mänər zwei an jemand geschickte Männer, die seine Aussagen vernehmen sollen. (schikswein).
—schepən abrahmen (Milch).
—schēr vielleicht.
—schērə bescheren.
—schingə bescheinen, bescheinigen.
—schīətə, —scheissən.
—schlabərən.
—schlägən betrunken; jōt bə— sen: gut situiert sein; Kenntnisse haben.
—schlētə beschließen.
—schlọn beschlagen, (Kalk) löschen, beschlagen (Glas).
—schlọ̈fə in Erwägung ziehn.
—schlọ̈pə überlegen.
—schlüt m. Beschluß.
—schmẹ̄tə } beflecken.
—schmẹ̄rə }
—schmudələ beschmutzen.
—schnudələ besudeln.
—schnövə naseweis besichtigen, prüfen.
—schnözə tadelnd zurechtweisen, zum Schweigen bringen.
—schnüksən?
—schnupt erkältet.
—schnuvə beschnüffeln.
—schoməlǝ betrügen.
—schöməlt schimmelig.
—schot Mauer, Wand, über den Speicher hinauf reichend.
—schubə betrügen; —schupt sən in mißlicher Lage sein.
—schuməlǝ betrügen.

bə-schupən betrügen; —schüpchə f. Betrügerei.
—schwējən ohnmächtig werden.
—schweicht ohnmächtig.
—schtwẹlkən bewölken (schwalk öliger Rauch).
—schwīrən beschwören, durch Bitten zwingen.
—seibələ sich beim Essen beschmutzen; betrügen.
—seivərn bespeien.
—sẹkən beseichen.
—sẹlvərən beschmutzen.
—sen besehen; ēnəm dat fel, dən pukəl, de ürən, di mül, dən baləch. səch fan benən bəsən schlafen.
—senən, səch sich besinnen. səch bəsenə əs ət bäs; nət bəsenkt han nicht bedacht haben.
—siks, —sīt beiseite, aus dem Wege.
—söchən besuchen, —sökən.
—sondəsch, —songersch besonders.
—sọ̈pən, —süəpən besoffen.
—sörə bereuen, büßen; wehmütig gestimmt sein.
—splentərn bespritzen.
—städə, səch sich verheiraten: əch wel məch bestädən, dan han əch dat halv bruəd Doppelsinnig.
—stäə: wä bəstad əs, dä əs noch lang nəch bəjrävə; əch wöi, dats du bəstad wüesch! schlimmer Wunsch; ärmə mans

rendər (Rinder) on rīchə mans kengər sin bāl bəstāt.
bə-städnəs f. Verheiratung. nə —stadə manə ein verheirateter Mann; dat bəstäədnəs ess de käustə (Kosten) neit wärt Streit in der Ehe.
— stęch 1. die auf dem Vogelherde mit Wachholderzweigen besteckte Stelle. 2. Scheide, in der ein Messer oder Gabel steckt. —stäk.
—steiksəl Angebinde.
—stęləch anstellig, geschäftig. — wī də pan om Fastəlǫvənd.
—stemən, —stemp, —stemt.
— steutən lang und breit besprechen. —stötən.
— stödəch heiratsfähig.
— stǫn, —stonə bestehen. wen einər op sinəm kop bəsteit, kömt hä am eng op sinən kop tə stǫn. schönheit fərjeit, tūgənd bəsteit.
—störə besteuern.
—stǫvə, —stōvə bestäubt.
—strīdə, strigə, strikdən bestreiten, streitig machen, ausführen.
—strongsən, —stronzə beloben.
—sudələ səch sich besudeln.
—sūrə (—sörə) bereuen.
—talən bezahlen.
—täm lǫtən in Ruhe lassen.
—tämə bezähmen.
—talpt sən in mißlicher Lage sein.
—teiən bezichtigen (vgl. frteiən verteidigen); besprechen, bezaubern; dat nest əs bəteit von den Vögeln verlassen.
bə-tīən gewähren.
—tirmən, —termən bestimmen, dat hef ək əm tu-bətirmt zugedacht. dat jlök es dək nət tū bətermən, dǭ löt sək niks drān mākən!
—tōvərə bezaubern.
—traupə ertappen, überraschen (—drāpə).
—tukələ abhandeln (unter Kindern).
—tupən betrügen.
—tüəsəlt angetrunken.
—tutələn beschwatzen.
— vōr bevor.
—wank bewandt.
—wāsən angewachsen sein; beengt, erkältet sein. ən —wāsən kenk, dessen Bauch von Winden oder der angeschwollenen Leber aufgetrieben ist; man reibt den Leib mit Öl ein; auch mit Krämpfen behaftet.
—węgə bewegen.
—wīsən beweisen.
—wongərn bewundern.
—wǫrft, —wurft, —wǫrəvə, bebrütet (Ei).
—woss bewußt.
—wunə bewohnen.
—zaufərn bezaubern.
—zerk Bezirk.
bęchər, bękər Becher, Hohlmaß (1780: 1 maltər = 4 sümər = 48 bechər).
bēdə, bīdə, bēə, bēənə bieten. du bēts und bets, büts; hä

bēt und bet, büt; hä bǫt, bǫn, bǫt, bǫn. jəbodə und jəbǫnə. də monk heischt Lisbed: büt man əm jęt an, dan nömt hę jęt.

bedə(n) bitten, betteln; əch bed, du bets, bǫd, bǫd, bed!; jəbēdən. bedən jǫn betteln gehen. bed-käl, —man, —frau, —jong, —wīt; bed-mans-kō: Ziege; bedmans węrək sən: armselige Verhältnisse; jęt əm jrēpe han, wī dər — de lūs.

bedələn betteln, bedələr. węn — səch sät jätə han, dā schmīətə sə səch möt də läpələ. ət əs enə — lēəd, dat dər angərən äjən dōr ən stēət. węn nə — op jə perd kömt, rit hē ət düət wird er Verschwender.

będ̨əl Plunder, Bettel, bēdel-mau: dä əs do tə hūs, wi bim — de lūs. będ̨əlsak (auch bedsak), —vǫgt Polizeidiener; wer eimǫl für dən bedsak jəbörən əs; dər będ̨əlsak hängt nət īəwəch für einər dūr on dər jeildsak auch nət; dən — ömhangən: dem Betteln nahe sein. będ̨əlskoschtə (kruste) Kdr. bettelndes Kind.

bedəléi.

będ̨ə, bęə, bęənə meist səch — beten: bet dəch nęt! bete hübsch! nōt lērt (līrt) bęnə! hä hēt ən jödən got änjəbēdən er hat sein Glück gemacht.

bēdach Bet-, Königstag.

bēdə, beds, bēds beide; alə bēds, mət bedsə bēn, beds min üorən; wä van ön bedsə?

bəfōəsch (par force) durchaus: dat keng wol — nət ən də schol.

begəl s. bekəl, bikəl.

bəging, Beghine, Nonne; ironisch alte Jungfer, Betschwester. bəgingən sind nət, wī sə schingən.

bəhei, bəheit, buhei, bohei Lärm, Streit in Worten. węn man jətrōut es, dan es ət frbéi met al de lēv on al de bəhéi.

bei selten bi Verbw. mit manchen eigenartigen Verwendungen: 1. = zu: kom bei məch! əch jǫn bei N. N. kom béi məch béi! 2. = mit əch dǫn wīər bēi; bēi di frend va ming jonge! də kū əs bei = trächtig; bei lǫssə zum Stier lassen; bei ov nǫ fern und nahe; Zus. beiəneīn, bēənēn, bənei(n), bənēn: al-bənein alle zusammen, binein, biēn; hä əs nət bənēn kränklich; hä hät sə nət bənēn schwachsinnig; ech bən nət bənēn 1. kränklich („sie war wieder gut dabei“ [gesund]), 2. habe kein Geld („er ist jetzt gut dabei“ [wohlhabend]); bənein-jəschod zusammengeschüttet, -gegossen.

bei-brengən einbringen, Nutzen abwerfen, mitteilen, unterrichten; —dnn mittun.

bə-fal Gedanke.
—falən einfallen 1. = sich erinnern, 2. = abnehmen: sin bäkskəs fīlən əm do bei; de kō əs hengən beijəfalə wird bald melk(?).
—genə fort (Aachen): sə pakt səch beigənə;
—hau, —häu m. Beilage von Knochen zum Fleisch.
—jevə: klēn b. klein beigeben.
—jọn beigehen, abnehmen, sich vermindern (z. B. ein Obsthaufe „geht bei").
—komən, —kumə einholen, erreichen; zu sich kommen (nach einer Ohnmacht): hä küt widər bei; bə-lēv! beileibe! hör — möt dem jəzọks (Gemeine) op!
—nọ̄ beinahe.
—öfchən das hintere Ofenloch am Stubenofen.
—schlọ̄f, —schlọp, m. Schlafkamerad (Mann oder Knabe).
—sichtəch, —seitəch kurzsichtig.
—stemə beistimmen.
bēj, bei, bī Mz. beiə(n) Biene. Vkl. bē'chə bējəschwärm, bēiəkörf, —korf, —kär; —fäss, —sak Bienenkorb. dər bī ən e lẹ̄əj (leer) kär jägə bildl.: einen Hausstand ohne Mittel beginnen.
béiəs Bienenhaus.
beichtə Dinge in Unordnung setzen, durcheinanderwerfen.
beiən s. bāən.
beiərə, bim, bam, beiər, es klingt zu Lützenkirchen wie: „mingən dum, minən fəngər, minən ẹlənbogən; dər meistər Jōb əs dol! dol! dol!"; öm mot nēt edər beiərn of ət kerməs ess; wen sə lang —, dan wöt ət och endlich kerməs; ət beiərt əsū lang, bess dat kerəməs wǟəd; wo ət — wǟəd et kerəməs; hä hät et beiərə jəhōət on wēt nət wo de kirəch steit.
beiərəs = lūəs Glockenstube.
beik s. bek.
bein s. bēn.
beingləch s. bäuglech.
beissəm s. bessəm.
beisəch, beisərəch zähe, lederartig, filzig, auch von halbgaren Speisen, halbgetrockneten Pflaumen. Abgepflückte unreife Birnen werden beisərəch „welk".
beissəl, beitəl s. betəl.
beistər, beissər s. besser.
beit Hundehütte; spöttisch: steifer Hut, auch hongs-beit.
beitə ein Haufen.
beitschə, s. bätschə, kläffen, zänkisch, sinnlos reden.
beizən z. B. Weizen, mit Kalk, Salz und Wasser besprengen, um ihn vor Brand zu schützen.
bēk, bāk s. bach; op dər bēk.
bek-stät Vkl. bek-statschən; bēk-stirt, —stertschən (vgl. blek—).
bek, beik Schnabel, Mund: ən helt gen ogənblek dər bek; hault dinən bäk! du kriss wat

ömən bek; schpęk schmēa'n bek; jab-bek, schnab-bek, lel-bek; blǭs-bek Blasebalg.

bekə picken.

bəkans (bei Kante) dicht daran, beinahe: — zēn jǭr ält.

bekel, begəl, bikəl, Mz. —tər Spielkugeln der Knaben.

bekələ 1. mit Kugeln spielen; 2. tröpfeln: dat blōt begəltə sū ərongər.

Bęl s. Sibilla.

bęl, bęlə w. 1. kugelförmiges Glöckchen am Pferde; einəm də bęl anhangə, dər kazən də bęl ömhangə etwas schlau anfangen; 2. Sacknetz zum Fischfang; 3. Schabeblech des Schweinemetzgers.

bel-rǭs, —rūs, Gesichtsrose; Blasenrose (zu pellen?); —wik, —wīd, — wī Silberpappel (vgl. bęls).

bēl, beil Beil; hank—, hēstər—, holt—; hä es met'm Mätéisbeil jəhauə — verrückt.

beld, beild, beldong, belderbok, —bogən, Vkl. beldchə: səch e — fərdengt han von denen, die, um sich beliebt zu machen, anderer Fehler ausplaudern, doch auch bei wirklichem Verdienst. (beldere, belschəre s. balə.)

beldər, beldərchə die Zahnhüllen bei Rindern.

bęlən bellen; pellen, schälen.

beləch billig; wat dəm ēnə reit əs, əs dəm angərə beləj.

belfərn zanken, streiten.

bęljūnə großes Geschrei machen.

bęls schwarze Pappel; belsterwol der Flaum, von dem ihr Same umgeben ist. (belster Wursthaut s. bälster.)

bemp Lippe; — schlǭn Maultrommel spielen; maulend eine dicke Unterlippe machen.

ben, bön, bün ich bin (vgl. sen, sīə).

bēn, bein, beng Vkl. benschən, benken Bein, Schenkel, Fuß; helfən-bēn Elfenbein; hä hät hol bēn Säbelbeine; də schinbein; min bēn sent wi holt so stīf; ən pār bein han wī'n bəstādə sprǭl (oder jetroudə mösch); dən döivəl əm bēn afkalə viel reden; səch op də hengeschtə bēən schtęlle widersetzen; mət ət lenkə bēn (mət dəm loutər bein) zəīəsch opjəstangə (ut dəm bet) sīə unwirsch, ungelenk, ungeschickt sein; engən e bēnchə sęzə ein Bein stellen; wat de kop messdēt, dat mödən də bēn mesjälən; wat man nət əm kop hät, mot man ən də bēn han; fröi ən də bēn sən; səch op de beng gävə sich aufmachen; də bēn hūch opbörən betrunken oder alt sein; boməln on nət op dən beinən stǭ könən voll sein; də bein op dən nakən (ongər də ärm) nęmən Rat für Mühe; dəm

keng də bein noch nət jəsen han (Geburt); ech fär dəch de bēn ūs! rīt dəch mar jǭ ke bēn ūs! aufgebracht sein; jẹt an sin bein bengən Kosten übernehmen, los werden; op ēnən bēn kan mer nət stǭn man muß zwei Schnäpse trinken; sech də bein af-lōpən unermüdlich sein; spöttisch von Kurzbeinigen; de bein ongər angər lüdds desch strẹkən dienen; stein on bein aneīn frīrən; lōjəs häbə körtə bēn; dä staməlt jẹt mət ēnəm bēn hinkt oder betrunken; hä hẹt nən pil (Ente?) am bən er wackelt wie eine Ente; lans'n bein! hat sich was! (Ablehnende Antwort).

bēnəs Beinhaus (auf dem Kirchhofe).

bend vgl. band.

Ben Benjamin.

benə(n), bönnə binnen. hä het ət van benən ist verschlossen, zurückhaltend; aber auch geistreich: „er hat was weg". halt dəch van — im Hause; səch van — bəsen Mittagsschlaf halten; benən kürz, —kurtəm, —kortəm in der letzten Zeit; se han əm bennən auf ihrer Seite (durch Überredung); əch han ət — im Leibe. Zus. benən-wässər stehendes Wasser; —werək, dat benerschtə Innere einer Uhr; —werk gestickte Figuren in Handtüchern; benəkant inwendige Seite.

bẹnəs-monsch (kalle) murmeln.

benər-bär Schwein, das eine Hode hat; benərschlag hölzerne Zwischenwand.

bengə binden, bong, böng, jəbongə; wū hä də kī bengt, dǭ blit sə stǭn; ət hemdən mət knodən(?) aueibengən liederliches Flicken; kọrt äjəbongən sən barsch; kalvər anbengən = erbrechen; mər mot də sak tū-bengən, ər hä fol es Maß im Essen.

bengə-knopə gelbe Wiesenblumen.

bengəl (vgl. band) 1. Bindfaden: dä hät nə sak zom bẹngəl jefongə unerwarteter Gewinn; 2. Knittel, 3. Nichtsnutz, 4. grober Mensch. n' — vam käl, ǭss; von 2: bengələn mit einem Stock schlagen: hä hät bengələ krẹgən; ēnəm rok on kaməsol bengələn; von 3: müßig umherlungern.

benk-stok Bindestock (zum Andrehen der Seile; Fuhrleute s. frẹdəl-bōm.

bequēm, bequīəm, bəquīəmləch.

bēr, bīr 1. Birne, Beere; 2. Bier, auch beir; brung —, hel —, wan dər man ət jlas beir ən enə schnāp utdrengt, ävəl de frau brekt nọch enə spīən ən drei dēl, da könə se nọch net ferdärvə.

bēra, bära, bēara, bīra kleiben, stehen: di schota (Schürze) beat dek nit; das dok birt swat; at sal wāl aleins san wī da kō bīart, ma sa äkarsch völ melch jöt on botar (Schönheit und Tugend).

berf, birf ängstlich, zurückhaltend, bescheiden; an — jaseit; jöngkan; an bervan honk der nicht anschlägt.

bęrg, bęrach, bęrasch Pfl. bergskan, berg af, — ān, — op; dan höültarn — arop jǫn Treppe; in Köln: met de wächtar arretiert werden; üvar (üvar) dan — sin: 1. satt sein, 2. betrunken sein, 3. das Schlimmste überstanden haben, geborgen sein; enga jöldna bęrg farspreicha; da hǫr stǫn to bęrg vor Schrecken; da ǫssen ston am berach Hindernis; bęrg on dāl koma sach nat tänga (entgegen), wāl minscha; nan hüval ess keina bęrach; ömas nǭ'm blǫksbęrach weuschan verwünschen.

bergan Bergbau treiben.

bęrsch bergisch, bęrscha jongan.

bęrschtan, bärstan, bīrschtan eilig laufen, geschäftig umherlaufen; bärstan = pürschen(?) Hühner; bärstaréi Arbeit.

bes, bös bist, sei. bös mar stęl!

bes, bös bis, bis auf: di alas bes de klengsta pänchar schnrada; bes bei hör ējan trap.; bes-wīala bisweilen.

bes Binse, Mz. besse, bessele: —korv, —hot (aus Binsen gefertigt).

bes-lauch, —lōk, —lōf, —löfche Schnittlauch.

bess 1. Biß, Bissen; bessach bissig; su bessach wī ena wīasal'; 2. Hinterer (wan e fraumęnsch beim jǫn de bess drät dreht).

bēs-muos, Beisrübe (1780), eine Art rote Runkelrübe, Bete, karūata; (bēs Biest s. bīas).

bes'chan s., betschan, bitschan Kleinigkeit; em betscha schēf, hät Jot léif.

baschǭta (noss, not, nuat) Muskatnuß; baschǭtana not; — rīaf Reibe.

baschüt Zwieback; auch als Schimpfwort du dom —.

bēssal, bētal, beital Meißel, Stemmeisen der Schreiner und Zimmerer; schenkan— das lange, breite Stück Speck, das vom frischen Hinterschenkel eines Schweines abgeschnitten wird, um dem Schinken die rechte Form zu geben; hals— (Fett und Muskelfleisch) beim Schwein zwischen dem Ohr und den Schultern weggeschnitten.

bęssam, bēassam Besen. bessman bengan, bessamsbengar, —bengarsch, —rīs, —stīl; bessams-rein nur gekehrt; wū

dər — nət dōch (taugt), dǭ bat ət nət; nōə bessəmə kārən scharp; nöi beisəmə kēro jōt, se fäjən ävəl də hōte (Ecken) nət ūs; dǭ stäkt dər — ūt (von einem Hause, wo ein Strohwitwer ist); dä kengər ērə welə stäkt əm bessəmstok.

besser, beisser, . beistər, bäter, jät bessersch, (vgl. bās, bås). Zahlreiche Sprw.: — jät äs nix; bätər əs bätər; — ən halv éi, äs ən ledijən dop; — ən möschə ən dər hang, äs ən dūf om dakə; — ən lūs əm pot, äs gei fleisch; — nǭm schmet äs nǭm schmetschən; — jəreut äs jədǫn; — nən furz ən də wīdə welt äs əm engən buk; — nen klenkər (lauter Wind) äs 'n stänkər; wat də mensch nət kan, da löt hä — də nās fan; fərglīkən on fərdrāgən əs — äs strīdən on klāgən; nən mägərn fərdrach əs — äs'n fętən prozess; — hat (hart) jəblǭsən äs dər monk ferbrank; — fərlängən äs fərbrängən; ən wurscht löt səch — ätən, äs ən schleihə dörən; — ən jəspaulən äs ən onjəhaulən mǫltīəd; — dat də buk barscht, äs dat de gōd kost fərdärvt; — klēn on krēgəl äs 'n jrōtən flēgəl; fūr-sen əs — äs nǭ-sen (sehen); ət əs kein konst jęt uttəsętən, ävər ət əs en konst et — tə makən; — ən dən rīsərn äs ən dən īsərn (Freiheit); — dat de kō dernǭ sprengən äs dat de vögəl dernǭ sengən ernte lieber den Hafer, auch wenn er nicht ganz mürbe ist; bätər de man sälf as dər bǭə (Boten) twälf; nix əs bätər əm Jūləkərlǫnd as botər op nə flāə(Fladen)-kant; beistər enə klengə hēər äls enə grūəssə knēəcht; wän dat neit jout för də motən (od. wanklūs) es, so wēt əj nət, wat bätər es, sät dər man, dǭ stek hä sin kau ən brand; bätər wat e m līf, äs wat o m līf; — schäl äs blengk sən; — de fleischhäuər əm hūs äs dər doktər; ət ess — wemər mem herjot zə dǫn hät äs met sinə heləjə; beissər es ən flīəg jəfangə, äls mössəch jəstangə.

bessəréi Dünger, bessərong.

best, vam bestən; dä kafədręk es ət bästə, dän hä hät ət jält kost; hongər es dəm bästə kǫk; hä hät dər fərstank met schūmlöfələ jəätə, ət bäst es dərlans jəlaufə; min bäss, bestə muodersch, mi bästə mūər, —-modder, —mōdər Großmutter, scherzh. Baßgeige; jed denk hät sin wētənschap, sät di —, dǫ blēs se de lampə mət dər nās ūt; bestə

vader = bävvā Großvater; min ūəvər on tūəvər bestə vär Urahn; hä əs alər ondocht — Erzbösewicht.

best-ǭvənd-jāgən Umgang der Schullehrer um Fastnacht, um freiwillige Gaben zu sammeln. (Solinger Kreis.)

bēst Biest vgl. bēs, bīəs, ǭst.

bēstər = bīstər regnerisch, windig.

bəstǫl Pistole, Waffe und Geldmünze (= 5 Tlr. 20 Sgr.).

bəstūr, bəstūrschə Pastor, Pastorsfrau. fam bəstūrən af-kumən aus dem Religionsunterricht entlassen werden.

bẹt f. Zuf. —lad, —stẹl, —stat, —stät, —dil, —del Seitenbrett, „Wange" der Bettlade, —dōk, —lakə, —zəchən, —pulə, —fläschə, —sekər Bettnässer, Hirtentäschelkraut; —strū, ōsər lēvə frōuə bẹtstrū origanum vulgare; Bfl. bẹdəkən (Kinderl. on mäkə klē kendschən ēn bẹdəkən drūt); se send əm hūs ald al nōm bet (zu Bett); lēm-bẹt oder schlēfər-bẹt Lehmlage zwischen den Balken eines Hauses; bẹt die auf der Tenne zum Dreschen aufgelegten Garben; Sprw. man mot səch nət ūt-dūn, ir man nǭ ət bät jēt sich nicht lebend beerben lassen; wä angərə lū (Leute) jlöft on si bät fərköft, dä fält met dər rök ən ət strū; Kinderspr. wä met fūər spẹlt, pesst ok ent bed; met de hānən ent bet jǫn früh; hä jēt dərẹ̄r on bəsüt səch də bẹt-läkəs zwecks Heirat nach den Vermögensverhältnissen schauen; dən ēnə mäkt ət bət, dən angərə lät səch drən; səch on en jəmäktəs bẹt lẹ̄jən einheiraten; lẹfələs-wīs əm bẹt lijə wie die Löffel ineinander geschachtelt.

bēt Vgh. v. bītən, Biß und Bißchen.

bētəl (s. bēssəl) auch Keil zum Holzspalten; davon

bētələ mühsam, mit Anstrengung arbeiten.

betər bitter: sū betər äs rīs-jal (?); ən betərn Fusel, Schnaps; o wä! du kriss ən — utjəschot du kriegst schön was zu hören!

betərləch bitterlich.

bẹt-, bẹ̄t-, —brō(d)ər, —söstər: jong hūrən, aul bätsöstərn, Frömler; betfārt Wallfahrt.

bətelǝjə f. Flasche; budəl (kleine Flasche).

bẹtərn bessern: aləs bätərt səch op də dūr.

beuəl f. bäuəl junger Ochs.

beuələn schwer kauen, ohne Lust essen, ohne Zähne kauen.

beujən bücken, biegen; knēbeuch Kniebug.

beutən veraltet für bödən, büden tauschen (beut-kauf 1700).

bēvən, biəvə beben, bēvəntəch bebend, bēvərəch.

bez-hum (vgl. humbaz) Hummel,
bez-üəschəl Pferdebremse
(= pēəts-?)

bęzəl Haube s. bäzəl.

bi s. bei bei u. Biene; bi = B a, bīə, ən nət mīə;

—bich, —mich Bach in Flurnamen; Ahlmich, Oehlbich, Gihlmich usw.

bich, bicht, beit Beichte, bichtə beichten (scherzh. jōə dəngə fotdräjə), —stōl, —spējəl: hä hät e jəsēch we 'nən — Sündenverzeichnis.

bīədən (vgl. bēdən) büts, büt, bot: hä büt məch net di dagəs-zikt; ǭvənds-rūt, jōd wędər büt.

bī-föss Beifuß, Wermut, gehört zu den 15 Pflanzen des krūtwösch. Wenn man „bet" müde ist vom Gehen, so soll man sich e rischə bīföss ins Knopfloch (ursprünglich wohl in den Schuh) stecken, um die Müdigkeit zu vertreiben.

bigarē s. eine Art bunten Bandes, das im Wuppertal verfertigt wird; frz. bigarré buntscheckig.

bi-jot! Ausruf.

bik Spitzhacke, bikə hacken.

bīl, bēl, beil Beil.

bim, bam, beiər, de köster löst jēn eiər (Kinderreim); bimbam bombam met sək spēlən lǭtən sich narren lassen.

biməl 1. kleine helltönende Schellen; 2. kleine Haarringel bei den Frauen; 3. Blütenzöpfchen der Haselstaude und des Walnußbaums; 4. Perpendikel der Uhr.

bimələn baumeln, schwanken; läuten mit kleinen Glöckchen; biməl-bän.

bīmər Böhme, Drosselart, Krammetsvogel.

bī-mösch Meise.

bimsən, bimschən, fr-bimschən eig. durchprügeln, verputzen.

bīər vgl. bēər Birne. Arten: Jans—, jrǭləng— (Grau-), tǭvəls—, ütjangs—, ętsəch— (Essig-), werkəls—, jadən—, jüdən—, ponk—, jufərn—, kötəls—, schmalz—, spęk—, bönschə—, früö—, noss—, ferkəs—, grǭ—, jǫld—, stęrzchə, bīərəmötchər, bīrə-krūt, bīərə-pusspass (Giesenkirchen!) Kompott; bīərə-tät = torte; jəbakə bīrə auch jəbakə müəs; si əs nə flässə bīr „flächsene Birne" = Schmeichlerin; sötə bīr Scheinheiliger.

bīər = (bär Bär); 2. = Eber: (auch bir) (auch pekən-mächər), so weld wī ənə bir.

bīrstəch s. bērschən flüchtig, hastig.

bīs brausender Wind, Regenschauer; marz-bīs; bīsən scharfer Schnee.

bīəs, bēəs, bīəst Mz. bīstər Bestie; auch Schimpfwort: Schlaukopf: de būr əs 'n bīəs, fərköft də botər on frät də kīəs.

bissə(n) Binsen, saures Gras vgl. bēs.

bissə (vgl. bērschtən) laufen, durchgehen, läufig sein (v. Vieh): wän en kō — jēt, da stäkə de angərə dər start op.

bisələn (vgl. busələ) gehen.

bisəl Fasern, Fransen an einem Tuch; bissələchə hǭr om kopə einzeln hängendes Haar; en risəl on bisəl nichts als Fetzen; bisəléi.

bīssə(n), bītən beißen: nüks zə bīssən on zə brẹchən han; ongərtöschə bītə səj də mōschə (inzwischen); dǭ sal əch məch wäl för ən də fengərə bīssə.

'n dūədən honk bit net; dat mẹz schnit wī 'n dūdən honk bit; səch levər nən fengər afbītən äs nən penəng utjävən; də honk, də am frönkləchstən sənd, bītən am ïərschtən Schmeichler; ən nən sūrən apəl bītən; hongərəchə lūs bitən scharp.

bīss-hönkchən Zahn bei kleinen Kindern — bitərkən;

bis-lǭch (vgl. bes—) Weinbergslauch.

bīst (vgl. bīəs), bīstəch, bistələch viehisch; 2. m. Leiste des bereiteten Tuches; davon bīstə.

bistakəl Verdrehung aus Spektakel.

bīstərn irren bīstər-senəch verwirrt, verstört; bīstər-mōt Schwermut; bistəréi; bistər wädər schlimm Wetter; adv. — knap äußerst; — lang jəseit sehr langes Gesicht; unschön, ruß-schwarz.

bīt = 1. bät. bēt (frz.) geschlagen, matt; 2. Biß dat əs nən sūrən bīət = bēt.

bitsərchə, bitərkəs, Zähne bei kleinen Kindern.

bitschə = betschə bisschen.

bīəvən = bẹwən beben, zittern: di botsə bīvt əm.

bīəvət die zerrissene Eisfläche.

blabərə plappern, schwatzen.

blad Mz. bladər, blädər, bläer Vkl. blädschən: enər aulən hipə jəlöst auch wal əns nǭ nən jrönən blädschen; Blatt; säjən—, louf—; am Schuh; blät der flache Teil des Fußrückens hinter den Zehen; jein blad für də (monk) mul nẹmən; Kartenblatt: de bəmǭldə bladər on de vīrkänktijən knǭkən hant manchəm dən jaild-büdəl tərbrǭkən; hazəns-blat: du blīfs mīn —, wan əch dəch sīən (sehe), dan bən əch sat.

blädər-mos Blättergemüse, Kohl, Spinat.

bladən, blärə, blāə, die unteren Blätter von den Küchengewächsen abnehmen, auch zum Futtern; bladern, blädern blättern.

blafən bellen, kläffen.

blafə(r)t Kölnische Silbermünze bis 1824, galt 3 Stüber oder 4 Albus oder 12 füssə oder 48 heller = 14 Pfennig.

blafet, auch falsche Münze: əch wässəl dəch dər — gebe dir die Beleidigung zurück.

blāg Mz. blāgə (Versetzung aus balg?) blāgən han wī dat ējəsatə jəweitə (Gewichte), wī orjəlpīpən; ən stal ful blāgən.

blak, bläk, blank 1. nackt, blos, leer: kartən-blank; op bläkə fōt barfuß; 2. rein, hell, glänzend; 3. schwarz.

bläkən, blǫken (— blarən) 1. schreien (Schafe, Kälber); 2. qualmen (der Lampen).

blamērə, blamäsch, blān übler Ruf.

blameuser alte Münze 1650.

blank s. blak; blänkə s. blęnkə.

blänkəch glänzend.

blarən, blärən, blärən, bölken von Schafen; weinen der Kinder:

blärəs Schreibalg; lodderiger, einfältiger Bube.

blärəssəch ausgelassen.

blass, dūdən—, līkən—.

bläss Blässe, Stirnfleck, Stirn, Pferde-, Kuh-, Hundebezeichnung.

blās, blǫs Blase, Haut-, Seifen-; Harnblase: sek-blǫs; Düte; blǫs-büss, —pīfə Blaserohr, —balk; də janze blās (pakäsch, basəlmanəs) die ganze „Gesellschaft"; blǫsęngəl m. Kind mit dicken Backen.

blāsə, blǫsə blasen se blēs də lamp nt; einəm jät — Ablehnung; blǫs məch op ət höt! (vgl. Erkl. von Zuccalmaglio Deutsche Mundart. (Frommann) Bd. V.) wat dəj néit bränt, blǫs néit; dä wēt fom tūtə on blǫsə nix; blǫs-balg Blasebalg, Zuträger.

Blasiəs Blasius.

blätschə Maul, Mund, davon blätschə, bleitsche angeben, petzen, blöcken, bellen, Zähne fletschen.

blau, blǫ, vijūlchəs-blǫ; di — kū jəbrūkə die Milch verwässern (jəblǫt) n blǫən makən feiern; de blau spöttisch: der Rothaarige; blau blömkəs blauer Dunst; blǫ hūschə blau geschlagenes Auge; blǫ zwēn (spöttisch) Branntwein; blǫ-kop Schimpfname für Protestanten (Köln); blau färwən aufschneiden; hä lät sək schwart on blǫ bəlējən er glaubt alles; —mūos Blaukohl; —holt Campeche; —ōgən Kartoffelsorte; dräch əch ēn blau krūən (Volksrätsel) der Flachs trägt eine blaue Krone; mət əm blau ōəch derfan āf-kōmə; —stēn Kupfervitriol; früher ein Stein, an den der Verbrecher vor der Hinrichtung gestoßen wurde; blǫ Waschblau, blǫən bläuen, blauen; blǫchə Mz. —r kleine blaue Kartoffel; blǫchər māchə hintergehen.

bläuə bläuen, schlagen: dat bīəs wol məch blǫə; hä hat jästər jəbläut blau gemacht.

bläuəl hölzerner Schlägel mit Handhabe zum Schlagen der Wäsche; übertr. ən — vam käəl ein Grobian.

blēch, blēk, bleik bleich, Bleiche, vgl. bléi, blēchən, blēch-hötə Hütte auf einer Leinwandbleiche; —kau Schlafstätte daselbst.

blęch, —schläjər Klempner; o blęchə döpə ein Topf aus Blech; de blęchə boz Gefängnis in Köln.

blęchən 1. bezahlen; 2. — bläkən bellen des Hundes.

bléi Blei (—stezkə s. blek—), —zaldāt, —klomp, —fędər, —fēər Bleistift; bléi əm arsch han Langschläfer; bléi jētə ən dr Nöjǭrsneit; dä hat bléi ongər de fōt Ggs. hä jēt wī op eiər; bleies flaches Dach mit Blei gedeckt; ən blei opschlǫn laut lachen, schreien.

bléi Bleiche, auch als Flurname: op de bléi jǫn (zur Arbeit).

blek nackt: blekə hals ausgeschnitten, op de blekə fōss; dä səch nət strekt nō dər dek, lit (liegt) hǫss (bald) met beidsə fōssə blęk.

blek-stęzkə Bachstelze (blicken, blinken, blitzen des Schwanzes).

blek Blick.

bleks, bleksəm, blex Blitz. —krǭm, —kāəl, —jong, —weit; Flüche: dər — sol öch! — on dər deuvəl! bleksəms-jau blitzschnell.

bleksəch wäədə böse werden.

blemajērə verächtlich machen.

bleng blind blengə-nümes, —kō, bleng-mömes (ndl. mom Maske) Blindekuhspiel; op blengən buf aufs Geratewohl, ins Tolle; hä schlēət dərnǭ wī dər bleng nǭ ət döpə; on blengə hǫn fęngt och əns e kǭr; wä blenk əs, döm könt ət agən ogə ā; hä es — met auffə ōgə.

blengə w. Wappenseite eines Geldstücks: är of bleng?

blengəlongs blindlings.

blengə blenden.

blęnk blink blank ən blęnk; blęnkəch blinkend.

blęnkə blinken, glänzen: dat blenkt wī Bǫtschəd bǫvər Ochə, wī Aməlskerkə; — jǫn: die Schule schwänzen; —jängər.

blęzə, blęz blitzen, Blitz (s. bleks), blęz-blǭ, doner-jrön starke Bezeichnungen; blez-kruk Blitzkraut (ein Weidenröschen) gehört zum krūtwōsch.

blęzəch aufgebracht.

blī, blīd froh.

blī, bléi Blei, blī-käm größere Weißfischart (vgl. brēssəm).

blīəvə bleiben; tə heim blīəvə; ek fār op əm hēmblīəvənswāgə (muß zu Hause bleiben); metjǫn węn angər lüd tə heim — Trost für Kinder; jät blift am stärtə hangən (Gerücht); makən, dat de kerk əm dorpə blift; dä néit kömt tu reitər tīt, mot ātə, wat för öm övrəj blift; ət es kēn konst jät tu wärdə, mār ət tū blīvə;

wat reit əs, mot reit blīəvə; dōət blīəvə.
blǭ s. blau; blōə Blüte.
bloch = blok dicker Baumstamm, Walze; daher
blochən mit der Feldwalze arbeiten, (wie wailtərə v. wailtər).
blǫchən Hundebellen, Laute der Krammetsvögel.
blöchər: mak məch kēn — Abweisende Antwort.
blōd Blut ütsen wī mẹlək on —, vgl. blūt, blōt-monad (Leuth) November, weil auf dem Lande um diese Zeit eingeschlachtet wird; —wūəsch; —röstəch blutend; —schwär; —stotəng = sturz; jəblōd: ət — träkt.
blōdəch: — trānən; blōtwinnəch blutwenig; engən ət blōd usgən nägəl träkən; Wälsch blōd dēət gengə Dütschə jōt.
blōdən bluten, büßen. jēməs blouə lǭtə betrügen; hä blot səch duət.
blǭdər, blōər Haut-, Zungenblase; hez— Hitzblase.
blōə blühen: du blöds op de baks wī enə kaləks-emər (bleich); —wī əen kō op de hakə (scherzhaft für schmutzig.)
blöf, blöfən, blöfərt (grober Mensch), Einschüchterung, einschüchtern (namentlich beim Kartenspiel).
blōm, blūəm 1. Blume: dūr də blōm kallə anspielen; blōmənbosch; —strūss, —boket, blōmən-schōn gestickte Schuhe; 2. das Beste einer Sache z. B. des Mehls; 3. Kelchrest an Äpfeln; blūəmchən Muskatblüte.
blöndləch helə hǭr blond.
blonk blond: schlōg hē'm schwat on blonk; mət ən blonk ōəch dərfan āf kōmə.
blos, blūs, blōt, blūt, bloß, nur; blot tüt!; blos əns kikən l; blǭs, blǭsə s. blās.
blōt Blüte (vgl. blǭ) kīəschən—, schlīən— (gut für Tee).
blǭtingə Pannas.
blötsch Quetschung, Schlag (auch am Fallapfel und an Metalltöpfen); nə jōuə — ein gutmütiger Mensch.
blötschə stoßen.
blotschən Holzschuhe, Blockschuhe (vgl. klompə, hotschə) mit größerem hīəməl, ohne Lederriemen, gew. schwarz; —līəd bei Schmachtenberg S. 14; —blōm 1. roter Fingerhut; 2. Eisenhut; —mächər, —kep Holzschuher; —ūr Schwarzwälderuhr; mət dən — tūschən dicke Freundschaft.
blöv w. Lüge, Betrug (namentlich beim Spiel).
blövə beim Spiel hinters Licht führen.
blūd, blū blöde — sen; ən — weit.
blufərt verblüffend.
blūs bloß: blūs-kops jǭn unbedeckten Hauptes.

blūt Blüte, Blut. hä əs widər zə blūd kumən wieder wohlhabend geworden; —ärm, —nüədəch; —sān Segen; —schälb Blutqueſe (blōdər) in der Hand; die Kuh iſt vom Blute totgeſtochen worden, am hitzigen Milzbrand geſtorben.

bǭ 1. bald (ſ. b.); 2. der Bote (bod).

bō Bottich (böbäu vgl. bäu—).

bobələ hüpfen, ſpringen.

bōch 1. Buch; 2. Buche; ſ. bök, bök 1. bei engən ən ət bök stōən; 2. bōch-fenk, bō-fənk; hambōchə hainbuchen, grob.

böchəl, bökəl Bühel, „Puckel", Flurname.

bochən ſchlagen z. B. Leinwand, Stockfiſch.

boch-brēchə eine Flachsbreche, unten mit 3 Leiſten, die weit von einanderſtehen, um die Stengel vorläufig zu brechen. Dann vollendet die gewöhnliche Breche die Arbeit.

bǭəd vgl. bǭrd.

bodəl, budəl Schnapsfläſchchen.

bodəm, bōem; 1. Erdboden, Boden einer Flaſche; boxə-bōəm (= käs); 2. Scheibe gelben Wachſes, die aus der Preſſe entnommen (nən bodəm wās); dər bōəm ūsgən kess a han er hat an, was er hat; rūə kǭrə ən älsənhout, di wassə op genə jōə bōəm; gēnən bōdəm əm līv han; hä hät mət dər axt də bōəm ūt ət fat jəschläjə mit Gewalt; bädəlsak hät kēnən bodəm.

bödən tauſchen, vertauſchen; hä ess nət böd-fass.

bof m. Biſſen Brot oder Fleiſch, = mofəl Mundvoll.

bǭf = ǭs Ochſe.

bog Bug, Schulter = schöldər; Fleiſchſtück; bōg-stump.

bǭch Bogen; bōch Biegung z. B. der Pfeife.

bōjə beugen, bücken, biegen; knēibōjə = səch knēiə; du bögs min jrīs höt nǭ dər äədən.

böjəl Bügel stīg—.

bohəi ſ. bəhei.

bök Mz. bökər Buch: hət bök əs omjədräje, das Buch iſt auf die Evangelienſeite getragen; man kommt zu ſpät zur hl. Meſſe.

bok Mz. bök. 1. männl. Tier; 2. Traggerüſt (äsəl). bok stǫn auf den Rücken eines andern klettern; einem beiſtehen; Bockſpringen; n bok vam käəl; bok-stark; —bēnəch; ənə bok nǭm jäəd (Garten) drīvə; dən bok tom jädənər māchən; je äldər dər bok, je stīvər ət hǫr; aulə bök hant stīf hǫrnər; wenn jemand dick Butter aufſtreicht: nöm dəch ən eit (Acht), dat dəch dər bok nət stüt! bei dən bok jəleid sən getäuſcht ſein; köl dər bok, da kriss du ət schōus-fel; nū ess dər bok fet jetzt bricht die Sache

los; hä mẹlk dər bok on sei häld de sei (weibl. Ziege) finnlose Wirtschaft; wan dər bok nēss (niest), sät de jeiss: hiza!

bŏk Mz. bŏkə Buche: rauh äls wī ən plank van bŏkə.

bŏkəltər Bucheckern.

bŏk eingekochte Wäsche.

bŏkə einkochen; bŏk-tīn Kübel; bŏk-schräch dreifüßiges Gestell.

bǫ-kans beinahe.

bǫkə 1. bölken, schreien: hä bǫkt; 2. rülpsen (auch bölkən).

bǫk-sat bis zum Aufstoßen satt (auch buk-sat).

bökə bücken; einən jät op də trapə läjən, dat hä səch nət tə bökən brūkt jemand es bequem machen, spottweise; bökdə-rök Name der Wachtel nach ihrem Schlage.

bökəlchər (vgl. bekəltər, bickəltər) kleine würfelförmige Knochen aus dem Kniegelenk der Hinterfüße der Ziegen und Schafe, von Kindern zum Spiele (kudələn, stēnkər schnapən usw.) gebraucht. Die obere konvexe Seite wird buch, die untere tiefe loch, die rechte Seite mit flacher Aushöhlung döp oder zup, die linke flache sem oder semp genannt.

bokən 1. Hülsen des Spelzes, Weizens, Buchweizens. Fruchtknöpfe des Klees (klī-bokən); 2. der Rest nach dem Auspressen des Honigs, der Äpfel u. Birnen.

bökəm Bücking. ət es gengə — əsū magər, ət brǫnt doch siə fętchə drūs; för engə — sętz əch də pan nət op; dəm brǫn əch opə fūr.

bokət vgl. bŏk-wēt, —wēss Buchweizen. bokəts-kŏk, —kōch; —stŏk = Feld, —mēəl Mehl. (Grütze ist unbekannt?) aləs op sinən tīd, kīəschə enə süəmər on —kŏk enən härs (Herbst); Martinslied bokətskŏk on eiərə kŏk dēt dəm ärmə Sənt Märtən jōt; ən hafərpäəd (Pferd), ənə rogəkäəl on e bokərts-färəkə, dät sənd də bästə; „boket?!“ „ōch jōt?!“ sät dər mūnəch (Mönch), dǫ krēch hē bokət (als Almosen statt des gewünschten Korn); es ist als stehende Redensart geblieben.

bökərt Strohmann, Vogelscheuche, auch heiratsfähigen Mädchen in die „Bäume“ gesetzt, wenn der Geliebte ihnen untreu geworden ist.

bok-holt (pok) Franzosenholz.

bokəch steif; fest; gefühllos, unbeugsam; auch vom Leder und Erdboden gesagt. — ärbed schwere Arbeit.

boksən stoßen der Schafe unter sich.

bŏk-weit (vgl. bokət) bŏkweitənsok, auch drūəjən teiəs, Buchweizenkuchen ohne Hefe.

bǫl 1. hohl: —bruət Brot; —īs Eis; —hōət Holz; —röv Rübe

(schwammig). „Diese Stelle klingt beim Auftreten boll." dər bolə hüost hohlklingender Husten; ein leeres Gebäude bingen: dat bǫl dəngə. 2. knollig, aufgetrieben; dər bolə kāəl dick und groß.

bǫl m. Kugel, Kegelkugel.

bolanz machən (Bilanz) bezahlen.

bǫlə 1. Hinterteil (Vieh); Hinterbacke: di arschbolən; bǫl-ärsch ungehobelter Mensch! bolwāməs dicker, großer Mann. 2. m. Bohle, dickes Brett. 3. das runde Ei am Ende; beim Eier-„kippen": spez odər bol?

böldərn, böldərəch poltern holdər de boldər! holər də bolər övər dən olər! hēt dat mūl vol menschenflēsch Volksrätsel: de blotschen.

bölə-man (vgl. bäuman) Gespenst, Vogelscheuche.

bölərə Spektakel machen.

böləs dicker, großer Mensch (wöləs); auch ein formenvolles Mädchen.

bolkə große, runde, blaue Pflaume.

bölkən (s. bǫkən), bölkrīch sehr reich.

böulschə heftig husten.

böultschən? kleines närrisches Wesen; äs mostərt nǫm ätən komən oder äs — met dən scholən (unklar; jedenfalls „zu spät" kommen).

bölstər (vgl. bälstər) Blätterschwamm, Pilz.

bolstərn (Haupt- und Zeitwort) das oberste Häutchen um die Erbsen, das sich beim Kochen löst.

bölt 1. Buckel; 2. altes Haus.

böltən Bolzen, bölzə bōət.

bǫlwerk Damm am Flußufer.

bǫlwerkən rauhe Erdarbeit tun, schwer arbeiten, polternd arbeiten.

bom dicke Knicker (Spielkugel); bom - bam (Kdr.) Spiel: Schwingen eines Bindfadens mit einem schweren Gegenstand, wobei oft gesungen wird; daher: och lǫt mek nət dən bom-bam schlǫn d. h. nicht narren; Pendel der Uhr.

bōm, baum Mz. bȫm Baum, Deichsel; bȫmchən lǭfən Kinderspiel; alēnə-bȫmchə s. das erste Freigehen der Kinder; et jēt a.-b.; bosch—, brost—Brustoprol—, kät—, längsəl—, wäavə-bōm (Webstuhl). bōmhof = Garten; —klǭtərchə Baumläufer (Certhia fam.); —kruk weiße Mistel; —kräzjər, —schräbər dieselbe; —mẹz Schneidewerkzeug an einer langen Stange, um dünne Zweige abzustoßen; —pekər Specht; —wol Baumwolle. Sprw. hengər 'nən auə bōm es jöt schūlə; ēnəm op dən bōm spanən (Weber) = helfen; (Fuhrmann) einem vorspannen; för lutər bȫmən dən bosch nət sen; met jəwalt kan man

ən violīn für ənə (ēke-) bōm kapot schlǫn; ənən bōm fält neit fan ēnəm schläch.
bōm-löfəch ungeduldig.
bōm pǫstə sich auf den Kopf stellen; ech jęv ər dəch ēn, dat'stə dər bōm pǫss!
bömən (Weberei) das Tuch auf den Baum (op rolbōm) bringen.
bombəs Schläge; hä hät — krējən.
bōəmə (bodemə) 1. Boden ins Faß schlagen; 2. durchprügeln.
boməl m. 1. arbeitsscheuer Bummler, 2. Mz. Hängendes z. B. ör— Ohrringe.
boməlo jǫn müßig gehn.
boməlech schwankend, baumelnd.
boməlo-jötschə (Karken) ein Spiel mit Nüssen: ein stehendes Stäbchen, worauf ein Geldstück gelegt wird. Darnach wirft man mit Nüssen. Die Nüsse, die nicht treffen, gehören dem, der das Stäbchen sitzend zwischen den Beinen stehen hat. Wer trifft, kommt an die Reihe, die fehltreffenden Nüsse auffangen zu können.
bomə-rözchər Gekritzel, tolle Figuren beim Schreiben; mach məch gēn — für; 2. Bänderbesatz, Spitzen an Frauenkleidern.
boməsing (1650 bombasin) Baumseide, dünnes Zeug von Wolle oder Seide.
boms, bomsdəch!
bomsən.

bōn Schlafstube.
bǫn „Bühne" hōnər-bōn; bōn = Söller; bōn-näl, —brädər, jəbōns (vgl. bün).
bōnən dielen (vgl. būnə).
bōnə, vgl. benə (Lied: dō sal ən jongə mēid frō opstān, sə sal nō nə jrōnə wald bönnə jǫn); van butən bonk, on van bönən stronk (Schmutz).
bon, bun, būən Mz. bonə, bnnə, buōnə, būənə Bohnen. dekə — = große Bohnen: schenk möt dəkə — (ledchə op d. — s. knal ēəzə II, 25, Aachen 72); —stak, —stek; fitsch— Schneidebohnen. klēn bnne Pferdebohnen (vicia faba equina); strūch—, wölə — eine blumige Stangenbohne mit wolligen Hülsen. Gartenregel: wä dəkə — wəl äətə, dä mot dət mäəz (mäət) nət fərjäətə; wer wel han būnən on äəzən, mot sə sętən əm märzən; en būn jəsat für Zink-Jan (24. Juni), kömt noch op də wan; so klēn wī ən buən, mäkt ət jǫnz hūs schnən (Rätsel: Licht); wä ət jəwent es, kan səch enə bonə-stak op dər kop spez lǫtə mäkə; lēvər nən būnənstekən om kop schärpən lǫtən äs nən penong afjävən; ējən bonə sīə im Irrtum sein; entstanden aus: ən də bonə sən on äəzə plökə; ut də bonə ən də äəzə kom̄ə

vom hundertsten ins tausendste; fęrkəsdürscht op dokə būnən Hunger; dat jeit noch üəvərt buonənlid; kofi-būn: ən — dürbrękən geiziger Krämer; ən būn mīə nęmən den Kaffee besser machen; jrǫf wī būnən-strū; bunən-blat Fieberklee (Menyanthes), — häkəlchə dreizinkiger kleiner Haken, beim Setzen der Bohnen gebraucht. dat sönd bunə (Kaffee—), de jönt neit dörch ous mōlə = das gilt uns nichts an, oder: das bekommt unsereins nicht; prumə för dər jank, bunə för dər klank on ölləch (Öl) för dər stank.

bönək (= klömpəs, knaubərdank) eine Speise bereitet aus Blut, Mehl und Leber (Karken).

bōnəpāts-hōt, auch einfach bonəpat, oder in komischer Verdrehung: bonəpitər. Zweimaster aus Papier für Kinder; altmodischer Hut überhaupt.

bonəs ein Arbeitsjunge auf einem Hofe, der die niedrigsten Arbeiten verrichtet, z. B. Schweine oder Hühner füttert; jrūətə bonəs langes Frauenzimmer, auch Mannsmensch.

bong Fischfalle, Bunge.

bongə, bongər bunter: dər bongər.

bongə(r)t, bongəlt Baumgarten, -hof, -wiese.

bǫnk Bank; Bund.

bonkt, bonk, bont bunt. de bonktə kou; bonktə zopə Schiffelbohnen mit den Kernen zusammen gekocht; dat — zūch, dat bonktə Wäsche außer Weißzeug; bonk link oder kōər Ziergras (gehört in den krūtwösch); sn bonk dūrein äs krut on rōbən; mə heischt gein kō bonkt or sə hät auch fläkən am Gerücht ist immer etwas Wahres; ət bonkt ligə lǫssə von jungen Tieren(?), für tolle Streiche(?); schleit plōgən on bonkt ligə lǫtən; ət jöd mi äs einən bonktən honk.

bonsəl-man laufendes Kind, vgl. busələ.

bǫr 1. Bohrer: --drau Bohrer-„drehe", die Brustscheibe, in die man unten den Bohrer steckt. 2. Bahre: hä lit op də bǫr.

boräsch Borretsch, Gurkenkraut.

bǫrd, bǫəd Pl. bötschə 1. Brett, Rand. bördchəs-fol voll bis zum Rand (auch bǫrd-fol); rēn — makən kleine Schulden bezahlen; van ǫəd tə bǫəd von Ort zu Bord, vollkommen; di dūərənbǫəd; ävəl hä woər nət stəl tə krīəjə, hä jäng am bōəd on spektakəltən on sät: .. 2. Bord, Ufer, Gestade, Rand; ā bōəd schlǫn das Schiff landen, Lärm machen. man mot nət Moschel(?) ropə, ir man an bǫəd əs Tag nicht vor dem Abend loben.

bǭ(r)də Bord nähen; jəbǭrdə ōjən rotgerändert.
bǭ(r)dəls Einfaßband, Besatz des Randes an einem Kleidungsstücke.
bǭrə Born, Brunnen: hä had ä gənə éijə (eignen) bǭrə jəkakt Geschäft selbst verdorben.
börg 1. Bürge; 2. Karrenbäume.
bǫrg (vgl. barch) 1. verschnittenes Schwein; 2. m. das Borgen.
bǫrjen borgen; — welt bəzālt sən; mət līənən ən bǫrjən səch dərdūrschlǫn; węchbǫrjən makt fröngtschaft, mänən makt feindschaft; — makt sorjən, dem dər borjt am meistən; ja, borjən; də börj send jəschnäden! Weigerung.
bǫ̈rjər, bürjər, Bürger. —mēstər: bēənt för dər auə —, dan dər nöiən ess ömər schlēəchtər; téin ūr es bürjərsch tīt.
börjschaf Bürgschaft.
börjsman (Bürge), bətālsman!
börnən brennen.
bǫrsch, bǭsch Mz. —ə, bǫrschtə 1. Bursch, 2. Brust (s. brost).
bǭrsch jǫn wiederholt in einem kleinen Bezirke auf- und abgehen.
bös vgl. bes; jöə neit! bös morn; ət hält fan twälf ūr bös medäch; bös mar stəl!
bös, bǖəs böse. m. Schreckgestalt für Kinder; Teufel: dər bös sal dəch krigən; böusman; (vgl. bäu-man); dər bös (Kinderspr.) trockener Nasenschleim in der Nase.
bös, böss, bössə Büchse. bösəhöt, —strüək Hollunder. fǫstəlqvənd kömt kərän, klenkt wäl op də bössə; flot-bössə Holderbüchse, spär—; Kugelbüchse.
bosch, bösch Mz. bösch(ə) Busch, Wald: böschə-kamp; böschkruk Wald-, Kuh- (Wachtel) weizen (Melampyrum); jəbösch; mə röft jengən ūs jənə bösch, of mən əs sälvə drē jewēəs; wī mən ən dər bösch röft, əsū röft ət wörrəm ərūs; dä ess sechər əm bösch jong jəwäs (läßt die Türen offen) — has də təhūs säk an dr dūr?; Krūp, mänəkən, dūr dr bösch, jän mänəkə jänə, dr lętstə mot bətalə: beliebtes Kinderspiel (goldene Brücke).
bǫsch, bǫscht Brust (vgl. brost); rot-bǭschkən Rotkehlchen.
bösch Büschel.
böschop, bəschop Bischof.
bosəl herabhängender Faden, zerfranster Rock vgl. bisəl.
bösələ Sachen suchend durcheinanderwerfen.
bössə büßen; əch wol öch jäər dər schädə bössə.
bösəm Überbau am Herd.
bossəch possierlich, lächerlich, wunderlich, scherzhaft, seltsam.
böstər (vgl. bolstərn) weiche Schalen von gekochten Erbsen,

auch leere Schoten von Sämereien: dazu
böstərə abschäumen der böstərə
böət eig. bōlt (s. d.) Bolzen, Pfeil.
bot (bod) m. Bote: ət mākən wī dr Krumrigər(?) bot abdanken, ehe man abgesetzt wird.
bọt steif, plump, dumm, grob. əch bön dərjäən so stīf on bot als wī nə bīiər vom Näəsch(Niers-)brok; də fəngər sənd bot von Kälte gefühllos; dat mets es so bot, dat schnik dūr ənə emər bös op dər bōəm (vgl. botər-knīp); də botə käəl; bot-schō ungehobelter Mensch; bot-winəch (blot-) sehr wenig.
bot Vgh. zu bötən anstecken, heizen; əch bot məch jrasch en an; bīnən bötən ausräuchern; beutə-für Mordbrenner.
bötələ bohren, wühlen, stöcheln, in der Nase bohren; mit einem Ruder rudern.
botəltər, botəl-rus Hagebutte.
botər Butter; ən — auch Butterbrot; ən schul-botər Schulbrot; kīəs— Käsebrot. Zus. —bęmə, —am, —ham, botram Butterbrot; —blōm Dotterblume (Caltha) und scharfer Hahnenfuß; —fat, —kīənə -firne, -faß; —klūt -kloß; —mçlk -milch (Lied: dat dēt di schlabərs-botərmelk); —mūl Mulde zum Butter kneten; schotəl hölzerne Butterschüssel; —stölpə (Dose) von Maibuchenholz gedrehte Büchse mit Deckel zum Mitnehmen der Butter aufs Feld, bis Sent Batləmīəs; —stang unten weites Tönnchen, in dem oben in zwei gegenstehenden Dauben ein Loch ist; —knīp stumpfes Messer (Anklang an bot); —wek eine Art langer Äpfel; — flitschən flache Steinchen übers Wasser hüpfen lassen. Sprw.: — äjən jaləch (Galgen) schmīərə; — bei dər fesch! gleich bezahlen! n hǫrkə ən dər — fəngən; spārsəm səm! seit də frau, do fərkaut sə ət fät on schmīədə də schǫu mət —; du spręks wī ən frau di fęt feil (fēl) hät on schmīət də schūən met —; məch əs jät op ət botərəng jəschlājə mißlungen. (Gilt es als Wahrzeichen einer Lüge, wenn die Schnitte auf die Butterseite gefallen ist?) hä stēt dǫr wi — an dər son; məm arsch ənt botər-döpən to sətən komən; wans də zə vil botər schlūchs dan stūss dəch dər ǫs! nəm dəch en aitə, dat dəch dər bok nət stūt! dä jēt op we ən flēj ən dər botərmelch; schwart sault on ful botər!
botərən buttern. nət — welən nicht Butter werden, nicht gelingen wollen; wä met dər

mulən röumt (rahmt), kan mət dər arsch botərən.
bǫtschə 1. Vkl. von büəd Bürde: Bündelchen; 2. Vkl. von bö(r)d: Rändchen (beim Knuckelspiel).
Botschəd (Burtscheid b. Aachen). dat blenkt wī — bǫvər Ochə.
böuə, büə vgl. bauə.
böuf, büv Bube; spez— Dieb; lotər —; jəläjənhēt mäkt spez-büvə.
bövələ (böfələ) dummgrob sprechen.
bovə(n), bǫvə(n) oben, oberhalb. dǭ —, dat bövərschtə, de böəvəscht; bovərēn übereinander; bǫvən-an, bǫvən-drop; van — af von oben herab; —drǫvər; —her; fät (od. reit = Recht) schwemt bǫvə; bǫvə hängt ət, ongər drängt ət oben friedlich, unten zänkisch; bǫvə-man m. der Obenanstehende.
box, böxə, boz, bozə Hose Vkl. böxchə, kūrtə bozə Kniehose; — fan drel; boxə-stauf Stoff; —əntäsch -tasche; böxepīfə, —pipə Beinling; —hęlpə -träger; —schlag -klappe; —böəm -boden; —fərschlīət die wolligen Überreste in der Tasche; —knōf großer Knopf vorn an der Hose, kleiner Mensch; —schnal od. renken; —dretər; —pitər; —ǫvən Stubenofen aus geschmiedeten Platten, der dicht an der Brandmauer stand, von der Küche aus geheizt; —bǫrd der gürtelförmige breite Besatz am obersten Ende der Botze; de — lōs makən; də boks jēt əm möt jronk-īs Grundeis (etwas in d. H. machen); də böxe bēvən Angst; mən sal də box nət jrötər mäkən als də fot; to ēnəm jrüətən arsch jəhüət nə jrüətə —; di frau hät də bozə an; də — vam arsch fərköpən das Hemd vom Leibe; ət räsəlt əm ən də box er zittert; hä hät de kromə boz ān krumme Beine; wer zo jät komə wel, mot səch op de boz säzə; nə knauf (Knopf), dä səch nə man sälvs an də boz nīət, (nīənt), dä jeit əsu lēch (leicht) nət mīə af; vil rötschə māt och dər bęstə botzə-bǫdəm kapot.
böz Vertiefung in einem Gefäß durch Stoßen oder Schlagen. Ggs. zu knub.
bǫzə stehlen.
Brābank, (Brǫb.) Brabant: de kēətəl əss ən Hǫllǫnk, de köü, dī send ən Brǫbǫnk (Kinderlied).
brādən, brǫdəm Braten. dən — rūkən Unheil merken, Wind bekommen; dazu
brādə, brǫdə, brǫnə braten bręts, bręt oder brīts, brīt; brēt, brēn; jəbrǫdə und jəbrǫnə; dǫnǭ də mōn, donǭ bręt man də wörsch; möt də brǫd-

wüəscht nǭm schenk schmītə; ən kort jəbät on ənə lange brǭdwüəsch.

brädər-baləch (vgl. brẹt) großes „bohles" Frauenzimmer.

bräə, brǭə eig. brädə Wade (auch küət, wak-brǭdə: do mət dingə dreifätmänchəs —, jank äkəsch nət dür də bächərjass, sönss mächən sə fleutən üs dingə bein

brag Mz. bragə Brett, besonders an der Schiebkarre, am Erntewagen; auch kleine weißgescheuerte Brettchen, die mit eisernen Klammern am Tische befestigt waren, um davon zu essen, flēsch—, hüətə—.

brakən, brankən Bäume an einer Karre, gew. bezeichnet man aber nur ihr hinteres Ende damit.

brāk = brẹchə Flachsbreche.

brakə brechen, die Nacht mit Beschwerden durchwachen.

brakən bellen; Spürhunde.

bram in der Redensart: hä mäkt dərfan ən jrüətən bram viel Aufhebens, Lärm.

brämschə auch brämsən Besenginster.

bränəwing Branntwein; —s-nikəl Säufer.

bräng: öm di — jǭn von Haus zu Haus gehen (um die Feuerstellen); langəs də — loupən; bräng: hengər jən brang ligə versteckt liegen, zurückbleiben; Bedrängnis, Verlegenheit, Druck hä set ən də brẹng Pranken, Klauen?; Pfahl, Kloben.

brank Brand, Holzbrand (Scheit), Feuersbrunst. dən — fərsprẹchən über eine verbrannte Hautstelle einen Spruch hersagen; käl — kalter Brand; —brēf Brief um Geld; —emər Feuereimer, hohe Stiefeln, große Schuhe, auch als Schimpfwort; —hǭk, —hǭch Haken; —dür teuer; —sprözə, —spröt; —leidər; —rītər Feuerbock, Dreifuß auf dem Herde; —supə mit Mehl gemengte Butter wird braun gebr., Milch hinzugemischt usw.; —brēf Drohbrief; —stüər Versicherungsbeitrag; —hoult Brennholz.

brank-sōl innere Schuhsohle.

bräər vgl. brẹt.

brass 1. Schmaus (Kindtaufs-), jəbrass; 2. Haufe, Schwarm, Menge; 3. Schutt, Gerümpel, alter Plunder; jəbrässəl. jəbrassəls; 4. Sorge, Kummer.

brassəl wie 2., 3.; 5. vergebliche Mühe, mühsame große Arbeit, dr — jēt lōs!; —dərī ungeregelte Arbeit; brassələmanəs unsteter Mensch.

brassə(n) zu 1. schmausen (Kdr.), saufen, schwelgen.

brassələ(n), brassəln zu 5. ohne Plan durcheinander arbeiten, sich mühen, af-jəbrassəlt abgearbeitet, səch dür— sich durchbringen; səch jät zəsamə — sich

was einbrocken, Geld zusammenbringen, schwärmen; brassəldə hä hərūs schlug er heraus, sprach er verwirrt.

brassələch unruhig (vom Pferd).

brätsch-mul breites Maul.

bräuər Brauer; bräuəs Brauhaus (vgl. bakəs).

brauk (vgl. brakən) 1. Brocken, Krume unter der Kruste; 2. Dogge; 3. Aufsatz der Karrendiele.

brautsch Wunde.

bräv: — wī brūət; — hat də näs af die gute Zeit ist vorbei (?); auch als adv.: dä han məch — op ən ūər jəhauə; e jöt pēət (Pferd) sökt men en dr stal on e bräf mẹtschə en sin hūss; (Martinslied): de koupman əs nə jūdə man, de us — wat gevən kan.

bravät m. Trotz; frz. bravade.

bravīrən (frz. braver) quälen, trotzen (von Kindern, um etwas zu erbitten).

brẹchə, brẹ̄kə brechen. əch bräək məch t'īəsch vör öm nə stek ut dəm bösch; böjə on brẹ̄kə; Sparsamkeit: də spīən ən drē dēl brẹ̄kə; enə kofi-bon zərbrẹchə; vọl lū on nöchtər kalvər bräəkə ssälə enə rep; dən kop tərbrẹkən; köup brẹkt mēdə; Sintə Matīs brekt of brengt ət īs.

brẹchə, brẹ̄ch w. Flachsbreche, besteht aus bok, lädə, dẹkəl oder schlējəl.

brẹch-kūl Grube, in der Flachs zum Brechen über Feuer geröstet wird.

brẹch-ätəch (-aitəch) = achtig, übel zum Erbrechen.

brēdə Breite, Talfläche in Flurnamen: Breidbach.

də brēdə: Backenzähne beim Großvieh, an denen das Alter zu erkennen ist.

brēf, breif Brief. —duf Taube; də bréif hat hä səch nət ajənə spējəl jəsteichə.

bréi Brei. dat ben əch əsū möi wī kauə brei; əngə bréi ömjənə bäət schmīərə; dröm jọn wī də kazə öm dən heitən —; ēn ful éi fərdirft dä janzən brei.

breiə quälen vgl. brūə, brūdən, breutən.

breiə brühen, Futter für das Hausvieh kochen; vgl. breiəf.

breiəls „gebrähtes" Viehfutter; —pot.

brei-mūl weitgeschlitzter Mund.

brẹk-spel Wirrwarr.

brẹl m. 1. Brille: dörch sinən —; dūr dən eijənən — sen nach seiner Auffassung; einən 'nən — opsətən; — fərköupə; ēnəm dən häm-būkən — opsẹzən prügeln; əm əs dər — bəschlājən er begreift es nicht; 2. Sitzloch auf dem Abtritt; 3. am Pfluge: das Eisen unter dem Wessel, an dessen beiden Enden eine Öse ist, in die die

Spitze des rīstərs gesteckt wird; brillenartige Haken am Vorderpflug, an denen die beiden jərẹngəls-kẹtə befestigt werden.

brengə, brẹngə, əch breit, brāt, jəbreit, jəbrāt bringen. klēn — aufzehren; ən schwēt —; wat nət op ən tei tə brengən əs unerschwinglich; jät op ət tapēt —; jēməs ongər de ā̊əd brengə; ət hät kēn nüt, dat ən jong krọl er äl jät brengk; Andrēs brängk dər külə frēs (Wetterregel); du brengs mech net en dr hemməl, wenn jemand nur guten Rat gibt.

brẹnə, brönə: fūr ən strū brẹnt leitə; lōpən äs wen eim dər kop brẹngt; op jlöndijən kōlən setən on meinən dər arsch brẹnkt einəm; wẹm dat hūs afjəbrank əs, dẹm brẹnt auch noch də schūr af, ein o'glōk kömt sailən alein; də kä(r)zə brent an dən nāl (Nagel); bren-nẹssələ (nīətələ): ət klökstə hōn läd ald ens ən də —; dä hät səch ən de — jəsẹz; Rätsel: hengər ussəm hūs da stēt wat on brẹngt, on brẹngt doch kēn hūs af: dat is brẹn-nētəl.

brenər Branntweinsäufer.

brẹnəs Brennerei.

bressəm, brēssəm, brīsəm größere Weißfischart.

brēt breit, brēder; brēt ligən han bei ēnəm gut angeschrieben sein; hä əs brēt am rökəm reich.

brēt-lōf Breitlauch; brēt-öløk, —lōch.

bret Mz. brẹdər, brä̊ər, briär. op dəm — spilən auf dem Tisch essen; si spilən dən — sind am Essen; auch scherzhaft für Geige: stem dinən brẹt!; bräər-käss; Zimmermann: de bōm es brä̊ər-recht.

brẹz Britsche, Narrenpritsche: ein viereckiges bis 1 1/2 Fuß langes, mehrfach gespaltenes Holz mit Griff; wird von den Bauernmädchen mit bunten Bändern geschmückt; brez-liəd: əm də brezə schlān, de — wāl onə də schālən, dat arschlọk mot ət messgālən; brez-mestər mōt al sinən knechtən das erste vom Blocke abgesägte Brett von ungleicher Dicke; daher brezən-zunk (Zaun); briz Bretterverschlag.

brezəl, brizəl Kringel, doppelt ringförmiges Backwerk; hä läch we ən jeiss, de brezələ friss; drūch wī nə kūm-brizəl (Kümmel-?).

brezələ ungeschickt arbeiten (vgl. brassələ).

-brich -berg in Ortsnamen. Hombrich, Rombrich, Lobberich = loh-berəch.

brīəm vgl. brämschə Brombeerreis, Hagebuttenzweig. dō̆ əs də brīəm alt lang övər jə-

wässə; för enə blafət līət hä səch ənə brīəm dūr də fot treikə.

brīəmələ Brombeeren; Tee aus den jungen Blättern und Trieben gut gegen Heiserkeit.

brinschə, brenschə brünstig wiehern (Pferd) vgl. bränstəch.

brīsəm vgl. breisəm Brei, gequetschtes Futter. brīsəmsküs Keule zum Quetschen.

broch, brüək, brüək m. Bruch, līəsə-broch Leisten-; —kruk Taubenkropf (lucubalus) früher benutzt, um den Geschlechtstrieb der Kühe zu reizen; —krūt Sonnentau; dat jeit em ən de brökə er versteht es nicht.

brǫchən Geschrei der Rinder nach dem Stier.

brǫchə Brache; —mǫnt Brachmonat.

brǫchən brach liegen lassen; vgl. brǫkə.

bröchtə Brüchte, Geldbuße; vgl. brökə.

broud, brōt, vgl. brüed Brot, brödschən; franz—; klēn — bakən — klein beigeben.

brodələ brodeln, brotzeln (brǫdwüəsch).

brödən, brüdə brüten; ful-brödən die Eier verlassen.

brödər, bruodər, bröər brüər Mz. brüədər brödər, bröiər; bet-brödər Heuchler; də bestə — nət sən; söstərn on brödər könən et su lang jōt təsāmən ūthalən, bös sə an't deilən kāmən; jlīkə brödər, jlīkə kapən; ən löstləchə brüər.

brōd, brōt Brühe, von:

brǫə, bröə einkochen, brühen z. B. weisch, wäsch Wäsche; brö Brühe, Fleischsuppe; övər de bröh übers Meer; su klǫr wī wüəscht-brö; su dön wī —; dat əs wēər di auə brö die alte Geschichte.

brögə, brök, brökə Butterbrot.

brǫk m. (verächtlich) Haus — bölt.

brōk, 1. Bruch in Ortsnamen: Näəschbrök Niersbruch, 2. Hose.

brök Brücke; am Pfluge das Eisen, auf dem die Spindel (brökən spil?) des rīstərs ruht; joldə — bouə Versprechungen.

brokə, braukə Brocken, Sachen: nǫ sin — klǫkən; brocken: jät e zə — han; ēnən jät brokən Abweisung; de supə, de men səch sęlvər ębrokt, mot men ouch utętən.

brökə Geldstrafe, Brüchte.

brǫkə brachen, brǫk Brache.

bröl Sumpfwiese, sumpfige Stellen.

brölə brüllen; (Kuhkrankheit) rasend werden, heulen; bröldop (hül-döpkə) Kreisel.

brölǝs Schreihals.

bromə, ən dən bāt həren; ēnən an-bromən; di zäng — — schmerzen; wan dr düvəl bromt, sengə də ęngəl; auch Strafe abbrummen, brom-stal, bromǝs krījən; brönməsch mürrisch.

brömələ zaubern; brọmeldər Zauberer.
brọməltər, bräməltər Brombeeren; Mz. von brọməl; —schwarz; fig. unreinliches Frauenzimmer.
bronə-käsch Brunnenkresse.
bronk 1. Prunk, bes. Kirmes und Schützenfest. 2. Brunst, auch aust-brongk Wetterleuchten.
bronkə prunken, auch auf den Angriff lauern, wie beim Kampf des Hornviehs.
Brontəs Willibrordus.
bros, brōs, brosch, brösch, brost, borsch, borscht, bọsch, bọusch, bausch, bọscht Brust. dat stong dəch ən dər brost!, hondər - brōs Hühnerbrust; bosch - bōm am Webstuhl; borscht-kränkdə Lungenentzündung, —waməs, —lapə, —līfkə Weste, —bank breites Band an einem Tragkorbe, das um die Schulter geht; —kärn Fleischstück beim Rindvieh; hä sẹt höm də knē op də brost on ət bruətmäz op də kāəl grobe Gewalt.
brotsən, brötschən, brötschə verdampfen, braten.
brōuvən vgl. brauən.
brubəl Pustel, Verhärtung in der Haut oder in aufgetragener Farbe.
brüch Brauch, brüoch sumpfiger Ort, brüch, bruok Hose (vgl. brōk) veraltet; bruchs-pīfə Beinling.
brüchə brauchen vgl. brūkə.
brūd, brūəd, broud Brot; brūdschāf s. Brotschrank, bildl. Nahrungsquelle. hät dər minsch si(n) brūət, da kömt dər dūəd; dat fresst engə jēə brud af; drūəch brūt (ohne Butter) ätən arm sein; dessən — əch ät, dessən led əch səng; de krit ət op för ət morjənbrūət (wichtig tun); dəm einən sin dūəd, əs dəm angərn sin brūd: təm beispil: dər bəstūr song: „Der Tod ist mein Leben, sterben mein Gewinn"; dọ sait dər köstər für səch: ẹt əss ouch minən schädən net;
lēvər drūəch brūd ən frēdən äs jəsọd on jəbrọd əm strītə; lang wardən əs gein brūd spärən, onjəjönt brūd wöd auch jəätən; schmäkt ət bäst, mäkt fẹt; su schleit (schlecht) dat gēn honk ən stök brūd fon əm nẹmən söül; jät för enən apəl ene stök — krigə; wä ət mẹəl līət fərkauə, et brūəd līət fərauə (alt werden), kan enə man mīə ongerhauə (Schimpf für einen Geizhals); dər kūmər hät gen nūət (Not), dər pūəkər (Aufschneider? wohl einer, der mit kleinlicher Arbeit beschäftigt ist) ssälə brūəd; wẹn dən ärmən onjlök häbə sal, fərlüst'ə ət brōt ut də köraf; dä kan mīər äs brōt äte; dä es krank am brudschrank.

brud, brūd, brūi. ək hef dən — dərfan „ich danke dafür"; (volkstümliche Anlehnung an Brühe) eigentlich Stoß, Schlag, Scherereì.

brūə drängen; wegwerfen, schleudern.

brudəln 1. schlecht stricken; 2. brodeln, schmoren.

brūö vgl. brō.

bruk Gluckhenne.

brūk Gebrauch (vgl. brūch).

brukə, brūkə: bruk üch fot un dat alt jät jäng (schnell) älteres Kölnisch: schert euch fort; wat brūkt ər üch, se hei zə söchən? was quält ihr euch; hä brūək dən halfər er schädigt den Pächter, d. h. sich selbst.

brūək Bruch vgl. broch.

brukt vgl. brut Braut.

brūkə = brūchə zahlreiche Sprw.: wä sin schō sälvər ka flekən, brukt sə nət tom schustər tə schekən; wä dən schādən hät, brukt för dən spot net tə sorjən; einən jät op də trapə lējən, dat hä səch nəch to bökən brukt; einən tom nūd-stopən brukən; wa men dən arsch blō löt färvən, brukt men gein böxə; wer haspəlt brukt net to spenən; ton stervən brukt man səch nət antəmeilən anmelden; wä səch ən äpəlchə för dən dösch opfərspāt, dä bruch nət angərə lük dröm əm monk zə läkə.

brūləf, brūləch Vermählung, auch das Mahl dabei.

brūm Bräutigam.

brūm Priem, Kautabak.

brūn braun; —aitəch eine Art braun.

brunən-kasch Brunnenkresse; —karsch (vgl. bronən-).

brus der erste leichte Schaum als Bierhefe vgl. brūsən.

bruəsəl unsauberes Mädchen; Kaffeegrund.

brūəsələ zaudern; —mānəs einer, dem die Arbeit nicht frisch folgt.

brūsələch schön, geziert, aufgeputzt, aufgebauscht.

brūsən 1. brausen, he is opbrūsənd; 2. Brunst der Schweine; 3. üppig wachsen von Gewächsen.

brut, brok, brukt, —pār; brutstök s. Geschenk der Braut an die Dienstboten. wer ət jlök hät, leid də brūt heim; wan də mād əs brūt, əs dat jōr ūt Dienstaufkündigung.

brū-lū Brautleute: fan dūə (Toten) kalt man jöds, fan brūlū āvəl kōds.

brūt: du spels „auə brūt" zə viər (Aachən).

brūtschən 1. brüten; 2. sich warm hinter den Ofen setzen.

bubələ schwatzen, trinken. bubəlschnūt; dä hät bubəlwāssər ənjənomən.

būchwēss vgl. boket; wēl b.-w. tartarischer Buchweizen; būchwēssər Tünəs dicker Buchweizenkuchen.

büch m. Buchecker.

büch 1. Bauch vgl. bük, buk; męəz-büchəch schwanger; 2. Kasten einer Mistkarre; —jürt Bauchgurt des Pferdes; —ping Bauchweh; hä mög dat əsū jäən, dat əm dər büch wīə deit; —rīm; —wabəl der am Bauche des Schweines zwischen den Schambeinen ausgeschnittene handbreite Fettstreifen (wambe, wamme); —schläjən häufiges Bewegen des Bauches durch Anstrengung bei Ochsen und Pferden; —mībəs (Barthol.) dicker Mann; ən lūs am büchə knapən könən = dick gegessen sein.

büchən, bükən beuchen (Leinwand), auslaugen; büch-hötə auf der Leinwandbleiche; büch-küvən Waschbütte.

büd, 1. Bütte, weite Tonne; 2. gew. wirkbüd, Deckel des Backtrogs (oder Tisches), auf dem Brot geformt (gewirkt) wird.

budə: öm zə budə spēlə umsonst spielen.

budəl glatte Flasche, pulla.

büdəl, bügəl, bükəl, bül, bül Beutel, Geldbeutel, Hodensack; ən dən — jǫn in den Beutel greifen; de öjən op of də bül; —schnīdər, —schnikər Beutelschneider; pä(r)sch-bül Ziehharmonika.

büdəln, bühələ, büjələ, bükələn (Mehl) beuteln, sieben.

büə vgl. bauə.

buf: nət buf on nət baf säjə nichts sprechen; op dən blengən buf ins Tolle.

büv = böv Bube.

buhei vgl. bəhei; hä māt enən — als wan hä də Müllmər teut schorə mōt; vil — ən winəch heləchdum.

buk, bük Bauch vgl. büch (Kinderl.) türə, lürə, lüdschə, wī roməlt dəch dat bükskə; bük-räsələ Bauchgrimmen; buk-sat (vgl. bökə); dər bük əs jəmenlək īədər fol äs dat öch (Auge); wan sə dən buk fol hant, dan jǫnt sə, dat dǫnt sə; bukping an də klēnen tēən (Zehen) häbə; möt dəm bük övər də Irent (Bach bei Krefeld) schwemən; bętər en de wīə węlt äs enəm ęngə bük (Windige Entschuldigung).

bük Beute.

büökə, mai— Buche.

bukən bocken; beim Spiel den Einsatz gegensetzen: he kon dat nət bukən; auch biegen, neigen: buk op bieg das Kinn aufwärts (zum Kinde).

bukən Schulen oder Pahlen von gepreßtem Obst usw.

bü-küöchən (Kindersp.) Kuh.

bül, bül 1. Beutel s. büdəl Geldbeutel; ət es onreit fərdelt en də wält; dən ēnən hät dəm bül, dən angərən ət jält;

womöt häls du ət? möt dər hank!; singə bül ess fan hongs-kǫntə-lēər (Hundskantenleder), dä rötscht nət jęər; 2. Beule, Geschwulst; knīsbül Geizhals.

bulrəch übereilt, leichtsinnig.

būmēstərə (Karken): einem armen Mann für eine Schar Kartoffeln ein Stück Ackerland abtreten mit der Verpflichtung, daß er es selbst düngt.

būn vgl. bon; bunə „bohnen", Kreisspiel mit Bohnen.

būn Bühne, Tanzboden; Rinde, Schale: būn-ęrpəl Pellkartoffel; būnə Dielen; būn-nāl Nägel; jəbūn Bodenwerk.

bund (?): (dä heizəmęnchər) se mätən brud un — un tāt ...

bundərə rasen.

bunəparts-huot Generalshut.

bunəs vgl. bonəs Kleinmagd oder Knecht.

būng Rinde (an Bäumen, Pfannkuchen, Kartoffeln, Brot) = būn.

būr, bōr Pl. būərkə Bauer; də būrə (bōrə) man; ə būre mensch ungebildetes Frauenzimmer vom Lande; n aldərlībstəs baurən būsəlchən; nǭ būrən āt; Mest-būr; būrəbōscht Bursche; —fläjəl grober Mensch; būrschman, —lük, —lüd, —schaft; būr-hǭchən, —hǭkən Ackerei betreiben, —plaz selbstgebackenes Weißbrot; auch Kartenbauer schöpənbūr: stāts äs sch.—; Kegelbauer. Sprw. wat dər — nət känt, dät frät 'ər nət; əch set jǭ kənə — ənt fenstər niemand im Wege; de dömstə būrə han də dikstə ärpəl, kropętə; ət kömt alləs wēər, sät dəm —, dū pischət hä dəm bęrəch op; en éi es ən éi, sät dəm —, mār he jrēp nō ət jōséi; möt pläsēr sājə də būərə, węn sə modə; wat kęnt də — fan zafron; ənə — əs e bīəs, hä fərköpt də botər on frät də kīəs; dat kan ənə — fam Nääschbrōk das ist kein Kunststück; dū has enə fot wi enə būrə-bānhof; de — mot ent jras bītən = stirbt; hä fält ken pǫs (Post) āən, bit kən kälvər dūət on fręt kēnəm — op; jedər sinə mǭj (Geschmack) sät dəm —, dǭ frǫt 'ə fījə (Feigen) möt botər; wämər ənəm — en e färkən təsāmən dəm bärəj ərāf rolt, so əs ömər ə färkəm bǭvə; stekstə 'nəm — də fengər ən də mul, so bit 'ə, stekstə 'm ävər də fengər ən də fot, so drit 'ə; e jəsēj mākə wi 'nəm —, dä tankping hät; dər — kömt fōran, wan əm də perd lang haulən on də wīfər brav stärvən; dər — darf gei jeild ən dər kestən on geinən mest ən dər mestən han; dəm —

wāst ət əm schlǭpə; ut ənəm būrən es jōd 'nən härən tə makən, ävər ut ənəm härən nət jōd nən būrən; nən jizəjən (geizig) — woul sinən esəl dat schmeitən līrən, äs hä ət ävər nǭ kaun, dǭ jäng hä kapnt; ən — es ən — on ən esəl fan natur; nən bōr əss ənə lōr un nə schəlm fun natōr; beim dūrt kömt dər — nət jəkūrt, beim rad hät he ouch geinən schad; sū komən de būrən nət an dən hof, Abschlag; sälvər jəspǫnən, sälvər jənǭt, es də bestə būrənstǭt; einəm — ən də häg stūtən, verächtlich; əch bən əsū frū wī ənə —, dä jəbicht hat; wen dər — fengt a zə krege (Prozeß f.), da fengt hä a zə legə (lügen); de būre lachə, wen sə nǭ hēm jǭnt; op dər — jǫn aufs Land; ət əss nət aləs heləjdum, wat dər bōr büz; spass muss sin, sät dər —, do kitəltən hä sing frau met dər mess-jafəl; dǭ sūt mər jotəs wōət schwaz op wīess sät dər —, dǫ rēd dər pastor op nəm scheməl; wan dər — nət ən möss, rōt hä nət hang noch fōss; wan dər wolf künt spörə, də krǭl künt schēre, dan künt keinə bōr səch ərnārə; ənə bōr, nən bär un enə stēr, dat sən drēi jrǭvə dēr; wat mər för ət jäld nət al ən mät (mäkt), sät dər bōr, dǭ sach hä ən āp; īrləchkēt hält am längstə sät dər — weil sə am winəchstə jəbrnch wēəd; wan dər — fərdärvə wel on weiss nət wē, dan hält ər vil färkən on fedər-fē; ēnəm — löt səch för ənə pęnəng ən hǫrə sēəl (Seil) dūr də fot träkə; wan dər — och wīn drenkt, ənə stīl (Stütze) an't hūs senkt; ēnəm bōr op singən eid, enəm jüd op si gewessə, un wē hä səch stält, dä ess bədressə; mär häusch (sachte) ens jät, än wärd (warte) ens jät, än stipt dər — de kār ens jät „stützt" = geduldig sein; wer nəm bōr bəschoməlе wel, moss enə bōr metbrengə; ət es keinə aprel esū jōt, ət schneit dəm bōr op dr hōt; mēəzər schnī deit dəm bōrə-wī; Lechmęssən hęl schind dəm bōr ət fęl; wan ət op Mədardəs rēnt, səch dr wing-bōr krūz on sēnt; trom, trom, trom, heu dəch būr! əch kom, əch breng dəch nuis, əch nem dəch nuis, en əch ben auch nət sīər from (Reumont, Aachens Liederkranz 1829).

bū(r)d Bürde, Päckchen, Tracht, Heu usw., Last, Beschwerde, Leiden; hongət— Hundertpäckchen (Streichhölzer); būrd-

schər Bündelchen (von Heide) zum Feueranmachen; vgl. bötschə.

büərən heben.

burei Porree.

büə(r)scht(ə) Borste, Bürste, bürsten, schlagen. widərbürschtə verkehrt stehende Haare; büəschtənbengər (frätən wī ən —).

būs starker Schall.

buss Holzstück, mit dem die Öffnung im oberen Mühlsteine ausgefüllt und festgekeilt wird, um ihn als Lagerstein zu benutzen; daher dən buss fərkīlən eig. u. jem. prügeln.

büəs vgl. bōs böse, büəsdə Bosheit: ət jöft mär ēn büəs frau, mär maləkment, hä höt sə; büəs kō hant stupə hǫrnər.

buss-bōm Buchsbaum.

busch, büsch, büsch Bürde, Stroh; buschə, būschə = büərd: rau buschə Gebund geknicktes Stroh; buschən han reicher Ertrag; buschə auch Geld: has du jeng — ējən täisch?; rūschən en tūschən jift fledəchə buschən.

büəsch Börse.

büəschtəl Bürste.

būsə eine gewisse Anzahl, Gebunde Flachs, dessen Stengel gebrochen werden sollen.

büssə vgl. bössə Feuergewehr; innere eiserne Röhre in der Nabe eines Karrenrades; Trommel: dan spilə mər op dər büssə.

busəl, būsəlchən, (tonsəl) ein Kind, das eben gehen kann.

busələ gehen (v. e. kleinen Kinde), geschäftig sein.

büsəm vgl. bōsəm Rauchfang.

büssən, büssərstə, būtən, būterst außerhalb, außen. tə butən draußen; dǭ būtən es men ę̄səl am färəwə (Nebel); būtən-tīdə gelegentlich; fan — līrən, kōnən auswendig; dǭbūschən rāənt ət; butər de kīr sen (in Aufregung).

būsən stoßen, pochen (vgl. bossen).

büt, bron-büt Bütte, scherzh. Rednerbühne; Beute; Bkl. bütchə: Weləm, trek op, ət bütchən ess fol! (zu Kindern, in bezug auf die Nase); büte makən v. d. Bienen.

būtən vgl. bōtən tauschen.

büvəst Bovist, Kugelschwamm.

buz, būzkə Kuß, būz-hängkən; —kälfchən, —beuərt; blōt tūt! sät dər būr für sinən ǭs, dǭ jäv hä em enən būz; enə — onə bart ess we ən éi onə saut (Salz); —kapél der Betsaal einer rheinischen Sekte; —mamsel; büz-schnūt; Stoß: — widər — wie du mir, so ich dir; Beule am Kopf.

būzə, būzər Schlager am Dreschflegel.

būzə küssen: būz də dech nət, dan schläss də dəch (Freud und Leid im Eheleben); ebenso ot jeit nət emər „būz-di-lek",

ət jeit ouch wäl əns „häxe-du-fotsə-də-trap-hərongər“; hük büzən on läkə, morje klöpəl un stekə; ət es nət aləs heləchdüm wat dər bür büz; rek mēr əm noch ens həröm, dat əch əm noch ens — Schnapsflasche?

buzə(n)-kop Gegeneinanderstoßen zweier Köpfe; turbanartiger Kinder-Fallhut, um Beschädigungen des Kopfes zu verhüten; fan buzə-kop an von Kindesbeinen an.

buzə-man polternder Hausgeist, buzə-mänəkə.

Es konnte nicht meine Aufgabe sein, auch nur für den örtlich begrenzten Kreis (Aachen—Elberfeld—Krefeld—Köln) annähernd den mir zu Gebote stehenden Stoff sprachlichen Ausdruckes zu erschöpfen oder ihn gar in endgültiger Schreibung und Anordnung darzubieten; es möge hier deshalb noch einmal wiederholt werden, dass die vorausgehende Probe nur zu dem Zwecke herausgegeben wird, um die Reichhaltigkeit der Mundart zu zeigen und ihr neue Freunde zu werben, die in sorgfältiger Arbeit den ihnen geläufigen Ausdruck für den vorgefundenen einsetzen und Neues hinzufügen.

Allen, die mich in meiner Arbeit bisher durch Beiträge unterstützten, sage ich im Interesse der guten Sache herzlichen Dank!

Rheydt, den 1. November 1904.

Dr. Paul Trense.

Nachschrift. Mitten bei der Ausgabe dieses Heftes erreicht uns die hocherfreuliche Nachricht, dass die Königliche Akademie der Wissenschaften in Berlin auch für die Rheinprovinz ihre stets opferwillige Hand öffnen und für die Sammlungen zu einem rheinischen Mundarten-Wörterbuch Mittel bereitstellen will. Herr Prof. Dr. J. Franck-Bonn ist zum Leiter der Arbeiten berufen und seinerseits bemüht, geeignete Mitarbeiter heranzuziehen. Der hochherzigen Akademie auch unseren rheinischen Dank! Diese Gabe wird uns eine freudige Ermutigung geben, auf dem Felde des rhein.-westf. Volkstums weiter zu pflügen und zu säen; möge die Zukunft eine herrliche Ernte bringen!

Die Schriftleitung.

Zur Bibliographie der rheinischen und westfälischen Volkskunde.

Im Anschluss an das Seite 4 bis 6 vorstehenden Aufrufes Gesagte ersuche ich um allseitige freundl. Beihilfe zur Schaffung einer möglichst vollständigen Bibliographie der Volkskunde unseres Bezirks. Da unser Verein sich die Aufgabe gestellt hat, die Äusserungen der Volksseele im Wandel der Zeiten geschichtlich und kritisch zu verfolgen, um den psychologischen und geschichtlichen Gründen nachgehen zu können, die sie hervorgebracht und haben wachsen lassen, so ist eine Kenntnis der schon vorhandenen Literatur notwendig. Gerade das Verfolgen des heutigen Zustandes nach rückwärts ist interessant, lehrreich und erforderlich, das dazu vorhandene literarische Material ist aber zerstreut in Büchern und besonders Zeitschriften und Zeitungen, so dass eine brauchbare Zusammenstellung nur mit Hilfe weiterer Kreise erfolgen kann, weshalb sich diese Bitte nicht nur an die Forscher, Sammler und Schriftsteller allein wendet.

Es ist wünschenswert, dass sich die Angaben erstrecken auf:

1. Zu- und Vornamen des Verfassers;
2. den vollständigen Titel;
3. Ort und Jahr des Erscheinens, bei Aufsätzen in Zeitschriften auch auf Titel, Jahrgang, Nummer und Seite derselben;
4. Umfang (Seitenzahl, Format);
5. womöglich kurze Inhaltsangabe, besonders, wenn der Inhalt aus dem Titel nicht klar ersichtlich ist; vor allem würde die Sache eine wesentliche Förderung durch Überlassung eines Exemplars des Werkes usw. erfahren.

In Betracht kommen Werke, Abhandlungen, Aufsätze usw. in Zeitschriften und Zeitungen aller Art, Dissertationen, Programme, Festschriften usw. usw., welche sich mit einem volkskundlichen Stoffe befassen (vgl. Jahrgang I, 1904, Heft 1, Seite 3—5 dieser Zeitschrift), nämlich Arbeiten und Sammlungen über:

1. Sitte, Brauch, Volks- und Aberglauben, Volksmedizin, Zauber- und Hexenwesen, volkstümliche Rechtsverhältnisse usw.
2. Sagen, Märchen, Legenden.
3. Sprache (Dialekt, Mundart): Lautlehre, Grammatik, Wortschatz, Sprichwörter, Redensarten usw.
4. Volksdichtung: Volkslied, Reime, Rätsel, Inschriften, Volksschauspiele.
5. Äussere Verhältnisse: Wohnung, Nahrung, Tracht, Volkskunst.

Bemerkt soll noch werden, dass der Umfang der einzelnen Arbeiten nicht in Betracht kommt, da alles auf den genannten Gebieten verzeichnet werden soll. Wer noch ein Übriges tun will, der verzeichne jede bibliographische Angabe auf je einem besonderen Zettel. Einsendungen erbittet mit freundlichem Dank im voraus

K. Wehrhan,
Elberfeld, Arminiusstrasse 51.

Lippische Kinderlieder.

I. Schlaf-, Wiegen-, Kose-, Schaukel- u. Kniereiterliedchen.

Von **K. Wehrhan**, Elberfeld.

Die folgenden kleinen Reime aus der Kinderstube entstammen ohne Ausnahme mündlicher Sammlung und zeigen, wie reich noch heute die Quellen volkstümlicher Forschung fliessen. Wir sind fest überzeugt, dass noch weit mehr gefunden werden kann, wenn von verschiedenen Seiten aus eine Nachlese unternommen wird, und je reichhaltiger die Ergänzungen aus allen Gegenden fliessen, um die wir hiermit freundlichst ersuchen, um so mehr Freude soll es für uns sein. Möge überall die oft verachtete Kinderdichtung der Vergessenheit entrissen werden!

Zu den mundartlich mitgeteilten Proben möchten wir nur eine wichtige Vorbemerkung geben: Der lippische Dialekt

kennt keine eigentlichen Diphtonge, wie sie unsere hochdeutsche Sprache hat, und doch ist sie ungemein reich an Doppellauten. Diese werden aber nicht als solche ausgesprochen, sondern jeder einzelne Laut bewahrt seine ursprüngliche Qualität; also äu z. B. nicht ausgesprochen wie in dem hochdeutschen Worte Bäume, sondern wie ä-u und zwar ganz schnell hintereinander. Andere solcher Laute sind: oi, ọi, öi, ọ̈i, iu, ui, au usw. usw. Das ist für die mundartlich aufgezeichneten Liedchen wohl zu beachten.

1.

Schlaf, Kindchen, schlaf!
Da draussen geht ein Schaf,
Das hat so weisse Füsse
Und gibt die Milch so süsse.
Schlaf, Kindchen, schlaf!

Zu diesem Wiegenliede sind mir eine Reihe von Varianten bekannt geworden, die nebeneinander existieren:

2.

a. Schlaf, Kindchen, schlaf!
Der Vater hüt't die Schaf,
Die Mutter schüttelt's Bäumelein,
Da fällt herab ein Träumelein (oder Pfläumelein)
Schlaf, Kindchen, schlaf!

3.

oder b. Schlaf, Kindchen, schlaf!
Da draussen geh'n zwei Schaf!
Ein schwarzes und ein weisses,
Und wenn mein Kindchen (oder N. N.) nicht schlafen will,
Dann kommt das schwarze und beisst es.

oder auch hier im zweiten Verse die Variante:
Der Vater hüt't die Schaf.

4.

oder c. Schlaf, Kindchen, schlaf!
Am Himmel steh'n die Schaf;
Die Sternlein sind die Lämmelein,
Der Mond der ist das Schäferlein.
Schlaf, Kindchen, schlaf!

Vgl. Fr. M. Böhme, Kinderlied nnd Kinderspiel I, 10—11 (aus Sachsen nnd Brandenburg). — Simrock, 223. — Mehrere plattdentsche Fassnngen bei Bahlmann, Münsterische Lieder und Sprichwörter pag. 52 ff. — Vgl. dessen Münsterische Geschichten pag. 239. — Firmenich, Germaniens Völkerstimmen, pag. 295, 286, 360. — Weingärtner, Jos., Das Kind nnd seine Poesie in plattdentscher Mundart. Münster. 2. Anfl. 1891, pag. 5, 6. — Erk und Irmer. Die dentschen Volkslieder. Leipzig 1803, Heft 6, pag. 9. — Gnillanme, Münster und seine nächsten Umgebungen. 2. Aufl. Münster 1855 nsw. nsw.

Zu dem Wiegenliedchen sind zwei Melodien nebeneinander gebränchlich, eine im 3/8- und die andere im 2/4-Takt. Volkstümlich sind beide sicherlich; die letztere ist 1781 von J. F. Reichardt nach „der Volksweise" komponiert.

„Träumelein" soll nach Böhme*) kleine Traube bedenten, gereimt auf Bäumelein. Es kann m. E. aber doch wohl ebensogut die eigentliche Bedentung darunter verstanden sein, da das Lied als Schlaflied einen schönen Traum wünscht.

5.

Schlaf, Kindchen, süsse,
Ich bring dir Äpfel nnd Nüsse,
Rosinen nnd Mandelkern,
Die isst unser N. N. gern,
Schlaf, Kindchen, schlaf.

Ähnlich Böhme I, 27 aus Schlesien, wo noch 3 weitere Strophen mitgeteilt sind.

Beide Texte sind, wie die Literaturangaben oben schon andeuten, in verschiedenen Variationen wohl in ganz Deutschland bekannt nnd werden gern gesungen. Die oben mitgeteilten unterscheiden sich von den Fassungen anderer Gegend mehr oder weniger.

Dasselbe gilt von den Melodien. Die erste, im Dreiachteltakt, hat einen ruhigeren Charakter, als die zweite im Zweivierteltakt. Was in bezug darauf die Anwendung anbetrifft, so wird die erstere — gleichviel mit welchem Text —

*) Böhme, a. a. O. S. 1.

gesungen, wenn die Amme, die Mntter, das Kindermädchen guter Laune sind. Der ruhige Gang der Melodie passt zu dem ruhigen Takt der Wiege oder dem Hin- und Herschieben des Wagens. Ist aber durch irgend einen Umstand der Ärger obiger Personen wachgernfen, die gute Laune verschwunden, so wird ganz von selber die Melodie in beschleunigtem Takt gesnngen, Wiege bezw. Wagen werden schneller bewegt. Aus dem beschleunigten Tempo, dem Takte der Wiege sich anznpassen bestrebend, geht dann ebenso von selber die zweite Melodie hervor.

Merkwürdig muss es erscheinen, dass in vielen Wiegenliedern vom Schaf die Rede ist, welches oft dem Kindchen als Vorbild hingestellt wird. Es soll so werden, wie das Schaf: geduldig, still, sanft, nicht widerstrebend sein und dergl. Alle derartigen Lieder deuten wohl mit Sicherheit darauf hin, dass ihre Entstehung im ländlichen Kreise zu snchen ist. (Vgl. Böhme, a. a. O.)

6.

Buko von Halberstadt.

Wiegenlied.

Bukindken van Halwerstadt,
briŋk iusən lütkən N. N. wat! —
Wat sall ek ən dənn metbriŋən?
Blankə šeu met riŋən,
do sall hǫi met danzən un spriŋən. —

Varianten:

7.

a. Bukoiskən van Halwərstadt,
kumm, briŋk diu iusən kindkən wat!
Wat sall ek ən dənn met briŋən?
'n paar räuə šoiskən met riŋən,
do sall hǫi met danzən nn spriŋən;
'n paar groinə šoiskən met knǫipkən,
do kann iusə kindkən in lǫipkən.

8.

b. Bukoiskən van Bremən,
lǫt iusə lütχə kindkən beteemən;

un lǫsst diu klǫini kindkən betecmən niχ,
seu kriχst diu van müinər flǫiskwost äuk niχ.

c. Bukoiskən van Bremən,
lot iusə lütkə kindkən beteemən!
Lǫsst diu iusə kindkən beteemən niχ,
seu bist diu Bukoiskən van Bremən niχ.

Zu dem Liede wird eine sehr schöne, sich im 3/8-Takt bewegende Melodie gesungen, so recht zum Wiegenliede geeignet.

Was den Text anbetrifft, ist das Liedchen wohl in allen Gegenden Norddeutschlands in einer der den obigen Fassungen ähnlichen Form bekannt, in einigen Gegenden Mitteldeutschlands ebenfalls. Vgl. Böhme a. a. O. S. 33. — Bahlmann, Münsterische Lieder und Sprichwörter S. 54. — Münsterische Geschichten S. 242. — Firmenich, a. a. O. I, S. 296. — Weingärtner, a. a. O. S. 12 f. — Erk-Böhme, Liederhort III S. 583.

Mit diesem Liede haben sich schon viele Forscher beschäftigt, ohne zu einem allgemein befriedigenden und allseitig anerkannten Ergebnis zu gelangen. Da die Namen von Städten in dem Liede genannt werden: Halberstadt und Bremen, in anderen Variationen wird auch noch Halle genannt, so zählt man es, aber eben nur aus diesem äusseren Grunde, zu den sogen. Städteliedern, ohne damit aber im allergeringsten den Schlüssel zu einer Erklärung gefunden zu haben. Jedenfalls ist es ein altes Lied. Schon Michael Richey verweilt in seinem Idioticon Hamburgense (Hamburg 1755) bei dem Liede, um eine Deutung zu suchen. Er führt ungefähr folgendes aus: Buhköhken sei der Name des Rindviehs, doch, wenn einfältige Weiber — beim Wiegen nämlich — meinten, das Rindvieh werde gebeten. etwas zu bringen wie z. B schöne Schuh, oder wie es in anderen Variationen heisst, Rosinen und Mandelkern. einen Stuten usw., so seien sie sehr im Irrtum. Buhköhken sei aber der Bischof Buko von Halberstadt, der im 11. Jahrhundert residiert habe, ein grosser Kinderfreund gewesen und niemals aus seinem Schlosse, dem Petershof, ausgegangen sei, ohne eine Menge von Geschenken für die Kinder (Schuh, Obst, Geld, Süssig-

keiten usw.) sich nachtragen zu lassen. Daher hätten Ammen, Mütter und andere Franen Gelegenheit genommen, in diesem Liedchen den Kinderliebhaber zu verewigen.

Die Geschichte berichtet nns anders. Wahr ist nur, dass dieser Buko (Burkhard II., Bnrchard oder Bncco) eine geschichtliche Persönlichkeit gewesen ist. Er wurde 1030 als Schwestersohn des Bischofs Anno von Köln geboren und starb am 6. April 1088 im Kloster Ilseburg an einer beim Anfruhr in Goslar durch einen Lanzenstich erhaltenen Wunde. 1059 Bischof geworden, als welcher er am 13. Jnni 1071 den alten Halberstädter Dom weihte, führte er ein bewegliches Leben. Er war ehrgeizig, kriegslnstig, ein regsamer Geist, umgab sich mit einem glänzenden Hofstaat und lehnte sich 1074 gegen den Kaiser Heinrich V. anf. Das alles wird uns mit grosser Gewissenhaftigkeit berichtet, aber von einer besonderen Kinderliebe erfahren wir durch den Chronisten gar nichts, so dass es mit diesem Buko nichts ist.

Die nns nach den andern Städten verweisenden Varianten bringen uns der Lösung auch nicht näher. Aus Halle ist uns kein Buko bekannt, wohl aber aus Bremen, wo es 1327—1344 den Erzbischof Burchard gab, der allenfalls in Frage kommen könnte. Er war der Sohn eines einfachen Bürgers Grelle, von ihm wird uns anch manches berichtet, hanptsächlich über seine Kriegstaten, anch erfahren wir von seiner oft bezeugten bürgerfreundlichen Gesinnung, aber von einer hervorragenden Kinderliebe keine Spnr in irgend einer Überlieferung.

Noch viele andere Hypothesen sind über Buko anfgestellt worden, zum Teil sehr gesncht. Wir wollen nicht auf alle eingehen, sondern nnr einige erwähnen. Böhme meint (a. a. O. Einleitnng S. XXII), alle bisherigen Erklärungsversnche seien unrichtig; das Bukindchen von Halberstadt sei vielmehr der Sonnen- oder Marienkäfer (Coccinella septempunctata), der im Niederdentschen in einigen Gegenden Buköken oder Mohkühken heisse. Dieser Sonnenkäfer sei einst der Freya geheiligt gewesen, sei znm Himmel hinaufgeflogen und habe nach dem Volksglauben gutes Wetter und den Kindern allerhand schöne Sachen gebracht.

Die niederdeutschen Bezeichnungen, die Böhme anführt, sind mir unbekannt geblieben und sicherlich in meiner Heimat nicht gebräuchlich.

Dem Böhmeschen Erklärungsversuche schliesst sich eng an A. N. Hargen-Müller in der Zeitschrift für Niedersachsen (III. Jahrgang 1902 S. 67), indem er Buhköhken — die Ortographie des Wortes ist natürlich überall verschieden — als Diminutivum, als Koseform des vernamatopoetischen Wortes Buhkuh ansieht, wie Bählämmchen von Bählamm usw. Er führt auch eine Variante aus Holstein an, in der von der schönen bunten Kuh die Rede ist, die nach einer Variante im Stalle, nach einer andern „buten" = draussen ist und weidet. Schliesslich kommt A. N. Hagen-Müller zu dem Ergebnis seiner Untersuchung: Der Vers gehört also zu jener Art von Kinderliedern, in denen von Natur zarte und gutmütige Tiere, z. B. der Storch, der Schmetterling, der Marienkäfer, die Schnecke angerufen werden, um den Kindern irgend welche schöne Gaben zu bringen.

Eine beachtenswerte Erklärung bringt noch der bekannte fleissige Volkskundler Karl Müllenhoff in seinen Sagen, Märchen und Liedern der Herzogtümer Schleswig, Holstein und Lauenburg (Kiel 1845). Er meint, Buköken sei der freundliche, Gaben spendende Hausgeist, welcher nach gewissen Sagen oft mit Kindern spiele, so sei auch ein solcher Geist in Schottland und auf den Schottlandinseln gekannt, wo er buckow, buman, boodie genannt werde.

Sollte nicht Müllenhoff dem eigentlichen Ursprunge am nächsten kommen? Noch jetzt existieren in der Phantasie der Kinder geisterhafte Wesen, wie sie früher wohl bei allen und heute selbst bei vielen noch auf den einfachsten Entwicklungsstufen stehenden Erwachsenen gekannt waren. In meiner lippeschen Heimat heisst das allgemeine Schreckgespenst für Kinder der Böhmann oder Buhmann (bǫmann, bumann), sonst auch der Butzemann oder schwarze Mann genannt, die Phantasiegestalt, die das Böse, die Unart bestraft und umgekehrt natürlich das Gute belohnt. Das Bewusstsein der ersteren Eigenschaft hat sich lebhafter erhalten, weil sie die Phantasie lebhafter und dauernder aufzuregen

vermochte, und wird deshalb noch heute häufiger zu Hilfe genommen den Kindern gegenüber.

Dem Charakter der sich im ruhigen $^3/_8$-Takte bewegenden Melodie angemessen wird das Lied fast nur beim Einwiegen und Einsingen artiger, d. h. nicht schreiender Kinder gebraucht. Da naturgemäss beim Beruhigen schreiender Kinder das leicht erregbare Frauengemüt selten ruhig bleibt, so ist es schon gar nicht imstande, sich dieser Melodie anzuschliessen, wie wir schon bei dem Wiegenliede „Schlaf, Kindchen, schlaf!" angedeutet haben. Ruhigen und artigen Kindern wird deshalb in vorliegenden Reimen etwas Gutes gewünscht.

Übrigens verschlägt es nichts, wenn man von diesem Kinderliede sonst sich Goethes Urteil ins Gedächtnis ruft, das er vom Wunderhorntexte sagte: „Reimhafter Unsinn, aber zum Einschläfern völlig zweckmässig."

Die oben unter b mitgeteilte Variante ist mir mündlich nicht bekannt geworden, sie entstammt dem kleinen lippeschen Idiotikon des Lehrers Johann Bernd Henrich Echterling in Frommann, Deutsche Mundarten. Nördlingen 18[illegible]9.

Beteemən lotən = jemanden zufrieden lassen, ihn in seiner Ruhe nicht stören.

10.

Die Geschichte von der Katze.

A-b-c,
Die Katze lief in'n Schnee;
Und als sie wieder 'raus kam,
Da hat' sie weisse Pfoten (Var.: Stiefel) an.
A-b-c
Die Katze lief in'n Schnee.

Auch dieses Lied hat als Kinderlied eine sehr weite Verbreitung; vgl. Böhme, a. a. O. I, 1433 ff., Simrock, S. 187 ff., wo verschiedene Fassungen aus Oldenburg, Sachsen, Thüringen, dem Elsass usw. mitgeteilt sind.

Aus Lippe sind mir folgende mundartliche Varianten bekannt geworden:

11.

a. A-b-c,
Də kattə lǫip in'n šnee;
Un do sə weddər riutərn kam,
Do hall (hatte) sə wittə stiwəl an.
A-b-c usw.

12.

b. A-b-c,
Də kattə lǫip in'n šnee;
Də rüə (Hund) lǫip ehr no
Do see də kattə jo.
A-b-c usw.

13.

Wiegenlied.

Ba, lämməkən — bä!
Dat lämməkən lǫip int holt
Et stodde (stiess) sik an ǫin stǫinəkən,
Do dǫin se (so) wǫi də bǫinəkən;
Et stoddə sik an ǫin stöckskən,
Do dǫi se wǫi süin köpskən.
Do rǫip dat lämməkən: bä,
Do rǫip ət bä-bä-bä!

14.

Wiegenlied.

Aija, popaija,
šlocht kuikəlkən (Küchlein) däut,
krüiχ ət in'n pott,
dann wərt ət niχ χräut.

15.

Wiegenlied.

O, diu äulə šlunkənšlǫif,
häst müə niχ lǫif (lieb);
spreckst müə niχ ǫinmol an,
wǫist niχ wo't kuumən kann.
O, diu äulə šlunkənšlǫif,
häst müə niχ lǫif.

Die Melodie zu diesem Wiegenliede ist die überall bekannte: O, du lieber Augustin —.

16.

Wiegenlied.

Fritz, bleibe hier!
Du weisst ja nicht, wie's Wetter wird;
Fritz, bleibe hier!
Du weisst ja nicht, wie's wird.
's kann regnen, 's kann schneien,
's kann auch die Sonne scheinen. —
Fritz, bleibe hier usw.

Zu diesem Liede wird eine schöne Melodie gesungen.

17.

Möllər, möllər, malər,
mekəns kost'n dalər,
juŋəns kost'n hopphopp-peerd (rittərpeerd)
dat es diusənd dalər wert.

Varianten:

18.

a. Möllər, möllər, malər,
juŋəns kost'n dalər,
luitəns kost'n hönnərdreek
keərt man met 'n bespən (Besen) weg.

19.

b. Möllər, mollər, malər,
N. N. kost'n dalər,
N. N. kost'n iulənšett,
šmert hə sik də miulən met.

Ähnliche Reime auch anderswo. Vgl. Böhme a. a. O. I, 1277—1279. Firmenich, Aus dem Bergischen I, 426. Vogtland, Kassel usw.

Nach Böhme (a. a. O.) soll Müller die Bezeichnung für den weissen Schmetterling — also wohl der Kohlweissling, Pieris brassicae bezw. rapae — sein, der nach uraltem Volksglauben als Alp, als Seele gedacht sein soll und der als ein gefrässiges Tier alles zermalmt und zermahlt. Wie weit im Anschluss an diese Bedeutung die Anwendung des Reimes in Lippe geht, weiss ich nicht, habe auch nie gehört, dass das Versehen, wie man vermuten könnte und wie es anderwärts auch ausgesprochen ist, als Zuruf an den durch das

Dorf fahrenden, Mehl abholenden Müllers gebraucht wird. Mir ist es nur als Kinder- und Wiegenliedchen, als Beruhigungsreim für kleine Kinder bekannt geworden, zugleich auch einen Spottreim für irgend einen N. N. abgebend, besonders auch den zu oft geübten Neckereien zwischen Knaben nnd Mädchen dienend.

20.

Patschhändchen.

Schmeerhändchen,
Teerhändchen,
Pack, pack ins Händchen,
Killekillekille, killekille ins Händchen.

Die Mutter, Ammen, das Kindermädchen usw. fassen die Händchen des ganz kleinen Kindes, streichen beim Sprechen oder Singen des ersten und zweiten Verschens obiger Strophe die Handflächen, beim dritten Verschen werden leichte Schläge auf sie ausgeführt und beim vierten wird die offene Handfläche gekitzelt, was die Kinder zum Lachen anregt.

21.

Variante: Teerhändchen,
Schmeerhändchen,
Tipp in, hack an,
klapp in, schmeck in,
Killekillekille.

22.

Klappspiel.

Klipp, klapp, sǫltfatt,
mǫrn est sundach.

Das Spiel wird unter melodiösem Tonfall von älteren Personen mit kleineren Kindern ausgeführt:

Auf „klipp“ klatscht jeder in die Hände;
auf „klapp“ klatscht die linke Hand des einen in die linke Hand des andern, die rechten Hände bleiben nntätig;
auf „sǫlt“ klatscht wieder jeder in die Hände.
auf „fatt“ klatscht die rechte Hand des einen in die rechte des andern, wobei die linken Hände ruhen.
Das zweite Verschen wird auf dieselbe Weise ausgeführt.

23.

Krabbelreim.

Kriwwele, krawwele,
Langweis, kreuzweis,
Löchlein bohren,
Näslein zupfen,
Härchen rupfen,
Und — 'n grossen Platsch.

Beim Ausführen dieses stellenweise wenig volkstümlichen Charakter zeigenden Reimes werden beim ersten Verschen die Innenflächen der Händchen des Kindes bekrabbelt, beim zweiten wird kreuzweis darüber gestrichen, beim dritten mit dem Finger in die offene Handfläche gebohrt, beim vierten das Näschen berührt; beim fünften die Locke gezogen und beim sechsten in das geöffnete Händchen gepatscht.

24.

Rusche, rasche,
Trullertasche (oder Tudertasche)
Pinkelapau,
Pinkelapau.

25.

Variante: Rische, rasche,
Plandertasche,
Eins, zwei, drei.

Die Hände des auf dem Schosse sitzenden Kindes werden kreuzweis gefasst und unter Absingen obigen Liedchens taktmässig so hin- und herbewegt, dass beim Vorwärtsbewegen einer Hand z. B. der linken, die andere, die rechte also, nach rückwärts sich bewegt.

26.

Kinderlied.

Karlchen klein
Ging allein
In die weite Welt hinein.
Stock und Hut
Steht ihm gut
In des Freien Mut[1]).

[1]) Unsinnige Zusammenstellung.

Doch die Mama weinet sehr,
Hat nun gar kein Karlchen mehr.
Karlchen klein,
Ging allein,
In die Welt hinein.

Dieser Reim, in ähnlicher Fassung auch anderweit bekannt, wird nach der Melodie: Alles neu usw. gesungen.

27.

Kuchenbacken.

Backe, backe Kuchen.
Der Bäcker hat gerufen:
Wer will schöne Kuchen backen,
Der muss haben sieben Sachen:
Eier und Salz,
Butter und Schmalz,
Milch und Mehl
Sapfer (auch Safran) macht die Kuchen schön
(auch gehl, d. h. gelb).

Der Text ist in obiger Fassung über ganz Deutschland verbreitet, die in Lippe dazu gesungene Melodie jedoch vollständig abweichend. Die letzte Strophe wird mehr gesprochen als gesungen.

Beim Singen des Liedchens werden dem kleinen Kindchen die Hände sanft zusammengeschlagen.

28.

Schweinchen schlachten.

Woll'n einmal ein Schweinchen schlachten,
Würstchen machen.
Das soll rufen: quick,
Kremmel, kremmel quick!

Mit dem Finger wird das Abschlachten eines Schweinchens nachgeahmt, das Kindchen wird am Halse gekitzelt.

Von Böhme (a. a. O. S. 39) ähnlich, doch kürzer aus Thüringen angegeben, ähnlich auch bei Simrock.

29.

Kinnəwippkən,
mumməlförkən,
nesəpippkən,
äujənbrünkən,
töpkən! To beerə
wuttə maar, seu kummə.

Das Kind sitzt auf dem Schosse und wird mit dem linken Arm umfasst. Die rechte Hand fasst dann nacheinander Kinn, Mund, Nase, Augenbrauen des Kindes mit Daumen und Zeigefinger, zuletzt den Haarschopf und sagt dabei obigen Reim.

30.

Finger-Märchen.

Während folgender Reim aufgesagt wird, fasst man bei jeder Zeile einen Finger des Kindchens an, beim Daumen beginnend:

Der ist ins Wasser gefallen,
Der hat ihn wieder herausgezogen,
Der hat ihn heimgetragen (oder ins
Haus gebracht),
Der hat ihn ins Bett gelegt
Und der kleine, ganz kleine Nickel
hat ihn zugedeckt.

Ähnlich in ganz Deutschland. Vgl. Böhme a. a. O. 200—204. Simrock 27—30. Schwaben, Oberelsass.

31.

a. Das ist der Daumen,
Der schüttelt die Pflaumen,
Der liest sie auf,
Der isst sie auf
Und der sagt: Warte, warte, ich
werde es der Mama sagen!

32.

b. Der ist ins Wasser gefallen,
Der hat ihn wieder 'raus geholt,
Der hat ihn ins Bett gelegt,
Der hat ihn zugedeckt
Und der kleine, kleine (ist hingelaufen
und) hat's der Mama gesagt.

33.

Schossliedchen.

Sieben Fuder Wicken,
Acht Fuder Klee,
Kindchen (N. N., Mädchen, Junge) lass
dich drücken,
Es tut nicht weh.
La, la, la, la, la — — —

Beim Singen dieses, mit hübscher Melodie bekannten Liedchens wird das Kind am Schoss gewiegt, geherzt und geküsst.

34.

Holzsägen.

Sijə, sajə,
holtəwajə
spoin in't fuiər,
't holt es duiər. —
wat kost 't dənn? — (oder: wat kost'n foiər?)
'n dickən dalər!
plumps! in't watər.

Das Kind wird aufs Knie gesetzt und unter singsangartigem Sprechen obigen Reimes taktmässig vor- und rückwärts geschaukelt. Bei der Interjektion: „plumps" bewegt man das Kind möglichst tief nach unten, so das „Plumpsen", d. h. das „Inswasserfallen" nachahmend.

Ähnlich bei Simrock 115, wo jedoch die beiden vorletzten Zeilen ganz fehlen.

35.

Variante: sijə, sajə,
hottəwajə
spoin in't fuiər,
't holt es teu duiər. —
klabutsə in't fuiər!

Fast wörtlich so bei Bahlmann, Münsterische Lieder und Sprichwörter a. a. O. S. 56. — Weingärtner a. a. O. S. 10.

36.

Beim Schaukeln auf dem Knie.

Hopp, hopp, hopp, hopp Reiterlein!
Wenn die Kinder kleiner sein,

Reiten sie auf Stöckelein;
Wenn sie grösser werden,
Reiten sie auf Pferden;
Wenn sie grösser wachsen,
Reiten sie nach Sachsen.
Hopp, hopp, hopp, hopp, hopp!

Eine entfernte Ähnlichkeit mit vorstehendem Reime hat ein bei Böhm 81 mitgeteiltes Liedchen aus Stotternheim bei Erfurt, doch bezieht sich die Ähnlichkeit nur auf Zeile 2—5, das übrige habe ich sonst nicht gefunden.

Variante der letzten drei Zeilen:

Dann macht das Pferdchen tripp und trapp
Und wirft den kleinen Reiter ab.

37.

Kniereiterlied.

Hoppe, hoppe, Reiter,
Wenn er fällt, dann schreit er,
Fällt er in den Graben,
Fressen ihn die Raben,
Fällt er in den Sumpf,
Macht der Reiter: Plumps!

Auch das in ganz Deutschland gesungene:

Hopp, hopp, hopp,
Pferdchen, lauf Galopp!
Über Stock und über Steine usw.

gehört hierher.

38.

Kniereiterliedchen.

Hopp! Reiter zu Pferd,
Wo kommen Sie her?
Von Sichsen, von Sachsen,
Von Duderstadt*) her.

Sonst nirgends mitgeteilt gefunden.

---

*) Variation: Halberstadt.

39.

Der kleine Kniereiter.

So reiten die Damen,
So reiten die Herrn,
So juckelt der Bauer:
Hopphopphopp,
Hopphopphopp!

Beim Absingen oder Sprechen der ersten Strophe werden die nachahmenden Reitbewegungen langsam und wiegend ausgeführt. bei der zweiten schneller, bei der dritten noch schneller und bei der vierten und fünften ganz schnell mit starken Bewegungen.

Ähnliche Liedchen wie dieses siehe bei Böhme a. a. O. I, 352 ff. aus Berlin. — Simrock 132.

40.

Kniereiterliedchen.

Schicke, schacke, Reiterpferd,
N. N. (= Name des Kindes oder des Pferdes)
ist drei Pfennig wert (oder: ist keinen
Taler wert)
Wenn die Kinder kleiner sind,
Reiten sie nicht so geschwind;
Wenn sie grösser werden,
Reiten sie auf Pferden;
Wenn sie grösser wachsen,
Reiten sie nach Sachsen.

41.

Kniereiterliedchen.

Reiter, Reiter, über'n Graben,
Fällt er hin! So muss er's haben.
Plumps, da liegt er drunt',
Der liederliche Lump.

42.

Schaukel- und Kniereiterliedchen.

Bim, bam bejjər,
də köstər mach nennə ejjər!
wat mach hö̜i denn?

speck innə pannən,
bǫ̈ər inne kannən.
futtika! din leckərtan.

Diesen Reim teilt schon Firmenich in seinen Völkerstimmen mit (aus Lippe), jedoch unvollständig. Danach findet er sich eben so fragmentartig bei Böhme a. a. O.

43.

Schaukel- und Kniereiterliedchen.

Es ǫ̈in mann in't watər fallən,
haww' wüiən hǫərn plumpsən.
hedd' ek ən niχ büin ṡlappə häulən,
wöər hǫ̈i müi vərdrunkən.

44.

Kniereiterliedchen.

Steh auf! Steh auf! Der Tag bricht an,
Es kommt ein gescheckerter Reiter,
Hat vorn und hinten Quasten dran,
Ich glaub, es ist ein Schneider.

44.

Marschreim beim Gehenlernen.

Rechten, linken,
Speck und Schinken,
Brot und Wurst,
Das macht Durst.

Kleinen Kindern bei Geh- und Marschierübungen gesagt, wobei die Füsschen nach dem Takte obigen Reimes gesetzt werden.

46.

Bummələ, bummələ, biusə,
wo wonnt də mestər kriuse?
in dən nüjjən hiusə.
wo də blaukən tellər stoot,
wo də juŋfərn walzən goot.
(oder: wo də jumfern danzən goot.)

Bummələ, biusə und ähnliche Ausdrücke sind wie „hussə, bussə, bu, bu, bu“ usw. oder „ä-ä-ä“ usw. spielende, ein-

schläfernde Säusellaute, deren Eintönigkeit die Kinder zum Schlafen bringt.

Die Melodie zu obigem Reime schliesst sich der zu Buko von Halberstadt eng an.

47.

Beim Schuhanziehen.

Das Pferdchen muss man beschlagen.
Wieviel Nägel muss man haben?
Eins, zwei, drei
Und ein Fuder Heu,
Und ein Scheffel Mandelkern
Frisst das Pferdchen gar so gern.
Brrr, brrr, brr.

Mit dieser Reimerzählung wird beim Schuhanziehen das Pferdbeschlagen durch Klopfen auf die Fuss- oder Schuhsohle nachgeahmt, um das Kind abzulenken, damit ihm das Unangenehme des Anziehens nicht zum Bewusstsein kommt.

Ein ähnlicher Reim findet sich von Böhme I, 295 nach Birlinger aus Schwaben mitgeteilt.

Zaubersprüche und Kinderreime aus dem Hellwege.

Von Rektor **Weimann**-Dortmund.

Die Heilung von allerlei Krankheiten durch Zaubersprüche hat sich in vielen Gegenden bis auf den heutigen Tag erhalten, so auch in dem Gebiete zwischen Ruhr und Lippe, das man gewöhnlich mit dem Namen „Hellweg“ bezeichnet.

Nur kennt man keine Zaubersprüche, — daran würde das religiöse Gefühl des Volkes Anstoss nehmen —, sondern das Heilen geschieht durch Gebete, Segen, und die Tätigkeit des Besprechens heisst in der Soester Börde biän, wiägbiän, beten, wegbeten, während man sie in Horstmar (Landkreis Dortmund) utsiägen = aussegnen nennt.

Eine Krankheit, z. B. Zahnschmerz, kaltes Fieber wiät wiägbiät, wird weggebetet. Bespriäken, Besprechen, hilft gegen den Biss toller Hunde, gegen blutende Wunden usw.

Den Wissenden, der im Besitze eines solchen Spruches ist, umgibt bald etwas Geheimnisvolles. Er „kann wat“ und steht ob seiner Kunst bei seinen Dorfgenossen in hohem Ansehen. Die Wissenschaft kann von einem Manne nicht auf einen andern Mann übertragen werden, sondern nur von einem Mann auf eine Frau und umgekehrt. So kommt es, dass das wiägbiän, Wegbeten, bald von Männern, bald von Frauen ausgeübt wird. In meiner Jugend ging man in unserm Dorfe bei Brandwunden zu einer Frau; nach ihrem Tode trat ein Mann ihre Erbschaft an, der noch heute seine Kunst ausübt. Aber eins darf bei diesem Wegbeten nicht fehlen: der Glaube des Patienten. Hat dieser keinen Glauben an die Sache, dann hilft auch „dat beste sprüiksken“ nicht.

Eine häufige Krankheit früherer Zeiten war das Wechselfieber, das man auf grosse Bodenfeuchtigkeit zurückführt. Seitdem aber die Verkoppelung der Äcker immer weitere Fortschritte gemacht hat, seitdem die grossen Wallhecken, Stüvebäume, Gehölze usw. immer mehr verschwunden sind und der Boden durch Drainage trocken gelegt worden ist, hat sich diese Krankheit fast ganz verloren. Ihren Namen hatte sie davon, dass abwechselnd kalte und warme Schauer den Kranken überliefen, dass der Kranke an dem einen Tage glaubte, wieder gesund zu sein, während er am andern wieder desto hinfälliger war. War die Krankheit vorüber, so zeigte der Genesene gewöhnlich starken Appetit, und es verging eine längere Zeit, bis er wieder davon ergriffen wurde. Die Krankheit war recht lästig, einen bösartigen Charakter nahm sie selten an. Während sie vor 50 bis 60 Jahren im ganzen Hellwege noch sehr verbreitet war, werden heute nur ganz vereinzelt Menschen von ihr befallen.

Ein Spruch dagegen aus Ampen, Kreis Soest, lautet:

Hier streu ich meinen Salzsamen nieder
Auf neunundneunzigerlei Fieber.
Fieber komm nicht wieder,
Bis dass ich komme
Und hole meinen Salzsamen wieder.
Im Namen Gott Vaters, Gott Sohnes und Gott heiligen Geistes.
Amen! Amen! Amen!

Bei dem Säen musste der Säemann, der Kranke, im Kreise herumgehen und das Salz ausstreuen.

Eiu Spruch gegen den Biss eines tollen Hundes lautet:

Ich ging wohl über Sand und Land
Und hatte kein Stecken noch Stab in der Hand.
Gott sei Ehre in meinem Mund,
Er behüt' und bewahr mich vor einem tollen Hund.
In Gottes Namen!
Amen! Amen! Amen!

(Uentrop a. d. Lippe, Kreis Hamm.)

Das Gebet musste, sollte es Heilung oder Schutz erwirken, dreimal hintereinander gesprochen werden.

Und wie die Alten sungen, so zwitschern die Jungen!

Der Nachahmungstrieb hat auch bei den Kindern eine Spruchliteratur gezeitigt, die in ihrer Form Spuren einer längst vergangenen, weit hinter uns liegenden Zeit aufweist. Der Zweck ist bei den Jungen natürlich ein anderer; ich möchte sagen, ein mehr kindlicher.

Hier galt und gilt es nicht, Blut zu stillen, Zahnschmerzen zu lindern und Warzen zu vertreiben, nein, hier sind es allerhand kindliche Wünsche, deren Erfüllung man durch die Anwendung des Sprüchleins erhoffte, des sprüikskens, an dessen Kraft man glaubte. Ja, glaubte.

Wir Kinder — mein Heimatdorf liegt in der Soester Börde — glaubten steif und fest, dass sich der Bast für die Huppe und für die Pfeife erst dann von dem Weidenholz lösen werde, wenn ein bestimmter Reim abgeleiert wurde. Dieser hiess in Ampen, Kreis Soest, und in den umliegenden Dörfern:

Sippe, sappe, sone
muine[1]) mäuer ist ne none
muin vaar, dai is en papen,
kann alle flaitpuipkes maken;
dat kättken laip dien täuern rop
un woll dien täuern decken;
do kam dai gruise hesse
mit diem langen messe,
snoit 't kätken stät af,
stumps vörm mäse af.
Det stücksken is iut,
flaitpuipken, kumm riut.

[1]) Überall, wo Doppellaute stehen, spreche man den ersten Laut, hier u, lang und lasse den zweiten, hier i, kurz nachklingen, dann trifft man ungefähr die Aussprache.

In Hündlingsen, Kreis Soest, und anderen Dörfern der Niederbörde hat dieser Bastlösereim folgende Form:

Hüppken, hüppken. sape,
muin vaar, dat was en pape,
muine mäuer was 'ne nunne;
hüppken, püppken, sunnenkriut,
dat water laip ter unnen riut;
an giessnit ter lippe
satt en blinnen hesse
mit säum langen messe,
woll dat kättken stiäkken;
dat kättken laip dien täuern ran,
un äs dat kättken wuierkam,
däu was dat hüppken sape.

In Stierpe, Kreis Lippstadt, singen die Kinder ähnlich wie in Ampen; nur in der Mitte weist der Reim dort eine kleine Verschiedenheit auf:

Dat kättken laip op 't müillenrad
un fratt sik stiuten un miälke satt.

In Geseke, Kreis Lippstadt, hat der Reim folgende Form:[1])

Sippen, sappen, sunnenkriut,
et water läp der tunnen riut
bis no en rhäine;
sat ne alle träine,
harre drei kinnerkens,
eint gaft se guodde,
et annere gaft se buäede,
et drüdde smät se uöwwer den rhäin,
was se alle dreie quäit.
Do kam de alle hesse
mit der scharpen blässe,
snäit kättken hoor af,
stump, stump für de mäse af,
lui, lui,
päip, päip,
af, af.

In Kallenhardt bei Rüthen (Kreis Lippstadt) hat der Reim folgende Form:

Siepken, siepken, sunne,
mien mauder was 'ne nunne,

---

[1]) Mitgeteilt von Sanitätsrat Dr. Schupmann-Geseke.

mien vaar was en papen
konn en puipken maken:
dat kättken laip dien bänm rop,
woll dien saap haalen,
do kam de gräute hesse
met diem langen messe,
snäit diem kättken stät af
stump vörm ähse af.

In Horstmar bei Lünen, Landkreis Dortmund:

Sippe, sappe, sunne,
mine mauer is ne nunne,
min vaar is en papen,
kann de pipkes maken.
t' kättken laip en täuern ran,
woll dien täuern decken,
do kam dai olle grise här
mit sieben langen messer,
woll dat kättken hut afsnien
un stärt afsnien
un alles, wat et an sik harr;
pipken, wost du ute gohn,
nai, nai,
jo, jo,
gäen, gäen, genau.

In Dortmund sang man:

Sippe, sappe, suppe,
min vaar de harr ne puppe,
de konn de pipkes maken;
det kättken laip dien täuern rop
un woll dien täuern decken;
det täuerndecken was wuoll gedohn,
pipken, du mos nu loss gohn;
nai, nai, nai,
jo, jo, jo,
pipken, maust gerohn.

Aus Schüren, Kreis Hörde:

Siepe, sape, sunne,
mine mutter es 'ne nunne,
min vaar, de es en pape,
kann de pipkes maken;
pipken, wostu ut gohn,
süss mauk noch en bitken länger stohn.

Aus Heeren bei Kamen, Bezirk Hamm:

Sippe, sappe, suppe,
ick make mi 'ne huppe,

dat kättken laip den täuern ran
un woll den täuern decken,
do kam de blinne hesse
miet sinem langen messe
un woll dat kättken hals afsnein;
dat kättken reip: miau! miau!
ick well et mein lewen nit weierdaun.

Aus Hombruch, Kreis Hörde:

Siepken, siepken, sape,
eck woll mi en pipken maken,
woll mi nit geroeu,
smäit eck 't in de wagentroen;
do kam de keerl met dat lange mess,
woll dat kättken den hals afsnien,
sag dat kättken: miau, miau,
well't nit aiamol wierdaun;
nai, jo, gäern.

Zum Beschluss noch ein Reim aus Wellinghofen, Kreis Hörde. Hier haben sich anscheinend nur Reste der alten Form in folgender Frage erhalten:

Hüppken, woste utgohn,
nai, jo, nai jo;
hüppken, woste utgohn,
nai oder jo?

Diese Bastlösereime wurden im Frühjahr gesungen, wenn der Saft in den Weiden aufstieg und sie sape, sappig, saftig machte. Sollte es eine Huppe werden, dann genügte ein bleistiftdickes Stöckchen. Dieses wurde an einem Ende scharf abgeschnitten nnd dann in der Länge eines Fingers eingekerbt. Nun wurde dieses fingerlange Stück mit Speichel angefeuchtet, aufs Knie gehalten und unter Absingung des Reimes mit dem Heft eines Messers geklopft. Und wir Kinder glaubten, dass sich nur durch die Verbindung des Reimes mit der Tätigkeit der Hand der Bast lösen werde. Gelang es nicht zum erstenmal, dann wurde der Reim auch zum zweiten- und drittenmale gesungen und der Bast dabei fortwährend mit dem Hefte des Messers bearbeitet. Gelang das Ausziehen, das Lösen, dann wurde die eine Seite etwas zugespitzt, nnd die Huppe, dat hüppken, war fertig. —

Zur Flötpfeife gebrauchte man einen dickeren Weidenstock. finger-, besser noch daumendick. Es erforderte einige

Kunst, das Zungenstück vorher zu schneiden. War dies geschehen und der Stock in Pfeifenlänge leicht eingeschnitten, dann wurde die Weide ebenso bearbeitet, wie vorhin beschrieben, bis dat puipken riut kwam. (kwam = kam, so gesprochen in Schwefe, Kreis Soest, und vielen andern Dörfern der Niederbörde von den alten Leuten. Diese alte Form stirbt jedoch ab oder ist bereits abgestorben.)[1])

Aus der Herbstzeit liegt mir noch ein Kinderreim im Gedächtnis, der ebenfalls an die Zauber- und Beschwörungsformeln unserer Vorfahren erinnert und durch seine alliterierende Form auf ein hohes Alter hinweist.

War das Obst reif, dann gehörte es den Jungen, und sie nahmen es sich mit oder ohne Erlaubnis. Bei Kirsch-, Apfel-, Pflaumenbäumen usw. liess sich das Ziel schon durch eigene Kraft und Geschicklichkeit erreichen; anders jedoch war es bei alten Birnbäumen. Hier bildete die gewaltige Dicke und Höhe eines Baumes gar oft ein Hindernis, das selbst die kühnsten und wagehalsigsten Jungen nicht überwinden konnten. Und doch lockten die reifen Früchte, und der Saft lief uns Kindern im Munde zusammen, wenn wir hinaufsahen.

Da griffen wir denn zu einem Mittel, das dem Tun und Treiben der Alten abgelauscht und nachgeahmt war: taum sprüksken, zum Zaubersprüchlein, kraft dessen wir die Birne zu erlangen hofften, nein! nicht hofften, sondern sicher erwarteten.

So sangen wir in Ampen, Kreist Soest:

Wind, wägge!
hane, krägge!
biär, biär, puck![2])

[1]) Zu den Bastlösereimen vgl. Woeste, Volksüberlieferungen a. d. Grafsch. Mark S. 20. Ztschr. d. Ver. f. Volkskunde, IV, S. 74 ff. VI, S. 99 ff. 295. VIII, S. 62 ff. XI, S. 61. 64 ff. XIII, S. 68. Niedersachsen, V, S. 205. 324. Sanders Ztschr. f. dtsche. Sprache V, S. 445 f. Adler, Volks- u. Kinderlieder (Beil. z. Jahresber. d. Latein. Hauptschule zu Halle a. S. 1901), S. 21. Bücher, Arbeit u. Rhythmus [3] S. 326 ff. Mélusine, X, S. 204 ff. O. Schell, Bastlösereime aus dem Bergischen und aus dem Rheinlande. Am Urquell, II, S. 138, III, S. 27.

[2]) puck, von pucken, afpucken = abfallen.



In Stierpe bei Erwitte, Kreis Lippstadt, und in Geseke, Kreis Lippstadt, sang man:

De wind, dai wägget,
de hane, dai krägget,
wind, smuit de beern af.

In Altena a. Lenne:

Wind, weige!
hane, kreige!
smit mi ene beer af.

In Brackel bei Dortmund:

Wind, weige!
hane, kreige!
smiet mi aine speckbiär af.

Und in Dortmund hatte der Spruch folgende Form:

De wind, de waiht,
de han, de kraiht,
smit mi ene biär af.

Überall sehen wir den Wunsch nach Birnen ausgedrückt. Nur in dem nachfolgenden Reime aus Schüren, Kreis Hörde, wird das Sprüchlein benutzt, um die ersehnten Pflaumen zu erlangen. Es lautet:

De wind, de waiget,
de han, de kraiget,
de kuckuck sitt op'n tune,
plückt sick ripe prumen,
eck sagg, hai soll mi eine gibn,
hai sagg, hai woll mi tweie gibn,
do nam e sinen dicken stock
un gaff mi twei öwer minen kopp.

Zum Schlusse möchte ich noch auf ein kindliches Spiel hinweisen, das auch mit einer Art Beschwörungsformel, einem Zauberspruch, verbunden ist. Die Kinder in der Soester Börde nehmen einen Stock, setzen ihn senkrecht auf den ausgestreckten Zeige- oder Mittelfinger und suchen ihn dann im Gleichgewichte zu erhalten, während sie dabei allerhand körperliche Bewegungen machen. Schon früh werden die Kinder gemerkt haben, dass das Balancieren keine leichte Sache sei. Was taten sie? Sie griffen zum Zaubersegen, zum sprüiksken. Dieser lautet jetzt:

Stöcksken! sto stiuer![1]
niu ro mol, wiu viel iuer:
oin, twoi, drai, voir, fuiwe usw.

[1]) Unbeweglich.

Wer am weitesten im Zählen kam, war der grösste Künstler im Balancieren, er war mester (Meister) geworden.

Diese Kinderreime wurden und werden noch heute gesungen, nicht nach einer bestimmten Melodie, sondern wie Kinder eben singen, in ziemlich eintöniger Weise; aber wir nannten das Herleiern „singen".

Anffallenderweise wissen oft Personen, die nur etwa 8—10 Jahre jünger sind als wir selbst und mit uns in demselben Orte aufgewachsen sind, nichts von diesem oder jenem Reim, kennen nicht dieses oder jenes Spiel, das uns seinerzeit viele Freude bereitet hat. Wie kommt das? Sollte es auf das mehr oder minder starke Gedächtnisvermögen zurückzuführen sein? Ich glaube nicht, vielmehr lässt sich diese Tatsache wohl folgendermassen erklären:

Ist ein Sang unter den Kindern verstummt, dann dauert es oft viele Jahre, bis er aufs neue auflebt, etwa durch ein Kindermädchen, durch Grossvater oder Grossmutter, die, indem sie sich viel mit Kindern beschäftigen, selbst wieder zu Kindern werden nnd dabei aus dem Brunnen ihrer Jugenderinnerungen schöpfen.

Was dem Grossvater als Kind Freude bereitet hat, ein Spiel oder ein Sprüchlein, das lehrt er seine Enkel. Und von diesen lernen es die Gespielen der Nachbarschaft, und bald ist das Sprüchlein, das jahre-, jahrzehntelang verstummt war, wieder Allgemeingut der gesamten Dorfjugend, bis es wieder einschläft, um nie wieder zu erwachen.

Aber was auf diese Weise auf der einen Seite verloren geht, wird auf der andern wieder gewonnen. Denn dieselben Kräfte, die vor grauen Zeiten die hier gesammelten Kinderreime erstehen liessen, sind auch noch heute an der Arbeit, nnd es entstehen neue Spiele und neue Reime, die ein Bild unserer heutigen Kultnrepoche, wie es sich in der Seele des Kindes widerspiegelt, darstellen. Auch heute noch gilt die Wahrheit des Spruches:

„Wie die Alten sungen, so zwitschern die Jungen".

Hexen und Werwölfe in der Umgegend von Dortmund.

Von **Paul Sartori.**

1. In der Nähe des von Wambel nach Hörde führenden Weges und des Semer Teiches liegt der Tanzplatz der Hexen der Umgegend. Einst hatten zwei Wambeler nachts an der Kreuzung des Weges einen Kreis gezogen und sich hineingestellt. Um 12 Uhr kamen die Hexen herangefahren auf Gabeln, Flegeln, Bänken usw. Die letzte kam auf einem Schaumlöffel und hatte auf dem Rücken einen grossen Topf hängen. Da sie nicht so rasch mitkonnte, rief sie: „Lot men langsam gon, it sölt doch wol fräten maiten, wat ek koeke." Da antwortete einer von den beiden Wambelern: „Do sühst du ok grade noh ut, du swatte Düwel." Als das die Hexen hörten, stürmten sie gegen die beiden heran und schrieen: „Dat sölt it büssen." Wenn sie aber an den Kreis kamen, flogen sie stets unter grossem Geschrei in die Luft und gaben schliesslich das nutzlose Beginnen auf. Sie zogen dann nach dem Semer Teich, wo sie sich einen Scheffel Erbsen kochten. Doch waren ihrer so viele, dass jede nur eine bekam. Darauf führten sie unter grossem Lärm ihre Tänze auf und verschwanden dann kurz vor 1 Uhr nach und nach.[1])

2. In einem Hause in Wambel sollte eine Hexe wohnen. Sie wurde überall als Hexe ausgeschimpft, ohne dass sie sich dagegen verwahrt hätte. Als nun einmal ein Wagen aus der Wiese heimkehrte, fingen die Pferde vor dem Hause an zu schnaufen, während eine Frau ausrief: „Richtig, do es jo de Häxe, nu kan man doch richtig seihn, dat se häxen kan." Mit diesen Worten ging sie auf die Hecke des Hauses zu, da sie meinte, dort sei die Hexe verborgen, weil die Pferde vor dieser Hecke sich hoch in die Höhe genommen hatten.

[1]) Andere westfälische Hexentanzplätze: Kuhn, Sagen usw. aus Westfalen I, S. 74. 182. II. S. 32, 155. Hüser im Jahresber. d. Gymnas. zu Warburg. 1898, S. 13 f.

Darauf sagte die Frau: „Hit se eis de Perre behäxt un do hit se sik wäg makt, weil se Lüe soach.“

Man glaubte auch, die Hexen könnten nachts durch die kleinste Öffnung des Zimmers kommen und drückten den Schläfer am Halse, so dass er kaum atmen und keinen Hilferuf ausstossen könne. Die Hexen kämen im ersten Schlaf. Daher solle man, wenn man merke, dass eine käme, um sich schlagen. Wenn man sie träfe, dann liesse sie ab nnd flöhe.[2])

3) Das „Mârrîen“ verursachen die Hexen. Sie kommen sogar durch das Schlüsselloch der Türen in das Schlafzimmer. Merken die Leute ihr Herrannahen, so geben sie einem ihrer Verwandten, der mit ihnen auf der Schlafstube sich befindet, ein Zeichen. Dieser nimmt schnell einen bereitstehenden, leeren Krug und hält ihn vor das Schlüsselloch. Nicht selten gelingt es ihm, die Hexe in dem Krug zu fangen. Schnell wird dieser dann verschlossen. Oder man sucht die Hexen mit folgenden Worten zu vertreiben: „Höllet ink, packet ink, ink het hier nicks te schaffen. Düt Hus gehört to Gottes Rik, lot us ganz sieker slopen.“[3]) Man stellt auch wohl die Schuhe mit der offenen Seite nach der Bettstelle zu. Sonst geht die Hexe hinein und von da aus auf den Schläfer. (Wellinghofen, Kreis Hörde.)

4. Als der Fahrhauer Hans aus Aplerbeck einst aus der Wirtschaft Enser in Neu-Asseln kam und kaum einige Schritt weit vom Hause war, ging plötzlich ein altes Weib vor ihm her mit einer Kohlenschüppe in der Hand, in der glühende Kohlen lagen. Nun lief er immer dem Weibe nach, wo dieses ihn auch hinführte. So mochte er wohl schon die halbe Nacht herumgelaufen sein über Zäune, Hecken nnd Gräben, da kam er an ein Bahnwärterhäuschen. Als er den Mann fragte, wo er eigentlich wäre, erfuhr er, dass er sich in Courl befände. Nachdem der Bahnwärter ihm den Weg gezeigt hatte, ging er fort. Aber nach ein paar Stunden kam

[2]) Hexe als Mahr: Kuhn a. a. O. I, S. 80. II, S. 20 f.

[3]) Derselbe Zauberspruch auch bei Pröhle, Harzsagen, S. 32. Jahn, Volkssag. a. Pommern und Rügen, S. 103, 226, 308 f. 327. Er stammt aus V. 6 des Kirchenliedes „Der güldnen Sonnen Lauf und Pracht“ von Chr. Scriver († 1693. „Ihr Höllengeister, packet euch“ usw.).



er wieder bei dem Wärter an. Als er noch ein Weilchen wartete, wurde es hell. Dann endlich gelangte er nach Hause.[4])

5. Wenn einer eine Knh gekauft hatte nnd es begegnete ihm ein altes Weib, so gab die Knh zn Hause fast keinen Tropfen Milch mehr. Die Milch, die sie noch gab, wurde dann in eine Pfanne getan, bis sie kochte; dann nahm man ein Messer oder eine Sichel und kratzte immer quer durch die Pfanne. Dann kam das alte Weib angelaufen, schrie und heulte und tanzte um das Haus herum und an den Stnbenwänden. Wenn man sie besah, hatte sie das ganze Gesicht und die Hände zerschnitten. Hörte man auf durch die Pfanne zn schneiden, so verschwand anch das Weib, und am andern Tage gab auch die Kuh wieder ihre Milch wie sonst. (Asseln, Kreis Dortmund.)[5])

6. Um eine Hexe, von der man als Mahr geplagt ist, ausfindig zu machen, kocht man am andern Morgen Wasser und sticht fortwährend mit einer spitzen Nadel hinein. Die erste Frau, die dann erscheint, ist die Hexe. Durch weitere Stiche in das Wasser sucht man sie unschädlich zn machen. (Wellinghofen.)

7. Der Hexentanzplatz in Schüren (Kreis Hörde) war der sog. Spaukauwer, ein Lehmhügel. Hier versammelten sich die Hexen des Nachts, um über ihr Tnn und Treiben zu berichten. Am nächsten Morgen wollten die Anwohner an allerlei Zeichen erkennen, was sie getrieben hätten. Unter diesem Hügel sollte auch ein Schatz vergraben sein, der in einem grossen, eisernen Kessel lag. Als der Lehm des Hügels aber zum Mauern gebrancht wurde und mehr und mehr verschwand, bildete sich die Sage, wer noch fernerhin Lehm wegführe, werde die Wassersucht kriegen.

8. Durch Wellinghofen kam früher regelmässig nachts um 12 Uhr ein Warwulf. Einige beherzte Männer lauerten ihm mal auf und verprügelten ihn gehörig. Da stellte es sich

---

[4]) Hexen führen irre: Kuhn I, S. 81. Hüser a. a. O. S. 15 (34). Vgl. noch Zeitschr. d. Ver. f. Volkskunde, 4, S. 155 f. 7, S. 366 f.

[5]) Vgl. Schell, Bergische Sagen, S. 51. 288.

heraus, dass es ein Bauer ans dem Dorfe war, der sich ein Fell umgehängt hatte.[6])

9. Im neuen Wege von Wambel nach Hörde sollte ein Warwulf, ein wolliges, schwarzes Tier hernmlaufen. Man dachte sich diese Tiere so gross wie ein Pferd; es seien böse Menschen, die znr Strafe verwandelt wären; man dürfe sie nicht berühren, sonst sei man der ewigen Verdammnis verfallen. Auch in der Nähe der Lehmkuhle zwischen Wambel und Brackel sollte ein Warwulf sein. Ein Mann, der am späten Abend von Asseln über die Lehmkuhle zurückkehrte, sah plötzlich einen Warwulf neben seinem Pferde herlaufen. Das Pferd schnaubte nnd wollte stehen bleiben, aber der Reiter trieb es mit begütigenden Worten weiter, ohne ein Wort an den Warwulf zn richten, weil er dadurch dem Bösen zu verfallen glaubte. Bis zum Bankenacker lief das Tier mit, wo ein Kornhaufen stand. Um diesen lief es dreimal herum und verschwand dann. Sofort wurde das Pferd ruhiger nnd legte den Rest des Wegcs ungehindert znrück. Auch am Rüenholl sollte ein Werwolf herumlaufen.

10. Wenn die Kühe nicht anfkönnen, so haben sie den Werwolf im Schwanz. (Heeren bei Kamen, Kreis Hamm.)

11. Eine alte Frau anf dem Kramberg bei Wellinghofen hat immer einen Frosch in der Küche gehabt, um die Butter schneller zu bekommen, wenn sie kirnte. Einmal ist ihr der Frosch weggelanfen, da hat sie ihn zurückrufen wollen mit den Worten:

Tierteldier, komm wier,
unbewiäten wägsmiäten.[7])

12. Bei der Kreuzung des Armensünnerpads mit der Chaussee nach Löttringhausen bemerkten die Bergleute, wenn sie von der Morgenschicht kamen, immer einen runden Kring von gestreutem Salz. Als die Leute eines Morgens etwas früher von der Zeche zurückkehrten, sahen sie, wie

[6]) Werwölfe in Westfalen: Stahl, Westfäl. Sag. und Geschichten, S. 275 f. Kuhn a. a. O. I, S. 65. 126. II, S. 25, 31. Woeste, Volksüberlieferungen i. d. Grafsch. Mark, S. 48 f. Hüser a. a. O. II, S. 9.

[7]) Vgl. Seifart, Sagen usw. a. Hildesheim, 2, S. 69. Schambach-Müller, Niedersächs. Sag. S. 166 f.



ein altes Weib das Salz dort ausstreute. Bei ihrem Erscheinen verschwand die Hexe plötzlich. Der Salzring wurde aber seitdem nicht wieder gesehen. (Auf dem Armensünnerpad wurden früher die Verbrecher zum Galgen geführt, der vor der Zeche „Glückauf" stand.)

13. Die Hexen treiben ihr Wesen auf Kreuzwegen oder auf freien Grasflächen in der Nähe von Wäldern. Ein solcher Hexentanzplatz befindet sich am Hüppenbrauk, einem Wäldchen in der Nähe von Hacheney. Auch auf dem Hartwiäge bei Wellinghofen kommen die Hexen in der Walpurgisnacht zusammen. Hier tanzen sie auf Besenstielen, wobei jede einen Schaumlöffel an der Seite trägt.

14. Allgemein als Hexe gefürchtet wurde in Wellinghofen vor einigen Jahrzehnten eine Frau, die Breers Bätte (= Bertha Breer) hiess. Ihren Namen hört man noch häufig nennen. Unten im Dorfe waren früher immer Löcher in den Schweineställen, durch die die Hexe kam. Man konnte die Schweine nie fett kriegen, weil sie durch die alte Breersche behext waren. Erst als diese tot war, blieben die Löcher zu, und die Schweine wurden fett. Auch durfte man die Breersche nicht zu den Kindern lassen, weil sie sie sonst behexte. Einmal tat sie sich ein Wolfsfell um und ging hinaus. Da traf sie der Förster und schoss auf sie, so dass sie das Fell abwarf und erkannt wurde. Nun war es sicher, dass sie hexen konnte. Ferner soll sich die Breersche in eine Katze verwandelt und eine Frau behext haben, so dass diese sehr schlimm krank wurde. Die Katze sass in der Fensterbank des Schlafzimmers.

15. Als Hexe galt auch die alte „Penterküsche" auf dem Höchsten (sie hiess eigentlich Bentinghaus), hauptsächlich wohl deshalb, weil sie jede Nacht ihre beiden Esel im Niederhofer Walde zu hüten pflegte.

16. Um sich vor Hexen zu schützen, muss man sieben Stecknadeln unter die Türschwelle mauern lassen.[8])

Wenn die Kühe im Frühjahr zuerst ausgetrieben werden, streut man ihnen Salz zwischen die Hörner und legt einen

[8]) Vgl. M. v. Wendheim, D. Stecknadel im Volksglauben (Zeitschr. d. Ver. f. Volkskunde. 9, S. 330 ff.).

Besen vor die Stalltür, sonst bleiben sie nicht unversehrt, wenn sie „öwer dat süll“ gehen. Auch bindet man ihnen ein Tuch um den Hals, um sie vor Hexen zu schützen (Wellinghofen). Eine Frau in Lück-Lemberg pflegte zu demselben Zweck um die Hörner ihrer Kühe einen doppelten Leinwandstreifen zu legen und darüber erst die Kette.

17. Um sich und das Vieh vor Hexen zu sichern, trägt die Hausfrau ein Beutelchen mit Salz und Brot in der Tasche bei sich (Schüren. Wellinghofen).

18. Um ein Haus für Hexen unzugänglich zu machen, stellt man quer durch die Haustür von einer Ecke unten bis zur gegenüberliegenden Ecke oben einen Besenstiel. Die andern beiden Ecken werden durch einen Strohhalm verbunden. (Asseln.)[9]

19 Einem Fohlen, das zum erstenmal beschlagen wird, schlägt der Schmied im rechten Vorderhuf ein Kreuz aus. Das soll gegen die Hexen schützen. (Heeren b. Kamen.)

Kleinere Mitteilungen.

Einige Sitten und Gebräuche aus Blankenheim in der Eifel.

Von **M. Foyen**, Bonn.

In Blankenheim herrscht der Brauch, dass ein Kind, welches zur Taufe gebracht wird, von möglichst vielen Frauen begleitet ist; Züge von 10 bis 20 Begleiterinneu sind keine Seltenheit. Einige Wochen nach der Taufe, gewöhnlich dann, wenn die Mutter ihren Kirchgang gehalten hat, wird das sogenannte Kindessen gegeben, zu dem alle weiblichen Verwandten, Bekannten und Nachbarn erscheinen; das ganze Fest besteht in einer Kaffeevisite, bei der merkwürdigerweise die sonst so bescheidenen Eifeler Frauen eine derartige laute Munterkeit beweisen, dass schon mancherorts der Pfarrer einschreiten musste, um dieselbe in den Schranken der weiblichen Bescheidenheit zu halten.

[9]) Vgl. Kuhn a. a. O. II, S. 28.

Einige Mitteilungen über die Heirat. Nur ein Bursche darf sich um ein Mädchen bewerben. Lässt sich ein zweiter beikommen, auch sein Glück zu versuchen, so wird ihm kurz und bündig bedeutet, fortzubleiben. Damit sind alle Hoffnungen zerstört, was aber um so leichter ertragen wird, da mehr die Übereinstimmung des Vermögens als der Herzen bei der Wahl der Braut entscheidend ist. Sind die jungen Leute so weit einig, dass sie zum Pfarrer gehen wollen, um sich aufrufen zu lassen, was gemeiniglich am Abend geschieht, um nicht gesehen zu werden, dann wird der „Hillich" gefeiert. Die Brautleute gehen gemeinschaftlich zur Beichte, um darnach zu kommunizieren, was niemals unterlassen wird. Ihren Verwandten und Freunden geben sie ein kleines Fest; den Jünglingen des Dorfes gibt der Bräutigam insbesondere den sogenannten „Winkoof", d. h. ein Geldgeschenk, wofür sie auf das Wohl der Verlobten einen Weintrunk tun. Ein „Fremder", d. h. ein nicht im Dorfe der Braut wohnender Bräutigam, muss den einheimischen Burschen das Mädchen abkaufen; für den halben Kaufpreis wird „etwas Gutes getan", d. h. eine hl. Messe bestellt oder ein Armer unterstützt, die andere Hälfte wird vertrunken. Ist zu derselben Braut vordem ein andrer gegangen, so wird diesem am Tage des ersten Aufrufes der Verlobten „ein Pfad gemacht", d. h. es wird Häcksel gestreut von seiner bis zur Wohnung der Braut, die er ehedem besucht hat; auch wird dem armen Verschmähten in der Stille der Nacht wohl eine „Frau" oder, wenn einem Mädchen der Schatz untreu geworden ist, diesem ein „Mann" auf die First des Daches gesetzt — beides zum grossen Verdruss der Beteiligten und zum grossen Gaudium der Dorfgenossen. Um solche Überraschungen unmöglich zu machen, geschieht die Anmeldung zu den kirchlichen Aufrufen, wie oben gesagt, bei der Dunkelheit, damit die kommende Proklamation unbekannt bleibt. Zur Trauung in die Kirche wird mit grossem Festzuge gezogen; die Eingeladenen sind alle kenntlich durch ein rotes, oder, wenn sie verheiratet sind, durch ein blaues Bändchen, das sie im Knopfloche tragen. Die Kopulation findet vor der hl. Messe statt, die für die Neuvermählten gehalten wird, andern Tags ist eine hl. Messe

für die Verstorbenen des Bräutigams und der Braut. Nach der Trauung schenkt die Braut dem Pfarrer ein Taschentuch, es soll nach Binterims Denkwürdigkeiten usw. III 2, 159 an den Schleier erinnern, den die Braut ehemals bei der Kopulation trug und dann dem Pastor schenkte. Während der Brautmesse gehen die Brautleute zur hl. Kommunion und alle zum Opfer, d. h. sie ziehen alle um den Altar und legen ein Geldstück auf denselben; Bräutigam und Braut tun dies jedoch nicht selbst, sondern lassen durch einen ihrer Brautführer oder eine ihrer Brautführerinnen das Geldstück hinlegen, nachdem sie es vorerst geküsst haben. In der östlichen Hälfte des Dekanates (Lommersdorf, Dollendorf usw.) werden Ostermontag die Mädchen versteigert, bei welcher Gelegenheit die Jünglinge sich ihre Tänzerin für die kommende Kirmess sichern.

Das neugebaute Haus und der neugebaute Stall werden vom Pastor eingesegnet. Die Häuser haben meist doppelte Namen.

Ist jemand gestorben, so wird im Totenhause die Totenwache gehalten, d. h. die Nachbarn versammeln sich abends bei der Leiche und beten daselbst die ganze Nacht hindurch. Es wird natürlich bei dieser Gelegenheit gegessen und getrunken. An vielen Orten haben die Pfarrer, nicht mit Unrecht, die Totenwache deshalb abgeschafft. Jedem Toten werden drei Hochämter gehalten; ist ein Kind gestorben, so trägt die Patin die Leiche zum Grabe, und die hl. Messe wird gehalten für die verstorbenen Verwandten des begrabenen Kindes. Alle Toten werden ausnahmslos „erster Klasse“ begraben, d. h. das ganze Dorf begleitet für gewöhnlich die Leiche.

Im Gebiete der Ahr wird am Martinusabend, im Gebiete der Kyll meist am sogenannten Burg-Sonntag, dem ersten Sonntag in der Fastenzeit, ein grosses Feuer angezündet. Derjenige, der zuletzt geheiratet hat, muss dasselbe anzünden. Beim Einholen des Strohs und beim Tanze um das Feuer wird gesungen: „Stroh, Stroh zur neuen Burg, die alte ist verbrannt, die neue kömmt ins Land, gebt uns ein Schauf (Garbe), so dick wie ein Pferdeleib, so wird euer Korn am ersten reif.“

Ehe der Bauer den Samen in den Boden streut, segnet er den Samen und das Land; desgleichen trägt er, wenn die Saat hervorgekommen ist, geweihte Palmzweige, einen oder drei, in jeden Acker und betet dabei einige Vaterunser.

Am Schlusse der Kirmess wird die „Kirmess begraben“, indem die Jugend, mit der Musik an der Spitze, zu einer bestimmten Stelle im Dorfe hinzieht und dort ein Feuer macht, um dasselbe herumtanzt und springt mit dem Bemerken, hier werde jetzt die Kirmess begraben; im nächsten Jahre wird an derselben Stelle unter Musik und Tanz die „Kirmess wieder ausgegraben“.

Am Nikolaustage wird ein Ochse maskiert und eine gleichfalls maskierte Person reitet auf demselben in die Häuser, um die Kinder zu beschenken oder auch zu bestrafen.

In Cronenberg ist es strenger Gebrauch, am 3. Januar nicht in den Busch zu fahren; denn „heute ist Waldtag; der Wald will seine Ruhe haben, es gibt sonst ein Unglück“. Wahrscheinlich hängt diese Sitte zusammen mit der Geschichte der an diesem Tage gefeierten hl. Genoveva, die im Walde wohnte und heute nicht gestört werden soll.

Westfälische Sagen.

Aus dem Volksmunde mitgeteilt von **O. Schell.**

1. Erlöst. Calve bei Lüdenscheid.

Einst ging das Dienstmädchen eines Geistlichen in einen Wald bei Calve, um Holz zu binden. Während es mit dieser Arbeit beschäftigt war, erschien ihm eine weisse Gestalt, welche es nötigte mitzugehen. Nach einer kurzen Wanderung wies die weisse Gestalt dem Mädchen drei Bäume zum Umhauen an: eine Birke, eine Buche und eine Hagebuche. — Die weisse Gestalt war vorher zu ihren Lebzeiten eine reiche Frau gewesen, welche ihre drei Kinder umgebracht und unter diesen drei Bäumen begraben hatte. Ihr Versprechen, den Armen eine grössere Summe zufliessen zu lassen, hatte sie nicht gehalten. — Nachdem das Dienstmädchen den Auftrag ausgeführt hatte, trug ihr die geheimnisvolle Gestalt auf, ihrem geistlichen Dienstherrn gewisse Bücher zu entwenden

und zur Nachtzeit mit denselben in die Kirche zu gehen. Das Mädchen tat, wie ihm geheissen worden war. Als es mit den Büchern in der Kirche stand, trat die weisse Frau ein. Auf ihre Anweisungen las das Mädchen aus den gestohlenen Büchern, das wiederholte sich zu verschiedenen Malen. Zuletzt blieb die weisse Frau aus und zeigte damit ihre Erlösung an.

2. Das Teufelsloch bei Delstern.

In Delstern bei Hagen befindet sich eine Höhle, welche das Teufelsloch genannt wird.

Als im Jahre 1870 der Krieg mit Frankreich ausbrach und manches Herz bange schlug, da sagten andere, wenn die Franzosen kämen und bis Hagen vordringen würden, dann müsste man ein Schwarzbrot nehmen und in diese Höhle gehen. Wenn das Schwarzbrot verzehrt sei, würden die Franzosen wieder abgezogen sein.

3. Der geldgierige Pfarrer. Calve bei Lüdenscheid.

Einst lebte, so erzählen alte Leute in Calve, dort in der Gegend ein Pastor, welcher einen Sack voll Geld besass. Diesen Sack bewahrte er auf seiner Stube. Einst fing das Haus an zu brennen. Da setzte sich unser Pfarrer auf den Geldsack, denn er fürchtete, die Leute möchten ihm denselben rauben. So verbrannte er.

Das Haus wurde wieder aufgebaut. Aber nun ging der Geist des Pfarrers jede Nacht zwischen 11 und 12 Uhr in dem Hause um; und zwar kam der Geist vom Speicher herab, ging dann in das betreffende Zimmer, wo der Sack gestanden hatte. Hier hatte nunmehr aber ein Bett Aufstellung gefunden, welches der Geist des Geistlichen umschritt. Sobald es Mitternacht schlug, verschwand er.

Rattenfänger in der Eifel.

Von **Theodor Ehrlich**, Laubach.

Hameln ist von der Eifel übertrumpft! Gab es doch in dieser rheinischen Gebirgsgegend bis in die neuere Zeit eine Anzahl Personen, denen die Kunst, Ratten zu beschwören,

nicht fremd war. Während Name nnd Herkunft des Rattenfängers der sagenberühmten Weserstadt den guten Hamelner Bürgern unbekannt blieb, wissen ältere Leute in der Eifel von Rattenfängern zu berichten, welche ihnen persönlich gut bekannt waren.

So starb vor etlichen 15 Jahren in Berenbach der Rattenfänger Schmitz, welcher wohl als der letzte seiner Zunft betrachtet werden muss. Vielerlei und Wunderliches wissen die Leute jetzt noch von seinen Taten zn erzählen. Am meisten bekannt ist, wie er einen Müller von der Gesellschaft der gefährlichen Nager befreite. Von Ratten sehr geplagt, wandte sich der Müller hilfesuchend an Schmitz Dieser brachte durch seine geheime Kunst die Tiere wirklich zusammen und wollte sie darauf einer anderen Mühle zuführeu. Auf Bitten des von seiner Plage befreiten Müllers liess er aber davon ab und wanderte mit seinen Ratten nach dem mehrere Stunden entferntеu Bermel, wo sie an reichlichen Vorräten Ersatz für ihren bisherigen Aufenthalt fanden. Denn töten durften die Rattenfänger die Tiere nicht, ja nicht einmal an solche Orte führen, wo sie grösseren Gefahreu ausgesetzt gewesen wären. Handelten die Rattenfänger dem zuwider, so war ihre Macht über die Ratten dahin.

Leider haben die letzten Rattenfänger ihr Geheimnis zu ängstlich gehütet und niemand vererbt. So gibt es denn auch in der Eifel keine Wissende mehr, die mit der Rattenbesprechuug vertraut sind. Dies zum grossen Bedauern vieler Eifelaner, die noch jetzt an die verlorene Kunst fest glauben.

---

de šbūrk.

Stenographische Aufnahme aus Volksmund von **Jakob Zender,** Kaisersesch.

Dat wōr filəiχt*) ousgaŋs dəs siwətsiintə jōrhonərts, do wōr ea gants beiərn[1]) dat gəšbrēχ[2]) fôm šbūrk, dä ean də

---

*) əi getrennt = e-i sprechen. ô = nach ō klingendes o. Im übrigen vergleiche man meine Skizze in Heft IV, S. 293 d. Zeitschrift.

[1]) Beuren, Dorf bei Hermeskeil, Bez. Trier. — [2]) Gerede.

tswę šbūrksheisərn[3]) gəhaust hôt. węn də man̊[4]) ous dem haus ean də šeiər[5]) gaŋ eas, fer də pœ̄rd[6]) tse fiidərn, dan eas em jedəs môl də šbūrk šônts of dər lœ̄dər[7]) meat em ōrwəl hââ[8]) bəgēnt. eimôl mōrjəs sôt də man̊ tsum šbūrk: „o, wens dvu sə šônts gəfiidərt hôs, broux siχ et net", on eas mōrjəst-sob[9]) easə gaŋ. danō hôt ən də pœ̄rd gəhôlt on eas ean də plox gəfōr. eawər wi ən å pōr kērə[10]) gəmāx hat sein əm də pœ̄rd emgəfal, weil se nəišt eam leif hatən.[11]) ôm anərə mōrjə wolt də man̊ sein pœ̄erd hiidə[12]) fōrən. wi ən sə ônənanər gəbōn[13]) hat on drof kleamə[14]) wolt, hôt də šbūrk tswešənə gəštān̄. dū eas də man̊ eawər bees[15]) gœ̄n̄. „da sol dəiχ dax ęn donərwędər hôlən", hot ən tsum šbūrk gəsôt on hôt əm də wœ̄rt[16]) of də kop gəhō. — fôn dęr tsəit ôn hôt mər nəišt mə fôm šbūrk gəhōrt.[17])

Für heute möchte ich vorstehende Erzählung ohne jede Bemerkung geben. Ich bitte um gefällige Mitteilung, falls anderswo ähnliches unter dem Volke kursiert.

Berichte und Bücherschau.

E. Hoffmann-Krayer, Die Volkskunde als Wissenschaft. Zürich, F. Amberger, 1902. 34 S.

Der Volkskunde, die für die Beschaffung ihres Stoffes auf die tätige Hilfe der weitesten Kreise angewiesen ist, droht immer noch die Gefahr als ein Sammelbegriff für allerlei Seltsamkeiten, Anekdoten und Scherze angesehen zu werden. Ihr Name sagt ja dem, der an sie herantritt, zunächst gar nichts, jedenfalls nicht das Richtige. Wer also in der Beschäftigung mit den volkstümlichen Überlieferungen nicht

---

[3]) Spurkshäuser. — [4]) Der Mann, Herr, des Hauses. — [5]) Scheune. — [6]) Pferde. — [7]) Leiter. — [8]) Heu. — [9]) Morgensuppe. — [10]) als er ein Paar Furchen gezogen hatte. — [11]) Spurks Fütterung war Blendwerk. — [12]) auf die Weide treiben. — [13]) zusammen gehaltert. — [14]) auf die Pferde steigen. — [15]) böse. — [16]) Fussfessel, welche, an die innern Vorderfüsse je einer Pferdekoppel gelegt, das Fortlaufen der Pferde verhindern sollte. — [17]) gehört.

eine blosse Spielerei sieht, sondern sie wirklich als Studium betreiben will, der muss sich über die wissenschaftlichen Zwecke und Ziele der Volkskunde möglichst klar werden, um danach seine ganze Auffassung und Handhabung der Sache einzurichten.

Als Wegweiser zu diesen Zielen bietet sich die vorliegende kleine Schrift eines verdienstvollen Forschers an. Sie zerfällt in folgende Abschnitte: I. Was ist Volkskunde? II. Die Volkskunde und ihre Nachbargebiete. III. Gattungen der Volkskunde. IV. Die Probleme.

Die Abhandlung von Hoffmann-Krayer war eine der ersten, die sich mit diesen allgemeinen Betrachtungen zusammenhängend befasste. Dass da noch nicht alles geglückt ist, dass sich manche Widersprüche und Unklarheiten finden, ist nicht allzu verwunderlich. Am anfechtbarsten wird wohl der vierte Abschnitt sein, namentlich die Polemik gegen Post, der Grundsatz, nicht von der generellen Gleichheit der Menschen, sondern von der individuellen Verschiedenheit auszugehen, u. a. Und wenn H.-Kr. sich einen Ausspruch Exners zu eigen macht: „Die naturwissenschaftliche Behandlung aller Gegenstände ist der Zopf des 19. Jahrhunderts“ (S. 32), so werden doch andrerseits auch die „Geisteswissenschaften“ gut daran tun, das Wort „naturwissenschaftlich“ nicht geradezu als eine Vogelscheuche zu betrachten. Schliesslich kommt es doch auf die Erkenntnis an, dass auch in der Volkskunde allgemeine Gesetze gelten, und das gibt auch H.-Kr. zu.

Auch in der Volkskunde kann erst aus dem Widerstreit der Meinungen Klarheit und Sicherheit hervorgehen. Wenn wir also die Schrift von H.-Kr. den Mitgliedern unseres Vereins zum Studium empfehlen, so wollen wir nicht versäumen, sie zugleich auf die sehr lehrreichen und wichtigen Ausführungen hinzuweisen, die im ersten Bande der „Hessischen Blätter für Volkskunde“ (Leipzig, Teubner, 1902) über denselben Gegenstand von verschiedenen Verfassern vielfach in anderem Sinne gegeben worden sind.

Sartori.

Carstens, Heinrich. Wanderungen durch Dithmarschen mit geschichtlichen, altertumskundlichen nnd volkskundlichen Bemerkungen und Erläuterungen. Lunden 1902. VI und 140 Seiten.

Wer kennt es nicht, das fruchtbare Dithmarschen in Holstein mit seiner reichen Geschichte, welche viele Lorbeerblätter auf den Heldenmut dieser tapfern Landschaft birgt! Dem Namen nach kennt man Dithmarschen allüberall in Deutschland; nur wenige kennen es aus eigener Anschauung, denn für den Fremden bietet das Land wenig Reize. Um so mehr war der kleine, mutige Volksstamm zu allen Zeiten auf sich angewiesen und hat darum ein gut Teil seiner Eigenart in Glaube und Brauch auf unsere Tage gerettet.

Obiges Büchlein, von einem genauen Kenner Dithmarschens geschrieben, will das, was die Geschichte des Landes an allgemein interessantem Stoff bietet, dem Volk mundgerecht machen durch historische Wanderungen, welche er durch die grösseren und kleineren Ortschaften des Landstriches unternimmt. Dabei gibt er die Deutung der meisten Namen schlicht nnd einfach, ohne viel gelehrtes Beiwerk. Besonders wertvoll wird das Werkchen dadurch, das an allen geeigneten Orten auch das alte Gut des Volkes, als da sind seine Sagen und Märchen, Lieder und Bräuche usw. vorgeführt wird. Mag manches vor der strengen Kritik nicht bestehen können, so darf man das Buch doch mit Freuden begrüssen. Es ist volkstümlich geschrieben und wird seinen Weg zum Herzen des Volks auch wohl finden. S.

Kaisersesch.

Bericht über die Versammlung am 11. Dezember 1904.

Mit dieser Zusammenkunft beschloss die Ortsgruppe Kaisersesch die Reihe ihrer vorjährigen Versammlungen. Der Vorsitzende des Zweigvereins, Herr Lehrer Zender, sprach über die Ortsnamen der Bürgermeisterei Kaisersesch. Mit Sachkenntnis und Geschick wurde Redner seiner Aufgabe gerecht. Er verschaffte seinen Zuhörern zuerst Kenntnis

über Wesen, Wert und Betrieb der volkskundlichen Ortsnamenkunde, welche von dem Grundgedanken ausgeht, dass kein Ortsname bedeutungslos ist, oder wie Grimm sagt, dass „alle Eigennamen in ihrem Ursprung sinnlich und bedeutsam sind. Wenn etwas benannt wird, muss ein Grund da sein, warum es so und nicht anders heisst". Sodann zeigte der Redner, dass dort, wo historische Nachrichten dürftig sind, die Ortsnamenkunde, wenn sie mit der Altertums- und Dialektforschung Hand in Hand geht, die interessantesten geschichtlichen Aufschlüsse zu geben vermag. In anziehender Weise wurde dies dann den Anwesenden an den Ortsnamen der Eifel und speziell an denen des Bürgermeistereibezirkes vorgeführt, und die Besitzergreifung dieses Gebietes durch die verschiedenen Völkerschaften und deren Kulturzustände verfolgt. Seine Ausführungen belegte Redner mit Dialektproben und Altertumsfunden aus keltischer, römischer und fränkischer Zeit. Diese Funde sind das Ergebnis von Ausgrabungen, die genannter Herr selbst in Eppenberg, auf dem Höchst und in Hochpochten unternommen hat.

Durch diesen Vortrag zeigte Herr Zender seinen Zuhörern wieder eine neue Seite des vielverzweigten Gebietes der Volkskunde, nämlich ihren grossen Nutzen für die Geschichtswissenschaft, insbesondere für die Besiedelungsgeschichte.

An die anregenden Worte des Redners schloss sich über den vernommenen Stoff eine längere Diskussion an, welche sowohl von dem volkskundlich wie historisch reichen und merkwürdigen Boden der Eifel zeugte, als auch den Beteiligten bewies, wie vielseitig, lehrreich und anziehend das Gebiet der Volkskunde ist. — Die übrigen Punkte der Tagesordnung konnten wegen vorgeschrittener Zeit nicht mehr zur Geltung kommen.

Nachdem der Vorsitzende die anwesenden Mitglieder nochmals zu treuer Mitarbeit und reger Werbetätigkeit ermahnt hatte, wurde die Versammlung geschlossen.

Th. Ehrlich.

A. Martini & Grüttefien, G. m. b. H. (vorm. Baedekersche Buchdruckerei), Elberfeld.

Zeitschrift
des Vereins für
rheinische und westfälische Volkskunde.

2. Jahrgang. **1905.** **Zweites Heft.**

Professor Dr. Hermann Landois †.

Am 29. Januar d. J. verschied, infolge eines Schlaganfalles, zu Münster i. W., unser Vorstandsmitglied, Herr Professor Dr. Hermann Landois, im 70. Lebensjahre. Am 19. April 1835 in Münster i. W. geboren, besuchte er das dortige Gymnasium und widmete sich alsdann dem Studium der Theologie an der dortigen Akademie. Am 22. Juni 1859 wurde ihm die Weihe zum Priester zuteil. Im Jahre 1863 promovierte er in Greifswald zum Doktor der Philosophie und legte dort sein Staatsexamen ab. Bereits im Jahre 1862 hatte er eine Anstellung als Lehrer der Naturwissenschaften an der Ackerbauschule zu Botzlar im Kreise Lüdinghausen gefunden. 1865 kam er als Gymnasiallehrer nach Münster. Vier Jahre später war er als Dozent der Zoologie an der Akademie daselbst tätig und wurde im Jahre 1873 ausserordentlicher Professor der Zoologie, nachdem er bereits im Jahre 1871 mit der Leitung des zoologischen und anatomischen Museums in Münster betraut worden war. Sein Hauptverdienst um Münster besteht in der Begründung des auf der „Insel“ errichteten westfälischen zoologischen Gartens, für den er manche Opfer gebracht hat. Er gründete den Verein für Vogelschutz, Geflügel- und Singvögelzucht und wurde korrespondierendes Mitglied der zoologischen Gesellschaft in London. Zahlreich sind seine naturwissenschaftlichen Abhandlungen.

Unzweifelhaft hat der Vorstorbene fest und unentwegt auf dem Boden der Heimat gestanden. Sein Können war vornehmlich Heimatkunst. Es war ihm vergönnt gewesen. in der Seele des Volkes zu lesen und dies befähigte ihn vor

allen Dingen, sein Wissen so volkstümlich in Wort und Schrift zu gestalten, wie er es in der Tat getan hat. Und, wenn man Landois auch einen hervorragenden Pädagogen heisst — und seine vielverbreiteten naturwissenschaftlichen Lehrbücher sprechen wohl dafür — so ist dies ohne Zweifel zum grossen Teil auf sein tiefes Eindringen in die Volksseele und in die Natur zurückzuführen.

Durchdrungen vom hehren Geiste der Natur, erklang sein Bekenntnis: in minimis natura maxima.

Für die Volkskunde hat er recht beachtenswerte Beiträge geliefert und die Liebe zur Natur in manchem erweckt, manchen auf die verlornen Pfade der Natur zurückgeführt, die uns zum Jungbrunnen der Menschheit leiten, denn der Bronnen der Gesundheit rinnt wirklich und immer im jungfräulichen Schosse der heiligen Natur.

Mit seinem unverwüstlichen niederdeutschen Humor, wie ihn u. a. auch sein „Franz Essink“ widerspiegelt, hat er viele Herzen froh gemacht, wenngleich auch manchmal der Stachel seines derb-westfälischen Sarkasmus verwundet haben mag. Indes schattenlos schreitet kein Staubgeborner über die Erde.

Wir wollen ihm in Dankbarkeit ein freundliches Andenken bewahren. Er ruhe in Frieden!

Karl Prümer.

Lippische Kinderlieder.

Von **K. Wehrhan**, Elberfeld.

(Fortsetzung.)

II. Erziehung, Zucht, Lehre und Strafe.

Auch das Volk hat seine überlieferten Grundsätze, nach denen die Jugend, insbesondere die kleinste Jugend in der Kinderstube behandelt wird, wenn sie auch nicht zu einer allseitigen Durchbildung gekommen sind und manchmal an Widerspruch leiden. Für diese Grundsätze ist die Erkenntnis in die Kindesnatur nicht immer massgebend gewesen. Es heisst auch in Lippe wie anderswo

48. Kindermund — spricht Herzensgrund, ohne dass die Erwachsenen die Konsequenz daraus ziehen, ihrerseits dieser Erkenntnis gemäss im Verkehr mit den Kindern zu leben und zu handeln. Das sehen wir z. B. in den Massregeln, die zur Erziehung des Kindes angewandt werden. Da ist zu erwähnen

49. das Bangemachen.

Um weinende Kinder zur Ruhe zu bringen, wendet man oft gewisse Ausdrücke, Bezeichnungen von Gestalten an, welche als Kinderschrecken, Kinderscheuchen, Schreckgestalten angesehen werden. Wenn auch schon sehr viel gegen derartiges „Bangemachen“ geschrieben und geeifert ist, wird es im Volke wohl niemals ausgerottet werden können. Schon die alten Römer kannten den „Kinderfresser“ als Kinderschrecken. In Lippe ist es der „Böhmann“ [bǫmann], der den Kindern Furcht einflössen soll. Der Böhmann ist jedenfalls dieselbe Schreckgestalt, die in anderen Gegenden Butzemann heisst. Auch in Lippe wird er den Kindern als ein verkleideter, vielmehr vermummter, bärtiger, alter Mann mit erschrecklichen Mienen und grimmigem Gesicht beschrieben, der einen „dunklen“ Sack mitbringt, in den er die Kinder steckt, sie dann verkauft oder wohl gar auffrisst.

In der Weihnachtszeit werden die Kinder auch mit dem Nikolaus (dem Klösken), auch Christkindchen genannt, erschreckt.

Eine andere Scheuche für Kinder ist bei uns „der schwarze Mann“ [də šwartə keərl]. Bei diesem Ausdruck mag die Bemerkung angebracht werden, dass es auch ein Spiel „der schwarze Mann“ gibt, welches nach W. Wackernagel ein Überbleibsel der Pest- und Totentänze sein soll, also nebst dem Ausdruck, der heute als Schreckmittel für die Kinder gilt, aus dem Mittelalter herübergenommen ist. (Böhme 566.)

Auf ein weinerliches, verdriessliches, krankes oder besonders sich krank stellendes Kind reimt man

50. Stieglitz, Stieglitz, der Vogel ist tot,
Liegt im Bauer und mag kein Brot.

51. Die Tränlein, Tränlein fliessen
Wie's Bächlein auf der Wiesen.

Ist man überzeugt, dass beim Kinde von einem ernsten Kranksein keine Rede ist, so antwortet man auf die Klagen des Kindes, es habe Schmerzen oder sei krank:

52. Ek sin kraŋk,
Für'n bräutšappə [Brotschrank] laŋk [lang],
Für'n bottərbeckən [Butterteller] twees [quer],
Met dər reun [Rute] wekkə für'n ees.

Essen und Trinken spielen naturgemäss beim Kinde die Hauptrolle mit, und im allgemeinen entwickeln unsere Landkinder schon früh einen kräftigen und derben Appetit. Auch für sie ist die Magenfrage die wichtigste, obschon sie noch nicht „in Sozialpolitik machen", und gern schauen sie der lieben Mutter in den Esstopf. Der wird das neugierige Gucken hinderlich, und mit einem sanften Schlage oder Stosse wird das Kind beiseite geschoben, wobei ihm gesagt wird:

53. Kick, se də kattə kaik sə in'n pott,
kraiχ sə ǫinən mettən šlǫiwə [Kochlöffel] für'n kopp.

Leckerhaften Kindern sagt man überall:

54. Salz und Brot — macht die Wangen rot.

Wenn ein Kind etwas nicht mag, heisst es:

55. Hainərich, katuffəlbriχ,
siwwərn känl, dən mach hə niχ,
soitən käul, dən kriχt hə niχ;
o, müin lǫiwə Hainərich.

Wenn die Kinder den viel gekochten braunen Kohl nicht gern essen, sagt man ihnen:

56. Niu ätt man düjət briunən käul,
dann sitt düə äuk də rock wackər.

Da der braune Kohl im Winter besonders als Sonntagsessen beliebt ist, wird die Redensart vor allem auf die Sonntagskleider bezogen. Doch wird sie nicht nur auf braunen Kohl, sondern auch auf andere Speisen angewandt.

Wollen die Kinder die harte Brotrinde nicht gern haben, und besonders nicht den „kniust" (d. h. den Anschnitt des Brotes — lachəkniust und wüinəkninst = Lache- und Weine-: knust = erster und letzter Teil des Brotes), so belehrt man sie

57. Köskən spriŋət ǫwwərn tiun,
kreumən blifft'ər für stoən.

Wenn es Hammelfleisch und Rüben gibt, ist jeder an seinem Platze, denn es heisst:

58. Hoi, hoi, hammәlflǫisk,
roibәn drupp!
Lüibәttkәn, dәn leppәl heәr!
Grǫitkәn, füll up!

Von nicht zusammen passenden Speisen heisst es:

59. Melkә up wüin — es vәrnüin;
wüin up melkә — es für elkә.

Der Reim kann auch so gedeutet werden: es sei besser, in der Jugend spärlich zu leben und im Alter üppig, als umgekehrt.

Verwechseln die Kinder beim Essen Löffel, Messer oder Gabel, so ruft man ihnen zu:

60. Wer isst die Suppe mit der Gabel
Und das Fleisch mit dem Löffel —
Ist das nicht ein rechter Töffel?

Zu spät zum Essen Erscheinenden wird zugerufen:

61. Wer nicht kommt zur rechten Zeit,
Der muss essen, was übrig bleibt.

Oder 62. Wer niχ kümmt in reχtәr tüit,
dә es süinәr mohltüit qüit (quitt).

Oder 63. Wәr niχ passәt up'әn disk,
dә mot etәn wat ǫwwәr blifft.

Oder 64. Wer teu latә kümmt (d. h. zum Essen)
sitt šleχt ǫr ett šleχt.

65. Kleine Kinder, die ein Butterbrot in der Hand haben und mit ersichtlichem Behagen verspeisen, fragt man im Scherz:

„Kannst du den Brief wohl lesen?"
Antwort: „Ja."
„Wie heisst er denn?"
Antwort: „Wurst- bezw. Käsebutter usw."

Und schliesslich möchten wir hier noch die volkstümliche Ansicht vom Schlaraffenleben anführen, die sich natürlich in erster Linie auch mit dem Essen befasst:

66. Wenn ollә berjә bottәrn wǭr'n
Un ollә χrünnә χrüttә,
Un dә sunnә up dә berjә šüin —
Wat woll dat wall für'n frētәn süin!

Kinder fragen in ihren jungen Jahren viel; vom Vielfragen aber heisst es:

67. Wer vell fräχt — dən werd vell säχt.

Das haben die Kinder selber zu erfahren, wenn ihre Eltern oder Geschwister oder sonst jemand durch ihr Vielfragen ungehalten werden. Auf die neugierige Frage:

68. „Wer?" heisst es: „Də dickə fettə bär!" Auf

69. „Wat?" heisst es: „Wattə niχ — bäumwullə!" oder: „Kittəχatt" oder: „kattənšəttl!" Auf

70. „Was?" heisst es: „Wasser nicht — Bier!" oder: „Wasser? Wasser? Wenn du Wasser haben willst, musst du an die Pumpe gehen!"

71. Kinder schenken sich vielerlei, fordern es aber gerne später wieder zurück. Dann heisst es aber:

Einmal geschenkt — zweimal genommen —
Dreimal in die Hölle gekommen.

(Ähnlich Böhme I, 472 aus Oberelsass und Kassel.)

72. Wird Gefundenes behalten, so heisst es, wie auch anderwärts:

Gefundenes verhohlen —
Ist so gut wie gestohlen.

73. Wenn kleine Kinder etwas gerne haben wollen, was ihnen Gefahr bringt, so sagt man ihnen:

Messer, Gabel, Scher' und Licht —
Passt für kleine Kinder nicht.

74. Wenn Kinder beim Arbeiten behilflich sein sollen und dabei ihre Kräfte überanstrengen, um desto eher fertig zu sein und ans Spielen zu kommen, so heisst es:

Doftür, dat də isəl twǭmol χǭit,
dräχt hə lǭiwər, dat ət wǭiə doit.

75. Vergessene Kinder erhalten das Mahnwort:

Wat də kopp vərχätt't —
Mött't də bǭinə noəhalən.

76. Aus Übermut sich balgende Kinder warnt man:
Də isəls bräusəlt sick — bäulə gifft ət reən [oder rejən].

Mit dem Regen werden die häufig dem Balgen folgenden Tränen angedeutet.

III. Das Kind im Verkehr mit der Natur. Nachahmung von Naturlauten, Geräuschen und Worten.

Manche Kinderreime erzählen uns von den Hühnern, z. B. der auch sonst nicht unbekannte Reim:

77. Kleines, kleines Klüterchen,
Was tust du in meinem Hof?
Du pflückts mir alle Blümerchen
Du machst das gar zu grob,
Papa, der hat's verboten, Mama, die hat's gesehn;
Kleines, kleines Klüterchen, wie wird dir das noch gehn!

oder 78. Tuck, tuck, tuck mein Klüterchen,
Tuck, tuck, tuck mein Huhn;
Du pflückst mir alle Blümelein,
Das darfst du ja nicht tun usw.

oder 79. Tuck, tuck, tuck müin hoinəkən,
Tuck, tuck, tuck müin hahn;
Diu plückst müi olle bloiməkən,
Wo sall düə dat näu gahn!
Wat sall də mömmə šellən [schelten),
Wat sall də taitə šloən!
Tuck, tuck, tuck müin hoinəkən,
Wo sall düə dat näu goən!

oder 80. Tucktuck, tucktuck, müin hoinəkən,
Diu kümmst müi ǫwwərn hǫff;
Diu plückst müi ollə bloiməkən,
Diu makst ətt χar teu χrǫff!
Də luiə häwwət ətt säχt [Die Leute haben es gesagt],
Də vadder will düə šloən;
Tucktuck, tucktuck, müin hoinəkən,
Wo wert ət düə näu χoən!

Diesen Reimen wird auch eine Melodie unterlegt. Ähnliche Reime mit anderer Melodie vgl. Böhme I 638 aus Westfalen; Erk aus der Umgegend von Fallersleben, vgl. Bremer Kinderreime 7.

81. Tuck, tuck, tuck, mein Hühnchen,
Tuck, tuck, tuck, mein Hahn;
Möchte gerne wissen,
Wie man Eier legen kann.

82. „Gehorsamer Diener,
Herr Kapuziener,
Was machen denn ihre Hühner?

Legen sie brav Eier?
Sind sie denn auch teuer?"
„'s kostet Stück für Stück 'n Dreier!"

Ähnlich, aber kürzer bei Böhme 621. Simrock 626.

83. Von der Kuh singen die Kinder wie anderwärts (vgl. Simrock 298).

Hamuh, hamúh, hamuh,
So ruft die bunte Kuh usw.

84. Entenlied. Alle meine Enten
Schwimmen auf der (!) See!
Kopf in's Wasser,
Beine in die Höh.

85. Der Kuckuck spielt auch im kindlichen Verkehr mit der Natur eine Rolle. Die Kinder freuen sich über seinen Ruf, besonders über den ersten, der die Ankunft des Frühlings bedeutet. Man zählt die Rufe, um zu wissen, wie lange man noch zu leben habe und — um über das kindliche Leben hinaus zu gehen — man klopft an den Geldbeutel, damit er das Jahr hindurch nie leer werde, oder man wünscht sich schnell etwas. Wenn der Kuckuck ruft, ist der Schinken „reif", dann wird der erste Schinken im Haushalt angeschnitten. Einige Volkssprüche bringen den Kucknck mit dem Siebengestirn zusammen.

Də kuckuck un də sibənsteərn,
Də sit't up ǫinən läuwə [Laub, d. h. Blatt, Ast]

oder man sagt von zwei eifrig und geheimnisvoll miteinander sprechenden (tuschelnden) Personen:

Sǫi stēkt de köppe tenhaupe [zusammen]
ossə kuckuck un sibənsteərn.

86. Der Osterhase bringt nach dem Glauben der Kinder die Ostereier. Er wird vor Ostern von den Kindern angerufen und beim Anblick mit Freuden begrüsst; denn nach Ansicht der Kinder läuft der Hase dann umher, um die von den Kindern angefertigten Hasennester, in welche er ihnen die Eier bringen soll, aufzusuchen. Man rät den Kindern, die gern die Häschen fangen möchten, diesen Salz auf den Schwanz zu streuen. Salz brach nach dem Aberglauben unserer Vorfahren jeden bösen Zauber.

87. Maikäferlied (auch Sonnenkäferlied):
Maikäfer, flieg!
Der Vater ist im Krieg,
Deine Mutter ist im Pommerland,
Pommerland ist abgebrannt.
Maikäfer, flieg!

88. Sonnenkindchen [oder Maikäfer] flieg auf!
Dass es schönes Wetter wird!
Flieg auf, flieg auf, flieg auf!

Der Maikäfer oder auch der Sonnen- oder Marienkäfer, [Coccinella septempunctata], meistens Sonnentierchen genannt, wird auf die Hand gesetzt und dann obiges Liedchen gesungen und mit dem warmen Odem angehaucht. Wenn der Käfer, vermeintlich durch das Singen, dann die Flügel hebt, zählt und abfliegt, erweckt er herzhafte Freude.

89. Schneckenhaus, komm heraus,
Streck deine vier, fünf Hörner aus!
Wenn du das nicht tuen willst,
Schmeiss ich dich in 'n Graben,
Fressen dich die Raben.

Dazu gehört eine Melodie. Schneckenhaus nach kindlicher Anschauung mit Schnecke identifiziert.

90. Blumen-Orakel.

Wenn im Frühling sich Bäume und Sträucher neubelaubt haben, die kleinen Pflänzchen sich dem Licht entgegenstrecken, in Feld und Wald die Blumen sich in ihrer ganzen Pracht entfalten, dann zieht es auch die Kinder hinaus — hinaus zu den lieblichen Schöpfungen der Natur, um im Verkehr mit ihnen sich ihren Herzenstrieben hinzulassen. Was machen sie nicht alles mit den kleinen, bunten Freunden, den herrlichen Blümchen all! Kränze werden gebunden, Sträusschen gewunden, aus den hohlen Stielen des Löwenzahns werden Ketten gemacht, Gesang, freudiger, fröhlicher, dem Herzen entquellender Kindergesang erschallt in die Lüfte, vor Lust und Freude springen, tanzen und jauchzen unsere Kleinen, dass man sich, wenn man ihnen zuschaut, fast der Tränen der Rührung, der Mitfreude und der Erinnerung an die eigene überselige Jugendzeit nicht enthalten kann.

Vor allem beschäftigen sich aber die lieben Kinder — doch auch erwachsene Mädchen, Jungfrauen treiben dieses Spiel oft und gern — mit der Gänseblume oder mit anderen sternartigen Blumen, indem sie nach altem Brauch die Blätter nacheinander abzupfen und jedes fallende Blatt mit einem Wörtchen der nachfolgenden Reime begleiten. Das auf das zuletzt fallende Blättchen gesprochene Wort sagt ihnen, was in der Zukunft „eintrifft", entweder gibt es den Stand des künftigen Geliebten oder den Grad der Liebe an, der einem erwiesen wird.

91. Er liebt mich
Von Herzen,
Mit Schmerzen,
Ein klein wenig,
Gar nicht.

92. Ettelmann (= Edelmann), Bettelmann,
Köster (= Küster), Büstewwɔr (= Pastor),
Kromer (= Krämer, Kleinkaufmann), Kroijɔr (= Wirt),
Schwüinɔmajewwɔr (= Schweinemajor = Schweinehirt).

93. Ettelmann, Bettelmann,
Doktor, Pastor,
Kaiser, König,
Schweinemajor.

Vgl. Böhme 185. Simrock.

94. Maiflötenlied.

Wenn im Frühlinge der Saft wieder in die Bäume steigt, nehmen die Knaben schöne Weidengerten, schneiden das Modell einer Flöte und klopfen, indem sie die Rinde nass machen, so lange mit dem Messerrücken, bis sie sich löst und abdrehen lässt. Dabei wird in unserer Gegend folgendes Liedchen gesungen. Das Kind nimmt noch heute an, dass das Singen seines Reimes dem Lösen der Rinde förderlich sein würde, und wird in diesem Glauben bestärkt dadurch, dass der Reim eine solche Länge hat, dass, nachdem er hergesagt ist, bei einigermassen saftreichem Stabe die Rinde sich gelöst hat. Ist das einmal nicht der Fall gewesen, so beginnt das Kind in aller Ruhe sein Liedchen noch einmal und probiert dann wieder.

Das folgende in plattdeutscher Sprache mitgeteilte

Liedchen ist in anderen Gegenden nicht bekannt, nur einige Zeilen sind denen in Böhme 185 ff. mitgeteilten ähnlich.

Sapp, sapp, sapp, sapp, püipkən [Pfeifchen],
Wonǫ̈ər [wann] wutt [willst] diu rüipkən [reifen]?
In 't möjjədach [Maitag], in 't möjjədach, *)
Wenn ollə vüjəl ǫ̈jjər lǫ̈jjət,
Dann krüijə wüə 'n pott vull ǫ̈jjər.
Kättkən löip ən berχ henan,
Woll 'n pott vull sapp halən,
Kam də šwartə kǫ̈isər an,
Howw 'ər kättkən 'n kopp aff,
Rump aff, steərt [Schwanz] aff,
Olləns, watt 'ər uppə [drauf] satt,
šmait də kättkən in 't mülənrad,
Kok 'ər stiutən im melkə van. —**)
Roər, roər, ruppuppup!
Roər, roər, ruppuppup!

95. Birkensaft trinken.

Auch in Lippe herrscht die Sitte, dass die Kinder zur Zeit, wenn der Saft in den Bäumen steigt, die Birken anbohren, kleine Federkiele oder Röhren in die Löcher schieben, durch welche der Saft in ein darunter gestelltes Gefäss abfliesst. Der Saft wird von ihnen getrunken, weil er süss, kühl und erfrischend ist. Der Saft hat im Volke auch den Ruf eines guten Haaröls, das den Haarwuchs befördert.

Schon Konrad von Megenberg (geb. 1309, gest. 1378), wohl der fruchtbarste Schriftsteller des 14. Jahrhunderts, berichtet in seinem Buche der Natur, der ersten deutschen Naturgeschichte, von dieser Kinderfreude. (Böhme 190.)

96. Das Stunden- oder Zeitspielen der Kinder.

Der Löwenzahn im abgeblühten Zustande, mit seiner weissen Samenwolle besetzt, wird behutsam genommen, angeblasen, so dass nur noch einige „Flocken“ stehen bleiben. Diese werden gezählt und geben an, wieviel Uhr es ist. Die Ergebnisse werden gegenseitig ausgetauscht. Stundenlang dauert dieses Spiel oft, wobei das Fliegen der Samenflocken die grösste Freude erregt.

---

*) Variation: Wenn't äustərn [Ostern] es, w. ä. es.

**) „ : Fratt sik stiutən un melkə satt. Stuten [Weissbrot] in Milch eine sehr beliebte Speise, Sonntagsmahlzeit.

97. Wenn es regnet.

Es regnet,
Es regnet,
Die Erde wird nass;
Mach' mich nicht nass,
Mach' mich nicht nass,
Mach nur die bösen Kinder nass;

Oft werden nur die ersten drei Reihen gesungen oder gesprochen.

98. Es regnet, es regnet,
Es regnet seinen Lauf,
Und wenn's genug geregnet hat,
Dann hört's schon wieder auf.

Ähnlich in Kassel (Böhme 209).

99. Die Vögel singen und bitten:
Bäuerlein, Bäuerlein, tick, tack, tack,
Hast so'n grossen Hafersack,
Hast viel Weizen und viel Kern —
Bäuerlein, Bäuerlein, hab' dich gern!

100. Die Schwalbe (Hirundo rustica) singt:
Als ich Abschied nahm, als ich Abschied nahm,
War die Welt mir voll so sehr;
Als ich wiederkam, als ich wiederkam,
War alles, alles leer.

Ähnlich auch anderwärts bekannt; vgl. Böhme 1071 bis 1080.

Oder 101. Als ich Abschied nahm, als ich Abschied nahm,
Waren Keller und Balken [Boden] voll;
Als ich wiederkam, als ich wiederkam,
War alles verschlickert und verzeh—ret.

Bei dem letzten Worte wird das Gezwitscher der gern gesehenen Sommergäste nachgeahmt, deren Lied dem Dichter Friedrich Rückert Veranlassung zur Dichtung des sinnreichen Verschens war: :,: Aus der Jugendzeit :,: klingt ein Lied mir immerdar usw.

Oder 102. Wenn də mēkən in də kerkə goət, kerkə goət,
dann sind sə wall seu šǫinə —
ǫ̈wwər wenn sə bū 'ən pöttən stoət, pöttən stoət,
sǫ̈it sə iut ossə də duiwəl!

103. Kohlmeise (Parus major):

Spinn dicke, spinn dicke!
oder: Spinn dünne, spinn dünne!
oder: Spinn lütteck, spinn lütteck [klein]!
oder: Spinn dicke, spinn dicke,
Alle Tage drei Stücke!
oder: Sitz i da, sitz i da!

104. Buchfink (Fringilla coelebs):

Wijjə, wijjə, wijjə bäulə käulsoət [Kohlsamen] saj—jən?
oder: Mariechen, pflanze die Vi——etsboh—nen!
oder: Jetzt, jetzt, jetzt kommt's Früh—jahr.
oder: Witt, witt, witt usw. [weiss, d. h. es gibt noch Schnee.)

105. Goldammer (Emberiza vitrinella)

's is, is, is, is, is, is früh!
Wenn ich eine Sichel hätt',
Wollt' ich mit schneid'n (oder schnid);
Immer nur sing ich ein Lied!
oder: Lick, lick, lick müə in't stüət!
oder: Phüilipp, mak də düər up (Tür auf)!

106. Singdrossel (Turdus musica):

Philipp. Philipp! Hier ist er, hier ist er!
Komm zu mir, komm zu mir, komm zu mir!
David, David; Kuhdieb, Kuhdieb usw.

107. Beim Melken:

Stripp, strapp, strull —
es də emmər näu niχ vull?

108. Dreschertakt; es dreschen

2 Mann: puck — pack; puck — pack;
oder: pik-kat, pik-kat*);
3 Mann: də stellpott, də stellpott (= Topf mit Stiel):
4 Mann; pucke — packe: pucke — packe;
6 Mann: puckela — packela; puckela — packela.

Jede Silbe muss deutlich betont werden.

109. Mühlen: Von zwei benachbarten Mühlen, die Döldisser und Homanns-Mühle, die miteinander konkurrierten. ging eine (schnell):

drọ̈ə χrössən, drọ̈ə χrössən usw.
(d. h. sie wollte für 3 Groschen das Mahlen besorgen.)
Die andere mahnte daraufhin (langsam skandiert):
vernünftig! vernünftig! usw.

*) Pik-kat = pickərt ist ein beliebtes Buchweizenmehl'gebäck.

110. Eine nicht geschmierte Schubkarre:

wenn't man gerätt, wenn't man gerätt (gerät).

Nachdem aber geschmiert war, ging es in flotterem Tempo:

dat daχt ək wal, dat daχt ək wal (das dacht ich wohl)!

111. Glockensprache. Die 5 Doppelschläge eines Läutewerkes an dem Bahnwärterhäuschen läuteten:

Piŋk, paŋk!
Smiəskamp!
Buddən Süim'n
Liχt upp 'ər baŋk!
Ganz laŋk!

Der Reim, aus den 80er Jahren des verflossenen Jahrhunderts stammend, ist nicht zufällig so geworden. Der Bahnwärter Simon Budde vernachlässigte vor seinem Abgange seinen Dienst öfter, legte sich auf die Bank und schlief. Durch den Reim wurde sozusagen der Nachbar Schmiedeskamp zum Einspringen aufgefordert.

112. Auf ein Soldatenstückchen.

Platz gemacht! Platz gemacht!
Morjen kümmt müin Tante,
Bringt müi äuk wat Schönes met
Dann sǭχ' ek äuk „Danke".

Ein ähnlicher Text findet sich schon bei Simrock mitgeteilt (Böhme 714). Böhme bemerkt dazu: Die Melodie zu diesem sehr verbreiteten Reim ist der Königlich preussische Armeemarsch No. 113, der sogenannte Petersburger Marsch, neuerdings Lieblingsmarsch von Kaiser Wilhelm II., und viel gespielt, komponiert vom herzogl. goth. Kapellmeister J. H. Walch (geb. 1775, gest. 1855), dem man auch den Pariser Einzugsmarsch zuschreibt.

In Lippe lautet die erste Zeile auch:

Bring müi'n Sack vull Tüllüllüt usw.,

doch wird dazu eine andere Melodie gesungen.

113. Bring müə'n sack voll tüllüllüt,
morjən kümmt müin tantə;
bringt 'n sack vull lewwərwost [Leberwurst]
un də musikantə!

Ähnlich Simrock 368. Böhme I, 281. Nach Böhme auch als Reim beim Waschen, Kämmen und Ankleiden des Kindes, um es schweigen zu machen (Freu dich, Liesel, wirst gebürst't —).

114. Trompeterreime: Der Zapfenstreich heisst:
Ein jeder geh' in sein Quartier,
Er sei Soldat oder Unt'roff'zier!
Zur Ruh, zur Ruh, zur Ruh!

Oder 115. Ein jeder geh' in sein Quartier,
Wo bleib'n die Herren Unt'roff'zier?
Bei ihr'n Dam'n, bei ihr'n Dam'n, bei ihr'n Dam'n!

116. Das Wecken heisst:
Rekruten! Habt ihr noch nicht g'nug geschla—fen!

117. Der kleine Postillon:
Ich bin der kleine Postillon,
Die ganze Welt, die kenn ich schon (oder die kennt mich schon)
Halli, hallo, mit Peitschenknall
Reit' ich davon, durch Berg und Tal!

118. Tanzreim:
Ich und mein altes Weib
Können schön tanzen,
Sie mit dem Dudelsack (od Bettelsack od. Bettelpack)
Ich mit dem Ranzen
(Sie nimmt den Bettelsack — ich nehm' den Ranzen.)

Vgl. Böhme 598. Simrock No. 57. Der Reim soll ursprünglich aus einem schon 1800 gekannten Volksliede sein: „Der bayerische Bettler".

IV. Lustige Geschichten, Neck- und Spottreime.

119. Tiererzählung:
Der Hahn ruft: Christkindchen ist geboren!
Die Kuh fragt: Wo? wo? wo?
Die Ziege antwortet: In Bethlehem!
Was sagte der Esel? — So wie du!

120. Scherzreim vom Klapperstorch.
Gestern abend um achte
Kam der Storch und brachte
Meiner Mutter einen Sohn,
Und der Bengel lachte schon.

121. Mama, Papa,
Der Klapperstorch ist da!
Er hat in dieser Nacht
Ein Schwesterchen gebracht.
Warum denn keinen Bruder?
O dies verdammte Luder!
Zum Tingelingeling, zum Kuckuck!
Das Kind, das hat den Schluckuck.

Der Storch holt die Kinder nach kindlicher Ansicht aus einem Brunnen oder einem Teiche, und in jeder Gegend hat ein bestimmtes Wasser den Ruf eines Kinderbrunnens.

Von den Handwerkern haben sich wohl am meisten die Schneider Neckereien gefallen zu lassen. Da ruft die böse Jugend hinter ihnen her:

122. Schnüidər wippup
bürt ət blick up.

Woeste führt in seinen Volksüberlieferungen aus der Mark „blick" auf altnord. „flick" zurück = leinenes Kleidungsstück; jetzt bedeutet „blick" = Schwänzchen z. B. der Ziege.

123. Wenn der Schneider reiten will
Und hat kein Geld,
So nimmt er seinen Ziegenbock
Und reitet durch die Welt.

124. Wenn der Schneider reiten will
Und hat keinen Gaul,
So nimmt er seinen Ziegenbock
Und steckt den Schwanz ins Maul.

125. Siejə [Ziege] lǫip dən berχ henan,
lǫit [liess] dat eeslǫck blickən.
sibən šnüidər achtəran [hinterher]
met šeərn [Schere] un met flickən.
„šnüidər, šnüidər steck [stich] müi niχ,
eck sin seun armət šijənblick —
mäck mää — mäck mää!"

126. Die Schneiderfrau singt:
Hopsasa, mein Mann ist ein Schneider
Und ich bin die Schneidermadam;
Und mein Mann macht modige Kleider,
Und ich setz die Tressen daran.
Lalalalala — — — — — —

Dieser Reim wird auch einem Tanze unterlegt, dem sogen. „Achttourigen“ (achtewwərjən), der in Lippe gleichsam die Rolle eines Nationaltanzes spielt. Die hübsche Melodie hat im ersten Teile grosse Ähnlichkeit mit einem Motiv aus „Robert der Teufel“ von Meyerbeer.

127. Der Schuster wird angerufen: šeustər peckend, weil er die Fäden durch das Pech zieht.

128. Schuster, Schuster Wickewacke,
Sind die Stiefel noch nicht fertig?
Noch 'n Stich, noch 'n Stich.
Plumps! Jetzt sind sie fertig.

Es wird das Ziehen eines Pechfadens nachgeahmt, bei dem Ausruf: Plumps! wird der Effekt vergrössert durch einen Schlag auf das Knie, das Hämmern des Schusters nachmachend.

129. Die Maurer geniessen nicht den Ruf allzugrossen Fleisses. Man sagt von ihnen:

Sie legen den Stein wohl hin und her
Und denken: wenn es nur Abend wär!

130. Öinə stunnə mētət [messen] sǫi,
ǫinə stunnə ētət [essen] sǫi,
ǫiuə stunnə liwwərt [lauern, d. h. untätig sein] sǫi,
ǫinə stunnə miwwərt [mauern] sǫi,
ǫinə stunnə šmǫikət [rauchen] sə tabak —
un seu vərχǫit [vergeht] də χanzə dach [Tag].

131. Da das Spinnen in der Gegend früher besonders stark betrieben wurde — ein sehr grosser Teil des berühmten Bielefelder Leinens stammt aus Lippe — so haben auch die Spinner ihren Spruch mitbekommen.

Dət obənds innər iulən [Dämmerstunde]
Dann spinnt də fiulən,
Dann χǫit dat rad klipp un klapp,
Dann hedd'n sə χeərn upp'n haspəl wat.

132. Auf die Näherinnen:

Sie können stricken und nähen
Und dabei aus dem Fenster sehen.

133. Ackersmann — Schlackersmann;
eck lobə müi dən handwerksmann!

134. Auf die Juden:
Wüə witt dən jiuden dən boərt affšnüən,
hǫi sall 'ər sülmst [sümmst] met büə süən!

135. Jiudə, jiudə, jicksack,
šloch dən jiudən 'ət knick [Genick] aff!
stǫit ət niχ teu lank aff,
dann häst diu moərn weddər wat!

136. Auf die Zigeuner:
Schlick, schlack — Zigeunerpack!

Trotzdem die Frauen nach des Dichters Wort himmlische Rosen ins irdische Leben flechten, entgehen sie launigen satyrischen Reimen nicht:

137. Auf die Frauen:
Wenn Männer auseinandergehn,
So sagen sie: Auf Wiedersehn!
Wenn Frauen auseinandergehn,
So bleiben sie noch lange stehn.

138. Die liederliche Frau:
6 mal 6 ist 36
War der Mann auch noch so fleissig,
Und die Frau war liederlich,
Dass sie keine Kinder kriegt.

Variation der 4. Zeile: Legt die Hände hinter sich;
oder: kriegt 'nen kleinen Friederich.

Vgl. Simrock und Böhme 287.

139. Warum sie heiraten.
Der erste tuts um die Dukaten,
Der zweite um ein schön Gesicht,
Der dritte will nicht länger warten,
Der vierte, weil Mama so spricht,
Der fünfte denkt, sollst auch noch frei'n,
Der sechste ist nicht gern allein.
Der siebte tuts der Mode wegen,
Der achte, um sich recht zu pflegen,
Der neunte tuts aus wahrer Liebe,
Der zehnte nur ans Mitleidstriebe,
Elf und zwölf sind so dumm,
Wissen selbst nicht warum!

Ähnlich bei Simrock 850: aufgeschnappter Ammenreim, danach bei Böhme 579. Bei beiden fehlen 7.—10. Vers ganz.

140. Spottreim für Mädchen bedenklichen Rufes.
Anna Marie Schievelbein,
Kommt die ganze Nacht nicht heim;
Hat gesungen, hat gesprungen
Mit dem alten Schneiderjungen.
(oder: mit den sieben Schneiderjungen.)
Nach Böhme in Kassel ähnlich.

141. Auf rothaarige Personen (die in Detmold auch „Leuchttürme“ heissen):
Räuə hoər nn ellərnhüχtə
Drejət seltən χeuə früχtə.

142. Körpergrösse:
Lüttχ un krijəl [kregel = munter]
es bettər os 'ən χräutən flijəl [Flegel].

143. Auf Krummbeinige:
Hǫi hätt šǫiwə bücksən an [schiefe Hosen).

144. Die lippischen Städte:
Blomberχ də bleumə,
Hewwərn, də kreunə,
Deppəl, dat häujə fest,
Lemjə, dat hexənnest,
Jufəl, dat sǫltfatt,
Barntrup will äuk näu wat.
(Blomberg, die Blume,
Horn, die Krone,
Detmold, das [die] hohe Fest,
Lemgo, das Hexennest,
Ufeln, das Salzfass,
Barntrup will auch noch was.)

Ein sehr schönes, die alten 6 lippischen Städte in einen Reim bringendes Gedicht; jede Stadt ist genau charakterisiert. Blomberg = Blumenstadt (auf alten Siegeln: Monte florum), und noch heute ist sie weithin durch ihren Nelkenflor berühmt. Horn war die Krone des Landes, denn die Bürger dieser Stadt sollen der Sage nach ihren Landesherrn aus schwerer Gefangenschaft errettet haben. Detmold war eine starke Festung und seit Jahrhunderten die Residenz der Grafen, später Fürsten zur Lippe. Lemgo verdankt seinen Ruf den schrecklichen Hexenverfolgungen, besonders in der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts. Salzufeln ist ein bekannter und ge-

schätzter Solbadeort, wo schon vor Jahrhunderten Salz gewonnen wurde. Die jüngste der alten lippischen Städte, Barntrup, ist durch nichts Besonderes in ihrer Geschichte hervorgetreten. Von der siebenten lippischen Stadt, Lage, der erst im 19. Jahrhundert städtische Gerechtsame verliehen wurden, meldet der Reim keine Nachricht. —

Spottreime auf Ortschaftsnamen sind natürlich auch in ergiebiger Zahl gebräuchlich, z B.

145. In Deppəl, in Deppəl [Detmold],
χifft ət wekkə met 'ən leppəl [Löffel].

146. In Deppəl, in Deppəl,
χifft ət nicks ossə äppəl [nichts als Äpfel].

147. Deppəlskə, Deppəlskə tellərlickər.

Anspielung auf die vermeintliche Knappheit der Mahlzeiten der Stadtbewohner nach Anschauung der Landleute auf eigener Scholle.

148. In Lojə. in Lojə [Lage]
χifft ət nicks ossə plojə [= Plage — Krankheit, besonders starke Diarrhöe].

149. In Hewwərn, in Hewwərn [Horn],
do χifft ət wekkə an 'ə ewwərn [Ohren].

150. Die Horner heissen auch wohl (wenn kein Horner dabei ist!) Hornsche Lachse, weil sie einmal auf der Egge, einem hohen Bergzuge, Lachse fangen wollten, wie die Sage berichtet.

151. Die Blomberger geniessen den Beinamen: Blömmerskə, Blömmerskə lankewwərn (= Langohren), weil sie einmal einen Esel auf die Stadtmauer gezogen haben sollen, wie die Fama erzählt, um das schöne Gras oben abzuweiden. Aber schon in halber Höhe „lickmuiltə" der Esel, d. h. er schleckte mit der Zunge nach dem Grase, und oben war er zum Erstaunen aller tot.

152. Hiddesen bei Detmold:
In Hiddsən, in Hiddsən
χifft ət jümmər šnitzən [gedörrte Obstschnitte].

153. Heidenoldendorf bei Detmold heisst nur: iusə dǫrp [unser Dorf] und die Bewohner: iusə dǫrpər. Und weit und

breit heisst es von einem Heidenoldendorfer: dat es ǫinər iut iusən dǫrpə! Ob die Heidenoldendorfer an übertriebenem Selbstbewusstsein gelitten haben? —

Verdrehungen eines Namens, d. h. das Suchen eines Reimes auf einen Namen, nehmen eine Hauptstelle in den Neckereien der Kinder ein.

154. Hainərich — katuffelbriχ,
siwwərn käul, dən mach hə niχ,
soitən käul, dən kriχt hə niχ —
o, müin lǫiwə Hainəriχ.

155. Hainər [Heinrich] — bidəbainər,
katuttər, katainər,
katuttər katattər,
katolskə Hainər.

Diese Lautspielerei wird variiert auf alle vorkommenden Namen: Korl — bidəbǫrl, katuttər, katǫrl usw.
Herm'n, bidəberm'n, katuttər, katerm'n usw.

156. Krišoən — lǫtt də luiə χoən! (Christian.)

157. Johann, spann an!
Drǫi kattən vüran,
drǫi muisə vǫrup,
dən blocksbərχ henup.

Auch als Spielliedchen beim Pferdspielen usw. im Gebrauch.

158. Wilm'nstrick
Hasenblick — Mäck, mäck, mäck!

159. Herm'n — dickə derm'n,
šlǫit pulver innə därm'n!

160. Lott ist tot, Lott ist tot,
Julchen (Hannchen) liegt im Sterben.
Das ist gut, das ist gut,
Kriegen wir was zu erben.

161. Lott is dot, Lott is dot,
Julchen liegt in'n Sterben.
Freu dich, Franz, freu dich, Franz,
kannst də plunnən [den Plunder] erbən!

Diese beiden, mit hübscher Melodie gesungenen Reime sind nach einem um 1800 entstandenen und noch jetzt in ganz Deutschland in ähnlicher Fassung verbreiteten Tanzliedchen gemacht. Vgl. Böhme 619.

162. Bum, bam, Klocke,
Hänsken in 'ən Stocke.
Es ən äult männken däut
hett Johann Sparbräut.

163. Fritzə, Fritzə,
makt jümmər dummə witzə.

164. Fritz! Stieglitz,
Der Vogel, ist tot.
Sitzt (!) [oder liegt] im Bauer
Und mag kein Brot.

165. Fritzkən! stijəlitzkən,
də vurəl es däut
sitt achtərn obən [hinterm Ofen]
un frett nen stückə bräut.

166. Fritz, bleibe hier!
Du weisst ja nicht, wie's Wetter wird.
Fritz, bleibe hier!
Du weisst ja nicht, wie's wird.
's kann regnen, 's kann schneien,
's kann auch die Sonne scheinen.
Fritz, bleibe hier!
Du weisst usw.

Mit ansprechender Melodie gesungen.

167. O, Line, Mine, Jette,
Wenn ich nur was [oder sie, dich usw.] hätte!

168. Kalinə [Karoline] Kalanə,
seu röppət də hanə [so ruft der Hahn]
met sib'n saldotən [mit sieben Soldaten]
kann 'ət reupən niχ lotən [kann's Rufen nicht lassen].

169. Riddəriddərettχən —
Lǫisəmanns [oder irgend ein anderer Name] Jettχən.

170. Wenn die Hose eines Knaben in Länge und besonders in Weite dem Körpermass nicht angepasst, sondern zu gross bemessen ist, so ruft man ihm nach:

šeppəl büxən [Scheffel-Hose] — spint ees.

Spint ist der vierte, beim Neuscheffel der fünfte Teil eines Scheffels. Umgekehrt heisst es: spint büxən — šeppel ees.

171. Bei zu gross bemessener Hose spottet man:

Hawermann,
Tui de büksen an!

Hawermann oder Habermann ist (nach Böhme 69) eine Märchenfigur.

172. Hängt dem kleinen Jungen etwas vom Hemd aus der Hose, so heisst es scherzweise:

Də hämməl es fett, də hämməl es fett,
witt'n mǫərn šlachtən.

Hammelfett bedeutet auch den „Hemdslapp", der aus der schlecht zugeknöpften Hose hängt, und ist vielleicht verwandt mit dem z. B. in Celle gebrauchten Wort „Hammel", das einen schmutzigen Kleidersaum bedeutet [in Lippe „klüŋəl" genannt], und mit dem englischen Worte hem = Saum.

173. Verdeckt das Kleid des weiblichen Geschlechts die Unterkleider nicht ganz, ist der Schlitz des Oberrockes nicht ganz geschlossen, so dass man scherzhafterweise im Hochdeutschen sagt: „es blitzt", heisst es im lippischen Volksmunde: et es achtər leχtmissən = es ist hinten Lichtmess.

174. Die Schnur ums Haus:

šnewwər, šnewwər rund ümət hius,
wiskə 'ər taitən ət eslǫck iut!

so lautet ein Gassenreim. Böhme sagt S. 371 über diese Schnur: „Die Schnur (Seidenschnur) um das Haus wird in vielen Volksreimen erwähnt und erinnert an den altgermanischen Rechtsbrauch, Tempel und Gerichtsstätten durch Schnüre zu hegen; sie durften ohne schwere Strafe nicht überschritten werden." Mit obigem Reim wird also der Verfolger gehöhnt, wenn und weil er nicht an den Verfolgten heran kann.

175. Spottreim beim Spiel, wenn jemand anfangs sehr gewinnt:

ǫrstər χewinn es kattənχewinn.

176. Wenn jemand angeführt, überlistet ist, rufen die andern Kinder lachend:

Angeführt,
Butter geschmiert,
Käse geleckt,
Gut geschmeckt.

177. Der erste April ist der Tag, an dem alle Welt „anführt", an dem man dem Mitmenschen einen Streich zu spielen sucht. Da heisst es denn:

An'n ǫrstən April
kann 'n narrən, wen'n will.

Var. zur 2. Zeile: kann ǫin narr süin, wer will;
oder: šickt man dən narrən, wo man will.

178. Spottreime auf Kinder, die in der Schule nachsitzen müssen:

Sitzenbleiben ist kein Vergnügen,
Wenn die Fleiss'gen Urlaub kriegen.

179. Die von der Strafe Betroffenen meinen aber im Galgenhumor:

Sitzenbleiben ist mein Vergnügen,
Wenn die andern Urlaub kriegen.

Andere Neckreime.

180. Sauerkraut und Schweinekraut
Essen die Studenten,
Und wenn sie 'n schönes Mädchen sehn,
Dann wackeln sie wie die Enten.

181. Geschnittene Nudeln ess ich gern,
Aber nur die feinen.
Schöne Mädchen küss ich gern,
Aber nur die kleinen.

182. Rote [oder reife] Kirschen ess ich gern,
Schwarze noch viel lieber;
Junge Herren [Mädchen] küss ich gern,
Alte, die sind über [stoss ich lieber].

183. Sauerkraut und Rüben (oder: die Rüben, die Rüben)
Haben mich vertrieben.

V. Abzähl- und Ballspielreime.

Wenn die Kinder ihre Spiele (Lauf-, Such-, Haschenspiele u. a.) beginnen wollen, so zählen sie einen Mitspieler aus, der eben das Suchen, Haschen usw. zum ersten Male besorgen muss. Das Auszählen geschieht vermittels eines kürzeren oder längeren Reimes, von denen im folgenden eine Reihe mir in Lippe entgegengetretene mitgeteilt wird. Häufig werden dieselben Reime beim Ballspiel der Mädchen verwendet: unter dem Absagen des Reimes wird der Ball auf den Boden, an die Wand usw. geschlagen und an dem Reime

festgestellt, wer am weitesten kommt, also den Ball am längsten schlagen kann. Abzähl- und Ballspielreime sind hier deshalb vereinigt.

184. Appelken — Pappelken —
Pien, pahn, puff!

185. Ischen, dischen, Silbergroschen,
Ischen, dischen — aus!

186. Ohne Brot kann man nicht leben,
Es muss auch Wurst und Schinken geben.

187. Petersilie, Suppenkraut,
Wächst in unserm Garten,
N. N. ist die Braut,
Kann nicht länger warten.

188. Da oben auf dem Berge,
Da steht ein Karussell;
Da tanzen neunzig Schneider (Zwerge)
Mit einer Biermamsell.

189. Abraham und Isaak,
Die schlugen sich mit Zwieback,
Die Zwieback (!) gingen entzwei,
Und du bist frei!

190. Wer hat den Petzel (= Zipfelmütze),
Der bäckt Brezel;
Wer hat den Kuchen,
Der muss suchen.

191. Durch unser Haus
Kam (lief) eine Maus;
Den tripp, den trapp,
Denn du bist davon ab.

192. Jetzt gehen wir nach Haus
Und fangen eine Maus
Und legen sie auf den Tisch
Und denken, das ist ein Fisch.

193. Kindchen, Kindchen Pulvermaus
Kam die Nacht in unser Haus,
Wollte Schinken stehlen,
Kriegten wir ihn bei der Kehlen,
Jagten fort das Pack,
Da sagte es: Quack!

194. Jettkən, pettkən, pulvərmius
kam vannacht in iusə hius
Un woll dən šinkən steelən,
dä krijən wüə ət büə də keelən
un šmaitən [warfen] ət up ət dack
do see [sagte] ət: quack!
195. Öppke, döppke Pulvermaus
Kam die Nacht in unser Haus,
Wollt uns bange machen,
Fingst du an zu lachen.
196. Öppkə, döppkə pulvermius
kam dössə nacht in iusə hius
mett ən χräutən lakən [grosses Tuch]
woll us baŋə makən.
197. Ich und du,
Müllers Kuh,
Müllers Esel —
Das bist du.
198. Eine kleine Miezemaus
Lief ums Rathaus.
Vater tot und Mutter tot,
Keines kriegt mein Butterbrot.
199. Utə tutə tintəfatt,
χǫŋk in də šeul un lērə watt!
wenn diu wiər hərriutərn kümmst,
dann kannst diu wat.
200. Ente, tente, Tintefass
Geh' in die Schul und lerne was!
Wenn du was gelernet hast
Steck die Feder in die Tasch!
Bauer, bind den Pudel an,
Dass er mich nicht beissen kann
Beisst er mich,
Verklag ich dich.
Hundert Taler gibst du mir,
Tausend Taler kost't es dir.
201. 1, 2, 3, 4,
Trink ein Glas Bier,
Trink ein Glas Wein,
Denn du sollst es sein.
202. 1, 2, 3, 4,
Hol ein Glas Bier
Und trink es aus,
Denn du bist 'raus.

203\. 1, 2, 3, 4,
Auf dem Klavier
Steht ein Glas Bier,
Steht ein Glas Wein,
Denn du sollst es sein.

204\. 1, 2, 3, 4.
Auf dem Klavier
Da ist ein Ding,
Das macht klingling,
Das macht klippklapp,
Und du bist ab.

205\. 1, 2, 3, 4 und so weiter
Laufen Pferdchen, Wagen, Reiter,
Alles, alles geht im Trab,
Lauf dahin, dann bist du ab!

206\. Atər, batər, χrabənχräutər,
štintənbäckər, wajəntreppər,
ipp, app, kaisərnapp
läup diu do henn,
dann bist diu aff.

207\. 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7,
Wo ist denn mein Schatz geblieben?
Ist nicht hier, ist nicht da,
Ist wohl in Amerika.

Auch als Lied mit schöner Melodie bekannt.

208\. 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7,
Wo ist denn mein Schatz geblieben?
In Berlin, in Stettin,
Auf der Strasse, Numero sieben.

209\. 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7,
Peter Paulus hat geschrieben
Einen Brief
Nach Paris,
Der soll holen
Drei Pistolen,
Eine für mich,
Eine für dich,
Eine für Bruder Heinerich.

210\. 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7,
Meine Mutter kochte Rüben,
Meine Mntter kochte Speck,
Bist du aus, dann läufst du weg.

211. 3, 6, 9,
Rund um die Scheun,
Rund um das Haus,
Du bist aus.

212. 3, 6, 9,
Draussen steht die Scheun',
Draussen steht das Kind,
Und du spring.

213. 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, neune,
Mädchen (lauf mal) um die Scheune,
Mädchen (lauf mal) um den Ring!
Alte Hexe, spring!

214. 1, 2, 3,
Du bist nicht dabei,
4, 5, 6,
Du bist keine Hex,
7, 8, 9,
Du sollst es sein!

215. 1, 2 — Polizei,
3, 4 — Unt'roff'zier,
5, 6 — alte Hex,
7, 8 — gute Nacht,
9, 10 — ich muss geh'n,
11, 12 — ins Gewölb
13, 14 — ein — und,
15, 16 — der ist bunt,
17, 18 — der ist klein,
19, 20 — hat kein Bein [soll es sein].

216. Rechten, Linken,
Speck und Schinken;
Brot und Wurst,
Das gibt Durst.
Ja oder nein
Du musst es sein.

217. Bauer will ein Rad beschlagen,
Wieviel Nägel muss er haben?
3, 6, 9
Lauf mal um die Scheun',
Lauf mal um den Ring,
Alte Hexe, spring!

218. In dem Garten steht ein Baum,
In dem Baum, da ist ein Nest,
In dem Nest, da ist ein Ei,

In dem Ei, da ist ein Dotter,
In dem Dotter ist ein Brief.
In dem Brief, da steht geschrieben:
Wer zuletzt kommt, der muss kriegen.

219. Auf dem bibabunten Berge
Steht ein bibabuntes Haus;
In dem bibabunten Hause
Wohnen bibabunte Leute;
Und die bibabunten Leute
Haben bibabunte Kinder;
Und die bibabunten Kinder
Essen bibabunten Brei,
1, 2, 3 — und du bist frei.

220. Auf dem Berge Sinai
Sass der Schneider Kikeriki,
Seine Frau, die Margarete,
Sass auf dem Balkon und nähte,
Fiel herab, fiel herab
Und das linke Bein brach ab;
Kam der Doktor angerannt
Mit der Nadel in der Hand,
Näht es an, näht es an,
Dass es (!) wieder laufen kann,
Band es zu, band es zu,
Dass es laufen kann wie du!

Der märchenhafte Scherzreim vom kunstfertigen Schneider Kikeriki, der uns im Kinderreim oft begegnet, erinnert lebhaft an die Posse und das Lied vom „Schneider Kakadu". Vgl. auch Böhme I, 1736.

221. Als ich in der Wiege lag und schlief,
Da kam ein Engelein und rief:
N. N., du sollst auferstehn
Und zu deiner [m] Liebsten (N. N.) gehn!
Jungfer N. N. ist die Braut,
Morgen werden sie getraut.
Roter Wein, weisser Wein,
Morgen soll die Hochzeit sein.

222. Ennə, Mennə, lǫtt müi libən [leben],
will düi ən buntən vurəl [Vogel] χibən,
vurəl sall mütə sträuə [Stroh] samməln,
sträuə wi'ck ər koiskən [Kuh] χibən,
koiskən sall mütə melkə [Milch] χibən,
melkə wi wüən bäckər briŋən,

bäckər sall müən stiutχən backən,
stiutχən wi w'ər mömmə [Mutter] χibən,
mömmə sall müən tittə [Brust oder Sauger] χibən,
tittə wi'ek 'ər kättkən gibən,
kättkən sall müə muisə faŋən,
muisə wi' wüə in'n χaljən haŋən.

223. Hinterm Gardienchen
Steht ein Glas Wienchen.
Herr, schenk's ein!
Knecht, trink's aus!
Fall in die Knie!
Steh' wieder auf!
Wasch' deine Hände!
Trockn' s'e wieder ab!
Wasch' dein Gesicht!
Trockn' 's wieder ab!
Kämme deine Haar!
Setz deinen Haarputz auf! (Kopfputz)
Guten Tag, Papa!
Guten Tag, Mama!
Guten Tag, Musikante!
Schmeiss den Ball an die Wand!
Fang' 'n in einer Hand!
1, 2, 3.

Der Ball wird an die Wand geworfen und dabei alles gemacht, was gesagt wird; z. B. bei: Herr, schenk's ein! macht das Kind die Bewegung des Einschenkens usw.

224. Anne Marie
Fall in die Knie,
Steh' wieder auf,
Geh' und lauf,
A — b ab,
Du bist ab!

225. Eine kleine weisse Bohne
Reisete nach Engelland,
Engelland war zugeschlossen,
Und der Schlüssel abgebrochen.
Piff, puff, paff,
Denn du bist ab!

Var. für den Schluss: Kaiser kipp, Kaiser kapp,
Denn du bist ab!
oder: Bohne tipp, Bohne tapp,
Kaiser Joseph, du bist ab

Engelland vgl. Böhme, Einleitung XI.

226. Doktor Peer (= Bär)
Schicket her,
Ob der Kaffee
Fertig wär?
Nein, mein Kind, du musst noch warten.
Geh' so lange in den Garten.
Acht Uhr, neun Uhr,
Muss ich in der Schule sein;
Hab' schon einmal nachgesessen.
War mein Vater ärgerlich,
Nahm den Stock und prüfte (= prügelte) mich;
War mein Vater wieder gut,
Schenkt er mir 'nen Zuckerhut.

Drei Eifeler Volksgebräuche.

Von **Theodor Ehrlich**, Laubach.

I. Hillig.

Könnten sie reden, die altersgrauen Steine am Bohr,[1]) wie manches heimliche Geplander vermöchten sie zu verraten. Aber stumm und steif steht der Brunnenstock da, nur wenn zwei Klatschbasen besonders eifrig miteinander storjen,[2]) dann scheint auch er sich vornüberzuneigen, um das Gewisper der vor ihm Plauschenden besser verstehen zu können. Ob aber nur das Alter es ist, welches den Brunnenstock so geneigt hat, weiss ich nicht.

Heute, auf Samstag Abend gehts besonders lebhaft zu am Bohr, wo die Weiber des ganzen Dorfes versammelt zu sein scheinen. Schon über eine Stunde steht die dicke Susann mit gestemmten Hüften da, als wollte sie mit den mächtigen Steinquadern des Brunnens an Standfestigkeit wetteifern. Noch beharrlicher wie sie, scheint die kleine, schwarzhaarige Traud zu sein, die schon dreimal ihr Abendgemüse hat auswaschen müssen, da es ihr immer wieder von den umherlaufenden Schweinen umgestossen worden war. Woher nun dieses aussergewöhnliche Treiben am Bohr? Ei, gestern war die reiche Müllermariann und der Wieseklās beim Kirchherrn[3]) und Bürgermeister gewesen und heute Abend ist nach Eifeler

Sitte und Brauch Hillig. Eben noch ist der schmucke Bräutigam zur Mühle gegangen, am Brunnen von allen Weibern beglückwünscht. Am freundlichsten hatte dabei die schwarze Traud zu ihm getan, obwohl sie noch kurz vorher weniger als gut von dem Brautpaar gesprochen hatte.

Nicht weit vom Brunnen beginnen sich unterdessen die Junggesellen zu versammeln. Es scheint, als würden sie sich heute besonders freuen und zur Hilligfeier rüsten. Kein Wunder auch; denn der Kläs war ihnen ein lieber Kamerad gewesen und die Mariann war kein Pinkemälche,[4]) dem kein Junge im Dorfe gut genug war, und ihren Bräutigam vom Nachbardorf hat. Wäre dies der Fall, so würde statt des Hilligsanges bald ein ohrenzerreissendes Geheul ertönen, und Glück hätte das Brautpaar noch gehabt, wenn es am folgenden Morgen sagen könnte, dass ihm hent[5]) weiter nichts passiert und dass die Fensterrauten noch in Ordnung seien.[6]) Aber dies trifft ja jetzt nicht zu; darum setzt sich bei Einbruch der Dunkelheit die Junggesellenschar in Bewegung, indem sie singt:

1. Guten Abend, mein Kind,
   guten Abend, mein Schatz!
   Ich komm aus Lieb zu dir,
   mein Kind, mach mir auf die Tür,
   mach mir auf die Tür.
2. Die Tür ist schon zu,
   alles schläft in guter Ruh!
   Es wird niemand hereingelassen,
   heute Abend von den Strassen,
   bis morgen früh.
3. Morgen früh hab ich keine Zeit,
   sonst seh'n mich alle Leut.
   Hät'st du mich hereingelassen,
   gestern Abend von den Strassen,
   hät'st du mich erfreut

Vor der Mühle angekommen, folgt auf den Gesang ein wehmütiges Heulen,[7]) verbunden mit Schüssen und Schleifen einer alten Sense auf einem Wagenrad. Auf diese Weise angemeldet, treten zwei Burschen ins Haus, um dem Brautpaar im Namen aller Glück zu wünschen. Indessen stimmen die übrigen folgenden Gesang an:

Schönes Geldchen, schönes Gut,
schöne Mädchen die sein gut!
Oder meinst du, ich wär betrübt,
weil du einen andern liebst,
was frag ich nach dir.

Nach Beendigung des Liedes treten die beiden Burschen wieder aus der Mühle heraus, wobei sie fröhlich schmunzeln. Der Bräutigam hat ihnen nämlich ein reiches Geldgeschenk in die Hand gedrückt, wofür sie auf das Wohl des Brautpaares im Wirtshaus trinken sollen.[8]) Dorthin lenken denn die Junggesellen jetzt auch ihre Schritte, während sie singen:

1. Schönster Schatz, mein Augentrost,
hast mich ganz vergessen,
hast mir all dein Treu versagt,
hast mir mein Herz so schwer gemacht,
hast meiner ganz vergessen.

2. Des Morgens, wenn ich früh aufsteh',
die Sonn' geht auf mit Strahlen,
seh' ich mein Schatz schneeweiss gekleid,
dann hüpft mein Herz vor lauter Freud,
aus lauter Lieb und Freude.

3. Des Abends, wenn ich schlafen geh',
denk ich an jene Stunde,
denk ich an mein Herzallerliebste mein,
wo mag mein Schatz, mein Engel sein,
der mich so treulich liebet.

4. Ich hab einen Ring, der ist von Gold,
darin steht sein Name,
:,: und wenn's von Gott verordnet ist, :,:
so kommen wir zusammen.

5. Die Leut sein schlimm, sie reden viel,
das musst du selber wissen,
und wenn ein Herz das andre liebt
und auch kein Falschheit dazwischen ist,
so tut's die Leut verdriessen.

II. Hettesonnig.

Erster Fastensonntag ist's; die liebe Dorfjugend tut heute besonders belebt und scheint sich mehr als sonst herausnehmen zu dürfen. Nachwirkung der Fastnacht kann es nicht sein; denn der wird im einsamen Eifeldorfe wenig gedacht.

Kaum ist der Nachmittagsgottesdienst beendet, so nimmt das Getümmel im Dorfe zu. Vereint ziehen die Schuljungen vor das Haus des Mannes, welcher zuletzt vermeiert[9]) worden ist. Dieser hat schon einen Strohmann bereitstehen, welcher den Jungen überreicht und auf eine Latz[10]) gesteckt wird. Mit diesem voran ziehen die Kinder alsdann von Haus zu Haus, um Holz und Stroh zu sammeln. Durch das Hersingen folgender Reime werden die Leute zur Beisteuer des gewünschten Brennstoffes aufgefordert:

> jet es en šants, bō mer meat dants.
> grestian grēn eas də mei.
> jet es jeat bloudəršstrii, bō mer meat bloudrə gin.
> grestian usw.
> jet es jeat beišə, dan dē mer o*x* jeat greišə.
> grestian usw.
> jeat es o*x* en beiš štrii, dan sō mer o*x* adji.
> grestian usw.

Ist der Wunsch erfüllt worden, so wird unter Nennung des Gebers und der Gabe der Dank etwa in folgende Verse gefasst:

> anemagriitχə hât siχ wǭl bədaaʳt,
> on hât us o*x* en šants gəbraaʴt.

Während so ein Teil der Jugend eifrig mit dem Einsammeln des Brennmaterials beschäftigt ist, schleppen die übrigen Knaben das erhaltene Holz und Stroh auf einen naheliegenden Berg. Fliessen die Gaben reichlich, so wird zu dieser Arbeit gar ein Wagen genommen. Aus dem gesammelten Holz und Stroh wird eine Hütte errichtet, auf dessen Dach der Strohmann seinen Platz erhält. Unter dieser Beschäftigung ist inzwischen die Dämmerung angebrochen und der Klang der Abendglocke wird hörbar. Bei diesem Schall umziehen die Kinder betend die Hütte, welche dabei in Brand gesetzt wird. Unter Gejohl und Gesang wird dann der Einsturz der brennenden Hütte erwartet. Kaum ist dies geschehen, so wagt schon ein kecker Bursch mit kühnem Sprunge über das Feuer zu setzen. Ist der letzte Funke erloschen, so begibt sich die Schar auf den Heimweg, und reichlicher Kartoffelkuchen beschliesst in jedem Hause die Feier des Hettesonnigs.

Mit dem ersten Morgengrauen des folgenden Tages sieht man einige Personen der Feuerstelle zustreben; denn in dem Eifeldorfe sind viele arme Leute, welche den Rückstand des Feuers gut gebrauchen können. Diesmal ist ihnen aber der Hummen[11]) zuvorgekommen, der es doch gar nicht so notwendig hat. Der erwachte Unwille wird aber noch grösser, sobald man erfährt, dass er der einzige Mann ist, vor dessen Haus die Kinder gestern vergeblich gesungen hatten. Zur Strafe dafür, dass er dem Hüttenfeuer nichts beigesteuert hat, wird ihm aber auch dieses Jahr das Korn auf dem Felde ausbleiben. So der Glaube der Eifelbauern.

III. Der Pfingstbaum.

Abseits von dem unruhigen und hastigen Getriebe der Welt liegt das Eifeldorf einsam inmitten von dunklen Nadelwäldern und öden Heideflächen. Die Abenddämmerung senkt eben ihre grauen Schatten über die vereinzelten Häusergruppen, da ertönt durch die Stille das eigenartige Gerassel einer Trommel. Bei ihrem Klange lösen sich schmucke Gestalten von den einzelnen Häusern ab und nehmen ihren Weg zum Mittelpunkte des Dorfes. Unterwegs schon ballen sie sich zu einzelnen Gruppen zusammen und vereinigen sich zu Hauf auf dem Kirchplatz. Wohl lugt manches Gesicht hinterm Fenster hervor, aber verwundern tut sich niemand ob dieses seltsamen Treibens; denn es ist ja Abend vor Pfingsten, an welchem nach Väter Sitte die Maibäume aufgepflanzt werden müssen. Einige Burschen haben sich zu dem Zwecke mit Äxten, Sägen und Laternen versehen. Auch ein Wagen harrt schon, dessen herabgelassene Deichsel, einem ausgestreckten Arme gleich, die Dorfstrasse hinab, dem nahen Walde zuweist. Mit diesem Gefährt und dem Trommler an der Spitze, bewegt sich die Schar der Burschen unter Gesang dem Walde zu. Am Sur[12]) vorbei wandern sie zum Seifen,[13]) wo am Reach[14]) schlanke Rottannen wachsen. Sorgsam werden zwei der schönsten ausgewählt. Bald sind sie von gewandten Händen gefällt und auf den Wagen geworfen. Unter Gejauchz geht's wieder dem Dorfe zu auf den Kirchplatz, wo zurückgebliebene Burschen unterdessen Löcher ausgeworfen haben,

in welche die Bäume mit grossem Hallo aufgepflanzt werden. Fest wird die Erde um die Füsse der Pfingstbäume gestampft und dieselbe sorgfältig verkeilt; denn sonst haben die Jungen des Nachbardorfes leichtes Spiel, wenn sie über Nacht kommen, um die Bäume zu stehlen. Damit diese grosse Schande dem Dorfe nicht zugefügt werden kann, wird eine Wache an die Bäume gestellt. Irgend ein Labelang[15]) rechnet es sich zur Ehre an, in der gefährlichsten Stunde wachen zu dürfen. Ist am andern Morgen die Pfingstsonne über die Maibäume aufgegangen, so dürfen dieselben nicht mehr entwendet werden und für die folgende Nacht ist kein Posten mehr notwendig.

Trommelschlag am Nachmittag des Pfingstmontages ruft die Burschen wieder zusammen. Die Hüte mit Maien geschmückt, ziehen sie von Haus zu Haus, um Eier, Speck oder kleine Geldstücke zu sammeln. Vor jeder Tür melden sie sich durch folgenden Sang an:

„weil kommə mer o*x* ân disə hof,
šläft də ko*x*, su wekə mer en do*x*.
dystro, grē̄n eas də mei.“

Erhalten die Jungen die Gabe nicht sofort, so singen sie wieder eindringlicher:

lōst us net esū lay elei štōn,
mer hân der dirə no*x* mii se jōn.
dystro, grē̄n eas də mei.

Wird nun ein Geschenk gespendet, so werden Geber und Gabe in einem Reime, ungefähr folgendermassen genannt:

lisχə štreiχt seχ laŋks də want,
on het tsvei eiər en jedər hant.
dystro, usw.

Zum Dank wird nach Empfang der Gabe gesungen:

lisχə hât seχ wǫl bədaa*x*t.
on hât us o*x* tsvei eiər gəbraa*x*t.
dystro, usw.

So geht's von Tür zu Tür, keine wird überschlagen. Selbst vor der düstern Behausung des Folzhannes,[16]) den sonst jeder scheut, wird gesungen. Haben die Burschen endlich ihren Rundgang beendet, so begeben sie sich zu den Pfingstbäumen, vor welchen sich inzwischen fast das ganze

Dorf versammelt hat. Unter allgemeinem Jubel werden nun die Pfingstbäume ausgeworfen und versteigert. Der Erlös und das schon vorher erhaltene Geld liefern das notwendige Getränk zu den Eierkuchen, welche aus den gesammelten Eiern bereitet werden. Bei einem fröhlichen Schmaus im nahen Wirtshause findet dann die Pfingstbaumfeier ihr Ende.

Anmerkungen und Nachtrag.

[1]) Bohr = Brunnen. [2]) Storjen oder storgen heisst heimlich miteinander reden nach Art der Storger, jener übelbeleumundeten Wanderärzte des Mittelalters, deren in Grimmelshausens Simplizissimus Erwähnung geschieht. [3]) Kirchherr = Pfarrer. [4]) Pinkemälche ist ein hochnasiges Mädchen. Beim Reigen singen in Laubach die Kinder:

piŋkəmœ̄lχɔ ṡlox eant ṡǣlχə,
fǭn dər musɔl bəs ean dɔ rein,
bä wel dat piŋkəmœ̄lχɔ sein?
eχ ǭdər dou!
do kōm en ṡnibə, ṡnabətsu
on sōt: ma sol dɔ klânɔ feŋər eweχ du.

[5]) Das in der Eifel gebräuchliche Adverbium hent hat dieselbe Bedeutung wie das norddeutsche hint und das süddeutsche heint und ist wie diese Wörter aus dem mhd. hînaht = diese Nacht entstanden. [6]) In Eppenberg streut man fremdem Bräutigam oder fremder Braut Kaf bis zu der Strasse hinaus, nach welcher das Heimatsdorf liegt. War die Braut gefallen und hat heiraten müssen, so wird in der Gegend von Berenbach mit der Peitsche geknallt. Hat ein anderer Junge des Dorfes früher mit der Braut verkehrt, so bekommt derselbe in Berenbach bei Ulmen in der Hillignacht eine Frau aufs Dach gesetzt. Umgekehrt erhält in der Gegend von Kellberg die verlassene Braut in der betreffenden Nacht einen Strohmann. [7]) Durch das wehmütige Geheul deuten die Burschen ihre Trauer darüber an, dass die Braut für sie verloren ging und der Bräutigam ferner nicht mehr ihr Kamerad sein wird. [8]) Im Wirtshause schloss sich früher in Müllenbach bei Kaisersesch an die Hillig eine Versteigerung derjenigen Dorfschönen an, welche über 18 Jahre zählten. Der Bursche durfte eine gewisse Zeit nur mit dem ersteigerten

Mädchen sprechen, und nur er hatte das Recht, das Mädchen zum Tanz zu führen. Dieser Brauch entspricht den früher in der Eifel gebräuchlichen Mailehen zur Zeit des Maifestes. [9]) Vermeiern ist die Ziviltrauung. [10]) Latz bedeutet sowohl Stange oder Latte, als auch die aus mehreren Latten hergestellte Vorrichtung über dem Ofen zum Trocknen der Kleinwäsche. [11]) Den Beinamen Hummen erhält in der Eifel ein reicher, filziger Bauer, oder ein solcher, der gern reich scheinen möchte. [12]) Unter Sur versteht man in der Eifel einen Sumpf. Im mhd. war sur, suwer adjektivisch und bedeutete sauer, herbe, scharf, bitter. Vorstehende Eigenschaften besitzen die Pflanzen, welche in einem Sumpfe wachsen. Von dem mhd. Worte sur, welches zur Bezeichnung der Eigenschaft der Sumpfpflanzen diente, hat das ganze Gelände den Namen Sur oder Surland bekommen. [13]) Seifen nennt man in der Eifel ein sehr feuchtes, in der Regel aber fruchtbares Wiesental. Nach Duden ist die Seife ein sumpfartiges Gelände. [14]) Reach = Rain. [15]) Labelang, d. h. so lang wie Laban, der Bruder Rebekkas, welcher auf alten Bildern in auffallender Grösse dargestellt war. Einem langen Hannes singt man in Laubach folgenden Neckreim:

hanəs labanəs la boksəbân,
jōx də āl weivər hâm,
lōs də juŋə jōn,
se hân dər jō neist gədōn.

[16]) Den Beinamen Folz erhält ein Mann, der mit allen schlechten Eigenschaften behaftet ist, besonders mit Rauflust und Heimtücke.

I. Hillig. Sowohl das Wort Hillig, wie auch die betreffende Feier sind uralt. E. H. Meyer schreibt darüber in seiner „Deutschen Volkskunde“: „Vielerorts in Deutschland wird abends das junge Paar von der Musik fortgespielt und vom Festhause nach Haus begleitet. In dieser Musik und dem meist anzüglichen Niedersingen oder Ansingen vieler Landschaften ist wohl der letzte Rest des altdeutschen Hileich, des Hochzeitsliedes enthalten.“ Das in der Eifel und auf dem Hunsrück jetzt noch gebräuchliche Wort Hillig

hängt zusammen mit dem mhd. schwachen Zeitwort hî-leichen = heiraten, vornehmlich aber mit dem mhd. starken Maskulinum hî-leich = Vermählung. Jetzt wie früher ist besonders der leich gemeint, worunter im mhd. ein epischer Gesang aus ungleichen Strophen verstanden wird. Hillig hat sich also aus dem mhd. hî-leich gebildet und bedeutet demnach der dem Brautpaare am Hochzeitstage dargebrachte Gesang. Die Hilligfeier ist jetzt aber nicht mehr am Tage der Hochzeit, sondern schon vorher, und zwar am Abend nach dem Tage der Anmeldung zur Verheiratung. In der Eifel hat also nicht nur der Brauch, sondern auch die wörtliche Bezeichnung desselben mit geringer Abweichung seine Ursprünglichkeit bewahrt.

II. Hettesonnig. Wohl noch älter als die Hillig ist die Feier des Hettesonnigs, sowie die Pfingst- oder Maibaumfeier. Darf man auch nicht wie einzelne Germanisten, so Jakob Grimm, den Einfluss des germanischen Heidentums auf das bestehende deutsche Volkstum, in seiner Sprache, seinen Dichtungen, Sitten und Gebräuchen überschätzen, so finden sich doch in vielen öffentlichen Volksgebräuchen zahlreiche Anklänge an altheidnische Feste, und der häufige Ursprung jener von diesen lässt sich nicht leugnen. So stehen die früher in Norddeutschland und jetzt noch in Schweden vorkommenden Weihnachts- oder Julfeuer, und die über Deutschland verbreiteten Oster- und Johannisfeuer im Zusammenhange mit den drei grossen germanischen Opfer- und Gerichtszeiten im Winter, Frühling und Sommer, die eine deutliche Erinnerung an die altgermanische Frühlingsgöttin Ostara haben. Während die Osterfeuer kurz vor oder nach dem Osterfeste abgebrannt werden, sind die Hette- oder Hüttenfeuer auf Fastnacht oder an einem der ersten Fastensonntage. Über die Bedeutung der Fastnacht als Frühlingsvorfest schreibt Wuttke nach Mannhardt, „Germanische Mythen“: „Fastnacht hat augenscheinlich viele Erinnerungen eines alten heidnischen auf Donar und wohl mehr noch auf Frigg sich beziehenden Festes übernommen, an welchem eine Vorfeier des Frühlings, das Ende des eigentlichen Winters, stattfand.“ Bezeichnend ist auch, dass in vielen Eifeldörfern,

wo man das eigentliche rheinische Fastnachtsleben nicht kennt, am Fastnachtssonntag, oder den Sonntagen darnach, dennoch anderweitige Volksgebräuche geübt werden. So dürfte denn wohl das Hettefeuer ursprünglich die Bedeutung einer Frühlingsvorfeier gehabt haben. Zu dieser Annahme bestärkt auch die Verbrennung des Strohmannes, welche Sitte in Deutschland uralt ist und nach Grimm das Austreiben des Winters bedeuten soll.

Die alten Opferfeste waren mit einem Opferschmaus verbunden, der aus besonderen Gerichten bestand. Die Gebildbrote, jene Backwaren, die jetzt noch zu besonderen Zeiten und Gelegenheiten hergestellt werden, sind ein Rest des heidnischen Gebrauches, bei Kulthandlungen Bilder der Götter und heiligen Tiere zu bilden. Daneben wurden bei den Götterfesten auch noch besondere Speisen hergerichtet und genossen. So glaubt man die kleinen Kartoffelkuchen, Kräppel genannt, welche Fastnacht in vielen Gegenden Deutschlands gegessen werden, aus Opferkuchen entstanden. Möglich, dass der Kartoffelkuchen in Laubach und die Waffeln am Hettesonnig in Berenbach, ebenso wie die Hutzeln am Hutzelsonntag in Hessen, welcher am ersten Fastensonntag ähnlich wie der Eifeler Hettesonnig gefeiert wird, ursprünglich die Bedeutung von Opferspeisen hatten. Kannte man früher auch keine Kartoffel- oder Pfannenkuchen, so wird es ein entsprechend ähnliches Gericht gewesen sein. Hutzel ist der mhd. Ausdruck für gebackene oder getrocknete Birnen und jetzt noch in demselben Sinne in Mitteldeutschland gebräuchlich. In der Eifel und auf dem Hunsrück bezeichnet das Wort Hotzel kleine unedle Birnen. Man kennt Hunnighotzel und Trankhotzel; erstere ihres Geschmackes, letztere ihrer Verwendung wegen so benannt. Das schwäbische Hutzelbrot ist ein Gebildbrot, welches zur Weihnachtszeit gebacken wird.

Der Glaube, durch Beisteuer zum Hottefeuer Misswachs vom Kornfelde fernzuhalten, weist auf die abergläubischen Meinungen hin, die sich in ähnlicher Weise an die nichtkirchlichen Osterfeuer, sowie an die Johannis- und besonders an die Notfeuer knüpfen. Letztere wurden schon im 8. Jahrhundert erwähnt und kirchlich verboten.

Nach einer mündlichen Mitteilung aus Leibolz, Kreis Hünfeld, wird das Feuer am Hutzelsonntag, um welches die Knaben mit Strohfackeln herumspringen, von den dortigen Bürgern als eine Erinnerung an die Gefangennahme Jesu angesehen, bei welcher die Häscher auch Fackeln trugen. Diese Deutung und die oft noch so sinnigen christlichen Auslegungen anderer Volksgebräuche ändern an der meist altheidnischen Herkunft nichts, die häufig auch noch in einzelnen Zügen scharf ausgeprägt ist.

III. Der Pfingstbaum. Eine Pfingstfeier lag ursprünglich nicht in dem Bereich der Feste des deutschen Heidentums. Wo Pfingsten jetzt volkstümlich begangen wird, hat es die Bedeutung eines Sommerfestes und ist an die Stelle der Maifeier getreten, welche als eine Vorfeier zum eigentlichen Sommer- oder Sonnenwendfest am Johannistage betrachtet werden darf. Der 1. Mai wurde von den Germanen als besonders heilig betrachtet und war dem mächtigen Asen Donar, dem Sohne Odins, geweiht. An diesem Tage waren die grossen Maiversammlungen mit ihren Opfer- und Gerichtshandlungen. Neben dem 23. April, dem Georgitag, galt er lange als Ausfahrtstag des Viehes und Beginn der Weidezeit. Ähnlich wie die Volksversammlungen am 1. Mai, nahmen die heidnischen Germanen für die vorhergehende Nacht wohl eine Götterversammlung an, woraus dann in christlicher Zeit der Glaube an die Hexenzusammenkünfte sich gebildet haben mag. Zu diesen Hexensabbaten erschienen die Teilnehmer auf Besen reitend. Überhaupt spielte der Besen in Aberglauben und Gebrauch am 1. Mai und in der vorhergehenden Walpurgisnacht eine grosse Rolle. Er galt nicht nur als Symbol der Hexen, sondern auch als Schutzmittel gegen dieselben. Dieser Besen kehrt auch in der Eifeler Mai- oder Pfingstbaumfeier wieder, und zwar ist es der Baum selbst, welcher dadurch, dass man ihm nur die Äste an der Spitze lässt, das Aussehen eines riesigen Besens erhält. Dieses ehemalige Wahrzeichen der Hexen und vordem wahrscheinlich dasjenige der Priesterinnen Donars, tritt uns in dem Maibaum noch deutlicher entgegen, wenn die Rinde von dem Baume geschält wird, wie dies auf dem Westerwald allgemein üblich ist.

Die Bezeichnung Pfingstbaum ist mit Maibaum vollständig identisch. Ursprünglich war wohl überall der 1. Mai der Tag dieses Volksfestes. An manchen Orten hat man dann Pfingsten, „das liebliche Fest“, als Zeitpunkt dieses Volksbrauches ersehen. Bezeichnend ist aber, dass auch dort, wo die Pfingstbaumfeier stattfindet, der Name Maibaum gebräuchlich ist. Auch nimmt die Feier des Pfingstbaumes zu Pfingsten und die des Maibaumes am 1. Mai denselben Verlauf, mögen diese Volksgebräuche auch an den verschiedenen Orten mehr oder minder lokal gefärbt sein. Die Identität der volkstümlichen Mai- und Pfingstbaumfeier dürfte daher gewiss sein.

Über Hettesonnig und Pfingstbaum siehe die einschlägigen Stellen aus den Werken von Wuttke, E. H. Meyer und Dr. Otto Henne am Rhyn.

Nachstehend folgen noch einige Liedtexte, wie sie bei den eingangs beschriebenen Volksgebräuchen in einzelnen Eifeldörfern gesungen werden.

In Hauroth sang man früher zur Hillig:

Ich hab mein Feinherzliebchen
so lang nicht mehr gesehn,
ich sah sie gestern abend
bei einem andern stehn.
Ich tat sie freundlich grüssen,
der Vater soll's nicht wissen,
das hat mich sehr verdrossen.
Der Vater wird's gewahr,
dass jemand bei ihr war.
Wart, du junges Mädchen,
es wird dich schon gereuen.
Wenn and're junge Mädchen
zum Tanzboden gehn,
so musst du junges Weibchen
mit deinem zarten Leibchen
wohl bei der Wiege stehn.
Musst singen: Heiapopeia, schlaf,
du kleines Mäuschen, schlaf,
schlaf ein in guter Ruh,
und tu die kleinen Äuglein zu.

Folgendes Lied singen in Eppenberg die Kinder beim Einsammeln des Brennstoffes zum Hettefeuer:

jet es ę pār šantsə,
bo mər bei dantsə,
jet es ę pār beišə,
bo mər bei greišə.
bœ̄r es neist get,
de wērd gəšmekt
bœ̄r es neist bräŋt,
de wērd gəsäŋt.
jet es jeat on lōst es jōn,
mer hân der dirə nox mii sə jōn.

In Kaisersesch, wo man das Hettefeuer zwar nicht mehr kennt, sammeln die Kinder am ersten Fastensonntag Schnitzel und gebackene Birnen, indem sie von Haus zu Haus singen:

gōd frâχə,*) bo bęstə?
joovə, joovə, jestə.
ärvəs on də buunə,
got sal deχ luunə.
jef es jeat on lōs es jeat!
mer hân dər dirə nox mī tsə jōn.
häär, häär, šnets häär,
häär, häär, gəbaknə birə häär,
häär, häär, aləs häär!
də himəlsdiir ęs of jədōn,**)
də hęlədiir ęs tsō jədōn.
klępər, klępər, riŋəlχə
et kōmə tsvei armə jiŋəlχər,
sə woltə of də drōbaŋk jōn;
də drōbaŋk wōr vəršlosə,
də šlesəl wor tserbroxə,
bęr sol ən maaxə?
də leiədekər of'm kärχətōrm,
wat sal mər dem tse easə jœ̄û?
bodərmeləχ on jaštəbruut
šlât də kuštiχə***) bouər dūt.

Obwohl eine Mai- oder Pfingstbaumfeier in Berenbach nicht gekannt ist, sammeln die Jungen Pfingstsonntag Eier, wobei sie folgendes Lied singen:

---

*) frœ̄χə ist die Grossmutter; hœ̄riχə der Grossvater.

**) Diese Verse sind als Erinnerung an die alte Frühlingsfeier sehr bedeutsam.

***) kuštiχə = geizige.

Hier kommen wir gegangen,
Die Eier zu empfangen.
Heiter Liebchen fein,
so singen uns die Vögelein.

Bringt uns deren viere.
Heiter Liebchen fein.
Übers Jahr kommen wir wiere (wieder).
Heiter Liebchen fein,
so singen uns die Vögelein.

Bringt uns deren zwölfe.
Heiter Liebchen fein.
Die Eier tun wir in die Körbe.
Heiter Liebchen fein,
so singen uns die Vögelein.

Bringt uns deren zwanzig.
Heiter Liebchen fein.
Die Mädchen die betanz ich.
Heiter Liebchen fein,
so singen uns die Vögelein.

Bringt uns deren dreissig.
Heiter Liebchen fein.
Die Mädchen sind so fleissig.
Heiter Liebchen fein,
so singen uns die Vögelein.

Nachdem sie die Eier erhalten:

Wir sagen dem Mädchen auch schönen Dank.
Heiter Liebchen fein.
Dass es uns die Eier gebracht.
Heiter Liebchen fein,
so singen uns die Vögelein.

Erhalten die Jungen nichts, so beschliessen sie ihren Gesang mit einer höchst unpoetisch klingenden Drohung, welche darum hier nicht wiedergegeben werden soll. Dass sich solche Derbheiten in den Volksgebräuchen vorfinden, liegt in der Natur der Sache und ist durch den rauhen Sinn der Landbevölkerung bedingt und erklärbar. Leider schleichen sich daneben aber auch sonstige unangebrachte und selbst anstössige Neuerungen ein. So betete man früher in Hauroth beim Fastnachtsfeuer den Rosenkranz; jetzt begnügt man sich damit, die Mädchen in roher Weise um das Feuer zu treiben. Hillig und Pfingstbaumfeier leisten häufig dem

Branntweintrinken Vorschub und ohne starken Genuss dieses gemeinsten aller Getränke geht vielerorts eine solche Volksfeier nicht mehr ab. Daher finden die Volksgebräuche immer mehr Gegner und drohen ganz zu verschwinden. Anstatt aber so das Kind mit dem Bade auszuschütten, sollten die massgebenden Kreise sich darauf beschränken, die abergläubischen und die mit den Gesetzen des Anstandes sich nicht gut vertragenden Momente auszumerzen, vor allem aber mitsorgen, dass die Gebräuche nicht ausarten und keine unpassenden Neuerungen eindringen. Zu solchen Reformen ist aber nur der befähigt, der die Volksseele und ihre Äusserungen zu begreifen bestrebt ist, ohne Vorurteil an sie herantritt und nicht alles, was mit dem Volke zusammenhängt, als gemein von sich weist.

Volkstümliches von Nahe und Blies.

Von **Franz Massing**, Oberstein.

I. Das sogenannte Branchen.

Eine in dem Gebiete der Nahe und Blies früher tagtäglich im Volksleben aufgetretene, jetzt wohl nur mehr vereinzelt dastehende Erscheinung ist das Besprechen von Krankheiten, das sogenannte Brauchen. Welches die eigentliche Herleitung und Bedeutung des Wortes „Brauchen“ als Mittel, Menschen und Tiere von tückischen Krankheiten zu befreien, ist, kann nicht mit Bestimmtheit angegeben werden. Mit ziemlicher Sicherheit kann man aber annehmen, dass es von dem Zeitwort gebrauchen kommt, d h. gewisse Sprüche, Formeln und Gebete gegen Krankheiten gebranchen, um sie unwirksam zu machen oder zu vertreiben. Hauptsächlich besorgen das Brauchen ältere Personen, namentlich Frauen.

Im Nachstehenden werde ich an einer Reihe von Beispielen zu zeigen versuchen, wie gebraucht wird, welchen Anklang und welchen Glauben diese Tätigkeit — eine Art Wunderkraft, wie sie von den alten Deutschen den Frauen zugedacht wurde — beim Volke gefunden hat und zum Teil

sogar heute noch, wo die Geistlichkeit sie als einen vom Standpunkt des Christentums aus durchaus zu verwerfenden Aberglauben geisselt und bekämpft, findet, und wie sich solche Frauen einer besonderen Sympathie — ja man könnte sagen Verehrung — bei den Bewohnern ihres Ortes erfreuen. So lauschte ich einst der Erzählung eines Restaurateurs, wie er mit voller Begeisterung die Wirkungen des Brauchens schilderte. Als kleiner Junge, so erzählt der etwa 50 Jahre zählende Herr, hatte ich in beiden Kniekehlen Flechten, die mir immer schreckliche Schmerzen verursachten. Mein Onkel, der ein berühmter Arzt war, versuchte alle Mittel, mir zu helfen, aber vergebens Meine Eltern zogen noch andere Ärzte zu Rate, aber keiner konnte dem Übel Einhalt tun. Nun wohnte in meiner Heimat eine alte Frau, die das Brauchen verstand. Auf den Wunsch meiner Eltern kam sie jeden Tag nachmittags zwischen 6 und 7 Uhr in unser Haus und nahm mich in Behandlung. Zuerst musste ich ihr versichern, dass ich an das Brauchen glaube; denn andernfalls erklärte sie, mir nicht helfen zu können. Um von den Schmerzen befreit zu werden, schenkte ich der Sache Glauben. Nun befeuchtete die gute Alte den Zeigefinger der rechten Hand mit Speichel, strich dreimal um die schmerzenden Stellen und sprach dabei langsam einige Worte, die ich jedoch nicht verstehen konnte. Nachdem sie ihre Handlung zweimal wiederholt hatte, wurde die bisher immer wunde Stelle trocken und zog eine Kruste. Nach 14 Tagen waren die Flechten verschwunden, und habe ich bis heute keine Schmerzen mehr empfunden. Als mein Onkel und die übrigen Ärzte dies erfuhren, waren sie ganz starr vor Verwunderung über die schnelle Heilung. Ein andermal hatte ich mir den Fuss verrenkt. Der Arzt drückte und drehte an dem Fusse und rieb ihn mit Salbe ein. Aber dieser schwoll immer mehr an und verursachte grössere Schmerzen. Wieder wurde die alte Frau gerufen, um ihre Kunst auch diesmal zu zeigen. Sie drehte an dem Fuss, strich dreimal mit ihrem mit Speichel angefeuchteten Zeigefinger über die schmerzende Stelle und betete dazu. Nach einigen Tagen schlug die Geschwulst nieder und die Schmerzen hörten auf. So hatte sich das

Brauchen auch diesmal wieder bewährt. Darum erfreute sich die Frau grosser Beliebtheit bei meinen Eltern wie auch bei allen Bewohnern des Ortes und alles blickte mit einer Art heiliger Scheu und Verehrung zu ihr hinauf.

Verschiedene andere Arten von Brauchen, die Schreiber dieser Zeilen selbst erlebt hat, sind folgende:

1. Infolge von Erkältung oder Durchzug bekommen die Kühe, namentlich wenn sie noch frisch sind, d. h. noch nicht lange gekalbt haben, zuweilen eine Krankheit an das Euter, in hiesiger Gegend „Flugg“ oder „wildes Feuer“ genannt. Die fachmännische Bezeichnung kann leider nicht angegeben werden. Nach Ansicht der Leute werden einzelne Striche des Euters hart; die Fettkügelchen in der Milch vereinigen sich zu kleinen Klümpchen, Stoppen genannt. Merkt die Frau beim Melken etwas Derartiges, so ruft man schleunigst eine Person, die das Brauchen versteht. Diese reibt dann der Kuh mit der flachen Hand den Rücken, immer vorne anfangend, wobei sie sagt: „Hast du das wilde Feuer, so komme an dich das natürliche Feuer! Es helfe dir Gott der Vater, der Sohn und der heilige Geist!“ Hierauf betet sie das Vater unser und das apostolische Glaubensbekenntnis, und spätestens am nächsten Tage ist die Kuh wieder gesund.

2. Hat ein kleines Kind Ausschlag im Gesicht, so dass das ganze Gesicht weh ist, eine Krankheit, die in hiesiger Gegend „Nachtsbrand“ genannt wird und im allgemeinen schmerzlich ist und lange währt, so nimmt man nach Anwendung aller möglichen Mittel seine Zuflucht zum Brauchen. Der Braucher befeuchtet den Zeigefinger der rechten Hand mit Speichel und streicht dreimal um die wunden Stellen herum, wobei er spricht: „Unser Herr Jesus zog über das Land, da sah er den Nachtsbrand, er streckte aus seine gebenedeite Hand und tötete den Nachtsbrand.“ Dies wird dreimal zwischen 6 und 7 Uhr abends wiederholt. Der Vater des Kindes oder wenn dieser nicht mehr lebt, der Grossvater oder Onkel, nicht aber die Mutter, muss 9 Tage lang abends zwischen 6 und 7 Uhr das Vaterunser und das apostolische Glaubensbekenntnis beten; unterlässt er dies einmal, so muss er wieder von vorne anfangen; am neunten Tage zieht die

Wunde eine Kruste, der Nachtsbrand ist tot. In letzter Zeit kennt man diese Krankheit nicht mehr; sie mag wohl, da sie fast ausschliesslich bei armen Kindern auftrat, die Folge einer schlechten Ernährung und der Unreinlichkeit gewesen sein. Der einzige Mann, der für diese schreckliche Krankheit brauchen konnte, ist zum grössten Leidwesen der Leute vor einigen Jahren gestorben.

3. Ferner brauchte man für die Gelbsucht. Die kranke Person musste drei Läuse fangen, diese auf einem Butterbrot tot drücken und das ganze essen. Zuvor wurde noch das Kreuzzeichen über das Butterbrot gemacht; während des Essens betete die brauchende Person; die Worte können leider nicht angegeben werden, da die Brauchenden diese niemand mitteilen. Ein eigentümliches Mittel hat man auch zur Feststellung der Gelbsucht. Eine Person, die sich auf das Brauchen versteht, misst mit einem Bindfaden die kranke Person um den Leib, schneidet den Faden bis auf die Länge des Bauchumfanges ab, wickelt ihn um ein Ei und legt beides ins Feuer. Verbrennt der Faden, ehe die Eierschale zerspringt, so hat die betreffende Person die Gelbsucht. Springt das Ei zuerst, so hat sie dieselbe nicht.

4. Auch gegen Hautgewächse hatte man ein derartiges Mittel. Hat z. B. jemand ein Hühnerei grosses Gewächs — Oberbein genannt — auf dem Kopf oder auf der Hand, so muss er in der Kirche bei der Wandlung achtgeben, ob er nicht zwei Personen sprechen sieht. Ist dies der Fall, so sagt er: „So schwer wie die zwei sündigen, so schnell soll auch mein Oberbein vergehen! Im Namen des Vaters, des Sohnes und des hl. Geistes.“

II. Sprüche, Zeichen und Vorbedeutungen.

Giesst man einem jungen Mädchen beim Trinken Bier oder Wein ins Glas, wenn dasselbe noch nicht ausgetrunken ist, so muss dasselbe 7 Jahre warten, bis es einen Mann bekommt; passiert dies einem jungen Manne, so bekommt er erst nach 7 Jahren eine Frau. Juckts einem an der Nase, so wird man etwas Neues gewahr. Fällt einem das Messer mit der Spitze in den Boden, so erhält man einen Brief, der

freudige oder traurige Nachrichten bringt, niemals aber allgemeinen Inhaltes ist. Dasselbe ist der Fall, wenn einem der Schuhriemen aufgeht; passiert das jungen Leuten, so sagt man gewöhnlich: „Dein Schatz hat an dich gedacht.“ Knarrt die Tür beim Oeffnen und Schliessen, so gibt es Regen.

III. Besondere Gebräuche.

1. An 4 Samstagen jedes Jahres, den sogenannten Halfeiertagen (=Halbfeiertagen), arbeiten die Bewohner der Ortschaften Bliesen, Winterbach, Oberthal und Namborn nichts auf dem Felde, nähen und stricken nicht, sondern gehen zum grössten Teil wallfahrten. Ihr Ziel ist die Wendalinuskapelle bei St. Wendel. Auf ein mit der Glocke morgens gegen 9 Uhr gegebenes Zeichen sammelt sich Alt und Jung bei der Kirche und ziehen dann in einer Prozession unter Gebet zu vorbezeichneter Stätte. Die vier Tage sind der Samstag vor Weihnachten, der letzte Samstag im alten und der erste im neuen Jahr und der Tag vor Pfingsten. Dieser Gebrauch verdankt seine Entstehung einem schweren Gewitter, das einst diese Gegend schrecklich heimsuchte und alles zerstörte. Um Gott zu bitten, dass er derartiges verhüte, beschlossen die Einwohner an den oben bezeichneten Tagen zur Wendalinuskapelle zu wallfahrten. Diese Tage hat man gewählt, weil der Samstag der Mutter Gottes geweiht ist und weil die Leute an diesem Tage die beste Zeit haben. — Auch am Mittwoch nach Pfingsten darf niemand im Felde arbeiten. Pflügt er ein Feld oder arbeitet er in einer Wiese, so wird alles voll Maden, die ihm dann die Früchte und das Gras durch Abbeissen der Wurzeln zerstören.

2. Dieser Gegend eigen ist auch noch das Einsegnen der Häuser am 30. April abends. Gegen 12 Uhr nimmt der Hausvater oder die Mutter ein Gefäss mit Weihwasser und einen gesegneten Palmzweig und segnet nun Wohnung, Stall, Scheune, Heuboden, Fruchtspeicher und Keller ein, damit die Hexen keine Macht haben übeles anzurichten. Denn in dieser Nacht reiten die Hexen auf einem Besen durch die Strassen, Gärten und stellen Unheil an, wie man hier zu sagen pflegt. In dieser Nacht wird auch noch allerhand

unsinniges Zeug gemacht. So malen die erwachsenen Burschen den Jungfrauen Maimänner an die Häuser oder machen eine Strohpuppe, schmeissen sie ihnen zum Fenster hinein oder hängen sie vor Türen und Fenster auf. Namentlich sind es jedoch die Hexen, die den Unfug treiben. Wo sie auf ihren Besen durchreiten, verdirbt alles. So steht in der Nähe Namborns ein alter Baum, der zur Hälfte dürr, zur Hälfte noch grün ist. Zwischen den beiden Teilen des sich in zwei Stämme teilenden Hauptstammes ist eine Hexe durchgeritten; daher bleibt die eine Hälfte dürr.

3. Mit diesem Glauben an die Hexen steht auch wohl die Furcht vor bösen Geistern in Verbindung, die in hiesiger Gegend leider noch sehr gross ist. So lauschte ich einst den Worten eines Landmannes, etwa in Mitte der 30er Jahre, der ein recht grosser und starker Mann war, wie er in festem Glauben und mit einem gewissen Angstgefühl erzählte von einem Geist, der ihn einst verfolgte. Ich ging — so erzählte der gute Mann — eines Abends von dem benachbarten Dorfe Steinberg nach meiner Heimat Namborn. Unterwegs musste ich an einem ziemlich grossen Walde, hauptsächlich aus Tannen bestehend, vorbeigehen. Als ich den aus dem Walde kommenden kleinen Bach überschritten hatte, sah ich plötzlich ungefähr fünf Schritte hinter mir eine Gestalt, die mich beständig verfolgte. Ich schlug mit meinem Stock nach ihr, konnte sie aber nicht treffen. Vor Angst lief ich, so schnell ich konnte, meiner Heimat zu. Als ich ungefähr fünf Minuten vor dem Dorfe einen rechts abschüssigen Pfad passierte, fiel mir infolge eines leichten Schlages meine Mütze in den Graben, und die Person war verschwunden. Leichenblass eilte ich nach Hause und nahm mir vor, diesen Weg des Nachts nicht mehr zu gehen. Etwas Ähnliches passierte einem frommen Schuster, der einst von einer Kirmes in dem benachbarten Dorfe Bliesen seiner Heimat N. zusteuerte. Als er nämlich unterwegs an einem ziemlich grossen Fichtenwalde vorbeiging, zeigte sich ihm ein Licht. In der Meinung, das Licht zeige ihm den Weg nach Hause, folgte er demselben. Doch wie erschrak er, als dies ihn mitten in den dunkeln Wald hineinführte, und er nun trotz beständigen Laufens nicht mehr

herauskam, bis am folgenden Tage wieder der Sonnenaufgang ihn begrüsste. Derartige Geschichtchen könnte ich noch viele erzählen, doch könnten sie dem Leser schliesslich langweilig werden. Deshalb will ich noch einige, wohl dieser Gegend eigentümliche Gebräuche hier mitteilen.

4. In der Pfingstnacht ziehen die jungen Burschen gegen Tagesanbruch in den Wald, umwickeln einen aus ihrer Mitte mit Birkenzweigen und wandern dann von Haus zu Haus, beständig rufend: „Quak, Quak, flieh heraus, flieh dem Härn (Pastor) en sein Haus, breng 'n Korb voll Eier 'raus, mer ens, der ens, dem anern gar nicht.“ An jedem Haus bekommen die Burschen dann etwas zum Essen oder Trinken oder Geld. Die eine Hausfrau gibt ½ oder 1 Dtzd. Eier, die andere ein kräftiges Stück Speck oder Schinken, eine dritte offeriert Branntwein, andere geben Geld. Nachdem die Burschen so die Runde durch das Dorf gemacht haben, gehen sie ins Wirtshaus, wo sie die Eier backen und dann alles verzehren. Genau so machen sie es an Fastnacht; nur ist dann der eine oder andere maskiert und spielt auf einer Mund- oder Ziehharmonika allerlei Weisen, wozu die anderen ihre Lieder singen. Dasselbe ist auch in der Johannis-Nacht (24. Juni) üblich, wozu folgendes Liedchen gesungen wird:

Heute haben wir die Gehannsnacht (= Johannisnacht),
rosenrot, reichs Blümlein rot,
so sodern wir die ganze Nacht,
so mein liebes Wäschen, so mein liebes Wäschen (= Base).

Halt droben auf der Leie (= auf dem Leien = Schifferdach),
rosenrot, reichs Blümlein rot,
da steht ein Korb voll Eier,
so mein liebes Wäschen, so mein liebes Wäschen.

Die Eier sind zerbrochen,
rosenrot, reichs Blümlein rot,
so gebt uns eure Tochter,
so mein liebes Wäschen, so mein liebes Wäschen.

Die Eine ist so kleine,
rosenrot, reichs Blümlein rot,
so gebt uns zwei für eine,
so mein liebes Wäschen, so mein liebes Wäschen.

Die andere ist so grosse,
rosenrot, reichs Blümlein rot,
so wollen wir drum losen,
so mein liebes Wäschen, so mein liebes Wäschen.

Bei Bingen, da gingen wir über den Rhein,
rosenrot, reichs Blümlein rot,
da wollen wir auf der Hochzeit sein,
so mein liebes Wäschen, so mein liebes Wäschen.

Jetzt danken wir für Eure Gaben,
rosenrot, reichs Blümlein rot,
die wir von Euch empfangen haben,
so mein liebes Wäschen, so mein liebes Wäschen.

(Danksagung und wenn man nichts mehr bekommt)

Jetzt danken wir ganz fleissig,
rosenrot, reichs Blümlein rot,
in Eure Gabe .... ich,
so mein liebes Wäschen, so mein liebes Wäschen.

5. Ein eigentümlicher Brauch ist auch das Begraben der Kirmes. Nachdem man Sonntag, Montag und Dienstag und den darauffolgenden Sonntag tüchtig Kirmes gefeiert hat, wird die Kirmes am Montag nachmittag begraben. Auf einen Wagen lädt man ein Fass Bier und fährt ausserhalb des Dorfes auf einen unbebauten Hügel. Vor dem Wagen reitet ein Herold auf festlich geschmücktem Ross; dem Wagen folgen die Burschen des Dorfes mit Fahnen und Stränssen. Ist man auf dem Begräbnisplatz angekommen, so gräbt man eine Grube. Neben ihr stellt man das Fass Bier auf; die Teilnehmer lagern sich am Boden und trinken unter allerlei Gesängen das köstliche Nass. Hierauf wird das Fass in die Grube gesetzt und ringsum Erde angehäuft. Während dieser Aktion singt einer, mit einem langen schwarzen Überzieher bekleidet, das De profundis und Libera in einzelnen Absätzen, wobei ihm ein anderer die übrigen Verse wechselweise abholt. Sodann kehrt man zum Wirtshause zurück; dort wird zum Zeichen der Trauer noch ein Glas Bier getrunken, und die Kirmes ist vorbei.

6. Früher, als in hiesiger Gegend noch gesponnen wurde, war eine herrschende Sitte das sogenannte Maiengehen. Bei Einbruch der Dämmerung sah man die Mädchen und jüngeren

Frauen mit ihren Spinnrädern in ein bestimmtes Haus gehen; dort arbeiteten sie dann zusammen und unterhielten sich. Um 10 Uhr begab sich alles nach Hause. Mit den Häusern wurde immer in derselben Reihenfolge abgewechselt.

Das „Brückenspiel" in der Rheinprovinz.

Von Seminarlehrer **P. J. Kreuzberg.**

Am 7. März 1904 hielt Herr Professor Dr. O. Willmann aus Salzburg in Bonn vor vielen dankbaren Zuhörern einen Vortrag: „Die Poesie in der Kinderstube". Der Redner unterliess es in seinem Vortrage nicht, auf die Bedeutung der Kinderspiele für die Mythologie hinzuweisen. Sein Hinweis auf das Reigenspiel von der „goldenen und faulen Brücke, wie es in allen Gegenden Deutschlands vorkommt", veranlasste den Verfasser der vorliegenden Skizze, das Brückenspiel im Rheinlande näher zu verfolgen. Wenn auch andere vor ihm (z. B. Mannhardt in Wolfs Zeitschrift für die deutsche Mythologie II 190) diesem Spiele ihre besondere Aufmerksamkeit zuwandten, so glaubt er, dass doch die vorliegende Arbeit dadurch nicht ganz überflüssig wird.

Die angeführten Varianten dieses Spieles, die sich leicht noch vermehren lassen, die aber die im Rheinlande wesentlichen Abweichungen des Spieles zeigen dürften, bieten teilweise interessante Vergleiche. Jeder Leser kann dieselben mit leichter Mühe selbst anstellen. Es wird nicht schwer sein, die älteren Formen des Spiels von den jüngeren zu unterscheiden.

I.

In der Heimat des Verfassers, im unteren Aggertal (Siegkreis), zeigt das Brückenspiel folgenden Verlauf:

Zwei Kinder, die Anfänger des Spiels, verabreden sich geheim bestimmte Namen: Engəl on Düvəl, Sonn on Mond, Gaffəl on Metz, Hus on Schtüər, u. a. Dann stellen die beiden sich so gegeneinander auf, dass ihre verbundenen und aufgehobenen Hände eine Brücke bilden. Sie bilden also die Brückenpfeiler. Die übrigen Spieler stellen sich in Flanken-

reihe quer zur Brücke auf, fassen sich gegenseitig an den Kleidern und singen, indem sie durch die Brücke kriechen:

Wir wollen eine polnische Brücke bau'n.
Wer hat sie denn zerbrochen?
:,: Der Goldschmied :,: mit seiner jüngsten Tochter.
Lasst sie doch wieder bau'n!
Womit denn?
:,: Mit Ketten :,: Mit Ketten und mit Stangen.
:,: Kriecht alle durch! :,:

Kommt der letzte der Mitspielenden unter die Brücke, so wird er festgehalten und leise gefragt:

Wat wells du, Engəl odər Düvəl? Sonn odər Mond? usw. Er entscheidet sich nun, ohne dass die Mitspieler es hören (bis zum Schluss des ersten Teiles des Spieles weiss keiner der noch durchziehenden Mitspieler, wer Engel oder Teufel ist) nnd stellt sich hinter den, dessen Partei er erwählte. Die Reihe zieht nun von neuem singend so oft durch die Brücke, bis alle Spieler abgefasst und in zwei Scharen verteilt sind.

Nun beginnt der zweite Teil des Spieles: Der Kampf. Auf die eine Seite eines Striches stellen sich in Flankenreihe die Engel, auf die andere Seite ihnen gegenüber die Teufel. Der Hintermann fasst seinen Vordermann mit vorn geschlossenen Händen um den Leib. Die beiden „Anführer“ des Spieles, die vorn stehen, reichen sich die Hände nnd halten sich gegenseitig fest. Einer zählt: 1, 2, 3! Auf 3 ziehen alle nach den entgegengesetzten Seiten; wer losgerissen und über den Strich gezogen wird, muss in der feindlichen Reihe mitziehen. Die Reihe, welche zuerst über den Strich gezogen wird, hat verloren.

Wird das Spiel von Mädchen gespielt, so unterbleibt meist der Kampf; den Knaben ist dieser die Hauptsache. Sie drängen daher anch den Text vielfach möglichst zusammen und singen nur:

:,: Zum kruff dodorch :,:
De letztə moss bəzahlən!

[Im folgenden bezeichnet a den Spieltext, b die Spielweise][1])

[1]) Wo die Quelle des Textes nicht besonders vermerkt ist, wurde derselbe entweder vom Verfasser an Ort und Stelle selbst aufgezeichnet oder durch Schüler der Seminare in Prüm und Siegburg vermittelt.

2. Aus Siegburg.

a. :,: Macht auf das Tor! :,:
Es kommt ein goldner Wagen.
:,: Wer sitzet denn darin? :,:
Ein Mann mit einem Kragen.
:,: Was hat er denn getan? :,:
Er hat einen Ring gestohlen.
:,: Was will er denn? :,:
Er will die letzte holen.

b. Die Spielweise ist dieselbe wie bei 1.

3. Aus Westerhausen (Westerwald).[1]

a. :,: Hier steht ein Baum :,:
Mit Gold- und Silberschalen.
:,: Wer hatte das getan? :,:
Dem König seine Tochter.
:,: Drum kruchet alle durch! :,:
Der letzte muss bezahlen!

b. Spielweise wie 1. Die Brückenpfeiler sind „Engəlchən und Teufəlchən," „Äppəlchən und Biərchən" oder „Messərchən und Gäbəlchən." — Nach dem Kampf müssen die Verlierenden neunmal durch die „Kloppgasse" (Neun Fäuste.)

4. Ans Kalk bei Köln.

a. :,: Machet auf das Tor! :,:
Es kommt ein schöner Wagen.
:,: Wer sitzet denn darin? :,:
Ein Mann mit langen Haaren.
:,: Was will er denn? :,:
Er will die letzte haben.
:,: Was hat sie denn getan! :,:
Die letzte hat gestohlen.
:,: Was hat sie denn gestohlen? :,:
Dem König seine Kronen.
(oder: Dem Schuster seine Sohlen.)

b. Spielweise wie 1. Der Kampf (das Ziehen) unterbleibt. Die Spieler sind meist Mädchen. Die Strafe aber hat sich erhalten. Die geringere Partei, gleichviel ob Engel oder Teufel, muss durch die „Kloppgasse".

---

[1]) Von Herrn Präparandenlehrer Dinkelbach in Siegburg.

5. Aus Leichlingen und Opladen.

a. :,: Die milde Blume :,:
Mit Gold und Silber beschlagen.
:,: Wer hat das getan? :,:
Dem König seine Tochter.
:,: Jetzt kruffen wir herein. :,:
Der letzte muss bezahlen.

b. Spielweise genau wie 1.

6. Aus Elberfeld.

a. :,: Kriech durch :,:
Durch die goldne Brücke!
:,: Sie ist entzwei, :,:
Wir woll'n sie wieder machen.
Mit was?
Mit Gras,
Mit Steinelein
Und mit Beinelein,
Der letzte soll gefangen sein.

b. Die gewöhnliche Spielweise ist wie 1. Man kennt in E. aber noch eine zweite Spielweise: Der unter der Brücke Festgehaltene wird gefragt:

„Was fliegt oben?“ — Antwort: „Vogel.“
„Was kriecht unten? — Antwort: „Wurm.“
„Dreimal nicken ohne zu lachen!“

Lacht der Spieler nicht, so ist er ein Engel, besteht er die Probe nicht, so ist er ein Teufel.

7. Aus Meiderich.

:,: Der Wilhelmbaum :,:
Mit gold un silwer beschlage,
:,: Da kruup mal dadurch! :,:
Der letzte muss beza - a - ahlen.

b. Der erste Teil der Spielweise wie bei 1. Statt des Kampfes aber müssen die Teufelchen durch die „Kloppgasse“. Dabei singen die Engelchen:

Di engəlkəs waddə gədragə,
Di düwəlkəs waddə gəschlagə.

8. Aus Essen a. d. Ruhr.

a. :,: Macht auf das Tor :,:
Es kommt ein grosser Wagen!
:,: Wer sitzt darin? :,:
Ein Mann mit rotem Kragen.
:,: Was will er denn? :,:
Er will die letzte holen
In Po - o - o - len.

b. Spielweise wie 1.

9. Aus Scheuern, Kreis Ottweiler.

a. Durch die goldene Brücke!
Wer hat sie denn zerbrochen?
Der Goldschmied, der Goldschmied
Mit seiner jüngsten Tochter.
Kriecht alle, kriecht alle!
Den letzten wollen wir fangen
Mit Spiessen und mit Stangen.
Piff, paff, puff!

b. Spielweise wie 1. Man spielt es auch oft anders: Der Gefangene wird von den Brückenpfeilern getragen. Lacht er während des Tragens nicht, so ist er Engelchen; lacht er, so ist er Teufelchen und wird dann verhöhnt. — Die Strafe am Schluss ist gewöhnlich eine Verhöhnung.

10. Aus Gross-Rosseln bei Saarbrücken.

a. :,: Hier steht ein Baum :,:
Mit Gold- und Silberschale.
:,: Wer hat's getan? :,:
Dem König seine Tochter.
:,: Zum Jüngling zu, :,:
Der letzte muss bezahlen.

b. Spielweise wie 1. Der Kampf fehlt meist. Statt dessen verhöhnen sich die beiden Parteien gegenseitig.

11. Aus Merzig.

a. :,: Maagd op dat door :,:
Et kemmt e grusən woogən.
:,: Wen hugt do dren? :,:
E mann met ruuden hoorən.
:,: Wat well ən dann?
E well də letschtə hollən.

b. Der erste Teil des Spieles wie bei 1. Sind alle verteilt, so wird einer nach dem andern auf die Brücke gelegt, und alle rufen „Himmәlskend, Himmәlskend“, oder „Dëiwәlskend, Dëiwәlskend“.

12. Aus Gräfendhron bei Bernkastel.

a. Schupp dodorch! Schupp dodorch!

b. Spielweise wie 1. Die Frage an die unter der Brücke Herziehenden lautet: Wat wellste, n hunnigschmer oda n boddaschmer? Nach dem Kampfe bestimmen die Anführer des Spiels geheim drei nebeneinanderliegende Punkte: Himmel, Hölle und Fegfeuer. Jeder der beiden Parteien, die der siegenden Partei zuerst, wird zu den festgelegten Punkten getragen und gefragt: Wat wellste, dat oda dat? Er wählt nun einen Punkt. Sind alle Punkte verteilt, so sagen die Anführer, wer in der Hölle, im Fegfeuer oder im Himmel ist. Damit ist das Spiel aus.

13. Aus Fleringen (Kreis Prüm.)

a. Wir wollәn ivәr de hollänәr brick.
Se ess zerschtückәr.
Wir wollәn se maachә;
Womat?
Mat ëisen on stohl.
Wat as dәr lun (Lohn)?
De letzt bun (Bohne).
Nu schlag!

b. die Spielweise des ersten Teiles wie bei 1. Die Brückenpfeiler sind „Engәlchen on Döuvәlchen“. Bei „Nu schlag!“ schlägt der „Letzte“ einen der Brückenpfeiler auf die Hand und stellt sich hinter diesen. Ob dieser Engel oder Teufel ist, weiss er nicht. Der Führer der Durchziehenden, (de Gluck = Glucke) geht dreimal durch die Brücke und wird beim drittenmal festgehalten. Sind alle verteilt, so werden die Engel und Teufel benannt. Die Engel halten sich dann an den Gegenständen der Umgebung (Bäumen, Stangen, Hecken u. a.) fest und rufen: „Döuvәlcher kemmt Engәlchәr losmachәn!“ Die Teufelchen machen nun die Engelchen mit Gewalt los und tragen sie auf die Brücke. Sie werden dann in den Himmel getragen.

14. Aus Prüm.

a. :,: Jetzt schupp man durch! :,:
Durch einen grossen Garten!
Jetzt einerlei, jetzt zweierlei,
Der letzte muss gefangen sein!

b. Die Brückenpfeiler sind Haus (Himmel) und Schloss (Hölle). Nachdem alle verteilt sind, rufen
die Engel: Teufel, Teufel, Teufel — — —!
die Teufel: Engel, Engel, Engel — — — —!
dann nehmen sich zwei Teufel bei den Händen. Die Engel werden der Reihe nach auf die Hände gelegt und in den Himmel getragen. Dabei singt man: Wir tragen die Engel in Abrahams Schoss, wir tragen die Engel in den Himmel! Oft auch müssen die Teufel durch den „Brand" (Kloppgasse) laufen.

15. Aus Reifferscheid[1]) (Nord-Eifel.)

a. :,: Hier steht ein Baum :,:
Mit Gold und Silber beschlagen.
:,: Wer hat das getan? :,:
Dem König seine Tochter.
:,: Zum Kriechen durch! :,:
Der erste kommt,
Der zweite kommt,
Der dritte muss bezahlen.

b. Die Kinder stellen sich zum Kreise auf. „Appəlchə on Bierchə" oder „Gold und Silber" stehen im Kreise. Bei Zeile 5 öffnet sich der Kreis zur Flankenreihe. Die Spieler gehen durch die Brücke. Der dritte in der Reihe wird festgehalten. Weiter wie 1.

16. Aus Krefeld.

a. Dreimal durch die goldne Pfort.
Die Pfort, die ist geschlossen.
:,: Wer hat's getan? :,:
Dem König seine Tochter.
:,: Nun kriecht dadurch! :,:
Der letzte muss bezahlen!

b. Spielweise wie 1. Die Brückenpfeiler sind „goldner Apfel" und „goldne Birne".

---

[1]) Nach H. Gierlichs, Rheinische Geschichtsblätter VI. 92.

Die hier zusammengestellte kleine Sammlung der wichtigsten Lesarten eines der bekanntesten Kinderspiele aus dem Rheinlande regt vielleicht zu ähnlichen vergleichenden Sammlungen anderer volkskundlichen Stoffe in unserer heimatlichen Provinz an. Solche Zusammenstellungen dürften für die wissenschaftliche Durchforschung nicht wertlos sein.

Schalwaari — Scharewari.

Ein Beitrag zur Volksjustiz aus den Saargegenden.

Von **Dr. Jos. Müller**, Trier.

Allgemein bekannt als Akte der Volksjustiz sind das „Dierjagen“ und das Heckselstreuen. In den Saargegenden scheint man die Heirat eines Witmannes oder einer Witfrau zu jenen Ereignissen zu zählen, die eine öffentliche Missbilligung verdienen. Aus den Kreisen St. Wendel (Namborn),[1] Merzig (Losheim), Saarburg (Saar-Hölzbach und Perl a. d. M.) und Saarbrücken (Grossrosseln) wurden mir die Belege zu einem diesbezüglichen Brauche mitgeteilt, der die Bezeichnung Schalwaari (Namborn-Losheim), schalware (Grossrosseln), scharrewari (Hölzbach), scharebari (Perl) führt. Man bezeichnet diesen Gebrauch meist verbal: den schalwaari schloon, klopon, den scharebari schlagen. Nach Ortschaften verschieden wird der Gebrauch geübt entweder am Hochzeitsabende des Witmannes oder der Witfrau,[2] oder aber schon bei Bekanntwerden der Heiratsabsicht derselben,[3] immer aber in der Dämmerungsstunde. Die Burschen des Dorfes ziehen mit allerlei Gepoltergerät bewaffnet (alten Blechkannen, Sensen, Töpfen) vor das Haus des Witmannes oder der Witfrau, oder aber vor das Hochzeitshaus und verrichten dort mit ihren Geräten einen Heidenlärm unter dem beständigen Rufe: „Schalwaari, Schalwaari!“ Sehr oft fungiert hierbei eine sogenannte Wannmühle, deren Geklapper unheimlich zu dem übrigen Konzert passt, oder auch eine Karre wird mit dem hintern Teil in die Höhe

[1] Von Herrn Massing, M.Gladbach, wurde ich auf diesen Brauch aufmerksam gemacht.

[2] In Losheim.

[3] In Namborn, Grossrosseln, Perl.

gehoben und auf dem frei sich drehenden Rade die Sense geschliffen. Dass auch Improvisationen gewagt werden, zeigt jener Fall aus Namborn, wo ihr, der Witfrau mit roten Haaren, unter folgenden Worten der Schalwaari geschlagen wurde:

„Schalwaari, Schalwaari,
rootchen hat kẹn brootchen,
wẹn də jọkọb bedələ gẹẹt,
mos ət rootchen met əm geen.“ [4])

In Grossrosseln versteigt man sich zu folgendem Poem:

„Schalwaare, Schalwaare,
Də liisəl hat flee,
Də hanəs noch mee!“ [5])

Nördlich der Mosel, auch die Mosel abwärts nach Coblenz zu konnte ich diese Sitte nicht belegen. Freilich kennt man in der Eifel (so Kreis Bitburg und Adenau) das sogenannte „Schleifen“ (Hiilichsschleifen), wobei an jedem Hochzeitstage jeden Paares am Karrenrad geschliffen wird, um eine Gabe, einen Trank zu heischen; doch eine ausschliessliche Einschränkung dieses Gebrauches auf die Wiederverheiratung eines Witmanns oder einer Witfrau wurde mir nicht mitgeteilt. Soviel ich sehe, liegt bei dem Schalwari-Gebrauche lothringische oder gar französische Reminiszenz zugrunde. Das Wort Schalwaari mit all seinen Modifikationen ist französischen Ursprungs. Charivari bedeutet im Französischen soviel wie Lärm, Gepolter, Katzenmusik (14. jhdt. chalivaliz, bas-lat. carivarium, charavallium, charavaria, chalvaritum). Bei Littré, Dict. de la langue franç. I, 564 sp. 3 finden wir denn auch die hier in Frage kommende Beziehung zu französischem Gebrauche. „Charivari, concert ridicule, bruyant et tumultueux de poêles, de chaudrons, de sifflets, de huées etc., qu'on donne en certaines localités aux femmes veuves et âgées et aux veufs, qui se remarient, et aussi à des personnages, qui ont excité un mécontentement.“

Aus der Nachbarschaft und früheren vieljährigen Beziehung der oben genannten Gebiete zum französischen Nachbarreiche liesse sich diese Art der Volksjustiz also erklären.

[4]) Mitgeteilt von Herrn Massing.

[5]) Die Personennamen sind natürlich wandelbar.

Burkart von Halberstadt.

(s. S. 58 ff. dieses Jahrgangs.)

Von Hofrat **Dr. M. Höfler,** Bad Tölz.

Über die Burkarts-Wecken und den Burkartsmarkt ist bereits in Zeitschr. d. Ver. f. Volkskunde (Berlin) 1901 S. 197 berichtet, dass dieses vom Burkartsmarkte (14. Oktober) in der „unglücklichen Saatwoche“, d. h. in der sog. Burkartswoche (Elbeneinfluss?), im Hennebergschen so benannte Wecken-Brot (langer Keil mit sehr vielen Teilfurchen oder Zwickel) im Würzburgschen (Franken) am Nikolaustage üblich ist. Im Fränkisch-Hennebergschen ist es nach Spiess, Idiotikon S. 37 und Volkstümliches I. S. 100, ein von den Paten vom Burkartsmarkte (Dienstag nach St. Burkart) den Patenkindern mitgebrachtes ($1\frac{1}{2}$ m [!] langes und ca. 15 cm breites, oben und unten keil- oder zwickförmig zugespitztes) Weckenbrot, über das Schöppner (Sagenbuch der Bayer. Lande II. S. 233) berichtet, dass der erste Bischof von Würzburg der heilige Burkard († 754) gewesen sei, an dessen Todes-Jahrestag Ringe- und Wecken-Brote zu gegenseitigen Geschenken gebacken wurden, also wie an einem Neujahrstage (germanisches Neujahr vorm Winter, mit Totenkult und Seelenbrot war um Michaeli herum). Demnach dürfte das Buckäucken ein vom Burkhartsmarkte im Oktober mitgebrachter „Klaus“, „Nickel“, „Hansel“, „Lippel“, „Michel“ usw. sein. d. h. ein nach dem Kalendertage benanntes Patengeschenk, eine Personifikation des Kalender- und Markttages, wie sonst auch bei Martin Nikolaus, Michael usw. Eine Verbindung der Aachener Gegend mit Würzburg im Frankenlande besteht auch durch den Namen „Platz“, der sonst nur im Würzburger Bistum und im Frankenlande üblich ist (Plaz = placenta, Kuchen-Fleck). Wie nun diese Verbindung von Westfalen mit dem Würzburger und fränkischen Bistume historisch begründet werden kann, muss Lokalhistorikern überlassen werden. Solche Einflüsse auf Kultbrot-Verbreitung finden sich vielfach, wie auch der Kult des h. Quirin von Tegernsee bis ins Burgundische (Franche Comté) gelangte und der h. Meinrad-Wecken von St. Gallen nach Salzburg usw. verbracht wurde. St. Burkartstag hat

kalendarische Beziehungen zum Michaelstag (germanisches Neujahr) und „Burkhartchen“ spielt dieselbe Rolle wie Mertensmann, Nikoló, Klausenzeug usw. Das dürfte die befriedigendste Erklärung sein, die mindestens alle übrigen Deutungsversuche bei Seite legt.

Zu bemerken ist, dass im Meiningenschen der Burkartswecken „Zwieck“ und der herbstliche Burkartsmarkt von diesem dort noch üblichen Marktswecken „Zwickmarkt“ heisst. Im Österreichschen hat der Zwickl-Wecken sogar Zauberkraft gegen den Teufel (A. Baumgarten, Das Jahr und seine Tage, Gymnasial-Programm 1860 S. 8).

Westfälische Pfingstbräuche.

Von **Karl Prümer.**

Am Pfingstmorgen zogen die Mägde in aller Hergottsfrühe zum Melken auf die Weide, jede wollte gerne die erste, keine die letzte sein. Frühzeitig machten sich auch die jungen Burschen auf den Weg, um sorgfälltig darüber zu wachen, welche von den Mägden die letzte war, die zur Weide kam. Diese letzte Magd bekam eine Krone oder einen Kranz auf das Haupt gesetzt und wurde zur Pfingstbraut ausgerufen. Im Triumpf ward sie zur Stadt geführt und musste die ganze Gesellschaft — Männlein und Weiblein — mit Bier und Branntwein traktieren, wodurch nicht gar selten ihr ganzer Jahreslohn aufgezehrt wurde. Und da das Gelage schon am frühen Morgen seinen Anfang nahm, so artete es leicht aus, also dass die wenigsten Teilnehmer voll waren — des heiligen Geistes. Aus diesem Grunde wurde schon um die Mitte des vorigen Jahrhunderts dieser Pfingstsitte, oder vielmehr Unsitte, gesetzlich ein Ende bereitet. —

Der Hirte, welcher am 1. Pfingsttage zuletzt austrieb, bekam den Spottnamen: Pingstvoss. In Dortmund nagelten sich die Hirten gegenseitig die Stalltüren zu, denn keiner mochte gerne am Pfingstmorgen der letzte auf der Weide sein. Hier wurde dem Letzten der Spottname: Berrebuk (Bettbauch) zugelegt. Man ergriff ihn und setzte ihn mit

Gewalt auf einen Pfahl, der den Namen: schro - er I-esel (magerer Esel) führte, bemalte ihm das Gesicht und zog singend mit ihm über die Strassen, wobei Eier gesammelt wurden.

Auf dem Lande wurde an diesem Tage verstümmeltes Raubzeug [Fuchs, Marder, Iltis (Ülk)] unter dem Jubel der Teilnehmer umhergetragen und dabei wurden gleichfalls Eiergaben eingesammelt, die in der Regel zur Veräusserung gelangten, deren Ertrag zur Bezahlung von Zechschulden diente.

Kleinere Mitteilungen.

Zum Artikel „Gebildbrote" von O. Schell.

Laasphe im südlichen Teil der Provinz Westfalen erzeugt eine ganze Reihe von Gebildbroten. Es sind folgende:

1. dər buvəšäŋkəl (in allgemein verständlicher Schreibung „Buweschänkel" [ä noch breiter als in „Ärger"] = Bubenschenkel) von folgender Gestalt:

   Man backt ihn im ganzen Jahre aus feinerem Weissbrotteig mit Korinthen durchsetzt; zum öffentlichen Auswürfeln von Weihnachten bis Neujahr oft besonders gross. Der äussere Rand des Bubenschenkels steiler als der innere. Von Laasphe aus hat er sich in einige andere Ortschaften des Wittgensteinischen verbreitet.

   Mit Beginn des Dezember oder schon Ende November tauchen auf einmal vier besondere Erzeugnisse der Bäckerkunst auf.
2. də väkəmenər (Wäckemänner). Sie gleichen den im Bergischen bekannten Klaskerlen; doch fehlt ihnen die weisse Tonpfeife.
3. dər hoosə (offenes langes o = der Hase).
4. dər herš (Hersch = Hirsch) und
5. der Reiter, der auf die christlichen Legenden vom St. Nikolaus oder St. Martin bezug hat. Vielleicht gilt dasselbe vom Weckenmann. Ob Hase und Hirsch ur-



sprünglich auf den Nikolaustag (6. Dezember) oder vielleicht auf St. Hubertus (3. November) gebacken worden sind, kann ich nicht sagen.

6. Zur Weihnachtszeit (am „heiligen Abend“) schicken die Leute ihren Patenkindern grosse Bretzeln aus gutem oder feinem Weissbrotteig. Auch zum Auswürfeln, das in den Wirtschaften geschieht und allmählich des Verdienstes halber schon an den ersten Dezembersonntagen anfängt, werden solche Bretzeln oft für den Taler das Stück hergestellt. Zu anderer als der angegebenen Zeit findet man die Bretzel nicht. Meiner Erinnerung nach wurde keine unter 2½ Groschen gebacken. In einem Kapitular Karls des Grossen heisst sie bracellum (von brachium, weil die beiden Enden des langen Stranges, woraus sie entstand, wie Arme über die Brust gelegt wurden).

   Ich glaube, dass die Bretzel, die länglicher ist als die Burger, nicht als willkürliches Gebilde irgend einer Bäckerphantasie entsprungen, sondern als Nachbildung eines wichtigen Gegenstandes aus der frühchristlichen oder der heidnischen Zeit symbolische Bedeutung hatte.

7. Die bekannten Kräppeln werden auf Fastnacht gebacken. Es sind in ihrer Form nicht zufällige Gebilde, wie hier und da. Sie gleichen den grösseren Wecken.

8. Auch der im wagerechten Durchschnitt kreisrunde „Wecken“ hat eine, wie mir versichert wird, ganz vereinzelt dastehende Form = ◯ die untere Seite trägt eine angeklebte Mehlschicht.

Karl Hartnack.

I. In Aegidienberg, überhaupt im Siebengebirge, gibt es folgende, nur für bestimmte Tage gebackene Gebildbrote:

a. Kloos und hiətsəbok (Hirschbock) für St. Nikolaus; auch oft der Kloos sitzend (reitend) auf dem hiətsəbok. Ich erinnere an die in rheinischen Städten noch heute heimische Sitte der Schüler (an höheren Schulen) ihrem Ordinarius am Nikolaustage einen Kloos (aus Weizenteig),

gross je nach den Beiträgen, in die Wohnung zu bringen. In Königswinter gingen wir unter Schellengeläute zur Wohnung des Ordinarius.

b. Am Nenjahrsabend versammeln sich die Männer des Dorfes in den Wirtschaften und spielen Karten. Der Gewinn besteht in Bretzeln oder Krentsən (Kranz), die der Gatte in später Nacht seiner Frau präsentiert. Jedenfalls verlangt die Sitte, dass am Neujahrsmorgen bretsəl und krants auf dem Tische prangt. Jedes Kind erhält einen kleinen bretsəl.

c. Für Kirmess backt jede einigermassen nicht arme Familie die selbstbereiteten plęts (platz), in runder, nach oben sich verjüngender Form. In früheren Zeiten bildeten diese plęts die einzigen Weizenbrote des ganzen Jahres. brüütχən und jroubruut gab es da noch nicht; es wurde mit schwatsbruut fürlieb genommen. Es besteht besonders in der Kölner Gegend (Bergheim), aber auch bei uns die Sitte, jedem Kirmesgaste einen plats mit auf den Weg zu geben. In der Bergheimer Gegend nehmen diese plęts einen immensen Umfang an! Heute halten die Bäcker die plęts wenigstens für jeden Sonntag feil.

d. Weihnachten gab es Speculatsiəs, der jedoch vom Rhein (Honnef), also aus benachbarten Städten beschafft wird.

II. Allgemeine Gebildbrote:

schwatsbruut, brüütchen (brötchen werden meist węk genannt), schǫschen (Wasserbrötchen, aber in anderer Form wie die Milchbrötchen), reiwęk, jroubruut. overläntsch bruut, feinbruut, — muutsen, waffeln.

Dr. Jos. Müller.

Die Geschichte vom Klugen und Dummen.

(Mündlich aus dem Paderbornschen.)

Von **Wilhelm Oeke**, Kühlsen.

Der Kluge und der Dumme waren zwei Brüder und hüteten zusammen die Schafe.

„Nimm das Läpen und hol uns zu essen,“ sagte eines Mittags der Kluge. Wie der Wind war der davon. Als er

mit dem gefüllten Holzgeschirr zu dem Bruder zurückkehrte, sah er immer einen hinter sich, und das war sein Schatten. Er dachte aber, es sei ein fremder Mann, der ihm das Essen abnehmen wolle, und warf ihm einige Kartoffeln hin. Aber die schienen jenem zu schlecht. Nun fing er an zu laufen, um so vielleicht aus der Gesellschaft des stillen Begleiters zu kommen.

„Nun, das ist doch zu arg, läuft der Kerl immer einem auf den Hacken nach. Da, hast du das Essen nur alle“, und damit schüttet er das volle Läpen hinter sich aus und kommt heiss und jappend bei seinem Bruder an. Dessen erste Frage war sogleich nach dem Essen, als er den Deckel aufhob.

Der Dumme sagte: „Ein Mann lief hinter mir her, dem hab ich's hingeschüttet. Sieh, da ist er schon wieder!“

„O, du Hansnarr, das ist dein eigener Schatten, den hat ein jeder, wenn die Sonne scheint. Bleib nun bei den Schafen, ich geh derweil zum Dorfe, dass ich auch was zu leben kriege. Wahr die Schafe gut, dass sie ja nicht bergabwärts sehen, sie müssen den Kopf immer bergauf gerichtet haben.“ Damit ging er fort.

Unten am Berge stand aber ein Kornstück, bergaufwärts war freie Weide. Die Schafe jedoch strebten immer dem Roggen zu; da nahm der junge Schäfer sein Taschenmesser, schnitt ihnen samt und sonders die Hälse ab und legte sie der Reihe nach an den Berg, die Köpfe nach oben gerichtet.

„Was hast du angefangen“, sprach der Kluge, als er zurückkam. „Nun lass uns nur gleich ganz fortgehn, unsern Eltern dürfen wir jetzt nicht wieder vor Augen kommen.“

Da besannen sie sich, dass sieben Stunden von dort noch Verwandte wohnten, zu denen wollten sie reisen und bei ihnen bleiben. Zum Glück kamen ihnen einige von diesen auf halbem Wege entgegen. Die hatten zu ihrem Heimatsdorfe gewollt, um zur Hochzeit einzuladen. Also kamen die beiden Brüder sofort mit auf die Hochzeit.

Vor dem grossen Essen gab der Kluge seinem Bruder einige Verhaltungsmassregeln. „Dass du mich und dich nicht blamierst; benimm dich subtil und iss vor allem nicht zuviel; wenn ich auf deinen Fuss trete, musst du aufhören.“

Das Essen begann. Kaum war die Suppe verzehrt, da strich ein Hund unterm Tische her und trat auf den Fuss des Dummen, so dass er glaubte, es sei das verabredete Zeichen. Da leckte er seinen Löffel ab, legte ihn hin und stand vom Essen auf, sagte aber nichts. Der kluge Bruder verwunderte sich sehr.

Am Abend kamen die Brüder wieder zusammen auf einer Kammer, wo sie schlafen sollten. Da machte der Dumme dem Klugen Vorwürfe, dass er ihn so frühzeitig auf den Fuss getreten hätte, nun sei er noch so schmachterig trotz der grossen Hochzeit. Der Bruder gab ihm den Rat, aufzustehen und nachzusehen, wo er was fände.

„Bring mir aber auch etwas mit," sagte er noch.

Also begab sich der Dumme hinab ins Haus und fand hinter der Küchentür noch reichliches Essen, das übrig geblieben war. Da ass er sich völlig satt und füllte einen Schleif mit Fleisch und Gemüse, um seinem Bruder damit zu Willen zu sein. Als er leise die Treppe hinaufgestiegen war, verfehlte er die Tür und kam auf eine verkehrte Kammer. (Es folgt nun ein nicht wiederzugebendes Verzählchen.)

Als die Brüder die beiden jungen Eheleute so zanken hörten, da machten sie sich auf und davon. Und wo sie darauf geblieben sind, das kann ich nicht sagen.

Auf der Reise.

(Mündlich aus dem Paderbornschen.)

Von **Wilhelm Oeke**, Kühlsen.

Fressgern musste kürzlich einen Weg über Feld machen. Er ging gleich nach der Morgensuppe, weil er dachte, irgendwo wirst du zum Frühstüsk passend kommen. Das war so gegen Klock neun, da stand ein Wirtshaus am Wege. O weh, das sieht mir nicht darnach aus, als obs dort viel absetzen könnte, sprach Fressgern, und wie er sich einen Imbiss bestellte, hatten die Leute weiter nichts als ein paar Eier. Das Hühnchen hatte sie gelegt, das in der Stube ohne Scheu aus- und einging. Das wird mir aber gut tun, ich habe noch einen tüchtigen Marsch vor mir, meinte er, als er bezahlte.

Ja, sagten die Leute, unser alter Grossvater mag das Hühnchen auch so gern leiden. Es hat alle Furcht verloren und pickt immer auf, was er ausgerülpst hat.

Nach einer Stunde stand da wieder ein Wirtshaus, und die Kinder spielten davor im Sande. Wo soviel kleines Zeug ist, da wird man wohl ein tüchtiges Butterbrot erhalten können, sagte Fressgern zur Wirtin. Aber die hatte keine Zeit und sagte: Schmiert Euch nur selber, im Tischkasten liegt alles parat. Das liess sich Fressgern nicht dreimal sagen; er strich die Butter fingerdick, als hätt er von den Maurern das Kleiben gelernt. Auch lag etwas daneben, was aussah wie eine ausgehöhlte Käserinde. Die schrappt er ein bischen ab, dass das Brot damit belegt werden konnte. Als die Wirtin wieder hereinkam, war schon reine Bahn gemacht, und Fressgern sagte: Euer Käse hat mir besonders gut geschmeckt, er war wohl alt, aber noch gar nicht wurmig.

Nachher sah die Frau in den Tischkasten und schlug beide Hände zusammen: Hat der Mann die vertrockneten Apfelsinenschalen für Käse gegessen! Ist nur gut, dass ich ihm nicht zu viel abgefordert habe.

Um elf Uhr traf Fressgern in dem Orte ein, wo er zu tun hatte. Aber die Leute waren nicht da, und das ganze Haus stand leer. Fressgern sah sich in der Stube um: wenn man so den ganzen Morgen geht, dann werde einer nicht hungrig. Auf dem Ofen stand ein grosser Napf. Darin wird wohl die Mittagskost sein; nun, sie würden einen ja doch einladen, 'so will ich meinen Teil vorab nehmen. Und er löffelte den ganzen grossen Napf aus. Dann setzt er sich zum Ausruhn auf die Bank.

Nach einer Weile kommt die Magd aus dem Stalle und will das Kälberfutter holen, aber der Napf ist leer.

Fressgern richtete seine Bestellung aus und verabschiedete sich: die Seinigen möchten sonst mit dem Kaffee nicht so lange auf ihn warten.

Unterwegs hat er noch ein paarmal gesagt: Das Salz, das Salz fehlte! Ein wenig Salz hätte müssen noch daran!

Fange einer was an mit solchem Kerl.

Volkstümliches aus Angermund.

Mitgeteilt von K. Heck in Meiderich.

1. Auszählreim:

Öbke, Döpke, Rübezahl, Öbke, Döbke, Knoll.

2. Eine „Volkspredigt“:

O jen' Sit der Sie (See),
Lopen de Hirsche on de Rieh (Rehe),
E Rieh es en Zieg,
Die hat (?) alle Fromme lief
On lief alle Fromme,
Op der Sege (Segen) sommer (soll man) tromme (trommeln)
Tromme sommer op der Sege,
Om Feil (Feld) sommer ege,
Ege sommer om Feil,
On de Lüt belohne met Geil (Geld);
Met Geil sommer se belohne.
Die Brut (Braut) drät die Krone,
Die Krone drät die Brut,
On Leder, on dat es Huht (Haut),
On Huht, on dat es Leder,
On wenn et donnert, göt et e Wäder (ein Gewitter).

3. Sagen.

a. Auf dem Junkerkirchhof — so heisst eine Stelle im Felde bei Angermund — sollen früher Krieger aus uralten Zeiten begraben worden sein. b. Am Froschendik (Froschenteich bei Witlar) soll ein Haus untergegangen sein, als gerade die Frau Pfannkuchen backte und der Mann zum Fenster herausschaute. (Möglich, dass dieser Überlieferung eine Tatsache zugrunde liegt, da der Froschenteich ohne Zweifel der Rest eines alten Rheinlaufes ist, dessen Flut ein Haus zum Einsturz gebracht haben mag. Der Junkerkirchhof wird wohl ein Massengrab jener Franzosen sein, die 1795 beim Eichelskamp oberhalb Duisburg den Rhein überschritten hatten und im Kampfe zwischen Hückingen, Kaiserswerth und Angermund fielen.)

Einige volkstümliche Redewendungen aus dem Kreise Daun.

Von M. Foyen, Bonn.

Et fällt em vom Riester, d. h.: Die Arbeit geht ihm flink und gut von statten.

Et es em en Lei gerutscht, d. h.: Er ist nicht mehr bei vollem Verstande.

Et jong em en Kehr zu sichr, d. h.: Es ging ihm ein wenig zu rasch, er wurde übertölpelt.

Et ka kiem, dat et kikt. d. h.: Es kann kommen, dass es kommt.

Met dem sein och keen Keh zu hedden, d. h.: Er ist ein unverträglicher Mensch.

Hexen zu erkennen. In der Gemeinde Strasse bei Hagen ist der Glaube noch allgemein verbreitet, dass man durch ein Ei, welches man zu Ostern mit zur Kirche nimmt, die Hexen erblicken kann; dieselben wenden dem Pfarrer den Rücken zu. O. S.

Totengebräuche. In Elberfeld schnitt man noch vor einigen Jahren einem Verstorbenen, der aus Westfalen stammte, den Namen aus dem Totenhemd.

Einem anderen Toten, aus Westfalen gebürtig, drückte ein naher Anverwandter unmittelbar vor dem Schliessen des Sarges einige kleine Geldstücke in die Hand. O. S.

Hexenberge. Der Kiesberg bei Elberfeld war ein alter Hexenberg, so erzählte man mir. Noch jetzt befindet sich oben eine Stelle, die den Namen Hexentanzplatz führt (bei der Steingrube auf dem Gipfel). In der Osternacht, nach anderen in der Johannisnacht kommen die Hexen auf Stocheisen, Kohlenschüppen und Besenstielen angeritten, der Teufel aber sitzt auf einem Pferde und flattert zuweilen mit einer Fahne(?) Auf dem Platze wird von den drei ältesten Hexen Feuer gemacht. Während des Tanzes ist der Teufel in der Mitte des Platzes. Whn.

Gold von Kommuniongefässen abgeschabt dient wider die Kinderschrecken. Whn.



Aus Diepholz. (Neues Westfäl. Magazin 1789 S. 208.) Wachs von Altarkerzen heilt allerlei Wunden. Aus den Kerzen wird eine Salbe bereitet und damit der Schaden verbunden. Whn.

Berichte und Bücherschau.

Dr. Dütschke, Beiträge zur Heimatkunde des Kreises Schwelm. Heft 5: I.—III. Südwestfälischer Hausbau (seit 1200?). IV. Das Eindringen des bergischen Schieferhauses. Schwelm 1904. 24 S. (2. verbesserte Ausgabe von Samstagsaufsätzen der „Schwelmer Zeitung".

Das Heftchen ist für die Volkskunde von grossem Interesse. Mit Erlaubnis des Herrn Verfassers bringen wir den zweiten Abschnitt mit einigen Kürzungen im folgenden zum Abdruck.

II.

Der Haferkasten.

Eine der schönsten Aussichten über einen sehr grossen Teil des Kreises bietet Meininghausen mit seinem Aussichtsturm. Bekannt ist auch ein Speicher, im Volksmunde „Schweizerhäuschen" genannt, wegen der kurzen Galerie unter weitvorspringendem Dach.

Der Zweck ist ein urdeutscher, südwestfälischer, und dieser eichene, auf andern Gehöften (wie Ebbinghausen bei Rüggeberg) turmähnlich schlanke „Kasten" stellt den letzten Überrest der Bauweise der Altvordern im Urwalde dar, ohne jede Verwendung von Stein und Metall. Auf den beiden dem Wetter weniger ausgesetzten Seiten ist er durch Inschriften aus Jesus Sirach (Kap. 2, 18—20) mit schönen altertümlichen Buchstaben geschmückt und datiert vom 29. Juli 1712: Die Bauweise und wahrscheinlich auch dieser Bau dürfte aber wesentlich älter sein! Seit der Erneuerung vor 200 Jahren ist der Meininghäuser freilich der grösste und besterhaltene im ganzen Kreise! Von einem solchen Speichertürmchen bei Wittenstein z. B. ist nichts mehr erhalten wie ein Brett mit einer fehlerhaften, halb

nieder- halb hochdeutschen frommen Inschrift in sehr eigentümlichen grossen lateinischen Buchstaben eingeschnitten.

Überall ist die Zimmerkunst des Bauern streng die gleiche: Riesige Eichenbalken bilden einen mehr oder weniger breiten viereckigen Rahmen; darüber stellen dünnere Balken einen Rost her; ihre Köpfe ragen über den Rahmen hinaus, in naivster Weise durch Querriegel befestigt. Genau so tragen Rahmen und Rost auch das obere Geschoss, nur sind die Balkenköpfe konsolenartig gerundet und lassen, wie die höheren „Stockwerke“ in der Stadt! — das Dachgeschoss eine Balkenbreite vorspringen. Die Wände des Kastens entstehen durch breite senkrechte Bretter, die wie ein Lattenzaun Lücken zwischen sich lassen; infolgedessen werden innen sehr breite wagerechte Bretter sichtbar, welche dicht gefugt dem Auge nirgends Einlass gewähren. Bezeichnend ist die gänzliche Abwesenheit von Metall: Die sich kreuzenden Balken sind durch „Verkammung“ und Eichenbolzen verbunden!

Jetzt freilich sind wenigstens die auf Bergen, mit raschem Wasserablauf, stehenden „Haferkasten“ unterkellert worden, in Stein, wie ja auch unter die Wohnräume der alten Bauernhäuser vielfach ein Milchkeller eingebaut worden ist, etwa seit 1700, wo die Blüte der Industrie eine längere Aufbewahrung roher Milch erforderte und lohnte. Aber z. B. die beiden Speicher, welche im Überschwemmungsgebiete der Ennepe bei Osenberg, oberhalb der künftigen 10 Millionen cbm-Talsperre stehen und schon dem Untergange geweiht sind — jene beiden Speicher konnten wegen des Grundwassers keine Keller haben. Der ältere stammt von 1626, hat also noch über zwei Drittel des furchtbaren dreissigjährigen Krieges überdauert. Ganz sicher hat aber der älteste Fruchtkasten unseres ganzen Kreises, der auf der Mennenöhde (vor den Toren unserer Stadt!) mit der Jahreszahl 158(2?), noch vor kurzer Zeit frei über der Erde auf hölzernem Rahmen gestanden, welcher auf der nassen Bergseite verfaulte und einsank (s. die Westseite auf Meininghausen); die Fugen, in die der Rost eingriff, sind noch deutlich sichtbar.

Bereits während der Drucklegung des heutigen Aufsatzes

entdeckte ich auf dem grossen Siepen bei Herzkamp eine glänzende Bestätigung dieser letzten Vermutung: den wohlerhaltenen Rahmen, der die senkrechten Wandbretter trägt, in deren unteres Ende jener Querrost (mit den naiven Riegeln) eingreift (auch der Treppenabsatz des Obergeschosses wird von innen mit Holzriegeln festgehalten). Der anderwärts zu einem Keller umgestaltete freie luftige Raum unter dem Rahmen bezweckt das Aufsteigen der Feuchtigkeit des Berghanges auszuschliessen. Vergitterte quadratische Fensterchen lassen auch innen die Luft kräftig hindurchstreichen, denn noch heute enthalten beide Geschosse Getreidelager!

Die dritte Zeile der hochdeutschen Türinschrift

Der Herr bewar dei
nen Auszganck undt
Inganck van nu
an bis in Ewigkeidt

verrät eine ältere plattdeutsche Vorlage, die Jahreszahl Anno 1597 bedeutet wohl nur die Erneuerung eines älteren Baues! Auch die ganz gleichartige Mennenöhdesche Kornkammer hatte, gegenüber den Kasten der folgenden Jahrhunderte, die Anbringung des Treppengeländers an der Kastenwand (während die Treppe selbst abgerissen ist). Die Aufgänge in Meininghausen und Osenberg sind von wesentlich jüngerem Typus.

Was ist nun der älteste Name dieser Einrichtung des Waldlandes? welcher in anderen Landschaften in Stein aufgeführte Türme oder „Bauernburgen" entsprechen.*) Schon nach den Geschichtsquellen vor dem Jahre 663 enthielt der Speicher mehr Hafer wie Roggen, obgleich der Laienbruder in der Grossstadt Köln gewiss kein geborener Sauerländer war und andere Kost verlangte. Also wird ihm ein verhältnismässig bedeutender Teil der geringen Roggenernte des Fronhofes zu Schwelm verschrieben worden sein! Ganz sicheren Boden unter den Füssen haben wir in den ältesten

*) Bei Herzkamp soll sie auch „Kastell" heissen! Vgl. Direktor Dr. Darpe-Coesfeld in der Westf. Ztschr. 53. 123; 57, 130. — Prof. Dr. Wilbrand. Jahresbericht 1900 des hist. V. f. d. Gr. Ravensberg 107. — Hermann Hartmann-Osnabrück, Bilder aus Westfalen.

Vörder Kirchenrechnungen seit dem Jahre 1608, die also noch vor dem dreissigjährigem Kriege beginnen! Dort wurde zehnmal so viel Hafer als Roggen oder Gerste gesteuert. Auch galt der Roggen 1626 in Vörde doppelt soviel, war das seltenere Getreide (während heute der Preisunterschied infolge des überwiegenden Roggenbaues gering geworden ist). Dem entspricht es, wenn 1789 Pfarrer Christoph Friederich Müller erzählt: Die Schwelmer hätten den Roggen zum Brote ausschliesslich auf dem wöchentlichen Kornmarkte zu Witten (und am Rhein) gekauft, dass damals hierzulande fast nichts wie Hafer gebaut worden wäre. Ja, die Böllingsche Verwaltung der Stadtmühlen beschwerte sich über den Rückgang des früher etwas mehr angebauten Roggens und die neuerdings eingebürgerte Unsitte, ihr nicht einmal den Mahllohn zu gönnen, sondern den Brotstoff gleich als Mehl einzukaufen, so dass die Pacht der Mühlen nicht mehr lohne.

Vor 100 Jahren passt daher der Name, den jetzt das Gebiet nördlich des Kahlen Astens und der Winterberger Hochfläche trägt, das „Haferland", offenbar auf den ganzen gebirgigen Süden Westfalens: Ebenso wie der Begriff Sauerland heute gern eingeschränkt wird auf die obere Ruhr und Lenne, in Wirklichkeit aber Berg und Mark dieselbe Gebirgsnatur bis zur Rheinebene hinab besitzen, wie die höheren Teile des westfälischen Südlandes. Wir dürfen also Korn nicht = Roggen fassen, niemals ist der Kornspeicher ein Roggenspeicher gewesen: Der altvätrische Ausdruck Hafer„kasten" ist die Urbezeichnung des stets zweistöckigen Türmchens gewesen.

Schmachtenberg, C., Rengelduwen. Neue plattdeutsche Gedichte. 3. Heft. Elberfeld. 32 S. 8°. 50 Pfg.

Wir begrüssen auch in diesem Hefte einen willkommenen Bundesgenossen zur Erhaltung eines wichtigen Volksgutes: der Sprache, und zwar um so freudiger, als die Zahl der Dialektdichter des Bergischen sehr klein ist. Möge auch dieses Heftchen viele Freunde finden und damit heimische Art und heimische Sprache. S.

Krauss, Friedr. S, Anthropophyteia. Jahrbücher für folkloristische Erhebungen und Forschungen zur Entwicklungsgeschichte der geschlechtlichen Moral. Leipzig, Deutsche Verlags-Aktien-Gesellschaft, 1904. XXI und 530 S. 20 resp. 30 Mark. I. Band: Südskavische Volksüberlieferungen die sich auf den Geschlechtsverkehr beziehen. I. Erzählungen.

An der Redaktion dieses Bandes haben namhafte Gelehrte des In- und Auslandes mitgewirkt.

Wir begegnen hier Krauss auf einem Gebiete der Volkskunde, dem er seit längeren Jahren eine grosse Vorliebe entgegenbringt. Das bezeugt seine Arbeit: Die Zeugung in Sitte, Brauch und Glauben der Südslaven; Paris 1899—1901. Von ihm erschien auch „Streifzüge im Reiche der Frauenschönheit“ und „Die Anmut des Frauenleibes“, welche für weitere Kreise bestimmt sind und daher eines hervorragenden wissenschaftlichen Wertes entbehren, wenn schon der Forscher auch in ihnen manches schätzenswerte Material entdecken wird. —

Aus naheliegenden Gründen beschränken wir uns darauf, aus dem Vorwort einen kurzen Auszug zu geben.

Wer sich wissenschaftlich mit Volksforschung befasst, der muss sich auch mit der Entwicklungsgeschichte der geschlechtlichen Sitten und Bräuche und der auf ihnen beruhenden rechtlichen und religiösen Anschauungen aufs eingehendste vertraut machen.

Mag man auch im Gesichtskreise unserer ästhetisch geläuterten Kultur der wirklich gebildeten Gesellschaftsschichten den Wert näherer Kenntnis von Erscheinungen des sogenannten rohesten, abscheulichsten, verächtlichsten Triebes, des Geschlechtstriebes und von dem, was damit zusammenhängt, bezweifeln oder sich geringschätzig darüber aussern, so viel steht aber von vornherein fest, dass man, um urteilberechtigt zu sein, zumindest die Dinge erst gründlich kennen lernen und sie dort suchen muss, wo sie zu beobachten und zu erforschen sind.

Der Kampf ums Dasein ist auf gewissen Entwicklungsstufen eigentlich ein Ringen um das Recht auf die Befriedigung

des Geschlechtstriebes für sich und die Nachkommenschaft. Alle andern Rechte sind dann mehr oder weniger bedingt.

Das mit diesem Bande in die Erscheinung tretende Werk ist als Fortsetzung der Folkloresammlung ***ΚΡΥΠΤΑΔΙΑ*** Recuil de documents pour servir à l'étude des traditions populaires (1883—1903) zu betrachten. In dieser Sammlung erschien die vorhin angezogene Arbeit: Die Zeugung usw. von Krauss, welche u. a. von Bartels, Höfler, Wiedemann, Th. Achelis ehrenvoll besprochen wurde.

Die Reihe dieser neuen Jahrbücher wird mit südslavischen Überlieferungen eröffnet, weil diesen ein besonders altertümliches Gepräge anhaftet.

Über den Wert solcher Sammlungen für die Volkskunde äussert sich Professor Dr. Franz Boas in New-York, dem der erste Band zugeeignet ist, mit folgenden Worten:

Viele glauben, dass es uns nur darum zu tun ist, das Andenken an vergangene oder vergehende Bräuche zu bewahren, die vor der modernen Kultur dahinsinken; anderen scheint die wesentliche Berechtigung der Volksforschung in der Liebe für die Lebensäusserungen der Seele unseres eigenen Volkes zu liegen, so dass Nationalitätsbewusstsein und Volkskunde oft eng verbunden erscheinen.

Das Endziel der Volkskunde erachten wir als ein viel tieferes. Sitten, Bräuche, Denkformen und ethisches Bewusstsein einer jeden Zeit fussen auf überlieferten Kulturformen. Keinem unter uns ist es gegeben, sich frei zu machen von dem Bann, in den das Leben ihn geschlagen. Wir denken, fühlen und handeln getreu der Überlieferung, in der wir leben. Das einzige Mittel uns zu befreien ist die Versenkung in ein neues Leben und Verständnis für ein Denken, ein Fühlen, ein Handeln, das nicht auf dem Boden unserer Zivilisation erwachsen ist, sondern das seine Quellen in anderen Kulturschichten hat. So dürfen wir hoffen, bei umfassender Rundschau einen Einblick in die geistigen Quellen unseres Seelenlebens zu gewinnen. Wie die Geschichte der Philosophie die psychologischen Bedingungen der Weltauffassung verschiedener Zeiten und Länder aufspüren soll, so will die

Volkskunde die unbewussten Quellen unserer Urteile, die Formen, in denen unser Gefühlsleben sich äussert, und die Formen unserer Willensäusserungen erforschen.

Aus diesen Gründen sind die Formen, unter denen ein Volk sich frei den innern Trieben hingibt, und unter denen es sich den strengen Banden der Überlieferung unterwirft, besonders lehrreich für den Volksforscher, denn Zügellosigkeit und strenge Sitte gehen immer Hand in Hand, wie sehr auch die Zügellosigkeit uns als Sittenlosigkeit, wie sehr auch die strenge Sitte uns als sinnlose Konvention oder als Aberglauben erscheinen mag. Hier liegt einer der Kernpunkte unserer Untersuchung und zu diesem haben Sie uns in Ihrem Buche einen wertvollen Beitrag geliefert, für den ich Ihnen aufrichtig danke.“ . . . .

Die Ausstattung des Bandes ist vorzüglich. Eine grössere Anzahl von sprachlichen Härten wollen wir der korrekten Übersetzung zuschreiben: dagegen hätten manche Austracismen vermieden werden können. Wenn das Werk auch nur für Gelehrte und Forscher bestimmt ist, so erscheint der Preis doch unverhältnismässig hoch. S.

Vetterlein, Ernst, Dr.-Ing., Heimat-Kunst. Leipzig 1905. 31 S. 8°. 1,20 Mk.

Das Heft ist mit acht Illustrationen ausgestattet Sein Zweck ist, die heutige unnatürliche Bauweise zu beleuchten, und mit markigen, kurzen Worten auf die natürliche, schlichte Art und Weise, wie sie der betreffenden Landschaft angepasst ist, hinzuweisen. Der Verfasser schliesst seine beherzigenswerte Schrift mit den Worten: „Gelingt es aber, auf so mannigfache Weise das Verständnis für echte architektonische Schönheit wieder zu wecken und zu erziehen, und gelingt es den Schaffenden, nach unabänderlichen Harmoniegesetzen Werke voll innerer Reinheit und Einheit zu schaffen, dann werden wir in der Baukunst wieder eine echte, ernste Kunst haben, die, wenn sie sich unserm Charakter, der Ehrlichkeit und biedern Derbheit, besonders ansprechend, in harmonischer Weise ihrer Umgebung eingliedert, auch eine Deutsche Heimatkunst sein wird!“ S.

Dr. Felix Freiherr von Oefele, Der Aberglaube in der Krankenstube nach seinem Ursprunge betrachtet. Carl Marhold, Halle a. S. 19 S. 0,30 M.

Der Verfasser will in dieser allerdings für einen so wichtigen Stoff kleinen Broschüre das Gebiet des Aberglaubens in der Heilkunde nicht erschöpfend behandeln, sondern nur einige der ärgsten Auswüchse geisseln und zeigen, dass der Aberglaube in der Heilkunde des Volkes ein Überbleibsel von Vorstellungen ältester Heidenzeit ist. Er bekämpft diese Reste des Heidentums vom Standpunkte des Arztes aus, um den Gefahren der Unterlassung zweckmässiger Hilfe zu begegnen und darüber aufzuklären, weshalb die Broschüre auch in der „Medizinischen Volksbücherei. Laienverständliche Abhandlungen" erschienen ist. Ein in derselben Broschürenreihe veröffentlichtes Schriftchen über Haut- und Haarpflege enthält auch einige volkstümliche Ansichten hierüber.

Whn.

Am 3. März d. J. hielt die **Ortsgruppe Elberfeld** des Vereins für rheinische und westfälische Volkskunde ihren ersten Vortragsabend ab. Wenn man bedenkt. dass die Zwecke des Vereins dem allgemeinen Verständnis erst nach und nach zugänglich gemacht werden können, obwohl gerade auf dem Gebiet der Volkskunde jeder mitzuarbeiten berufen ist, so kann man den Besuch zufriedenstellend nennen.

Das durchgehende Thema des Abends bildete das Volkslied, das in drei verschiedenen Vorträgen behandelt wurde. Den ersten hielt der zweite Vorsitzende der Ortsgruppe, Otto Hausmann. Er gab einen kurzen Überblick über Wesen und Geschichte des deutschen Volksliedes und trug im Anschluss daran eine Anzahl eigener Dichtungen volkstümlichen Gepräges vor. Hausmann hat den Volkston getroffen wie nur einer, darum reicht seine Bedeutung, wie eine spätere Zeit beweisen wird, über den Rahmen seiner bergischen Heimat hinaus. Schon heute ist ein Teil seiner Lieder „auf Flügeln des Gesanges" in alle Welt geflogen. Allerdings ist es ein eigen Ding mit dem sagenden Vortrag solcher Dichtungen. Ja, wenns noch die zusammenhängende

Zeitschrift
des Vereins für
rheinische und westfälische Volkskunde.

2. Jahrgang. 1905. Viertes Heft.

Das Artländer Trachtenfest.*)

Mit 11 Abbildungen.

Von **Lagemann**-Meppen.

Wie dem Boden bei veränderter Kultur ohne Zutun des Bebauers neue Pflanzen entspriessen, so treibt auch das Volksleben oft unerwartet frische Sprossen. Es ist nichts Neues, Andersartiges, Naturfremdes, was da grundkräftig hervorschiesst — nein, altlagernde Keime, denen die Zeiten nicht günstig waren, gelangen durch den Umschwung der Anschauungen an Licht und Luft, und siehe da, wie sie sich entwickeln! Zu diesen Erscheinungen im Volksleben rechnen wir auch die neuerdings eingeführten Trachtenfeste.

In der Provinz Hannover machte man in Scheessel den ersten Versuch, die Volkstracht zum Rahmen eines Festes zu gestalten, das ein lebendiges Gemälde des ganzen Volkstums dortiger Gegend darstellen sollte. Die Erwartungen der Veranstalter wurden weit übertroffen. Der Erfolg war wie ein Gärpilz in dem Moste der entflammten Begeisterung, und überall brodelte es im Hannoverlande. Aber das gesegnete Artland im Regierungsbezirke Osnabrück brachte binnen Jahresfrist Klarheit und Ausführung in die schäumende Idee.

*) Die dieser Arbeit beigegebenen 5 kleineren Abbildungen verdanken wir dem freundlichen Entgegenkommen des Schriftleiters und Verlegers der Halbmonatszeitschrift „Niedersachsen" (Bremen), welch letztere wir wegen ihres reichen und gediegenen Inhaltes unsern Lesern bestens empfehlen. die übrigen Abbildungen (Handelszug. Schüttenzug, Erntezug, Fest der Spinnerinnen, alter Artländer Brautgutzug I und II) sind mit gütiger Erlaubnis des Verlegers dem gleichfalls warm empfohlenen „Führer zum Artländer Trachtenfest", Verlag Buddenberg. Quakenbrück. entnommen (vgl. S. 319).

Zwei Männer waren es, in deren Köpfen der Plan keimte und reifte. Der eine, Wilh. Hardebeck zu Ankum, hatte sich als Autodidakt in die Vorzeit seiner Heimat so versenkt, dass er seinen Landsleuten in Wort und Schrift lebenswahre Bilder der Vergangenheit entrollen konnte. Sein Freund Gieske zu Talge birgt in den Oberräumen seines Hauses eine ungeschriebene Geschichte des Artlandes, nämlich ein Heimatmuseum, das, von seinen Vorfahren schon gegründet, ein umfassendes Bild des Volkslebens früher und frühester Tage bietet. Aber als nun der Gedanke eines Artländer Trachtenfestes in dem „Verein für Geschichte und Altertumskunde des Hasegaues“ zuerst ans Tageslicht trat, da waren die meisten Mitglieder von der Neuheit der Idee und der Wucht der gestellten Aufgabe wie verwirrt. Der Plan wäre vielleicht gescheitert, wenn nicht ein wackerer Volksschullehrer, Kamper aus Gehrde, in begeisterter Rede die Bedenken zerstreut hätte. Bald mehrte sich das Häuflein der Anhänger und nach einiger Zeit flammte eine ungeahnte Begeisterung für das Trachtenfest im Artlande auf. Für das grosse westfälische „Trachtenbuch“ von Professor Dr. Jostes hatten die vorgenannten beiden Herren schon früher Originalkostüme für 12 Personen geliefert, und es ist zu bedauern, dass in diesem monumentalen Werke die eigenartige, wechselreiche Artländer Tracht nicht mehr berücksichtigt wurde, umsomehr, weil sie als solche seit vielen Jahrzehnten nicht mehr besteht. Das Trachtenfest bedurfte darum so grosser, kostspieliger Vorbereitungen, weil sämtliche Kostüme nach vorliegenden Originalen neu angefertigt werden mussten. Eine versunkene Welt erstand aus den Truhen der Altvordern neu, die „Trudenmännchen“ mussten den wohlbehüteten Schmuck der Ahnfrauen lassen; das moderne „Artland“ wollte noch einmal Väterzeit und -Sitte an sich vorüberziehen lassen, sie historisch festlegen und dann einen „letzten, aber frohen Abschied“ von ihnen nehmen, wie ein Redner erklärte. Man sieht, das Artland ist durchaus modernisiert; man wollte nur für die Geschichte die Formen retten, für die Gegenwart höchstens den „Geist der Väter“, wie der Festredner, Hofbesitzer Wachhorst de Wente, ausführte.

Dieser moderne Standpunkt wird bei den Lesern das Interesse für das Artland noch erhöht haben. Was für eine Bewandtnis hat es mit diesem bislang wenig bekannten, selten genannten Flecken Erde? Artland bedeutet nach neuerer Forschung soviel wie Ackerland (art ursprünglich = Acker, jetzt Beschaffenheit, Natur; altsächsisch ardon, angelsächsisch eardjan = wohnen, bewohnen, bebauen; althoch-



Schüttenzug.

deutsch arton, ardon; mittelhochdeutsch arten = Landbau treiben, Landanbauen, urbar machen). Der Name schon weist auf eine frühe Besiedelung und schnell entwickelten Ackerbau. Dazu eignete sich das Gelände kurz vor der scharfen Laufänderung der Hase, die bei Quakenbrück nach Westen abbiegt, vorzüglich. Der Fluss teilt sich hier in ein Netz von Armen, ein Beweis, dass sich das Gefälle verringert, der Stromlauf verlangsamt. Die Folge war, dass bei den häufigen

Fluten der diluviale Unterboden mit dem Lehmschlamme aus dem Osnabrücker Oberlande überspült wurde. Herrliche Wiesen und Weiden, selten versagende Ackergründe bedingten eine frühzeitige, sich ergänzende Paarung der Hauptzweige bäuerlichen Betriebes, des Landbaues und der Viehzucht. Hierin liegt der Reichtum des Artlandes und damit das reichentfaltete Volksleben, wie es sich in Wohnung, Hausrat, Tracht, Sitte und Brauch wiederspiegelt, begründet. Kein Teil des Osnabrücker Landes, selbst nicht der gesegnete Grönengau (Kreis Melle) zeigt diese blühende Entwickelung. Sie reicht eben in die Frühgeschichte zurück. Schon zur Zeit der angelsächsischen Eroberungen um 450 n. Chr. Geburt muss das Artland für die nachgeborenen Söhne der Freien keinen Raum mehr zur Neuansiedelung geboten haben. Als die Boten von Hengist und Horsa immer wieder und auch bei den benachbarten Stämmen zum Nachschub ins Brittenland aufforderten, da müssen auch Artländer Recken die väterliche Scholle verlassen und sich in den neuen angelsächsischen Reichen angesiedelt haben. Professor Dr. Middendorf in Würzburg, ein Sohn des Artlandes, der dankenswerte Aufschlüsse über frühsächsische Zustände z. B. in seinen „altenglischen Flurnamen“ geliefert hat, glaubt für diese Annahme beweiskräftige Unterlagen gefunden zu haben. „Denn nicht allein findet sich in altenglischen (angelsächsischen) Urkunden und Landvermächtnissen der Name Artland öfters, sondern es treten auch die Namen von Artländer Höfen in diesen Urkunden auf.“ Der Verfasser des lichtvollen, heimatbegeisterten Aufsatzes „Das Artland und seine Höfe“ (Führer zum Trachtenfeste) erinnert an die Namen Arenhorst (schon 948 in der Grafschaft Kent erwähnt), Bentlage (Bentley), Trentlage und besonders Burlage, der in dem berühmten Geschlechte Burleigh fortleben soll. W. Hardebeck ergänzt diese Ausführungen dahin, dass sich gegen Ende des 18. Jahrhunderts ein englischer Lord in Ankum (Mutterpfarre von Badbergen) aufgehalten und in den Kirchenbüchern nachgeforscht habe, da die Tradition den Ursprung seiner Familie nach Ankum verlege. „Es ist die Annahme berechtigt, dass die Familie des Lord Rüssel vom Schultenhofe zu Rüssel

und die des Lord Elting von Eltings Hofe zu Vehs (Festplatz des Trachtenfestes) abstammen." Auch die „Lindhorst, Bathorst, Herbert" werden als Stützen der Annahme aufgeführt.

Ins graue Altertum reicht also die Geschichte des Landes, das die Niedersachsen in diesem Jahre zu einem historischen Trachtenfeste einlud. Es konnte auch noch auf



Junge Artländerin in Werktagstracht.

eine reichhaltige spätere Vergangenheit hinweisen und hat durch seine Veranstaltung gezeigt, dass in seinen Bewohnern stets das Interesse für die Heimatgeschichte rege gehalten wurde.

Als wir den Festplatz neben dem alten Elting'schen Hofe umwandert hatten, mussten wir uns sagen: „Hier ist Raum zur Entfaltung; kluge, natursinnige Augen haben diese Wahl getroffen!" Zwei Eichenwälder mit angrenzenden, um-

büschten Wiesen, durchschlängelt von einem Bache — ein malerisches Bild. Hoch flatterten die Fahnen aus den Kronen der Eichenriesen; durch das Laubgrün der Büsche schimmert das Leintuch der Zelte und Pavillons. Nirgends überladener Schmuck, kein Jahrmarktsklimbim. Immer wieder kehrte das Auge zu dem erhöhten offenen Zelte mitten auf der grossen Westwiese zurück, wo die Volkstänze und -Szenen aufgeführt werden sollten. „Theater im Freien!“ wie zur Zeit der griechischen Kunstblüte.

Hochgeschwellt die Brust von Erwartungen besuchten wir zunächst das Artländer Bauernhaus. Dort lächelt uns die Artländer Volkskunst als bescheidene, aber inneren Wertes reiche Jungfrau verschämt entgegen. Wie prächtig sind die Möbelstücke aus Eichenholz, die Truhen, Anrichten, Wertschränke, Kleiderkasten, Häcksel-, Speck- oder Kornkisten! Das alte Drachenornament habe ich zwar nicht mehr bemerkt, wohl aber die Köpfe der „Trudenmännchen“, der schatzhütenden Kobolde. Stühle mit Goldleder- und Gewebeverzierung an der Rücklehne stehen um alte Eichentische. Ein Doppel-Durtich (Himmelbett mit Schiebetür) für Eltern und Kinder ist mit blaugeblümten Betten aufgemacht. In einer Ecke steht eine unscheinbare Holzwiege, in welcher Exminister Freiherr von Hammerstein die ersten Träume seines Lebens träumte — ein Bild echt edelmännischer Einfachheit und Gediegenheit. Die Bauernküche ist durch Einrichtungs- und Gebrauchsgegenstände bis zu den einfachsten und ältesten Formen zurück vertreten. Man sehe nur die Laternen an! Da sind Hülsen von Eisenblech mit freien, feinen Zugöffnungen, Hornblende-Laternen, dreieckige „Glaslüchten“ einfachster Konstruktion. Auf den Tischen liegen in Glaskasten Seidenstickereien der verschwundenen Volkstracht, Schmucksachen, Goldstickereien der Mützen ausgebreitet. Von älteren Schriftwerken interessierten uns besonders ein Hofplan, eine bäuerliche Urkundensammlung, eine alte Bibel und kunstvolle Neujahrsbriefe in konzentrischen Schriftzeilen mit Schnittverzierungen am Rande. Alte Gildefahnen, Schäfferstöcke usw. zieren die Pfeiler des Gerüstes; an den Wänden sind alte Familienbilder, besonders Silhouetten,

malerisch geordnet. Glasmalereien, allerdings nur vereinzelte kleine Stücke, schmücken die Fenster.

Man möchte sich nicht trennen von diesen Zeugen der Kunstfertigkeit vergangener Zeit; doch schon füllt sich die Halle bedenklich. Auf zur Gemäldesammlung, die uns „künstlerischen Wandschmuck für das niedersächsische Haus“ empfehlen will! Wir lassen nicht nur die Bilder langsam,



Der Erntezug.

unmittelbar auf uns wirken, sondern auch die Urteile der unbeeinflussten Leute aus dem Volke, die wir statt der unsrigen kurz skizzieren wollen. Nicht als ob wir sie als einzig berechtigte ansähen, sondern weil diese Anschauungen so selten zu Worte kommen. Die Herren von Worpswede — es tut uns leid, so berichten zu müssen — fanden wenig Anklang. Sie werden sich damit trösten müssen, dass „Schule machen“ langsam geht und beim Volke nicht leicht ist. Die Osnabrücker Franz Hecker und F. Kortejohann

gewannen dagegen sofort aller Augen und Herzen. Ist das aber nicht auch prächtiges Heidekraut in Heckers „Auf einsamer Heide"? Karl Biese's „Hünengrab" würde gewinnen, wenn er solche Erika um seine so wohlgelungenen Steinblöcke zaubern könnte. Kortejohann hat im Hümmlinge wie im Lüneburger Lande gleich glückliche Stoffgriffe gemacht. Auch die Photographien von Lichtenberg aus Osnabrück gewannen viele Freunde. Man sieht, das Volk kennt auch hier den Künster vom „Knipser".

Ach, liesse sich doch alles eingehend sehen und sagen! Wir müssen zum Trachtenzuge. Noch ist zwar Zeit genug. Doch wer den Künstler recht würdigen will, geht in das Atelier und lässt das Werk vor seinen Augen entstehen. Und wir sind quer durch Badbergen marschiert nach Wulften zur „steenernen Piepe", wo sich die Gruppen ordneten, und haben jede einzelne sich sammeln und entfalten sehen. Wie anschaulich erzählten die Teilnehmer, wie gern liessen sie sich ausfragen! Das Interesse der Zuschauer war ihr Stolz, ihr Lohn für Mühe und Kosten.

Horch, da donnern Böllerschüsse! Die Musik setzt ein — der Zug bewegt sich. Im Galawagen fährt der Osnabrücker Landdrost an der Spitze. Der Darsteller, seines Zeichens ein staubgeborener Müller, weiss sich mit Würde in seine Rolle zu schicken. Er trägt die rote Originaluniform des Drosten, die Baron von Böselager-Eggermühlen freundlich zur Verfügung gestellt hat. Der Zeremonienmeister sitzt neben dem Kutscher, zwei Lakaien nehmen den Rücksitz ein.

Wer folgt da hoch zu Ross, die hohen Reiterstiefel mit langstrahligen Sporen bewaffnet, die Füsse in geschnitzten, hölzernen Steigbügeln? Das ist der Vogt. Er kehrt mit der Wehr des Amtes von der Wolfsjagd zurück. 3 „Redemeyer" zu Ross folgen ihm und dann der Tross der Jäger mit Wolfsspiessen, Forken und Stangensensen. Das „Lechel", ein Handfässchen mit Bier, macht die Runde, man schlürft aus dem Stamme. Drei langhaarige, echte Wolfshunde mit hängender Zunge werden an der Leine geführt. Auf einer laubbedeckten Tragbahre bringt man die Beute des Tages,

einen ausgewachsenen Wolf, im Triumpfe heim. Aus einem gewundenen Horn wird Siegertusch geblasen.

Ein „Volksheer“ im kleinen sind die Schütten. Sie bildeten in der „guten, alten Zeit“, als Eigentum und Person noch nicht so geschützt waren, die Artländer Bauernwehr. Ein Trupp von 40 Mann schreitet mit geschulterten Stein-



Artländerinnen bei der Arbeit.

schlossgewehren hinter dem berittenen Kommandanten her. Sie tragen Schnallenschuhe. kurze helle Beinkleider, lichte Westen, dunkle Jacken und meistens hohe Kappen mit breiten Schirmen. Die buntfarbigen Tücher sind vorn unter dem Kinne geknotet und vom „Äöwerhemde“ überklappt.

Von ihrem „Baas“ angeführt, folgen die Hollandsgänger, eine zwar regellose, aber sehr charakteristische Gruppe. Ein alter Torfarbeiter mit tiefgefurchten, aber wetterharten

Zügen trägt den langen „Baggerpüet“ auf dem Rücken. Zu seiner Ausrüstung gehören lederne Knieschützer und ebensolche „Schulterlappen“ (Harnisch), sowie der „Hinkst“ zum Anziehen des Baggerstakens. Seine Nachbarn tragen „Schüppe“ und „Äöwerhaler“. Alle sind mit Schultersack, Brotbeutel und Trinkflasche ausgerüstet. Es sind Greise darunter, die's einst selbst mitmachten, als noch der Deutsche im fremden Lande Arbeit und Verdienst suchen musste. Wie leuchten



Artländer Bauernmädchen auf der Fahrt zur Kirche.

heute ihre Augen! Frauen mit Harken auf der Schulter und Heukränzen in den Händen schliessen sich an — „Heuerinnen“, die auch in der Fremde ihr Brot suchten. Die Dänemarker stellen die letzte Entwickelungsstufe der Auslandgängerei vor. Sie sind ausgerüstet wie die Torfgräber.

Das Berufsleben des Landmanns in den Formen früherer Tage bildet die Idee der folgenden Gruppen: Zug nach dem Acker, Erntezug, Spinnerinnen. Alles ist mit liebevoller Sorgfalt bis ins Kleinste ein- und ausgerüstet. Alte Wagen mit hölzernen Reifen und Achsen — schwere Eggen und Pflüge — Sicheln mit Holzsicherung an der

„Snaot“ und den Garbenhaken (Kripp) für die linke Hand. Ein Knabe mit der runden „Beertate“ (Bierteute auf Artländer Hochdeutsch) schritt barfuss voraus — drei Plaggenstecher mit dem Plaggensäget auf dem Rücken und dem „Kripp“ in der Rechten folgen. Die Mädchen auf den Wagen halten die Trink- und Essgeschirre (hölzerne Kaffeekannen in Fässchenform). Mäher, Binderinnen, Heuwender bilden



Artländer Bauernpaar in Kirchentracht.

die Begleitmannschaft. Um die Weihegarbe, die der Vormäher auf dem Rücken trägt, schlingt sich der Erntekranz. Bei den Spinnerinnen ist alles Licht und Poesie. Helle Kleider, lichte Strichmützen, feine Schleiertücher, Unterärmel aus durchscheinender Gaze — so sitzen die „Mägde der Frau Hulda“ singend an den bekränzten Spinnrocken („enkelte un duwwelde Weile“).

Zum Kirchgange haben die Gemeinden Menslage, Ankum und Gehrde drei gesonderte Gruppen gestellt — jede

eine abgerundete Leistung. Im ganzen 7 Wagen, von denen der Gehrder mit den geschnitzten Sitzen ein wahres Prachtstück bildet. Der Goldschmuck der Frauen (Ankumer „Gadderjagd“) erregte besondere Aufmerksamkeit. Zwischen den Menslagern marschiert ein Emigrant im bunten Kostüme (Originalstickerei französischer Emigrantendamen).

Im Braut- und Hochzeitszuge ist ein Schaustück ersten Ranges geliefert. Der Hochzeitsbitter zu Pferde eröffnet den Reigen. Brautpferd und -Kuh folgen — würdige Repräsententen des Artländer Viehschlages. Auf 2 Wagen wird das Brautgut gefahren, eine vollendete Zusammenstellung. Nun erscheinen 12 Vorreiter, den mächtigen Dreispitz mit gegabeltem Federbusch geziert. Brautpaar und Zeugen bilden den Mittelpunkt der Gruppe. Die Schnitzerei ihres Wagens ist durch Anstrich hervorgehoben. Der glückliche Bursche sieht stolz auf seine verschämte Braut. „Alles nur Komödie!“ ruft uns ein Brautführer, das Weinglas schwingend, zu. Wer weiss? Die Grosseltern, Eltern, Geschwister und Verwandten des Brautpaares sind auf 4 folgenden Festwagen verteilt.

Die Kaufleute Quakenbrücks haben einen Handelszug ausgerüstet. Der wohledele Handelsherr Harm Stadt (eine historische Firma) begleitet seine beiden Frachtfuhren hoch zu Ross. Die Begleitmannschaft in grellhellen Kostümen ist teils mit Hellebarden, teils mit Steinschlossgewehren ausgerüstet. Ein wirkungsvolles Schlussbild!

Und so zieht der Zug durch das Dorf Badbergen. Auf 3 km Entfernung ist die Strasse dichtgedrängt umlagert von Menschen. Eine grossartige Staffage. Aus einem eben einlaufenden Zuge quillt ein Strom von Fremden — einer Sturzwelle gleich überflutet sie das Geleise.

Doch ach, da beginnt es zu tröpfeln! Und bald giesst unendlicher Regen herab. Wir verhüllen unsere Augen, die das herrliche Vollbild satt und ungetrübt in sich aufgenommen haben. Wir wollen uns den Eindruck nicht verwischen lassen.

Fanfarenstösse laden zum „offiziellen Teile“. Oberlehrer Nesemann begrüsst die Vertreter der Regierung, die Ehren- und gewöhnlichen Gäste und dankt für alle moralische und finanzielle Unterstützung des schönen Festes. Leise Wehmut

durchzittert seine Rede, weil der Schlusseffekt des Zuges durch — gewöhnliches Nass abgeschwächt wurde. Doch das Kaiserhoch am Schlusse kann durch kein Wetterschauer beeinträchtigt werden. Der Vertreter des am Erscheinen verhinderten Oberpräsidenten von Hannover, Oberregierungsrat Spring, überbringt Grüsse und Wünsche der Behörde, deren Standpunkt zu den Trachtenfesten er in schönen Worten



Der Hochzeitsbitter.

offiziell kund gibt. Hofbesitzer Wachhorst de Wente redet sodann als „Artländer Bauer“ über die leitende Idee des Trachtenfestes. Es ist ein durchaus moderner Standpunkt, dem er Ausdruck verleiht. Nicht Erhaltung des Alten im Äusserlichen, sondern im Geiste! Tracht und Sitten können, müssen sich ändern, der Väter geistige Eigenart muss Erbgut der Söhne bleiben. Das Trachtenfest soll lediglich historischen Charakter tragen, die alten Bräuche und Trachten endgültig festlegen in der Erinnerung, die Liebe zur Heimat wecken und heben, aber auch am Unvollkommenen den Fort-

schritt der Entwickelung zeigen. Des Redners Hoch gilt dem grossen deutschen Vaterlande, dem auch der Artländer trotz allem Partikularismus begeistert dient.

Auf dem erhöhten offenen Zelte nehmen nun die „Aufführungen" ihren Anfang. Unserer Meinung nach die Krone des Festes. Als der Erntetanz um die brennende „letzte



Altes Artländer Heiratsgut. I. Wagen.

Garbe" aufgeführt wird, ist der Jubelausbruch der Zuschauer ein elementarer. Schwingende Paare, geschwungene Erntekränze, wiegende, sich verschmelzende Farbenfelder — und doch alles wieder abgemessen, nichts Aufdringliches in Rhythmus, Bewegung, Farbe und Ton. Wahrlich, der bescheidene Herr Ortland, Altmeister der „Schwebekunst", hat etwas Gereiftes geboten. Es liegt etwas Keusches, Zartes in diesen Wiegewendungen, die so sicher und leicht ausgeführt werden, die so harmonisch wirken im einzelnen wie im

ganzen. „So soll demnächst auch in unserm Klub getanzt werden“ — sagt neben mir ein Herr, dem vor Begeisterung mit der Seele fast auch der Leib entschwebt wäre. „Ja, so waren sie!“ — haucht eine ehrwürdige Matrone mit leuchtenden Blicken — „dezent, dezent! Und nach dem Tanze trennten sich die Geschlechter, die Tochter zur Mutter,



II. Wagen.

der Sohn in den Kreis der Alten. Ach, die Franzosen haben unsere deutschen Sitten verdorben!“

Über die Festlichkeiten des Abends, die der Erholung und dem Genusse dienten, erlasse man mir die Berichterstattung. Sie unterschieden sich nicht viel von dem Trubel anderer Feste, wie man mir gesagt hat. Nur die Szenen: „Traum der Spinnerinnen“, „Eine Gemeindeversammlung“, „Am häuslichen Herde“ sammelten die ausgeschwärmten Festgenossen immer wieder um das Bühnenzelt.

„Nebel auf Regen gibt Regen“ soll ein Wahrwort sein, ist es aber nicht. Denn am andern Morgen lagerte dichter Nebel über dem Artlande, aber er „sackte“, und die Sonne blieb Meister. „Hätten wir doch gestern solches Wetter gehabt!“ seufzte einer der Herren des Ausschusses, als man sich vor dem Gasthause Stratmann in Badbergen zur „Besichtigung alter Bauernhäuser“ sammelte. „Hat's denn geschadet?“ lachte ein Optimist, „an 30000 Menschen sind gestern auf dem Festplatze gewesen, und keiner hat sich des Regens wegen „verfrüht“. In den Nachtzügen ist das Gedränge lebensgefährlich gewesen — die Züge haben eine Stunde auf dem Bahnhofe halten müssen; über die Köpfe anderer hinweg ist man in die Wagenfenster geklettert; viel zweibeiniges „Vieh“ ist verfrachtet und wir sind „gedeckt“.

In 12 Wagen ging's bald darauf zum Tore hinaus. Es wurden besichtigt die Wohnungen der Colonen Berner zu Wulften-Wehburg, Kahmann und Meyer zu Wehdel, sowie ein Heuermannshaus des letzteren. Die Anlage der Höfe hat Anklänge an die fränkische. Das gestreckte Bauernhaus ist nach der Torseite hin von Nebengebäuden eingeschlossen, die einen winkeligen Hof umrahmen. Das Hoftor ist überdacht. Die Einrichtung ist däftig, überdäftig, wie sie sich nur Colonen, die über 60 ha kostbarsten Bodens verfügen, leisten können. Eine Decke im Kahmannschen Hause, die aus Brettern alter Balken getäfelt wurde, kostete beispielsweise 3000 M. Bei den Möbeln und dem Hausrat hat sich der Stil der Väter weitergebildet, das Alte wird pietätvoll geschont, und wenn es nicht mehr dem täglichen Gebrauche dienen kann, so lässt man es als „Blätter der Familiengeschichte“ heimschmückend wirken. Die Gärten haben parkähnlichen Charakter. Colon Kahmann züchtet sogar seltene ausländische und Heimatpflanzen in dem seinigen. Der Holzbestand ist ausgedehnt; auf den Höfen stehen einzelne herrliche Riesenbäume, die „an die Väter gemahnen“. Die besten sind allerdings der Axt zum Opfer gefallen. Meyer zu Wehdel verkaufte ein Exemplar für 805 M. Unter den Teilnehmern am Zuge waren Namen von Klang, wie Museumsdirektor Tewes aus Hannover, Müller-Braul aus Zeven,

Professor Middendorf aus Würzburg, ein Badberger Kind. (Professor Dr. Jostes sahen wir während des Festzuges auf der Halle.)

Gegen 3 Uhr füllte sich der Festplatz wieder mit einer Volksmenge, die wir auf 10—15000 Personen schätzen. Diesmal hatte der Festzug Sonne, aber die Reihen waren



Fest der Spinnerinnen.

bedenklich gelichtet, die einzelnen Gruppen zusammengeschrumpft. Man merkte die allgemeine Abspannung.

Aber nicht bei den „Aufführungen“ im Trachtenzelte, die auch heute den „Schlager“ darstellten. Weil wir sie gestern nicht alle entsprechend behandeln konnten, wollen wir heute ergänzen.

Das Bild „Erntelohn und Erntetanz“ entspringt der Anregung des verdienten Artländer Heimatforschers Hardebeck in Ankum. Der Grundgedanke ist kurz folgender: Nach beendeter Roggenernte bringt der Vormäher die be-

wundene letzte Garbe der Bäuerin in die Küche, stellt sie in die Mitte und spricht:

„Dat Köern ligg daor!
De Roggenmoor is daor!"

Diese „Roggenmoor" gilt als Verkörperung eines unheilspendenden Dämons, der bei der Mahd von Stück zu Stück getrieben wurde und dann in die „letzte Garbe" gebannt ist. Diese wird, nachdem der „Erntelohn" in Gestalt von Erntekränzen und Rechetrunk ausgeteilt ist, angezündet, und es beginnt der Erntetanz um die brennende „Roggenmoor". Auch diesmal verfehlt dies malerische, wechselvolle, gedankenreiche Bild seine Wirkung nicht.

Die Spinnstube führte uns ein Wintervergnügen früherer Tage vor Augen. Die Spinnerinnen einer Bauerschaft haben sich versammelt. Die Räder schnurren, und alte Lieder werden gesungen. Da stürmen die Burschen des Ortes herein; jeder findet sofort die Seine. Man neckt sich und schäkert miteinander. Wie auf Kommando fliegen aber die „Weele" in die Ecke, und es beginnt nach einer sehr einfachen Weise ein Sprung- und Neigetanz, dessen kurze Reihe siebenmal wiederholt wird. (Sieben-Sprünge.)

Von den „alten Tänzen" wurden besonders der „Bäckertanz" und die Artländer „Kuntertänze" mit Begeisterung ausgeführt und aufgenommen. Sie liessen das buntfarbige Trachtenbild recht wirkungsvoll zur Geltung kommen.

Das letzte Bild stellte die „Brautkrönung" dar. Es ist dies im Grundgedanken ein Scherzkampf zwischen den jungen Mädchen und den Ehefrauen der Hochzeitsgesellschaft. Jene möchten die Braut in ihrem Kreise nicht „missen" — diese wollen sie ihrem Bunde einreihen. Die „Brautkrone" muss dabei der „Haube" weichen. Danach führt die Hofbäuerin ihre neue Schwiegertochter am Kesselhaken dreimal um den Herd herum und überreicht dieser dann Besen und Schleef, die Sinnbilder der Pflicht und Macht einer Hausfrau. Ehren- und Reihetanz schliessen die prächtige Darstellung, welche leider von den Zuschauern nicht genau verfolgt werden konnte, da sie sich innerhalb des Kranzes abspielte.

Schon während einer Pause wurde in dem dreischiffigen geräumigen Göttingschen Zelte der Festkommers durch Oberlehrer Nesemann, den Vorsitzenden des historischen Vereins vom Hasegau, mit einer humorgewürzten Rede eröffnet. Herr Hardebeck-Ankum bildete mit seinem Freunde Gieske-Talge den Gegenstand einer begeisterten Ovation. Als den eigent-



Handelszug.

lichen „Vätern des Trachtenfestes" wurde ihnen der Zoll des Dankes und der Verehrung der tausendköpfigen Menge dargebracht.

Es folgten weitere Ansprachen der Herren Wachhorst de Wente (Toast auf Se. Exzellenz Staatsminister Freiherr von Hammerstein auf Gut Loxten) und Einhaus (Landrat Dr. Clauser).

Herr Hoffstall meinte, die Artländer nähmen heute einen letzten, aber frohen Abschied von der alten Zeit, die

mit ihren Einengungen, Einschränkungen und Härten der freien Entwickelung hemmend gewesen wäre. Sein Hoch galt allen Mitwirkenden.

In einem gemütlichen „plattdütsken Snacke“ feierte Meyer-Siemering den Colon Elting, auf dessen Gründen der einzigschöne Festplatz hergerichtet wurde.

In diesem Augenblicke mussten wir ab- und aufbrechen. Wie schade! Gern hätten wir die plattdeutsche Ansprache des Artländer Heimatdichters W. Crone gehört. Wir sassen in seiner Nähe und hätten ihn gewiss trotz seines Bippener Dialektes, der als sehr „schwer“ gilt, verstanden. Seine Gedichtsammlung „Lütk un grot“ ist vielversprechend; in seinen Sagen „Aus der Heimat“ hat er das grosse „Heimatfest“ mit vorbereitet.

Um mich zu sammeln und aus den vielgestaltigen Eindrücken eine Gesamtanschauung zu gewinnen, legte ich den Weg zur Station Vehs auf Schusters Rappen zurück. Zunächst wurden aber Blick und Gedanken noch gefesselt durch den Strassenschmuck. Vor jedem Bauernhause auf der ¾stündigen Strecke war ein Bogen mit Eichenlaubgewinde und manchmal sinnigem Spruche errichtet.

„Of arm, of riek —
Dat bliff sick gliek;
Hier heff blot Wert,
Wer't Olde ehrt.“

lasen wir an einem efeubekränzten Schilde. Ein Schalk hatte den Namen der Bauerschaft Vehs, in der das Trachtenfest tagte, zu einem etymologischen Kalauer missbraucht:

„Wer niemals hatt' einen Vehsen (Rausch),
Ist nicht in Vehs gewesen.“

Allerdings, so einen kleinen „Vehsen“ hatte ich mir auch geholt vom Eltingschen Hofe in Vehs, dem Badberger Trachtenfeste. Aber nicht der Schaumschlag des Gambrinus hatte ihn hervorgerufen, sondern das Fest selbst, seine Idee, die Ausführung. Ich fühlte mich so erfrischt und gehoben trotz der Strapazen. Das Herz war mir aufgegangen; der innere Mensch hatte sich während der Festtage zu Badbergen erholt, begeistert, bereichert. „War's nicht schön?“



rang sich immer wieder aus der Tiefe der Seele die begeisterte Frage empor, und unwillkürlich formte sie sich im Dialekte meiner Grönenberger Heimat zu Vers und Reim:

„Daor taug de aule Tied un Welt
Lebendig wier an us vobi
Un frög bi jedet nigge Beld:
„Wat seggss du nu? Gefall ick di?

Was daor nich auk Vostand un Sinn
In Antkevaars Bedrief un Dracht?*)
Un lagg nich Klank un Klör drin?
Un was man nich up Kunst bidacht?"

Volksglauben und Volksgebräuche an der oberen Nahe.

Von **Theodor Wolff** †.

(Fortsetzung.)

Was Volksgebräuche angeht, hängen diese eng mit dem Volksglauben zusammen, fallen vielfach mit unter die Rubrik vom „Brauchen" und sind daher nur wenige hervorzuheben, die als selbständige Gebräuche bezeichnet werden können. Folgende Gebräuche dürften jedoch aufzuführen sein:

1. Beginnen wir bei der Aussaat des Getreides, so war es früher allgemein, dass die 3 ersten Handvoll Saatfrucht, und dann bei jedem Acker, nur unter Nennung der drei hl. Namen ausgeworfen wurden, wobei man nebenbei noch das gewann, dass dadurch die Saat vor den Schnecken geschützt wurde.
2. Blühte das ausgesäte Korn, so wurde an einigen Ähren der Blütenstaub mit den Fingern abgestrichen und gegessen, und sagte man dazu: „Gott walt's". „Das ist neue Frucht. Gott behüte uns vor Fieber und 77erlei Gelbsucht."
3. Wurde Roggen eingefahren, die erste reife Halmfrucht, so liess man den ersten Wagen vor dem offenen Scheunentor halten. In der Scheune standen die Kinder und riefen dem Vater zu: „Was bringst du?

*) Ahnvaters Tun und Treiben.

Dieser antwortete: „Brot, für mich, meine Kinder und die Armen.“ Die Kinder antworteten: „Dann wünschen wir für die Mäuse und Ratten den Tod“. Oder: (wohl wo keine Kinder im Hause waren) Wenn der erste Wagen Frucht von der neuen Ernte eingefahren wurde, hielt derselbe vor dem Scheunentor, und der Fuhrmann fragte einen in der Scheune Stehenden: „Weisst du nicht, wie lange noch an Christtag ist?“ Derselbe antwortete: „Ich weiss es nicht.“ Darauf sprach der Einfahrende: „Dann sollen auch die Mäuse und Ratten nicht wissen, wo wir unsere Kornbarn hinmachen.“

4. Bei jedem Handel (Kauf oder Versteigerung) wird „Winkuff“ (Weinkauf) getrunken, und das Getränk von beiden Parteien zu gleichen Teilen bezahlt. Auch bei Versteigerungen erhielt jeder Bieter durch den Versteigerer einen Weck zugeworfen (früher, heute nicht mehr), und erhielt sein Gebot hierdurch gleichsam die Sanktion, wurde als Gebot anerkannt. (Dieser Brauch stammte wohl aus heidnischer Zeit, wo jedes Rechtsgeschäft von Bedeutung durch ein Opfer, hier Libation, erst als fest abgeschlossen bestätigt wurde.)
5. Kommt eine Mannsperson zu einer Gesellschaft von Waschweibern, die an der Waschbütte stehen, so schleicht sich eine von diesen hinterwärts an diesen Herrn und fährt ihm mit einem nassen Lappen über die Schuhe oder Stiefeln, angeblich um diese zu putzen, wenn sie auch völlig blank waren. Dafür muss dann ein kleines Geschenk an Geld verabreicht werden.
6. Kommt ein Gast in das Wirtshaus, wo schon Bekannte von ihm bei Wein oder Bier sitzen, so ist es eine Höflichkeit oder Freundlichkeit, wenn dem Kommenden das Glas zum Trunk angeboten wird, und wäre es eine Beleidigung, das angebotene Glas abzulehnen oder zurückzugeben, ohne wenigstens daran genippt zu haben.

7. Der Müller, bei dem der Bauer seine Frucht mahlen lässt, fährt auch die Leichen der betreffenden Familie zum Kirchhof, und mag der Brauch wohl zu den Leistungen gehört haben, zu denen die Einrichtung von Bannmühlen verpflichtete.
8. Howanneln oder Huwanneln geschah besonders, wenn eine Gesellschaft recht angeregt war, bei festlichen Gelegenheiten und auch sonst. Hatte sich ein junger Mann die Gunst der Mädchen oder Frauen verscherzt und kam in die Nähe einer Anzahl angeregter Frauen oder Mädchen, so wurde er „gehuwannelt", doch geschah dies oft im Scherze. Das unglückliche Opfer, das gehuwannelt werden sollte, wurde von allen Seiten gegriffen und festgehalten. Unter Kitzeln und manchem gut gemeinten Puff wurde es an Kopf und Beinen hochgehalten, und kroch eine der huwannelnden Frauen oder Mädchen unter dem so Hochgehaltenen durch und gab ihm, auf der andern Seite angekommen, einen Kuss, oder legte ihm sonst eine Strafe auf, die meistens in einer Quantität warmen Weines oder sonstigen Naschwerks für die Frauen und Mädchen bestand. Hatte der Gehuwannelte sich ergeben in sein Schicksal gefügt und auch die Busse geleistet, galt er wieder als rehabilitiert. Dass es dabei oft derb und nicht immer dezent zuging, besonders wenn geistige Getränke bei Festlichkeiten das ihrige getan, ist erklärlich.
9. Auf die Latz legen wurde ein Brauch genannt, der heutzutage mit dem Staatsanwalt in schweren Konflikt bringen würde. Er bestand darin, dass ein Bursche oder Mann, wenn er sich (wahrscheinlich in geschlechtlicher Beziehung) in den Augen der Gesellschaft schwer vergangen hatte, im Wirtshaus. oder sonst in mehr oder weniger öffentlicher Gesellschaft, gegriffen und mit dem Rücken auf einen Tisch oder den Boden gelegt und festgehalten wurde. Dann wurde ihm die „Hosenlatz" aufgeknöpft und zurückgeschlagen, dass die Genitalien allgemein sichtbar

dalagen. (Ich weiss mich allerdings nur eines Falles zu erinnern, wo in den 80er Jahren dieser Gebrauch nochmals geübt wurde, doch hat der Staatsanwalt damals die Sache aufgenommen, und wurde schwere Strafe verhängt. Dabei handelte es sich auch nicht um einen Strafakt, sondern es geschah aus Rohheit und Übermut mit einem halb blödsinnigen Menschen.)

Was zuletzt das sog. „Brauchen“ betrifft, so stammt dasselbe jedenfalls aus heidnischer Zeit, nur wurde ihm später, um mit der Kirche möglichst ausser Konflikt zu bleiben, mit den drei hl. Namen (Gott Vater, Gott Sohn, Gott hl Geist) ein christliches Mäntelchen umgehängt.

Wurde beim Brauchen der Namen dessen genannt, für den gebraucht wurde, so musste es der richtige Taufname sein, nicht der Rufname, oder der Name, unter dem die Persönlichkeit sonst wohl allgemein bekannt war. Desshalb kamen in früheren Zeiten oft die Leute und liessen sich im Kirchenbuch nachschlagen, mit welchen Namen die einzelnen Personen in der Taufe belegt waren, besonders wo im Anfang des 19. Jahrhunderts die Namen des Zivilstandsregisters mit den Kirchenbüchern vielfach nicht übereinstimmten.

Sehen wir uns näher an, für was alles, und wie gebraucht wurde, ohne dass jedoch diese Aufzählung nur einigermassen auf Selbständigkeit Anspruch machen könnte, es ist eben nur das, was ich in Erfahrung bringen konnte.

Um übersichtlicher zu werden, soll auseinander gehalten werden a. das Brauchen für Menschen, b. das Brauchen für Tiere und Sonstiges.

a. Beim Menschen.

(Mancherlei hierher Gehöriges ist schon früher [unter „bei Kindern“ usw.] angeführt.)

Eine ganz besondere Rolle spielte stets bei dem Volksglauben „das Mahr“, und ihm wurde besonders auch das Alpdrücken zugeschrieben, weshalb auch dasselbe kurz „das Mahr“ genannt wird. Gegen dasselbe gab es eine ganze Anzahl Mittel, die aber alle in der Vorstellung wurzeln, dass das Alpdrücken durch das Mahr verursacht wird, das sich

dem Schlafenden zentnerschwer auf die Brust legt und ihm die Luft und den Atem wegnimmt. Wer vom Mahr geplagt wurde, musste abends, wenn er zu Bett ging, folgenden Spruch „beten", d. h. hersagen, oder, auf einen Zettel geschrieben, bei sich ins Bett legen:

„Jetzt leg ich mich in Gottes Macht,
„Jetzt leg ich mich in Gottes Kraft,
„Dass kein böser Feind was an mir hat",

(d. h. Gewalt über mich hat) und „das Blut Jesu Christi, des Sohnes Gottes, macht uns rein von aller Sünde". Oder: Man sprach beim Zubettgehen: „Gottes starke Macht schütze mich in dieser Nacht". Oder: „Ach Mahr! Du lüdiges (leidbringendes) Tier! Du kommst alle Nacht zu mir, du sollst nicht eher kommen zu mir, bis du hast alle Wasser gebed (gebedet), und alle Bäume gebled (entblättert), und alle Berge bestieh (bestiegen), und alle Gotteshäuser gewieh (?)." Dazu wahrscheinlich noch die drei hl. Namen.

Bei Gliederkrankheit. Die Hilfe musste aus einem andern Lande geholt werden, und bekam der Kranke ein fest zugenähtes Säckchen (wahrscheinlich mit einem aufgeschriebenen Bannspruch darin), das musste der Kranke auf blossem Leibe um den Hals tragen So lange das Säckchen getragen wurde, repetierte die Krankheit nicht. Wenn das Mittel geholt wurde, durfte der Bote ja nicht sagen, wohin er gehe und was er da wolle. Sog. Gichtringe werden noch vielfach getragen und müssen sie aus Eisenteilen und Nägeln von Särgen, die auf dem Kirchhof ausgegraben worden, hergestellt sein. Die Nägel müssen, möglichst um Mitternacht, auf dem Kirchhofe gesucht werden. Sollen die Ringe recht wirksam sein, so müssen sie geschenkt sein, ohne dass der, welcher sie trägt, weiss, wer der Geber ist.

Warzen werden vertrieben, wenn man sie mit einer Speckschwarte gut einreibt, und diese dann, unbesprochen, unter der Dachtraufe vergräbt. Mit der Speckschwarte vergehen auch die Warzen. Oder: Mit dem Wasser und Lappen, mit denen beim Brotbacken das Brot gebräunt worden war, werden die Warzen (unter Nennung der drei hl. Namen) dreimal abgewaschen, der Lappen unter der Dachtraufe ver-

graben und das Wasser darüber geschüttet, alles unbesprochen. Wie der Lappen verfault, vergehen auch die Warzen. Oder: Man geht, unbesprochen, an fliessendes Wasser, fährt dreimal unter Nennung der drei hl. Namen mit der Hand, an welcher die Warzen sind, durch das Wasser, aber gegen den Strom, so vergehen die Warzen Oder: Man geht, unbesprochen, auf einen andern Bann (Gemarkung), haut dort mit einem scharfen Messer an einem Wachholder dreimal die Gipfelspitzen ab und nennt dabei den Namen dessen, dem die Warzen vertrieben werden sollen: „N. N. ich haue dir die Warzen ab", und dazu die drei hl. Namen. Oder: Am Freitag vor Sonnenaufgang geht man ins Freie (vor das Haus) sieht den Himmel an und spricht:

„Heut ist der gewisse (der Christen?) Freitag,
„Morgen der Juden Samstag,
„So gewiss die Juden das Schwein,
„Tu' ich dem Luzifer sein Fleisch meiden."

Oder: Man nahm eine grosse nackte Schnecke und strich mit derselben, unter Nennung der drei hl. Namen, dreimal über die Warzen. Dann wurde die Schnecke an einen Dornstrauch auf einen Dorn aufgespiesst, und wie die Schnecke, vergingen auch die Warzen.

Zitterschen (trockne Flechten). Oft wurden sie, wie die Warzen, mit Speckschwarte usw. behandelt, das war das Gewöhnliche, doch wurde auch also verfahren: Samstags wurden die Zitterschen unter Nennung der drei hl. Namen mit einer Schlappe (Pantoffel) dreimal bestrichen und dazu gesagt:

„Die Juden essen kein Schweinefleisch.
„Die Zitterschen sollen kein Menschenfleisch essen."

Beim Haarwurm (nasse, fressende Flechte) war die Behandlung eine andere. Der Kranke musste sich vor Sonnenaufgang, unbesprochen, auf einen Kreuzweg stellen und folgenden Spruch tun:

„Ich armer Christ steh auf dem Mist,
„Und hoff auf Milde, Herr Jesus Christ!
„Herr, hast du meiner denn ganz vergessen,
„Und willst mich lassen vom Haarwurm fressen?
„Der Wurm sei gleicher Farbe,
„Er sei schwarz, weiss oder rot,
„In der neunten Stunde sei er tot!"

Dazu die drei hl. Namen. Oder er spricht:

„Jebela unter der Mist!“
Drauf Herr Jesus Christ:
„Es gibt der Würmer drei,
„Der Wurm sei gleich, grau, blau oder rot,
„In der dritten Stunde sei er tot!“

Darauf noch die drei hl. Namen.

Oberbein. Bei abnehmendem Monde wurde dasselbe, mit einem Blick auf den Mond, und unter Nennung der drei hl. Namen, fest gedrückt, dazu noch ein Spruch getan (welchen? konnte ich nicht mehr erfahren), und das Oberbein verging.

Gegen dicken Hals (Ansatz zu Kropf). Starb jemand, so wurde der Leiche mit einem Strick die Hände zusammengebunden, und musste der Kranke später den Strick lösen. Dann musste er, unter Anrufung der drei hl. Namen, die Hände des Toten drei Minuten lang sich um den Hals legen, und den Strick, womit die Hände des Toten gebunden waren, drei Tage unter dem Hemd, auf der blossen Haut, tragen oder auch so lange, bis der Strick verfault abfiel, dann schwand der dicke Hals.

Gegen Fallsucht (Epilepsie). Man sucht sich auf dem Kirchhofe Knochen von Verstorbenen, am besten sind Schädelknochen, zu verschaffen, und werden diese dann zerstossen oder gemahlen dem Kranken eingegeben. Oder: Die Nachgeburt eines männlichen Kindes bei einer Erstgebärenden wird gebraten dem Kranken zum Essen gegeben.

Gegen Rose im Gesicht oder auch sonstwo half folgende Behandlung: Mit gefalteten Händen wird die kranke Stelle dreimal kreuzweise zart bestrichen oder drüber hingefahren und dazu gesprochen:

„Es kamen drei Heilige, drei Frauen.
„Als die Heilige kam,
„Die das Böse wegnahm“!

Sodann die drei hl. Namen. Oder: Die kranke Stelle wird dreimal, unter Nennung der drei hl. Namen, mit einem Donnerkeil oder Schädel von einem schwarzen Hund bestrichen, und die Geschwulst vergeht. (Donnerkeile sind meistens in den Familien altvererbte Steinmesser oder Steinbeile.) Oder: Über der Geschwulst wurde, wahrscheinlich auch mit Nennung der drei hl. Namen, gesprochen:

„Das Rotlauf und der Drach,
„Die fuhren miteinander über die Bach".

Die Geschwulst vergeht

Gegen Schwindsucht wurden alle möglichen Mittel angewendet, besonders das Essen von Hunde- oder Fuchslunge, auch das Fett eines geschlachteten Hundes, statt Butter, aufs Brot gestrichen. Besonders wirksam aber war folgendes Mittel: Man nahm etwas von dem Auswurf des Schwindsüchtigen, bohrte ein Loch in einen Birn- oder Apfelbaum, und in dieses Loch wurde der Auswurf eingeschlossen, verzapft, alles unbesprochen. Bei männlichen Kranken musste es ein Birnbaum, bei weiblichen Kranken ein Apfelbaum sein, und durfte an diesen Bäumen später nichts beschnitten werden, und war das Loch immer auf die Sonnenseite gebohrt. Oder: Eine Nuss, wohl Wallnuss, wurde geöffnet, der Kern herausgenommen und dann in die Nuss eine ungerade Anzahl „wilder Säue" (Kellerassel) lebend eingeschlossen, unter Nennung der drei hl. Namen. Die Nuss wurde an einem Faden umgehängt und auf blossem Leibe getragen. Wie die „wilden Säue" eintrockneten und sich auflösten, so schwand auch die Schwindsucht.

Bei eiternden Wunden und Geschwüren, die nicht heilen wollten, wurde etwas Eiter auf ein Läppchen gestrichen und solches in ein Loch, das auf der Sonnenseite eines Baumes gebohrt war, unbesprochen, durch einen Zapfen fest eingeschlossen. Die Wunde heilte. Oder: Über die Wunde wurde gesprochen:

„Es war eine Jüdin, die hatte den Ohm:
„Da küsste sie Jesu Hand und Fuss,
„Samt den hl. fünf Wunden,
„Das detet (tötete) ihr den Ohm".

Oder auch: „Ohm weich!
„Wasser zeich! (zieh ab)
„Glückselig ist der Tag,
„Da dieser Schaden geschah,
„Glückselig ist die Stund,
„Da Jesus heilen soll die Wund!"

Oder: Hatte sich jemand einen Splitter oder Dorn ins Fleisch gestossen, so musste dieser, wenn er herausgezogen war,

zerkaut werden, damit die Wunde nicht eitere. Oder: War der Fremdkörper herausgezogen, so wurde über die Wunde gesprochen:

„Der Hochmut, der Widermut
„Tut dir und mir kein gut.
„Dass du mir ja kein Blutschweiss
„Und kein Eiter ziegest" (ziehest).

Oder: War der Dorn und Splitter abgebrochen und konnte nicht herausgezogen werden, so wurde er durch folgenden Spruch entfernt und böse Eiterung verhütet:

„Gott und die liebe Frau.
„Die gingen miteinander durch einen Wiesengrund.
„Sie stiess sich an einen Dornenstrunk.
„Sie glaubte nicht, sie wollte nicht,
„Bis am dritten Tag
„Der Dorn heraus brach"

Gegen Zahnweh. Mit einem Nagel wird am schmerzenden Zahn gebohrt, bis der Nagel blutig wird. Dann wird der Nagel an einer Stelle eingeschlagen, wo ihn keine Sonne und kein Mond bescheinen und treffen kann. Das Zahnweh vergeht. Oder: Das Zahnweh wurde durch folgenden Spruch gebannt:

Petrus stand unter einem Eichenbusch.
Da sprach unser lieber Herrgott zu Petrus:
„Warum bist du so traurig?"
Petrus spricht: „Die Zähn' wollen mir im Mund verfaulen."
Da spricht unser lieber Herr Jesus Christ zu Petrus:
„Petrus geh' hin in den Grund
„Und nimm Wasser in den Mund
„Und spei 's wieder aus in (den) Grund."

Das Zahnweh verging.

Gegen Mundfäule. Der Spruch lautet:

Jakob ging über Land,
Er hat einen Stab in der Hand,
Da begegnet ihm der Herr.
„Ach Jacob! Warum trauerst du so sehr?"
„Ach Gott! Warum soll ich nicht trauern.
„Mein Mund und mein Schlund wollen mir verfaulen."
Da sprach Gott zu Jakob:
„Dorten in jenem Tal, da fliesset ein Brunnen,
Der heilet dir N. N. deinen Mund und Schlund."

Ist das Zäpfchen gefallen und tut es beim Schlucken weh (geschwollene Mandeln), so nimmt man abends beim zu Bett gehen den Strumpf, den man am rechten Fuss getragen, macht ihn links (kehrt ihn um) und wickelt ihn um den Hals. Am Morgen ist das Übel gehoben.

Gegen Verbrennen half folgender Spruch:

„Es gingen drei hl. Seelen
„Wohl über ein Land;
„Die eine hat sich verbrannt
„Hoch an ihrer rechten Hand,
„Die tötet den Brand."

Dazu die hl. drei Namen. Oder:

„Der hl. Laurentius lag auf dem Rost,
„Der Herr kam ihm zum Trost,
„Er reicht ihm seine rechte Hand
„Und segnete allen Feuer und Brand."

Gegen Pein (Schmerzen). Es ist zu sprechen:

„Jesus, da er angeschlagen war, das war,
Da er den Backenstreich kriegt am hl. Kreuz",

und dazu die drei hl. Namen, die Pein wird sofort nachlassen.

Oder: (besonders bei schmerzhaften Wunden und Geschwülsten). Es ist zu sprechen:

„Hier find ich die Wund,
„Mit Gottes Wort wird sie verbund',
„Dass sie nicht hitzt,
„Dass sie nicht schwizt,
„Dass sie nicht kält,
„Dass sie nicht geschwellt,
„Nicht wehe tut."

Oder auch:

„Dieser Schmerzen und Wunden Hitz und Pein
„Sollen verschwinden wie der Wind,
„Wie der Schaum auf dem Wasser,
„Wie der Tau auf dem Gras!"

Dazu noch die drei hl. Namen.

Bei der sog. Ohrenklamm (Mumms, Ziegenpeter) wurde der Patient in die Schmiede geführt, wo der Schmied den Kopf in die grosse Reifzange nahm und dreimal leise drückte. Was dazu gesprochen wurde, konnte ich leider nicht erfahren.

Für böses Ding, d. h. wenn man sich krank fühlte und

wusste nicht recht, wo es fehlt: Der Spruch, der unter Nennung der drei hl. Namen gesagt wird, lautet:

„Bist du krank und weisst es nicht,
„So helfe dir Herr Jesus Christ.“

Frostbeulen. Das Gehirn eines Raben, der vielleicht in der Adventszeit oder in der Zeit der 12 Nächte (Weihnachten bis Epiphani) geschossen sein musste, wurde wohl unter bes. Spruch (der hl. drei Namen) auf die kranke Stelle aufgelegt, und nach drei Tagen war sie heil.

Gegen Schussblader und sonstige schmerzende Stellen:

„Die Schussblader und der Drach,
„Gehen miteinander über die Bach,
„Die Schlussbader soll versänken (versinken),
„Und der Drach soll ertränken“ (ertrinken).

Oder:

„Die hl. Sankt Anna,
„Die Mutter Sankt Anna,
„Die Milde leidt (leidet).
„Herr Jesus Christ,
„Der stillt die Blader, wo sie ist,
„Unter der Zung,
„Oder an der Lung,
„Zwischen Haut und Fleisch.“

(Jedenfalls noch die drei hl. Namen.)

Für Verrenkungen (gilt bei Mensch und Tier) lautet der Spruch:

„Gott und die liebe Frau,
„Die gehen zwei schmale Kirchenpfad,
„Der eine ist trocken, der andere ist nass:
„Da trat sein Esel auf einen Stein,
„Er verrenkte seinen Fuss und Bein.
„Gott der Herr tut die Ader zwingen,
„Er tut sie einbringen,
„Er tut sie einstreichen,
„Sie soll nicht mehr von ihrem Platze weichen.“

Unter Nennung der drei hl. Namen wird dann die schmerzende Stelle dreimal mit der Hand bestrichen. Oder: (Wolfersweiler Pfarrarchiv 1602.) Über der schmerzenden Stelle wird gesprochen:

„Es geht ein Hirsch über ein Heid,
„Die war weit und breit,
„Er ging über ein Berg in seiner Stärk,

„Er stiess sich und fiel auf ein Stein.
„Damit verrenkte er sich sein Bein.
„Da kam Maria, die Mutter Gottes,
„Streckte ihre Hand über ihn
„Und heilete ihm sein Bein."
„So gewiss als das ist,
„Heil ich auch dies Glied, wo es ist.
„Im Namen Jesu Christ."

Dazu ist zu beten: Ave Maria und Vater unser und der Glauben. Das Brauchen und Gebet muss morgens früh geschehen

Oder: (Wolfersweiler Pfarrarchiv 1602.)

Christus der Herr Jesus ging über ein Gass,
Die war sehr wüst und nass,
Er trat auf einen Stein.
„Verrenkte sich Ader und auch sein Bein.
„Bein zu Bein, Ader zu Ader, Blut zu Blut
„Und Fleisch zu Fleisch!"

Oder: (Wolfersweiler Pfarrarchiv 1602.)

„Christus der Herr Jesus ging auf einer Grub,
„Er verrenkte sich Ader und auch sein Fuss.
„Da kam die Mutter und sagte:
„O, liebster Sohn mein!
„Was gibst du mir zum Lohn,
„Dass ich dich segne?"

Alle drei Morgen früh 11 Pater noster und 5 Glauben.

Beim Beinbruch (wohl auch sonstiger Knochenbruch). Über der Bruchstelle hat der Brauchende folgenden Spruch zu tun:

„Ich segne dich auf diesen heutigen Tag,
„Bis du wieder bist worden gesund am neunten Tag,
„Wie einen der liebe Gott, der Vater,
„Wie einen der liebe Gott, der Sohn,
„Wie einen der liebe Gott, der hl Geist,
„Es haben mag!
„Heilsam ist diese gebrochene Wund,
„Heilsam ist diese gebrochene Stund,
„Heilsam ist dieser Tag.
„Da unser lieber Herr Jesus geboren ward.
„Jetzt nehm ich diese Stund, -
„Sieh' über diese gebrochene Wund,
„Nicht schwell und nicht geschwär,
„Bis die Mutter Gottes ein ander Kind gebär!"

Dazu die drei hl. Namen.

Blutstillen. Gesprochen wird über die blutende Wunde:
„Es stehen drei Rosen auf des Herrn Gottes Grab.
„Die erste heist: Demut,
„Die andere heisst: Sanftmut,
„Und die dritte, die stillt das Blut."

Dazu die hl. drei Namen. Oder: Der Spruch lautet:
„Aus unsers Herrn Grab wachsen drei Blumen hervor,
„Die erste heist: Demold (Demut),
„Die zweite heisst: Still das Blut,
„Die dritte heisst: Es soll werden gut."

Und die drei hl. Namen.

Für das Herzblut (Blutfluss). Der Spruch lautet:
„Es war eine Jüdin, die hatte das Herzblut,
„Da küsste sie Jesu Hand und Fuss,
„Und der stillte ihr das Herzblut."

(Die drei hl. Namen.)

Gegen Gelbsucht. Man fängt eine ungerade Anzahl Läuse, und tut sie lebend zwischen eine getrocknete Zwetsche und gibt sie dem Patienten zu essen, worauf die Gelbsucht sich verliert.

Oder: Man schöpft am Bach vor Sonnenaufgang, unbesprochen, 3 Bollen Wasser, dem Wasserlauf nach, und spricht: Gelbsucht, du hast den N. N. wollen ertränken, jetzt will ich dich ertränken. Und die drei hl. Namen. (Siehe auch Gelbsucht bei Kindern.)

Gegen das Fieber. Der Brauchende spricht: „Guten Morgen! Willkommen fröhlicher Montag! Komm und nimm dem N. N. sein 77erlei Fieber ab." Dazu die drei hl. Namen. Oder: Aus einer Zwetsche wurde der Kern herausgenommen und an dessen Stelle eine lebende Spinne getan und beides musste der Patient schlucken und wurde das Fieber von der Spinne aufgefressen.

Gegen wehe Mäuler (= ausgefahrener Mund). „Goldschaum, du Wundschaum! Du sollst vergehn wie die Sonn und wie der Mond!" Dazu die drei hl. Namen.

Leibschaden zu heilen (Bruch). Man nimmt eine ungerade Zahl Eier (7 oder 9), kocht sie hart, nimmt davon nur die Dotter und brät sie hart, bis sie Öl geben. Dann nimmt

man für einen guten Salat Speck, brät ihn und schüttet ihn auf kaltes Wasser, dass er liefert (gerinnt). Dies Fett tut man unter das Eieröl und fügt für 6 Kreuzer Fuchsfett dazu, womit man den Bruch einreibt, unter Nennung der 3 hl. Namen.

Flecken auf dem Auge (auch Schussblader genannt). Man spricht: „Schussblader und Flecken tu ich drücken, tu ich streichen und du sollst weichen.“ Wenn man diese Worte sagt, nimmt man den Deckel von einem irdenen Töpfchen, macht ihn warm, und tut damit dem Auge entgegen streichen. (Wohl mit den drei hl. Namen.)

Schutz gegen ansteckende Krankheit. Wurde ein neues Hemd zum erstenmal angezogen, so wurden vorher drei Ecken desselben zwischen die Zähne genommen und dreimal daran gezogen; das schützt gegen alle ansteckenden Krankheiten, wenn man ein Hemd, mit dem man also getan, anhatte.

Gegen schlechte Nachrede. Nach dem Volksglauben klingt dem, von welchem schlecht geredet wird, das rechte Ohr; bei guter Rede das linke. Klingt nun das rechte Ohr, so braucht man nur sofort einen Zipfel seines Rockes in den Mund zu nehmen, und fest darauf zu beissen. Derjenige, welcher üble Nachrede anhebt, beisst sich dann ebenso fest, wie man seinen Rockzipfel gebissen hat, auf die Zunge, und muss mit seiner Nachrede aufhören. Oder: Man schützt sich gegen böse Nachrede, wenn man mit einem Handschuh eine Kröte fängt, die Kröte in den Handschuh steckt und den Handschuh mit der Kröte an die Decke im Stall oder auch sonstwo im Dunkeln annagelt.

Will man jemanden bei irgend einem Vornehmen helfen, so geschieht das am einfachsten durch Einschlagen des oder der Daumen, mit der Absicht, dadurch zu helfen. Ebenso kann man Hilfe leisten, wenn man mit derselben Absicht mit dem Daumen oder auch dem kleinen Finger fest an einen harten Gegenstand drückt.

„Wehe“ Hand. Wer eine wehe Hand hatte (verbällt, gequetscht), der musste ein Maulwurf fangen und ihn mit der „wehen“ Hand so lange halten und drücken, bis er tot war, dann heilte die Hand.

Zum Schlusse noch eine Frage, deren Lösung vielleicht von anderer Seite ermöglicht wird.

Ich fand vor einigen Jahren bei einem Spaziergang an einer Kiefer neben dem Wege zwei Weidenruten (etwas gebogen, ca. 80 cm lang und 1 cm dick), etwa am oberen Drittel mit einem starken, verrosteten Nagel übereinander genagelt, so dass die rohe Form eines Menschen, der Arme und Beine ausstreckt, zu erkennen war. Offenbar war damit ein „Brauchen" geschehen, welcher Ansicht auch einige Leute zustimmten, denen ich den Fund zeigte, ehe ich die Ruten wegnahm. Über das „Wozu" und „Wie" konnte ich trotz aller Nachforschungen nichts erfahren. Vielleicht kann aus anderer Gegend Aufklärung gegeben werden? Jedenfalls war es ein „Brauchen", das hierzulande nicht häufiger geübt wurde oder wird. —

b. Beim Vieh, bei Tieren überhaupt, und Sonstiges.

Am meisten Sorge machte dem Bauer sein Vieh, deshalb gab es hier vor allem aufzupassen und zu sorgen und alles Mögliche zu beachten, zumal hier die Einwirkung durch Hexen viel leichter war, da dasselbe sich selbst nicht schützen und helfen konnte.

Kam eine Kuh zum Kalben, so war der Stall schon vorher oder wurde sofort gegen alle Verhexung mit Mahrfüssen gut verschlossen, damit alle störenden Einflüsse ferngehalten, und besonders auch der Kuh der „Nutzen" nicht entzogen werde.

Hatte eine Kuh gekalbt, so wurde ihr ein Saufen gereicht und nicht vergessen, einen Kreuzschlüssel auf den Boden des Eimers zu legen. (Kreuzschlüssel waren solche, in deren Bart ein Kreuz eingeschnitten war.) Oft wurde diesem Schlüssel noch ein Blauel und ein Strähl beigefügt, auch nicht versäumt, dieses Saufen recht gut durcheinander zu rühren, damit die Butter, welche die Kuh geben sollte, leicht zusammengehe. (Blauel ist ein flaches Holz mit Griff, mit dem beim Waschen das Zeug geklopft wird [▮—] und Strähl ist der Kamm.)

Nach dem Kalben der Kuh, besonders bei Erstkalbenden, mussten die in der Nachgeburt vorhandenen sogenannten

„Butterwecken“ (wohl Ansammlungen von Fett, in Gestalt von kleinen Butterwecken) ausgesucht und zwischen zwei Stücken Brot der Kuh zum Fressen eingegeben werden; das bewirkte dann, dass die Kuh besonders reiche Buttererträge lieferte.

So lange das Kalb von der Kuh sog, durfte nichts aus dem Hause verliehen werden, da mit dem entliehenen Gegenstande leicht Verhexung eingeschleppt werden konnte, und die Kuh dann keine Milch gab.

Wollte ein Kalb nicht an der Kuh saufen, so musste beim Läuten der Morgenglocke der Kirchenschlüssel, unbesprochen, geholt, während des Läutens unter Nennung der drei hl. Namen dem Kalbe dreimal durchs Maul gezogen und dann, ebenso unbesprochen, zurückgebracht werden.

Wurde ein Kalb von der Kuh weg verkauft, so musste das Kalb mit dem Hinterteil voraus aus dem Stalle gebracht werden, damit die Kuh das Verlangen nach dem Kalbe nicht zu sehr spüre.

Um Hexen und Krankheiten der Tiere aus dem Stalle fernzuhalten, wurden überall im Stall Kröten in kleinen Säckchen aufgehängt. In Kronweiler fand sich bei Abbruch eines Stalles ein Pferdeschädel unter der Türschwelle, wohl zu demselben Zweck.

Wurde ein Tier aus dem Stalle geführt, um es anzulernen, so wurde ihm beim Herausgehen gesagt: „Nehm auf dich das Joch, so geduldig, wie der Herr Jesus geduldig war.“ Sodann wurde das Joch aufgelegt und das Tier, unter Nennung der drei hl. Namen, dreimal um den Mist geführt, dann war es geduldig und leicht anzulernen. Zu demselben Zweck wurde auch eine frischgeschnittene Haselgerte (Jahrlatte) innen vor die Stalltürschwelle gelegt, und das Tier darüber hinaus dem Stalle geführt, so wurde es zahm und geduldig.

Wurde ein Tier aus dem Stalle zum Verkauf auf den Markt geführt, so wurde demselben beim Herausziehen aus dem Stalle gesagt: „N. N.! ich muss dich verkaufen, und jeder soll mir nachlaufen.“ Dazu die drei hl. Namen, und die Käufer drängten sich zum Ankauf. Oder: Wer für den stets günstigen Absatz seines Viehes sorgen will, hat folgendes zu tun: Er

verschafft sich den Schädel eines schwarzen Hundes, und wenn derselbe völlig gebleicht ist, d. h. rein von allem Fleischwerk, hängt er ihn im Stalle auf. Will der Bauer nun ein Stück Vieh verkaufen, so nimmt er, ehe er das Tier aus dem Stalle führt, diesen Hundeschädel und streicht, unter Nennung der drei hl. Namen, dem Tier dreimal vom Kopf über den Rücken bis zum Schwanz. Die Käufer werden sich um das Tier reissen.

War ein Stück Vieh gekauft, so war bei dem Einbringen in den Stall mancherlei zu beachten, wenn dasselbe gedeihen und gesund bleiben sollte.

War man mit dem Tiere zu Hause angekommen, so wurde der Marktstock, und oft auch noch eine Birkenrute, die man sich unterwegs geschnitten, und womit man das Tier heimgetrieben hatte, vor die Schwelle an der Stalltür gelegt, mit dem Fuss ein Kreuz darüber gemacht, und das Tier darüber hinweg in den Stall gebracht. Oder: Bei Ankunft zu Hause wird die Heep vor die Stalltürschwelle gelegt, und das Tier rückwärts über dieselbe in den Stall gebracht. Oder: Statt der blossen Heep wurde dieselbe, eingewickelt in eine blaue Schürze, vor die Stalltüre gelegt, oft auch eine Münze dazu eingewickelt, die dann dem ersten „Heischer" (Bettler), der kam, nachdem das Tier im Stalle war, geschenkt werden musste. Oder: Dem einzubringenden Tiere wurden drei Büschel Haare ausgerissen und diese, nach dem Einbringen, zwischen zwei Brotschnitten zum Fressen eingegeben, damit es gut einschlage.

Hatte man eine „frische" Kuh gekauft, so musste derselben der Strick, an dem man sie nach Hause geführt hatte, um die Hörner geschlungen werden, und die Kuh ihn so drei Tage tragen, sonst verzog sich die Milch.

Soll zwischen einem neugekauften, in den Stall gebrachten Tiere und den andern ein friedliches Zusammenleben herrschen, so mussten dem neueingebrachten Haare der andern zwischen zwei Brotschnitten gereicht werden.

Beim Füttern wurde bei dem jedesmaligen Eingeben des Futters in die Raufe dreimal auf das Futter gespuckt, damit das Vieh nicht dick werde, aufblähe.

Ganz besondere Sorgfalt musste auch den Hühnern gewidmet werden, denen besonders durch die Habichte und sonstiges Raubzeug stets Gefahr drohte. Wie oft wurde eins derselben und besonders auch der Hahn geraubt, und musste ein solcher wieder beschafft werden.

Damit ein zugetragener Hahn bei seinen ihm zugeteilten Hühnern blieb, sich nicht entfernte, wurde er dreimal um die Hohl über dem Herdsteine und dreimal um das Bein dessen, der ihn hielt, gereicht, und dazu gesagt:

„Liebes Hähnchen, bleib daheim,
Wie mein Ding am (meinen?) Bein!"

Dann blieb der Hahn bei seinen Hühnern.

Wurde der erste Hafer gesät, so warf der Sämann die drei ersten Hand voll Hafer, die er aus dem Sack nahm, nicht auf's Feld, wenn er auch die Bewegung dazu machte, sondern steckte sie in seine Tasche. Zu Hause legte er in seine Stube einen Reifen von Weidenholz und streute die mitgebrachten drei Hand voll Hafer in den Reifen hinein. Die Hühner durften den Hafer auffressen, und vor dem Habicht waren sie sicher. Oder: Man schnitt einen Reifen, legte ihn auf die Erde und streute den Hühnern dreimal eine Hand voll Frucht in diesen Reifen. Hatten die Hühner die Frucht gefressen, so wurde der Reif mit Hühnerfedern besteckt und am Hause hoch aufgehängt. Tiefer als der Reif hing, konnte sich der Habicht nicht der Erde nähern, und die Hühner waren sicher.

Legten die Hühner ihre Eier weg, so wurde am Fastnacht-Dienstag Sauerkraut gekocht, ein Reif auf den Boden gelegt und das Sauerkraut den Hühnern zum Futter hineingestellt. Fressen die Hühner das Sauerkraut, so hörte das Weglegen auf. Oder: Wenn mehrere Hühner weglegten, wurde aufgepasst, dass man eins über dem Weglegen erwischte. Dasselbe wurde an Kopf und Füssen gegriffen und auseinander gerissen, dann liessen es die andern.

Beigetragene Katzen blieben oft nicht, doch bleiben sie, wenn man ihnen in einem Spiegel ihr eigenes Bild zeigte. Oder: Man erreicht ebenfalls das Bleiben, wenn man die Katze bei der Ankunft zu Hause, ehe man sie frei lässt, zuerst dreimal um die Hohl über dem Herdstein herumreicht.

Soll ein gekaufter Hund treu und heimisch werden, so muss ihm sein Herr Haare, die er sich aus der Achselhöhle abgeschnitten, zwischen zwei Butterbroten zum Fressen eingeben.

Wenn ein Pferd fohlte (ein Fohlen gebar), musste die Nachgeburt hoch auf einem Baum aufgehängt werden, dann trägt später das Fohlen den Kopf schön hoch.

War, besonders im Herbst, die Saat gemacht, so besteht die Gefahr, dass die Schnecken grossen Schaden tun können, wenn nicht vorgebaut wird, und das geschah also: Bei den drei ersten Hand voll Frucht, die der Sämann auswirft, spricht er bei der ersten: „Das ist für die grauen.“ Bei der zweiten: „Das ist für die schwarzen“ und bei der dritten Hand voll: „Das ist für die roten.“ Dann spricht er: „Seien sie nun grau, schwarz oder rot, was davon frisst, sei tot“ und die drei hl. Namen. Die Schnecken konnten nicht aufkommen.

Gegen Raupenfrass am Kappus und sonstigem Gemüse. Man wartet, bis die Leute von einer Leiche (Begräbnis) nach Hause gehen, dann wird das Gemüse, auf dem die Raupen sitzen, mit einer Birkenrute gepeitscht und dazu gesprochen:

„Ihr Raupen! Ihr Zaupen!
„Macht euch auf die Bein,
„Und geht mit den Leichenleut heim!“

Gegen den Erdfloh half es, wenn man am Johannistag auf jedem Acker, der mit Gemüse bepflanzt ist, drei Stiele (Pflänzchen) hackt, d. h. anhäufelt; dann musste der Erdfloh von den andern Pflänzchen wegbleiben.

Trotz aller in den Ställen und sonst angebrachter Schutzmittel gegen Krankheiten blieben diese doch nicht aus, und kamen die verschiedenartigsten Mittel und Bannsprüche dann zur Anwendung.

Sehr häufig waren die sog. Thier (Leibschmerzen oder Kolik). Das betreffende Tier wurde mit der Hand über den Rücken gestrichen und am Schwanz gezogen mit den Worten:

„Hast du die Thier?
„Zwei oder vier?
„Sind sie weiss oder rot,
„In einer Stunde sind sie tot.“

Und dazu die drei hl. Namen. Oder: Dem Tiere wurde eine ungerade Zahl „wilder Säue“ (Kellerasseln) zwischen Brot lebendig eingegeben unter Nennung der drei hl. Namen. Oder: Das kranke Tier wurde folgendermassen angesprochen:

„N. N.! Hast du die Thier?
„Drei oder vier?
„Sechs oder neun?
„So sollen sie in einer Viertelstunde tot sein!“

Dazu noch die drei hl. Namen.

Gegen Wildfeuer, das früher häufig vorgekommen zu sein scheint. (Es ist ein Exsudat, das plötzlich auftritt, und wenn nicht schnell durch Entleerung und Unterbinden der kranken Stelle gesorgt wird, schnell tödlich verläuft. Die Geschwulst enthält gelbe eitrige Flüssigkeit und rührt wohl von Blutvergiftung durch Mückenstich usw. her.)

Es wurde unterschieden äusserliches und innerliches Wildfeuer und verlief das innerliche, trotz aller Mittel, in der Regel tödlich.

Für beide Fälle, innerlich und äusserlich. Unter Anrufung der drei hl. Namen wurde dem Tier dreimal über den Rücken gestrichen und dabei gesagt:

„Feuer und Flammen!
„Fahret von dannen,
„Fahr über den Mist,
„Wo du herkommen bist.“

Oder: Unter Nennung der drei hl. Namen wurde gesagt:

„Wildfeuer meid dich!
„Durch Gottes Wort vertreib ich dich.“

Oder: „Wildes Feuer! Wilder Brand!
„Fluch u. Schmerz u. geronnen Blut umfahn dich!
„Gott der Herr bewahre dich!
„Gott der allerhöchste Mann,
„Der dich Wildfeuer, wilder Brand,
„Fluch und Schmerz und geronnen Blut
„Und kalten Brand und allen Schaden,
„Von dir vertreiben kann!“

Dazu die drei hl. Namen.

War das Wildfeuer innerlich, so wurde gesprochen:

„Wildfeuer und Flammen,
„Weichet von dannen!
„Aus den Därmen in den Magen,

„Aus dem Magen in das Fleisch,
„Ans dem Fleisch in die Haut,
„Aus der Haut in die Haare,
„Aus den Haaren in den Wind,
„Das ist für der lieb Frauen ihr Kind!“

Dazu die drei hl. Namen.

War das Wildfeuer äusserlich, so hiess es:

„O Wildfeuer, ich tu dich streichen!
„Aus der Haut sollst du weichen,
„Aus der Haut in die Haare,
„Aus den Haaren in den Wind,
„Das ist für der lieb Frauen Kind!“

Dazu die drei hl. Namen.

Beim sog. Entbäht sein (buglegen). Dem Tiere wurden drei Büschel Haare, einer vom Vorderteil, einer aus der Mitte und einer aus dem Hinterteil des Körpers, ausgerissen und zusammengebunden. In einen Birnbaum auf der Sonnenseite wurde dann ein Loch gebohrt, die Haare hineingetan und unter Nennung der drei hl. Namen mit einem Zapfen fest verschlossen. Oder: Haare an der kranken Stelle wurden ausgerissen, nachdem vorher die Haut geritzt worden, dass es blutete, und die auszureissenden Haare blutig wurden. Diese blutigen Haare wurden nun dem Tiere, zwischen Brot gelegt, eingegeben.

Beim Hensch (geschwollener Euter der Kühe). Der Hensch wurde entweder wie jede andere Geschwulst mit dem Donnerkeil oder dem Schädel eines schwarzen Hundes bestrichen und behandelt, oder auch so: Der Euter wurde zart mit der Hand bestrichen und dazu gesagt: „Von meinem Leib an deinen Leib, streich ich dir das Hensch ab.“ Dazu die drei hl. Namen. Oder: Mit Nennung der drei hl. Namen wurde gesprochen:

„Das Hensch und die Trecht,
„Die gingen miteinander durch die Bach.
„Das Hensch verging,
„Die Trecht gewinnt.“

Oder: es wurde gesprochen:

Es wohnten drei im jüdischen Land,
Die eine sprach: „ich stehe“,
Die andre sprach: „ich vergehe“,
Die dritte sprach: „Blos ihr drauf.“

Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und hl. Geistes. Ave Maria, Pater noster und credo. (Wolfersweiler Pfarrarchiv von 1602.)

Gegen die Schweineseuche. Ein an der Seuche krepiertes Schwein wurde vor dem Orte an einer bestimmten Stelle verbrannt und wurden die gesunden Schweine dahin getrieben. dass sie die verkohlten Reste des verbrannten Schweines auffrassen. (Jedenfalls war sonst noch mancherlei dabei zu tun, doch konnte ich darüber nichts erfahren.)

Gegen Verstopfung (Verfangen). Der Name des Tieres wird genannt und folgender Spruch gesagt:

„N. N.! Hast du dich übergangen?
„Hast du dich überfangen?
„Hast du dich gegen Herz und Nieren überfangen?
„Schad't dem Heiland das Hangen nicht,
„Schad't dir auch dein Verfangen nicht!

Sonstiges Brauchen.

Bei der früher stattfindenden Losung zum Militärdienst. wo eine hohe Nummer vom Militärdienst ganz befreien konnte, konnte man das erreichen, doch musste man zunächst mit der linken Hand in die Urne greifen und das Los heransholen. Dann aber war es nötig, das Herz einer Fledermaus, oder auch eine solche ganz, bei sich zu tragen, und wurden diese Stücke in der Regel in den Rock eingenäht.

Wenn etwas gestohlen war und der Dieb konnte nicht ermittelt werden, so wurden ungebrauchte Hufnägel genommen und in einen Birnbaum an der Morgenseite ein Loch gebohrt und unter Nennung der drei hl. Namen die Nägel in dies Loch fest verzapft. Sobald die Nägel rosteten, musste sich der Dieb verraten. Oder: Man nahm ein Buch und ging morgens vor Sonnenaufgang ins Freie, schlug dann in dem Buch Blatt für Blatt herum und nannte bei jedem Blatt den Namen eines des Diebstahls Verdächtigen. Sobald der Name des wirklichen Diebes genannt wurde, schlug das Blatt von selbst herum, wenn auch sonst kein Lüftchen sich regte. Oder: Man geht zu einem Haselstrauch und schneidet „rückwärts“, d. h. mit dem Rücken dazu stehend, eine Jahrlatte ab, mit der man dann, so fest und so lange man kann, auf

einen festen Gegenstand losschlägt. Unter dem festen Gegenstand, auf den man schlägt, stellt man sich fest den Dieb vor, der dann jeden Schlag spürt, als ob er ihn unmittelbar treffe. So von Schmerz gepeinigt verrät und stellt der Dieb sich selbst.

Anhang.

1. Bauernregeln und Sprüche
(für die einzelnen Monate).

Januar: Fangen die Tage an zu langen,
Kommt der Winter gegangen!

Tanzen im Januar die Mucken,
Muss der Bauer nach Futter gucken.

Februar: „Die Sparkelersch."
Der Februar spricht zum Januar:
„Wenn ich könnt' wie du,
„Ich schonte nicht das Kind in der Truh
„Und das Kalb in der Kuh."

Lichtmess (2. Febr.), Spinnen vergess,
Bei Tag zu Nacht gess!

Lichtmess, Spinnen vergess,
Bei Tag zu Nacht gess,
Die Buxe (Hose) in die Hand,
Ins Bett gerannt.

Lichtmess, Spinnen vergess,
Bei Tag schlafengangen,
Bei Tag uffgestannen!

Wenn's auf Lichtmess stürmt un schneit,
Dann ist dat Frühjahr nit mehr weit;
Iss et awar klar un hell,
Dann iss der Lenz noch nit zur Stell'.

Geht der Dachs an Lichtmess vor seinen Bau und sieht seinen Schatten, so geht er wieder zurück und schläft noch vier Wochen.

Matheis (24. Febr.) bricht's Eis,
Find't er keins, so macht er eins.

März: Märzschnee tut Laub und Früchten weh,
Märzstaub bringt Frucht und Laub.

Gertrauditag (17. März) fällt mitten in den Winter.

Auf Gertraud treibt der Hirt die Kuh ins Kraut.
Wenn nicht in den Klee, dann in den Schnee.

(Die Hirten wurden gedingt für die Zeit von Getraudi bis Michaelis, und scheint überhaupt Gertraudi der Termin für Frühjahrsanfang gewesen zu sein. Bis dahin waren z B. die Wiesen nicht verboten, d. h. jeder konnte sie betreten und über dieselben gehen, selbst der Schäfer führte noch seine Herde darüber. Mit Gertraudi hört das auf, und selbst das Betreten der Wiesen ist von da an verboten. ausser bei nötigen Arbeiten an der Wiese selbst.)

April: Am ersten April schickt man die Narren hin, wo man nur will!

Wer auf Narren hoffend blickt,
Der wird in den April geschickt.

Der April liefert dem Mai (im guten Jahre)
Halb Laub und halb Heu!

So lange die Frösche quaken vor Markustag (25. April), so lange schweigen sie danach.

Mai: Ist der Mai kühl und nass,
Füllt der Bauer Scheuer und Fass.

Wenn's donnert über den kahlen Wald,
Bleibt's noch vier Wochen kalt.

Letzte Woche Mai ist Winters Schwanz.

Juni: Peter und Paul (29. Juni),
Macht dem Korn die Wurzel faul.

Juli: Margaritte (13. Juli) bringt die Schnitter.

August: Wer den Grumet will hören krachen,
Der muss ihn um Bartholomäustag (24/8.) machen.

September: Wie der Hirsch in die Brunst geht (Ägidi 1./9.),
So geht er auch heraus
(d. h. das Wetter bleibt vier Wochen gleich.)

Geht das Gemüse freudig in den September,
So geht es traurig heraus, und umgekehrt.

Oktober: Galles (16. Okt.), schaff heim alles.

November: Es ist keine Frau so alt und krank,
Sie hat an Martini (10. Nov.) ihren Strank (Strang).

Dezember: Hängt Weihnachten Eis an den Weiden,
Kann man am besten Palmen
(blühende Weidenzweige) schneiden.
Grüne Weihnachten — weisse Ostern.
Weihnachten im Schnee — Ostern im Klee.

2. Volkssprüche und Redensarten.

Morgenrot — Abends Kot.

Geht die Sonne abends unter im Bruch (dicke Wolkenbank),
Giebt's andern tags Regen genug.

Die Wolken, die gehen über die Saar (südwestlich),
Kommen zurück allegar (verstecktes „alle").

Stehen Schäfchenswolken am Himmel, so bedeutet das Regen, die Schäfchen wollen gewaschen sein.

Frühregen und Alteweibertänze, die währen nicht lang, d. h. sie gehen schnell vorüber.

Heuwetter (d. h. Wetter zum Heumachen, was um Johanni geschieht) bleibt immer übrig.

Die Vögel, die morgens zu früh pfeifen,
Die holt vor Abend die Katz'.

Den Mädel, die pfeifen,
Den Hinkel, die kräh'n,
Den sollt mer von rechtswen
De Häls erum drehn.

Rote Haar un Ellernholz,
Die wachsen auf keinem gute Bodem.

Rote Haar un Ellernstäck,
Die wachse uff keine gute Fleck.

Die Dummen kriegen die Trümpfe, heisst es beim Kartenspiel, und: Die dümmsten Bauern haben die dicksten Kartoffeln.

Der Bauer ist e Lauer (Lauerer),
e Schelm von Nadauer.

Der Bauer hat nur einen Darm,
Und das ist der Eigennutz.

Aus manchem Bauer kann man sieben Juden schneiden, und bleibt noch für einen schlechten Christen übrig.

Wenn der Bauer nicht muss,
Rührt er weder Hand noch Fuss.

Mit allem Willen sagt der Bauer, wenn er muss.

Kommt eine Laus in einem Pelz, so wird sie übermütig. D. h., die aus schlechten Verhältnissen in gute kommen, werden leicht hochmütig.

Wer gern tanzt, dem ist gut geigen.

Eine böse Frau ist ein Zaun ums Haus.

Er hat so viel Raupen (zweifelhafte Eigenschaft),
Als der Hund Flöhe.

Er verliert die Haare, aber die Raupen nicht; d. h. mag er sich äusserlich anders zeigen, seine Bosheit und die bösen Eigenschaften verliert er nicht.

Morgenstund' hat Gold im Mund;

dem wird aber hinzugesetzt:

Wer früh aufsteht,
Sei Sach verzehrt. un
Wer lang leibt (liegt, schläft),
Wird's aach geweiht (los).

Der Neid ist auf die Dörfer ausgeteilt, d. h. in einem kleinen Dorfe ist ebensoviel Neid als in einem grossen.

Es wächst und gedeiht, wie die Lügen im Dorfe.

Die krachigen Wagen (die nicht ganz fest sind) gehen am längsten mit (auf schwächliche Personen angewandt).

Wenn man zu breit anhält, gibt's eine Ritsch, d. h. dem Bauer, der zu breite Furchen ziehen will, rutscht der Pflug ganz aus der Furche.

Er kann Geheimnisse bewahren, er sagt es nur den Schulkindern und den Kirchenleuten.

Von dem, der zweierlei Strümpfe an hat, heisst es: Er geht auf Freiersfüssen.

Was ein Dörnchen oder Häkchen werden will, das spitzt oder krümmt sich beizeiten.

Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm.

Einen alten Baum soll man nicht mehr verpflanzen.

Er hat lange Finger, d. h. er ist unehrlich, stiehlt.

Das ist den Mäusen gepfiffen, d. h. ist vergeblich, da sich die Mäuse nicht locken lassen

Das ist vor die Katz, d. h. macht nichts aus, will nicht viel heissen.

Es wird keiner zum Massick geboren, sondern er wird zum Massick gemacht. (Massick ist eigentlich ein Pferd, das beisst, schlägt und überhaupt alle schlechten Eigenschaften hat.)

Ein alter Backofen (der in Brand gerät) ist nicht zu löschen (d. h. wenn eine ältere Person verliebt wird, so hilft alles Abwehren nichts dagegen).

Es ist leichter, einen Sack voll Flöhe zu hüten, als ein Frauenzimmer (d. h. zu überwachen).

Jede Gewann hat ihre Angewann (d. h. ein jedes Ding hat einmal ein Ende).

Wo's Häschen geheckt ist, da ist es gern.

Wer weiss, wo Hasen laufen, d. h. was alles geschehen kann.

Ein Spatz in der Hand ist besser, als eine Taube auf dem Dache. — Hab' ich, besser als hätt' ich.

Der Gaul, der den Hafer verdient, kriegt ihn nicht

Es ist kein Ämtchen so klein, es ist Henkens wert, d. h. alle Angestellte, Beamten sind Spitzbuben

Er ist Schimpf und Schande gewöhnt wie Spielmanns Rock, d. h. er lässt sich alles gefallen.

Er macht einen Kopf, als wenn er stossen wollte, d. h. er ist schlechter Laune, mürrisch.

Er lügt wie gedruckt, d. h. mit einer Sicherheit und Unverfrorenheit, dass man sich eigentlich genötigt sähe, ihm zu glauben.

Er sitzt wie eine Krott auf dem Hechel, d. h. krumm zusammengebückt; oder auch: er ist so in Verlegenheit, dass er nicht weiss, was er machen soll, um sich aus der Verlegenheit zu helfen.

Wenn Geliehenes nicht zurück gebracht wird, so heisst es: Ein andermal leih' ich dir die Katz, die geht von selbst nach Hause.

Von Hörensagen lügt man gern. (Das Weitererzählen dessen, was man gehört hat, bringt oft Falsches und Unwahres in Umlauf.)

Wird in den Gärten eher gepflanzt, als im Felde die Saat bestellt werden kann, so heisst es: Dieses Jahr geht der Hinterpflug vor den Vorderpflug.

Wird etwas erzählt, behauptet oder versprochen, und kommt dem Betreffenden das Niesen an, so gilt solches als eine Bestätigung der Wahrheit: Er hat's beniest.

Hüte dich vor den Katzen, die vorne lecken und hinten kratzen, d. h. vor Personen, die überfreundlich ins Gesicht sind.

Der Hund, der bellt, beisst nicht, d. h. wer immer mit dem Mund (zum Schimpfen z. B) bei der Hand ist, ist nicht gefährlich, wohl aber der, welcher verbissen schweigt.

Wenn's dem Esel zu wohl ist, geht er auf's Tanzen und bricht's Bein.

Das hat der Fuchs gemessen und seinen Schwanz zugegeben, heisst es bei Angabe von Entfernungen, die zu gering angegeben werden.

Nur nicht ängstlich, sprach der Hahn zum Regenwurm und verschlang ihn.

Da muss ich helfen, sprach die Heuschrecke, die auf einem Wagen Heu sass, der im Bruch steckte, und sprang vom Wagen herunter.

Das passt auf ein Haar, sagte der Zimmermann, da hatte er den Balken um einen halben Fuss zu kurz geschnitten.

Alter geht voran, sagte der Eulenspiegel und warf seine Grossmutter die Treppe hinunter.

Wenn jemand die Treppe hinauffällt, so heisst es, er bekommt für die Elle drei Batzen.

Wer sein Geld los will werden und weiss nicht wie, der kauf' alte Häuser und baue sie; oder: der halte sich nur viel Federvieh.

Zu scharf schneid't nicht, und zu spitz sticht nicht.

Viel Köch' versalzen den Brei.

Ein guter Weg krumm, geht nichts um.

Da stehen die Ochsen am Berg, d. h. das ist der Grund, weshalb etwas nicht geht.

So schnell schiessen die Preussen nicht, d. h. das geht nicht so schnell, oder: das geht überhaupt nicht.

Die Kuh ist ein Schrank. und wer nichts hineintut, kann auch nichts herausnehmen, d. h. sie muss gut gefüttert werden, wenn sie gut Milch geben soll.

Obst und besonders Kirschen, die weit auswärts an den Baum hängen, gehören dem Doktor. Wer sich daran vergreift, muss sie dem Doktor teuer bezahlen, d. h. er fällt, und der Doktor bekommt seine Kurkosten.

Der Parre kommt und schlägt dir einen Nagel in den Kopf heisst es, wenn Kinder unruhig und ungezogen sind. (Woher wohl diese Redensart?)

Parresch Kinn un Müllers Küh', wenn se gerate, gibt's gut Vieh.

Den Mund spitzen hilft nicht, es muss gepfiffen sein. Die Tat ist nötig, schöne Worte und Schein, die tun's nicht.

Der wird sich noch an die Nas' greifen müssen, heisst es, wenn jemand in guter Stellung oder gutem Dienst anspruchsvoll und unzufrieden ist.

Der wird sich noch in die Seiten gucken müssen, heisst es besonders, wenn einer zu gross angefangen hat.

Jemand auf den Fuss treten, soviel als ihm etwas sagen oder tun, das er übelnimmt, besonders, wo es nicht gewollt ist

Wenn man vom Fuchs spricht, ist der Schwanz nicht weit. Oder: Wenn man den Fuchs nennt, kommt er gerennt, Wenn jemand, von dem man spricht, unverhofft erscheint.

Das ist des Sackes Bändel nicht wert (gewöhnlich: den Sack des Bändels nicht wert). Wenn es sich um Kleinigkeiten handelt.

Er kommt hinten nach, wie die alte Fastnacht.

Er hat nahe ans Wasser gebaut, d. h. er weint leicht, die Tränen kommen leicht.

Stösst jemand mit dem Fuss an einen Stein und stolpert über denselben, so heisst es: Hier liegt ein Spielmann begraben. Wohl mit der Beziehung, dass ein Spielmann oder Musikant noch im Grabe zum Springen und Hopsen Anlass gibt.

Man sucht keinen hinter einer Hecke, wenn man nicht selbst schon dahinter gesessen hat, d. h. man traut dem andern zu, was man selbst getrieben hat.

Wo Birn sin, da sin auch Kniwel (Wo Birnen sind, da sind auch Knüppel, sie herabzuwerfen), besonders gebraucht, wenn ein Mädchen einen Freier hat, der nicht aus der Nähe, also unbekannt ist. Dem wird stets mit Misstrauen begegnet, weil er weit gehen muss, um eine Frau zu finden.

Bei den früheren Fruchtlieferungen an die Pfarrer hiess es:

Disteln, Dornen nnd Spitzgras,
Die wachsen brav auf.
Do bezahlt ehr eire Parre nit aus.
Do schlah en Dunnerwetter drin,
Der Deiwel mach eier Parre sin.

Oder: Dort, Rad un Vogelwicke,
Die sollt ehr nit dem Parre schicke,
Der predigt dat Wort Gottes rein,
So soll auch eier Korn un Hawer sein.

Beide Sprüche wurden denen vorgehalten, die schlechte Frucht zur Lieferung brachten (von den andern anwesenden Bauern.)

An jeder Tür steht geschrieben: Wenn das nicht wär!

Wer sein Bett macht am Morgen, kann gehen ohne Sorgen.

Ein früher Vogel braucht bei einem späten keine Federn zu holen.

Wenn das Unterkleid vor dem Oberkleid vorgeht, d. h. sichtbar ist, dann heisst es: Er (oder sie) hat den Montag vor dem Sonntag.

Beim Niesen erfordert es die Höflichkeit, dass dem, der geniest hat, gesagt wird: „Gottsent“, „Gott segens“, „zur Gesundheit“.

Der isst Peterlé (Petersilie) auf allen Suppen; wenn jemand überall anzutreffen, überall dabei ist.

E Atzel hat noch kei Daub gemacht. Eine Elster hat noch keine Taube gezeugt.

Er hört die Flöhe husten; er glaubt so klug zu sein, dass ihm auch das Geringste nicht entgeht (Schlauberger, Schlaumeier) und weiss sich alles nutzbar zn machen.

Gewahr werden. Gewahr werden bezieht sich nicht auf Wahrnehmung, die einer macht, sondern: er hat etwas gehört, es ist ihm mitgeteilt worden; dann aber auch:

er ist etwas gewahr worden = er hat Schweres und Trauriges durchgemacht.

Er lebt aus der Hand in den Zant, statt in den Mund.

Er hat nur mehr ein Hufeisen an den Füssen, so heisst es bei einem Burschen oder Mann, der ein Mädchen verführt (geschwängert) und dann hat sitzen lassen.

Viel faule Weiber machen einen reichen Mann, weil der Mann die Weiber teilweise beerbt.

Er ist rechts un links wie e Klosterkatz, ist nicht blöde, dabei gewandt, alles schnell und sicher auszuführen.

Stiefmütterchen ist ein Gartengewächs, das gut gepflegt sein will, wenn es gedeihen soll.

3. Einzelne hier gebräuchliche Worte und Bezeichnungen.

Er ist ganz auseinanderl bezeichnet den höchsten Grad von Aufregung.

Dreigedeht = mürrisch, widerwillig, widerspenstig.

Dickköppig = eigensinnig, halsstarrig.

Dämelig, Dämel = geistig träg, schlafköpfig, geistig schwach.

Dicks = oft.

Erbsenzähler = habsüchtig, geizig.

Fuchsschwänzer, der ist ein = hinterlistig, verschlagen, dem man nicht trauen darf.

Flasen = verschmitzt lächeln.

Glatch (glatt) = überfreundlich und einschmeichelnd, mit dem Beigeschmack, dass nicht zu trauen ist.

Gemein, auch niederträchtig, für umgänglich, leutselig.

Hurlebaus. Bezeichnung bei Kindern und besonders Mädchen. die unüberlegt, schnell in ihren Entschlüssen und Handlungen sind, dabei auch unbeständig.

Hochgestochen = hochmütig. eingebildet.

Schlitzöhrig = schlau, klug, verschlagen, weiss sich zu helfen.

Neuneckig = eigensinnig und schwer zu behandeln.

Spinnenfresser = bei Kindern und jungen Leuten, die schmächtig, mager und schlank aufgeschossen sind, schlecht aussehen.

zeckig = reizbar, unverträglich, übelnehmerisch.

schleebäucheln = ganz ausser Atem sein, besonders bei Tieren, die abgehetzt, kurz atmen, mit der Flanke schlagen.

nählich = mager, elend, dürftig, schwächlich.

ohrschärig = schwach und im übertragenen Sinn: ohrschäriger Kerl z. B. = verächtlicher Mensch.

NB. Die Worte „Kerl" und „Mensch" haben an sich keinen despektierlichen Charakter und werden von Unverheirateten gebraucht, weit über die Jugend hinaus. Ein „rechter Kerl", ein „strammes Mensch" sein, ist hohe Anerkennung. Wo sie aber mit obenstehender oder ähnlicher Bezeichnung verbunden sind, tritt das Verächtliche doppelt hervor.

käuzig = nichtsnutzig.

raulig = geringwertig, unsolid, schlecht.

schroh = unhöflich, derb, grob.

ungehobelt = derb, grob, ungezogen.

inneinander (sein) = sehr hoher Grad von liebenswürdig sein.

Mackes, das ist ein = schlau, verschlagen, ihm ist nicht zu trauen, auch nicht gut mit ihm zurecht zu kommen.

Kümmelspalter, das ist ein = spitzfindig, wortklauberig.

Schmachtlappen, das ist ein = (verächtlich), der sich alles gefallen lässt.

weselich = beweglich, unruhig.

schurigeln = jemand hart (unbillig) behandeln und dadurch quälen.

kropig = klein, verelendet, zwerghaft.

Luna, er ist ein = macht überall das Widerspiel.

verstawert, verkonstäwelt = vollständig verwirrt sein.

Grünedes, er ist ein = wunderlich, schwer zu behandeln, bissig und zänkisch. (Grünedes, eigentlich Eidechse.)

schaufel = schlecht.

topig = ungeschickt, ungelenk, unbehilflich. (Z. B. das Alter wird mit der Zeit topig.)

token = im Dunkeln oder wie im Dunkeln, vorsichtig, nach etwas fühlen oder greifen.

maass = weich, zart, besonders von Obst und Speisen.

Hilch (wohl von hohl) = hungrig, matt, elend.

roh = auch für ungekocht, besonders aber empfindlich.

geweit, das ist er geweit worden = das ist ihm verloren, ist fort

Krieh die Kränk (Kränk = Unglück, Verderben) ist aber hier nicht Wunsch, dass jemand Schaden leide, sondern soviel wie sonst gesagt wird: Potztausend.

Krieh die Krummenot: wie das vorige.

Heiern = heiraten.

Schwerenöter, er ist ein = wenn einer sich vor andern auszeichnet, z. B. galanter, kluger, lustiger Schwerenöter.

Brösch = brüchig, mürbe, nicht fest und haltbar.

Das Zauberer- und Hexendorf Nattenheim in der Eifel.

Von **Dr. Jos. Müller.**

Bormann, Beiträge zur Geschichte der Ardennen II, 130—132 berichtet von dem im Kreise Bitburg gelegenen Dorfe Nattenheim (unweit Kyllburg) eine Zauberergeschichte, in der alle Nattenheimer als vielvermögende Zauberer gezeichnet sind. Nach Bormann teilt diese Geschichte auch Schmitz in seinen „Sitten und Sagen" II, 53 mit. Auch heute noch wird sie in derselben Version erzählt.

1. „Nattenheim soll den entferntesten Völkern und namentlich den Türken als eine grosse und uneinnehmbare Festung bekannt sein. Die Bewohner von Nattenheim aber sollen ein eigentümliches Militärwesen kennen, und deshalb bei allen Angriffen der Feinde den Sieg davontragen. Bei dem Anzuge eines Feindes machen sie keine Vorbereitung zu dessen Empfange; sie pflanzen keine Kanonen auf, noch

auch senden sie ihm eine bewaffnete Mannschaft entgegen. Sobald sich der Feind dem Dorfe genaht hat, eilt Mann und Weib, Gross und Klein mit Strohbündeln auf die Flur und streut dieselben um das Dorf herum. Augenblicklich ist jeder Strohhalm in einen wohlgerüsteten Streiter umgewandelt, und wie vom Himmel gefallen steht in wenigen Minuten ein in allen Waffengattungen schlagfertiges Heer zur Verteidigung des Ortes da. Durchbricht der Feind die Reihen dieser Armee, so wird die Lücke im Nu auf die leichteste Weise ausgefüllt, und dem Feinde bleibt nichts übrig, als schleunigst von dannen zu fliehen."

In Malbergweich (bei Kyllburg) erzählt man sich von Nattenheim die Geschichte kurz in folgender Version. [1])

2. Nattenheim kommt im Franzosenkriege einst in Gefahr. Starke Feindesscharen strömen auf den unbewehrten Ort zu. Die Glocken werden geläutet, zum Zeichen, dass alle, die ausserhalb des Ortes beschäftigt sind, sich in den Ort zurückziehen sollen. Eine Frau (eine Hexe) wird in einem Linnentuche um den Ort getragen; sie streut Häcksel, und es entstehen im Nu rings um den Ort uneinnehmbare Festungswerke. Aus dem klein geschnittenen Stroh werden Soldaten.

3. Nach anderer Version soll die Hexe den Ort mit einem Bindfaden eingeschlossen haben, worauf Festungsmauern entstanden seien.

4. Als das Glockengeläute zur Warnung ertönte, hatte ein Bauer, weit draussen auf dem Felde mit Pflügen beschäftigt, nicht rasch genug die Ochsen ausgespannt und hatte keine Gelegenheit mehr gefunden, frühzeitig in den Ort zu gelangen. Er wurde vom Feinde getötet. Nachher errichteten ihm seine Mitbürger an seiner Todesstätte ein Kreuz, das noch heute daselbst stehen soll.

5. Ein Vater gab einst seinem Sohne, der Soldat werden musste, die Mahnung mit auf den Weg, sich ja nur vor

---

[1]) Die folgenden Geschichten, die ich noch nicht verzeichnet finde, wurden mir sämtlich aus Malbergweich berichtet.

Nattenheim zu hüten, wenn er nach dort oder in die Umgebung in Quartier käme. Der Vater war nämlich, als er Soldat gewesen war, in einem Hause in Nattenheim geprügelt worden, ohne dass er die Attentäter hätte sehen können.

6. Ein anderer Soldat wollte, als er auf einem Kriegszuge in die Gegend von Nattenheim kam, sich von den über Nattenheim erzählten Hexengeschichten überzeugen. Er ging deshalb mit geladenem Gewehr nach dem Orte hin. Ein Mann aus „Kohlesch“ (Name eines Hauses in Nattenheim) fragte ihn nach seinem Unternehmen. Als der Soldat seine Absicht verraten hatte, bot dieser ihm seine Brust dar und forderte ihn auf, darauf zu schiessen. Der Soldat schiesst aus nächster Entfernung, ohne ihn zu verletzen. Ja, der Mann fängt die Kugel mit der Hand auf und wirft sie dem Soldaten zurück mit der Aufforderung, nochmals zu schiessen. Der Soldat kommt mit demselben Erfolge dieser Aufforderung nach. Der Mann aber wirft dem Soldaten die Kugel an den Kopf, so dass dieser der Verletzung erliegt.

7. Folgende Geschichte soll vor nicht allzu langer Zeit passiert sein. Im Hause „Lenzen“ bemerkte man im Kuhstall Licht, das man sich nicht erklären kann. Das Vieh wird unruhig und brüllt in einem fort. Auf Anraten Kundiger sollen die Leute nach Balesfeld ($1^1/_2$ bis 2 Stunden von Nattenheim entfernt), wallfahrten gehen.[2] Unterwegs würden sie bei Engelmaar (heute eine Wirtschaft am Eingang eines Waldes) zwei grosse Hunde finden, die sie jedoch nicht zu fürchten brauchten. Als die Leute an den Hunden vorbei waren, erhoben diese ein fürchterliches Gebell und suchten das Weite. Dem Übelstande im Stalle aber war abgeholfen.

8. Ein Fuhrmann fuhr einst mit Holzkohlen nach dem Hüttenwerke Malberg (bei Bitburg; das Werk ist jetzt zerfallen und ruht etwa seit 70 Jahren). Plötzlich konnte er auf offener Strasse nicht mehr vorankommen. Er untersuchte seinen Wagen und seine Pferde. Da bemerkte er zu seinem grössten Erstaunen, dass ein Wagenrad dreizehn Speichen zählt. (Ein Rad hat sonst nur zwölf Speichen.) Er schlug

[2] Nach Balesfeld wallfahrtet man für die Schweine.

die dreizehnte Speiche entzwei, und seine Pferde konnten nun wieder den Wagen weiter ziehen. In demselben Augenblicke aber, in dem der Fuhrmann die Speiche zerschlug, erhebt am Eingange von Nattenheim in ihrem Hause eine Frau ein Geschrei; denn ohne dass sie sich bewegt hatte, war ihr ein Bein entzweigeschlagen. Die Frau aber soll die eingangs erwähnte Hexe gewesen sein.[3])

Das altsächsische Bauernhaus in der Umgegend von Gladbach.

Von **Hubert Gierlichs.**

Durcheilen wir auf den Flügeln des Dampfes oder nach alter Väter Sitte auf Schusters Rappen die Gegend von Gladbach, so werden wir gar hänfig ans Westfalenland erinnert. Vor uns steht nämlich das richtige altsächsische Bauernhaus mit seinen hohen, spitzen Giebeln und dem lang herabhängenden Dache. Auch liegen die Gehöfte so vereinzelt wie in den westfälischen Gegenden. Heute jedoch sind die Zwischenräume infolge der blühenden Industrie häufig ausgefüllt mit modernen Bauten. Während der Bauernstand aus diesen Gegenden langsam, aber sicher verschwindet, erinnern uns die alten Gehöfte an jene Zeit, wo die Bewohner sich dort hauptsächlich vom Ackerbau ernährten. Bauart und Einrichtung dieser Höfe haben mich auf den Gedanken gebracht, dass wir hier sächsische Niederlassungen, vielleicht

[3]) Vgl. Eifelsagen und Gedichte von Peter Zirbes, Coblenz 1902. 5. Aufl. S. 61 f. „Die Hexe von Nattenheim". Dieses Gedicht behandelt die bekannte Hexengeschichte von der Frau, die nachts ihrem Knechte den Zaum überwirft und auf ihm durch die Lüfte reitet. Einmal aber gelingt es dem Bruder dieses arg geplagten Knechtes, die Hexe zu überraschen, ihr den Zaum überzuwerfen, und nun reitet er auf der Hexe, die sich in einen Schimmel verwandelt, durch die Lüfte zu einem Schmiede, der dem Schimmel Hufeisen annagelt. Des Morgens bemerkt dann der Bauer zu seinem Schrecken, dass seine Frau an Händen und Füssen Hufeisen hat.

aus der Zeit Karls des Grossen, vor uns haben. Für diese Annahme spricht ja auch das bei Odenkirchen liegende Dorf Sasserath.

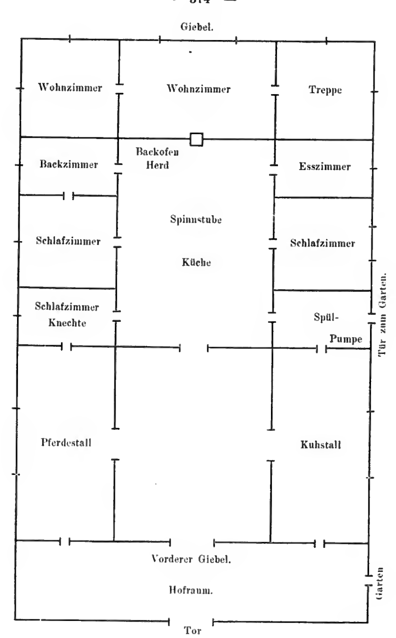
In folgendem will ich versuchen, die Einrichtung dieser Höfe, wie sie heute noch vielfach besteht, zu beschreiben.

Das Haus ist meist in Fachwerk erbaut. In den niedrigen Seitenwänden und dem Giebel erblicken wir eine Reihe kleiner Fenster, welche oft noch Bleieinfassung zeigen. Dem eigentlichen Hause vorgelagert ist ein Torbau. Treten wir durch dieses Tor ein, so sehen wir einen viereckigen Platz vor uns. Rechts und links gewahren wir verschiedene Räume zum Aufbewahren von Heu, Frucht, Futter, ferner die Tenne und den Pôerteschopp, in welchem die Ackergeräte stehen. Durchschreiten wir diesen Platz, so gelangen wir an das Haus. Der Eingang zu demselben ist in der Giebelwand. Wir treten ein und stehen in dem Futterraume, dem Fôeres, auch Dîel oder Ähr genannt. Der Boden desselben ist aus gestampftem Lehm hergestellt. Links davon gewahren wir den Pferdestall, rechts den Kuhstall oder umgekehrt. Im Futterhause liegt das Futter für das Vieh. Letzteres wird auch von hier aus gefüttert.

Von dem Futterhause aus gelangen wir in einen grossen Raum, welcher als Küche und Spinnstube benutzt wurde. Hier finden wir auch den Herd und den Backofen. Der Herd besteht aus einem 20 bis 40 Centimeter hohen Mäuerchen. Über demselben hängt an der sogenannten Füerhâhl der Kochkessel. Auch hier besteht der Fussboden aus gestampftem Lehm. In diesem Raume entdecken wir auch das Schottelschaap. Auf demselben stehen die alten zinnernen Teller, irdene Schüsseln und sonstige zur Küche gehörigen Gegenstände. Zum bessern Verständnis der etwas komplizierten Einrichtung füge ich eine Zeichnung bei.

Im Raume oben rechts ist die Treppe, welche zum Söller führt. Unten rechts neben dem Kuhstalle ist die Spööl. Hier steht die Pumpe. Dort werden die gebrauchten Ess- und Milchgerätschaften gespült. Von hier aus führt auch eine Tür zum Garten.





Giebel.
Wohnzimmer
Wohnzimmer
Treppe
Backofen
Herd
Backzimmer
Esszimmer
Spinnstube
Schlafzimmer
Schlafzimmer
Küche
Schlafzimmer
Knechte
Spül-
Pumpe
Tür zum Garten.
Pferdestall
Kuhstall
Vorderer Giebel.
Hofraum.
Garten
Tor

Kleinere Mitteilungen.

Niklās-chən, nət dát kreīstə!

Eine Sage von der Mosel.

Von **A. Krebs**, Neumagen.

Auf dem linken Ufer der mittleren Mosel, zwischen den Weinorten Piesport und Neumagen, steigt jäh eine Felswand aus dem Flusse. Etwa 8—10 Meter über dem gewöhnlichen Wasserstande führt ein nur wenige Fuss breiter Pfad hin über einen Absatz des Felsens. An diesem Pfade findet man eine Nische in die Wand gehauen und darin ein Steinbild von St. Nikolaus.

Es mündete nämlich früher*) ein Bächlein, die Drohn genannt, am jenseitigen Ufer, just dem Felsen gegenüber. War dies Bächlein aber infolge von Regen- oder Tauwetter zum wilden Bach geworden, dann geschah es wohl nicht selten, dass ein Kahn oder ein Schifflein von der Strömung erfasst und an die Felswand geschleudert wurde.

Um nun die Vorüberfahrt unter den besonderen Schutz von St. Nikolaus zu stellen, hatten die Moselschiffer ihm jenes bescheidene Bild errichtet.

An den Ort und das Bild knüpft die Überlieferung folgende Sage:

Einstmals kam ein Schiffer mit reicher Ladung talwärts gefahren. Die Mosel „ging hoch“, und da jener Felsen und seine Fährnisse dem Schiffer wohl bekannt waren, so hegte er nicht geringe Besorgnis, an der Stelle vorbei zu fahren. Er behauptete sich, so gut es eben ging, im rechten Fahrwasser; als aber die Strömung der Mosel und der Seitenstoss des angeschwollenen Drohnbachs sein Fahrzeug erfassten, es immer schneller und schneller dem drohenden Felsen entgegentrieben und drängten; als das Schifflein dem Druck des Ruders zu gehorchen versagte und alles verloren schien: da rief in höchster Not und Angst der Schiffer St. Nikolaus um

*) Um 1835 wurde der Drohnbach durch die preussische Regierung abgelenkt; die Mündung liegt nunmehr weiter abwärts.

Hilfe an und gelobte: „Wenn du mir nun hilfst, dann kriegst du eine Kerze, so gross als meines Schiffes Mast!"

Und siehe da, das Schifflein wird sanft und glücklich am Felsen vorbeigetragen. Kaum merkt das der Siffer, so atmet er auf, und wie er nun seines Patrones und des Versprechens gedenkt, da lacht er hämisch auf und ruft: „Nikläschən, nət dåt kreïstə!" und dabei schlägt er mit den Fingern ein Schnippchen.

Aber o Schreck! plötzlich treibt das Fahrzeug zurück in die Gewalt der Strömung und zerschellt krachend am Felsen, und mit entsetzlichem Aufschrei stürzt der Schiffer in die Fluten und lässt Gut und Leben.

Nachtrag zu S. 158 dieses Jahrgangs.

In „Büsching's Monatliche Nachrichten für Freunde der Geschichte" (1816) usw. I. S. 144 heisst es:

„Buckäucken van Halberstadt,
bring min kleen Kindicken wat.

Dieser Bucco oder Burchard war ein besonderer Freund der Kinder. Niemals ging er aus dem Petershofe zu Halberstadt, seinem Schlosse, dass er nicht den Kindern Obst, Geld, Schuh und dergleichen austeilen lassen. Daher denn die Weiber Gelegenheit genommen, das Wiegenlied von ihm zu dichten."

Dieser Kinder liebende und bescherende Burchart entspricht dem Nikolaus Boquo im Volksbrauche; am Nikolaustage ist der Burkarts-Wecken im Fränkischen üblich; Burkart ist eben der Kalendertag mit den Volksgebräuchen nach dem Herbste oder vor dem Winter. M. Höfler.

Heiratsgeschenk. Wenn in Forstbach bei Bensberg ein Mädchen heiratet, schenken ihm die Nachbarfamilien ein Fass und zwei Eimer aus Wachholderholz; diese sind mit Messing beschlagen. Man behauptet, aus diesen Gefässen schmecke das Wasser ganz besonders gut. Eugen Becker.

Alte Klostergebräuche. Am 2. Pfingsttage trinkt die Priorin des Nonnenklosters zu Welver bei Soest bei einem öffentlichen Schmause Bier aus einer hölzernen Schleifkanne, die mit Stroh umwickelt und dann daumesdick mit frischem Kuhmist beschmiert ist — nur der Handgriff und eine Stelle für den Mund ist frei. —

Dem Dominikanerkloster in Soest muss ein Bauer jedes Jahr ein einziges Ei auf einem vierspännigen Wagen liefern.

(Aus: Jugendzeitung und Jahrbuch auf d. J. 1783. Wesel bey Franz Jacob Röder. Beilage S. 295/296.) Whn.

Faulenzerreim.

Aus dem Paderbornschen.

Sundag iss'en Mondag söin Breoër,
Dinschedag iss de Meoër;
Middewieken iss Kinnerspiel,
Dunerdag deo ick auk ni viel.
Fröidag iss Föier (Feier, Ruhe),
Samsdag deo ick kain Spöier:
O, de laiwe Sundag iss der wier!

Wilhelm Oeke.

Die Tage der Woche. In Elberfeld pflegt man zu sagen:

De Mondag ess des Sonndags Brauer (Bruder),
Des Dengsdags gonn vî no ming Mauər (Mutter);
Des Mittwochs donn vî noch nit werken;
Des Donnersdags donn vî nitt drenken;
Des Frîdags donn vî wiər werken;
Des Samsdags, ess des Sonndags Brauer;
Des Sonndags gonn vî no ming Mauər.

(M. vergl. Woeste, Volksüberlieferungen, S. 34.) O. Sch.

Wiesdorf. Eine alte Sitte ist hier das Ausrufen der Maipaare. Abends am 1. Mai versammelt sich gross und klein, namentlich aber die erwachsene männliche Jugend, bei Laternenschein unter dem Maibaum, in unserem Falle unter einem uralten Birnbaume, und dann werden die Liebespaare des Dorfes verkündigt, wobei auch mancher bis dahin ge-

heimgehaltene Liebesbund an die Öffentlichkeit kommt. Die Verkündigung ist von mancherlei scherzhaften Bemerkungen begleitet, die in der nach Tausenden zählenden Menge grosse Heiterkeit erwecken. Whn.

Nadeln und **spitze Gegenstände** schenkt man sich nicht; es bringt Entzweiung. O. S.

Berichte und Bücherschau.

August Brökelschen, Die neue Zeit. Bilder aus dem niederrheinischen Volksleben. Essen-West. Selbstverlag. 2.— Mk. 8°. 272 S

Der Verfasser sucht, an die Form eines Romans sich anlehnend — wenn man die Bilder so nennen darf —, ein schwieriges, aber dankbares Problem zu lösen: den Widerstreit zwischen alter und neuer Zeit. Jene stellt sich dar in den alten Überlieferungen, welche die Volkskunde in den Bereich ihres Forschens gezogen hat, diese in dem alles nivellierenden Einflusse des Verkehrs, der Industrie und auch der modernen Bildung. Die Bilder versetzen uns in jene niederrheinische Gegend, wo von der rechten fast übervölkerten Rheinseite mit ihren Grossstädten die Eisen- und Kohlenindustrie langsam aber sicher wie ein schwarzes Ungeheuer die Fangarme auch nach der anderen Seite des grünen Flusses streckt. Wo der niederrheinische Bauer in seiner Eigenart das Erbe der Väter verwaltete, da kommen Kohle und Eisen ins Land und fremde Leute; Sitte und Brauch werden verschlungen von der voranhastenden Zukunft. Was liegt dem fremden Eindringling an der Eigenart der verdrängten Bewohner? Er ringt und strebt nach Gewinn, heisser entbrennt der Kampf ums Dasein und dahin brausen die Wellen des Verkehrs, sie bedecken die Vergangenheit und vieles, das auf ebener Erde lag, schlummert heute schon auf tiefem Grunde.

Noch sind nicht alle Schätze versunken; sie zu erhalten in Wort und Schrift, dazu will dieses Buch beitragen, es

schaut dem Volke links und rechts der kleinen Mörse ins Herz, wo seine Eigenart den Ursprung hat.

Zunächst schildert der Verfasser in treffender Weise die Personen, unter welche es denjenigen Mann stellt — gleichsam den Helden seines Romans —, in dessen Innern der Zwiespalt zwischen einst und jetzt sich Stück vor Stück vor unsern Augen abspielt. Durch Einflechtung von Sagen und Erzählung von Gebräuchen und Sitten hat das Buch besonders für den Volksforscher Wert — wir erinnern nur an die Schilderung der Werbung und Hochzeit.

Wenn das Erstlingswerk des Verfassers auch manches aufweist, was von unserem Standpunkte aus hätte fehlen können, so zollen wir ihm doch gern die verdiente Anerkennung und einen schönen Erfolg, der den Verfasser zu weiterem Schaffen ermutigt. Whn.

Führer für das Artländer Trachtenfest zu Badbergen.... Druck und Verlag: Heinrich Buddenberg, Quakenbrück. 124 S. 8°. 0.50 Mk.

Das mit mehr als 50 Abbildungen — von denen wir durch das frdl. Entgegenkommen des Verlegers einige unsern Lesern an anderer Stelle mitteilen dürfen — geschmückte stattliche Buch ist mehr, als es verspricht, es ist nicht nur ein Führer, sondern ein echtes Heimatbuch. Zum Beweise brauchen wir nur einiges aus dem reichen Inhalt herauszuheben: Wie das Artländer Trachtenfest entstanden ist — von F. Wachhorst de Wente; die Bilder des Artländer Trachtenfestes — von W. Hardebeck (Wolfsgang, Schüttenzug, Hollandsgänger, Zug nach dem Acker, Erntezug, Festtag der Spinnerinnen, Kirchgang, Hochzeitsbitter und Brautwagen, Hochzeitszug, am häuslichen Herd, die alten Tänze, der Handelszug); die Artländer Volkstracht — von W. Hardebeck; das Artland und seine Höfe — von Prof. Dr. Middendorf, Würzburg; Badberger Baudenkmäler — von D. Brickwedde, Hannover; die Gerdingsche Eiche — von F. Wachhorst de Wente; alte Möbel — von W. Hardebeck; Künstlerischer Wandschmuck fürs niedersächsische Haus — von W. Crone; am Hünenstein

glückelke Lüe usw., Gedichte von W. Crone; die Literatur des Artlandes; die Hollandsgänger und Dänemarker. — Hoffentlich bringen uns die nächsten Jahre noch mehr solcher volkstümlichen Werke. Wir empfehlen das vorliegende unsern Lesern aufs beste. Whn.

Rheinisch-westfälischer Volkskalender 1906. Mit 6 Originalzeichnungen von Ernst Liebermann, München. Verlag: H. Hohmann, Hof-, Buch- und Steindruckerei, Darmstadt. Lex.-8°-Format. 1.— Mark.

Wenn auch nicht eigentlich in das Gebiet der Volkskunde gehörend, möchten wir doch den beim Druck des 4. Heftes einlaufenden, von Professor E. Neeb, Mainz, herausgegebenen Kunstkalender warm empfehlen, da die zu den herrlichen farbigen Bildern (Dom zu Köln, Rathaus zu Minden, Dom und Rathaus zu Aachen, aus der Eifel, Schloss Burg an der Wupper, Rathaus zu Münster) gegebenen Erläuterungen das Volkskundliche mehr oder weniger streifen. Die Bilder bieten echt Künstlerisches, dienen dem ersten Jahrgang zur grossen Zierde und machen den Kalender sicherlich zu einem wahren Hausfreunde für immer. Whn.

In kurzem wird im Verlage der Buchdruckerei und Verlagshandlung A. Martini & Grüttefien, G. m. b. H. (vormals Baedekerschen Buchdruckerei u. Verlagshandlung), Elberfeld, ein Werkchen, betitelt „Neue Bergische Sagen“ von O. Schell, erscheinen. Desselben Verfassers „Bergische Sagen“, welche vor wenigen Jahren in demselben Verlage erschienen, sind von der gesamten Kritik des In- und Auslandes ausserordentlich günstig beurteilt worden. Die neue Sammlung bildet eine Ergänzung dieser umfassenden I. Sammlung und bringt im wesentlichen bisher ungedruckte Sagen, welche dem Volksmunde entstammen. Darunter sind köstliche Perlen dieser Art von Volksdichtung, welche des allgemeinsten Interesses in Stadt und Land sicher sein dürfen. Eine eingehende Besprechung der „Neuen Bergischen Sagen“ behalten wir uns nach dem Erscheinen derselben vor.

Namen- und Sachregister.

Mitgliederverzeichnis

des Vereins für rheinische und westfälische Volkskunde.

Bestand vom November 1905.

I. Vorstand:

Prof. P. Sartori, Dortmund, Ardeystr. 29 } Vorsitzende.
Univers.-Prof. Dr. A. Wiedemann, Bonn }

O. Schell, Bibliothekar des Bergischen Geschichtsvereins, Elberfeld, Nützenbergerstr. 31 } Schriftführer.
Lehrer K. Wehrhan, Elberfeld, Arminiusstr. 5 }

Schriftsteller O. Hausmann, Elberfeld, Kassierer.

Prof. Dr. P. Bahlmann, kgl. Oberbibliothekar, Münster i. W. } Beisitzer
Univers.-Prof. Dr. Fr. Jostes, Münster i. W. }
Oberlehrer Dr. Jos. Müller, Trier }
Reg.- und Baurat v. Pelzer-Berensberg, Arnsberg i. W. }
Schriftsteller K. Prümer, Dortmund }
Rektor C. Rademacher, Köln }
Prof. Dr. Tümpel, Bielefeld }
Lehrer Jak. Zender, Kaisersesch (Eifel) }

II. Ehrenmitglieder:

Exzellenz Freiherr von der Recke, Oberpräsident von Westfalen, Münster i. W.
Regierungspräsident Schreiber, Düsseldorf.
Regierungspräsident Dr. Kruse, Minden.

III. Ordentliche Mitglieder.*)

Aachen
Fr. Ahrens, Oberlehrer.
Fr. Quadflieg, Lehrer, Vorsitzender des kath. Lehrerverbandes Rheinland.
Ludw. Sürth.

Adenau (Eifel)
Kreislehrerbibliothek.

Aegidienberg b. Himberg-Honnef
Steiz, Hauptlehrer.

Andernach
Steph. Weidenbach, Lehrer.

Aplerbeck
A. Clarenbach, Rentner
Fr. Grügelsiepe, Kaufmann.
Lüneburger, Hauptlehrer.

Appeldorn. Kreis Cleve
Franz Körholz, stud. phil.

Arnsberg i. W.
Joh. Baltz, Schriftstellerin.
v. Pelzer-Berensberg, Reg.- u. Baurat.
Strothkötter, Professor.

Askow, pr. Veijen (Dänemark).
Dr. H. Feilberg, Pastor emer.

Barmen
G. A. Fischer, Baumeister.
Jul. Leithaeuser, Oberlehrer.
Stadtbibliothek.
Ad. Werth, Fabrikant.
Joh. Wilh. Werth, Fabrikant.

Berlin
Dr. J. Bolte, Professor.
Dr. G. Minden, Syndikus.
Kgl. Museum für Völkerkunde.
Dr. Schulze-Veltrup. Oberlehrer.
H. Sökeland, Schriftführer des Museumsvereins.

Berlin-Charlottenburg
Robert Mielcke, Geschäftsführer des „Heimatbund“.

Bettrath b. M.-Gladbach
H. Gierlichs. Hauptlehrer.

Bialystok (Russland)
Eugen Becker, Fabrikant.

Bielefeld
Historischer Verein für die Grafschaft Ravensberg.
Dr. Tümpel, Professor.

Birgel bei Düren
Graf Spee, Pfarrer.

Bochum
Franz Hase, Bauunternehmer.
Fr. Kerper, Rektor.
Heinr. Lohoff, Lehrer.
Wilh. Spiekermann, Lehrer.

Bommersholz i. W. (Ruhr
A. H. Blesken, Lehrer.

Bonn
Dr. Aug. Brinkmann, Univ.-Prof.
M. Foyen. kgl. Gerichtsvollzieher.
Dr. Franck, Univ.-Professor.
Dr. Gregorius, Kandidat des höheren Schulamts.
Franz Hester, Gymn.-Oberlehrer.
Hugo Koch.
Dr. Walter Kruse, Univ.-Prof.
J. Küppers, Lehrer.
C. Menrer, Gymnas.-Oberlehrer.
Dr. Franz Schultz, Privatdozent.
Dr. phil. Max Siebourg, Gymn.-Oberlehrer.
Dr. Felix Solmsen, Univ.-Prof.
Stadt Bonn.
Dr. Fritz Stier-Somlo, Univ.-Prf.
Dr. A. Wiedemann, Univ.-Prof.
Dr. Wilmanns, Univ.-Professor.
M. Zender, Rektor.

*) Lebenslängliche Mitglieder sind mit * bezeichnet.

Borgeln, Kreis Soest
Pastor Clarenbach.

Borken i. W.
Dr. med. W. Conrads.

Braunschweig
Ferd. Rahlwes, Pastor.

Brieg (Schlesien)
Prof. Dr. P. Geyer.

Brühl bei Köln
Gymnasialbibliothek.

Buenos-Aires (Südamerika)
Frau Adele Petersen.
*Frau Louise Plate.

Burgbrohl
Dr. H. Andreae.

Burscheid
Otto Richarts-Stindt.

Byfang b. Kupferdreh
Goldbach, Lehrer.

Caternberg b. Essen
Strässer, Lehrer.
W. Terhardt-Bommann, Lehrer.

Coblenz
Dr. Follmann, Oberlehrer.
Dr. Hessel, Direktor.
Stadtbibliothek.
Peter Lerch.
Ernst Schell, Kaufmann.

Daun (Eifel)
Otto Gaudner, Kaufmann.

Derne b. Dortmund
Paul Stolle, Hauptlehrer.

Detmold
Fräulein Clara Bornebusch.
Frau Prof. Brückner.
Dr. K. Tielker, Referendar.

Dortmund
Anger, Rentier.
Anthes, Oberlehrer.
Bähnke, Kaufmann.
Barich, Lehrer.
Baumeister, Rentner
A. Baumhögger, Bauunternehm.
v. d. Berken, städt. Vermessungsinspektor.
Blume, Kaufmann.
E. Bodenstein, Zahnarzt.
Böker, Kaufmann.
G. Brackmann, Bahnhofswirt.
Brand, Dr. med.
Brausewaldt, Oberlehrer.
Brügmann, P., Holzindustrieller.
Buff, Kaufmann.
Clod, Kaufmann.
Colignon, Stationsvorsteher I. Kl.
Curtius, Stationseinnehmer.
Demnig, Oberst.
Deter, Kaufmann.
Dortmunder Lehrerverein.
Droste, Dr. phil., Professor.
Düsing, Lehrer.
Eckardt, Zivilingenieur.
Estner, Ingenieur.
Faubel, Zahnarzt.
Fischbach, Ingenieur.
Geis, Bahnmeister.
Goekel, Gerichtstaxator.
Grabo, Architekt.
Gregorius, Dr. phil., Oberlehrer.
Gronemeyer, Oberlehrer.
Haehling v. Lanzenauer, Major a. D., Standesbeamter.
Haller, kgl. Steuerinspektor.
Hannes, Kaufmann.
Harms, Kaufmann.
Haupt, Bureau-Assistent.
Heim, kgl. Steuerinspektor.
Hobert, Rentner.
Hobräck, Kaufmann.
A. Höhfeld, Kaufmann.
Hoffmann, Generalagent.
Hornschuh, Oberlehrer.
Janssen, kgl. u. städt. Musikdirektor.
Kampmann, Architekt.
Katholischer Lehrerverein.

Kaupe, Gerichtstaxator.
Kaupe, Dr. med.
Klasmann, Kaufmann.
Klöpper, Kaufmann.
Kohn, Rechtsanwalt.
Krimschule.
Küper, Fabrikbesitzer.
Lahme, Prokurist.
Laymann, Kaufmann.
Lehnhoff, Lehrer.
Lemberg, Lehrer.
Lemberg, Dr. phil., Oberlehrer.
Lentze, Kaufmann.
Lessmann, Oberlehrer.
Lierfeld, Generalagent.
Linneweber, Architekt.
Linse, Dr. phil., Professor.
Lock, Kaufmann.
Städt. höhere Mädchenschule.
Städt. Museum.
Markmann, Architekt.
Marx, Architekt.
Meininghaus, Dr. d. Staatswissenschaften.
Meyer, Kaufmann.
Meyer, Zimmermeister.
Metzmacher, Stadtrat.
Ostmeyer, Bahnmeister.
Overhoff, Lehrer
Panhoff, Dr. phil., Oberlehrer.
Peter, kgl. Oberlandmesser.
Plate, Betriebswerkmeister.
Prümer, Schriftsteller.
Realgymnasium.
Reese, Direktor des städtischen Wasserwerks.
Rehmann, Generalagent.
Reinartz, Ober-Telegraphensekr.
Ruhfuss, Dr. phil., Verlagsbuchhändler.
Sartori, Professor.
Sauerländer Gebirgsverein, Ortsgruppe Dortmund.
Schäfer, Fabrikbesitzer (Cörne).
Schapler, Dr. phil., Schulrat.
Frl. L. Schmemann.
Schramm, Apotheker.
E. W. Schulte, Kaufmann.
H. W. Schulte, Kaufmann.
Siebert, Generalagent †.
Siebert, Versicherungsbeamter.
Spangenberg, Brauereidirektor.
Stadtbibliothek.
Steinweg, Bergwerksverw. a. D.
Steneberg, Professor.
Stoffregen, Gärtnereibesitzer.
Strecker, Dr. phil., Oberlehrer.
Tewes, Juwelier.
Treek, Kaufmann.
Uhlmann-Bixterheide, Postbeamter und Schriftsteller.
v. Velsen, Kaufmann.
Verron, Rentner.
Weimann, Rektor.
Witteborg, Kaufmann.

Duisburg
Dr. Augustin Wibbelt, Kaplan.

Duisburg-Wanheim
H. Meyers, Lehrer.

Duisburg-Wanheimerort
H. Niepoth, Lehrer.

Düren
Heinr. Hoffmann, Lehrer.

Düsseldorf
Karl vom Berg jun.
Bibliothek d. Geschichtsvereins.
Dr. R. W. Carl.
Rud. Clément, Prov.-Sekretär.
Wilh. Grevel.
Ludw. Heitland, Kupferstecher.
Dr. Junius, Direktor.
Landes- und Stadt-Bibliothek.
Dr. Nörrenberg, Bibliothekar.
Willy Spatz, Professor, Maler.
Karl Ufer, Gymnas.-Oberlehrer.

Düsseldorf-Grafenberg
Dierlamm, Lehrer.

Eifel
Eifelverein.

Elberfeld
* *Fr. Bayer, Kommerzienrat.
* M. Bethany, Privatgelehrter.
* Bibliothek des Bergischen Geschichtsvereins.
* Joh. Black, Direktor.
* Jak. Blasweiler, Mittelschullehrer.
* Breucker, Lehrer.
* C. Clément, Standesbeamter.
* L. Geleille, Lehrer.
* Dr. Gerth.
* Ernst Giesecking, Lehrer.
* B. Grauvogel, Sekretär.
* L. Grote, Lehrer.
* O. Grüttefien, Buchhändler.
* Jos. Gunck, Landger.-Sekretär.
* Hartnack, Töchterschullehrer.
* Otto Hausmann, Schriftsteller.
* Dr. Hilt, Pfarrer.
* Chr. Höhler, stellv. Leiter der Fortbildungsschule.
* A. Hoelper, Eisenbahn-Sekretär.
* Wilh. Holtmann, Kommis.
* Gust. Ad. Jäger, Lehrer.
* Karl Jung, Lehrer.
* Jürges, Lehrer.
* Friedr. Just, Eis.-Sekretär.
* E. Kniepkamp, Lehrer.
* Wilh. Köhrmann, Dekorateur.
* Alb. Lauffs.
* Rud. Nostiz, Lehrer.
* Arthur Pattberg, Kaufmann.
* Karl Peters.
* Herm. Potthast, Lehrer.
* Realgymnasium.
* E. Riepenberg, Kaufmann.
* E. Roehder, Stadtsekretär.
* Herm. Sanner.
* Savallisch, Taubstummenanstaltsdirektor.
* Franz Schaeper, Lehrer.
* Scheibe, Prof., Gymnasial.-Dir.
* O. Schell, Bibliothekar des Berg. Geschichtsvereins.
* Frau Calla Schell.
* Franz Schleyer, Gerichtssekretär.
* Ph. Schmitt, Lehrer.
* F. L. Schneider.
* Frau Herm. Schniewind.
* Ludw. Schooff, Staatsanwaltschafts-Obersekretär.
* Emil Schulten, Lehrer.
* Fr. Schulz, Lehrer.
* Schwander, Lehrer.
* Stadt Elberfeld.
* Stadtbücherei Elberfeld.
* Ulrici, Lehrer.
* K. Wehrhan, Lehrer.
* Franz Winkler, Lehrer.

Emsbüren b. Osnabrück
* J. Tiesmeyer, Lehrer.

Euskirch (Mosel)
* J. Speth, Lehrer.

Eschweileraue (Rheinland)
* Franz Kapell, Lehrer.

Essen (Ruhr)
* Herm. Brown.
* C. Dirksen, Kaufmann.
* Hugo Kückelhaus.
* Pieck, Lehrer.

Eupen
* C. Braselmann, Druckereibesitzer und Verleger.

Frankfurt a. M.
* Dr. Lauffer.

Freiburg i. Breisgau
* J. Ludwig, Kaplan, Colleg. Sapientiae.

Freiburg (Schweiz)
* Dr. Hauptmann, Univ.-Prof.

Friedenau b. Berlin
* Dr. Ed. Kück, Gymnasial-Oberlehrer.

Friedr.-Wilhelm-Hütte (Siegkr.)
* Helikum, Lehrer.
* Schöneshöfer, Lehrer.

Friemersheim a. Rh.
W. E. Annas, Lehrer und Schriftsteller.

Fulda
G. Springorum, Landrat.

Gebroth, Post Winterburg. Kreuznach
Franz, Pfarrer.

Gelsenkirchen
Jul. Honke, Lehrer.

Gerresheim
Brenniker, Hauptlehrer.
Meng, Lehrer.

Gevelsberg
Realschule.

Gleiwitz, Schlesien
Dr. Alb. Lennartz, Oberlehrer.

Göttingen
Dr. B. Crome.

Greifswald
Dr. L. Rademacher, Univ.-Prof.

Grossflottbeck a. d. Elbe
Dr. L. Fassbender, Oberlehrer.

Hagen i. W.
Paul vom Berge.
Friedr. Heyden.
R. Kolb, Ingenieur.
Sauerländischer Gebirgsverein, Ortsgruppe Hagen.
Karl Ernst Osthaus, Privatgelehrter.

Halle i. W.
Chr. Frederking, Rektor der höh. Privatschule.

Hamburg
Chr. Münster (i. F. Walsoe u. Hagen).

Hamm i. W.
E. Raabe, Oberlandgerichtssekr.
Dr. jur. Ernst Schmalenbach.

Hardehausen b. Scherfede
K. Riechemeier, Lehrer.

Hasslinghausen
W. Grote, Hauptlehrer.
Wilh. Schmidt, Lehrer.

Hasslinghausen-Hobenken
W. Rohlfing, Hauptlehrer.

Hasslinghausen-Üllendahl
G. Demmer, Lehrer.
H. Graeber, Lehrer.

Herdecke (Ruhr)
Ferd. Grave, Brauereibesitzer.
Walter Stein, Präparandenlehrer und Schriftsteller.

Hermeskeil, Bez. Trier.
Dr. Michel, prakt. Arzt.

Herne i. W.
K. Becker, Lehrer.
Blennemann, Rektor.
Holtsträter, Rektor.

Heven b. Witten a. d. Ruhr
Dr. med. Straube.

Hiddinghausen b. Hasslinghausen
G. Pausch, Hauptlehrer.
C. Winkler, Lehrer.

Hilden b. Burscheid
Ernst Güldner, Hauptlehrer.

Hildesheim
Müller, Seminar-Oberlehrer.

Höchst a. M.
Dr. Alb. Blank, Chemiker.

Hohenlimburg
Lehrerverein.

Höhscheid b. Solingen
H. Meuwsen, Rektor.

Holdingen (Luxemburg)
Nikolaus Stephany, Privat-Jagd- und Waldhüter.

Holzwickede
Dr. med. Karl Voigt, prakt. Arzt.

Hörde b. Dortmund.
Heukeshoven, Brauereidirektor.
Hilgeland, Bureauvorsteher.
May, Buchhändler.

Höxter
E. Volckmar, Gymn.-Oberlehrer.

Hückeswagen
Langenfeld, Bürgermeister.

Hünxe, Kreis Ruhrort
Heinr. Brüggendick, Schuhmach.
Herm. Sander, Pfarrer.
Schlickum, Pastor.

Impekoven b. Bonn
P. König, Lehrer.

Iserlohn
Ludw. Schröder, Schriftsteller.

St. Johann-Saarbrücken
H. Focht, Eisenbahnsekretär.

Jülich
Adolf Fischer, Redakteur.

Kaisersesch
Das Verzeichnis der Mitglieder ist nicht eingesandt.

Kalk b. Köln
G. Jansen, Oberlehrer.

Kalterherberg b. Montjoie
Kesternich, Hauptlehrer.

Kempen
Dr. Kaussen.

Kevelaer
Dr. Oehmen, prakt. Arzt.

Kirn-Menzingen
Lehrerverein.

Köln
Dr. C. Aldenhoven, Hofrat, Direktor des Museums Wallraf-Richarz.
Backes, Rektor, Vors. d. Rhein. Prov.-Lehrerverbandes.
Dr. Berlage, Domprobst u. Oberschulrat a. D.
E. P. Buchholz.
Peter Haas, Pfarrer.
Dr. B. Lauffer.
Dr. phil. Joh. Krudewig.
Chr. Aug. Mayer, Oberlehrer
Ottomar Müller, Oberlandesgerichtsrat.
C. Rademacher, Rektor.
C. M. Rameken.
Theodor Schewe, Lehrer.
Stadtbibliothek.
Heinr. Sürth.
Dr. Herm. Wette, prakt. Arzt.
Dr. Ed. Wiepen, Professor.
Dr. A. Wrede, Oberlehrer.

Konstantinopel
Karl Lucks, i. F. Eduard Känni.

Kopenhagen (Dänemark)
Chr. Hammershoi, Rentner.
Alfred Hviid, Kaufmann.
Oskar Julmann, Maler.
Chr. Julmann, Maler.
Harald Juul-Jensn, cand. phil.

Krefeld
Rud. Schackermann, Redakteur.
Rich. Wolfferts.

Kreuznach
Kreislehrerbibliothek.
Städtische Volksbibliothek.

Kühlsen b. Neuenheerse (Warburg)
Wilh. Oeke, Lehrer.

Küllenhahn b. Elberfeld
O. Leihener, Hauptlehrer.

Lage (Lippe)
Fr. Geise, Lehrer.

Langenberg (Rhld.)
Dr. med. Funccius, prakt. Arzt.

Haus Leerbach b. Berg.-Gladbach
Rich. Zanders, Fabrik- und Rittergutsbesitzer.

Leipzig-Reudnitz
Lic. theol. Marckgraf, Pastor.

Leiwen (Mosel)
H. Laven, Pfarrer.

Lemgo (Lippe)
K. Stock, Lehrer, Vors. d. Lipp. Lehrervereins.

Lendersdorf b. Düren
Fuessenich, Pfarrer.

Lindau a. Bodensee
Freiherr Lochner v. Hüttenbach, kgl. bayer. Kämmerer usw.

Linden i. W.
Dr. med. Krüger, Sanitätsrat.

Linnich, Bez. Aachen
P. Kind, Kgl. Seminarlehrer.

Linz a. Rh.
Ballas, Oberlehrer.

Listrup b. Leschede (Osnabrück)
Thiemann, Lehrer.

Lülsdorf b. Niedercassel a. Rh.
Klüppel, Lehrer.

Lüttringhausen
Bornefeld, Pfarrer.

Malmedy
Dr. Esser, Schulrat, Kreisschulinspektor a. D.

Marburg a. d. Lahn
Emil Böhmer, cand. phil.

Marienberg (Westerwald)
Westerwald-Club (Landrat Büchting).

Mayen (Eifel)
Dr. H. Kolligs, Gymnasial-Dir.

Meiderich
Eugen Kern, Kaufmann.

Meiningsen, Post Ampen, Kreis Soest
Raabe, Pfarer.

Menden i. W.
Jauer, Kgl. Rentmeister a. D.

Merscheid b. Ohligs
Albr. Brühne, Lehrer.

Mörs
P. Geiss, Kgl. Seminarlehrer.

Mülfort b. Rheydt
Krampen Lehrer.

Mülheim a. Rhein
Karl Bader, Kaufmann.
Ernst Bode, Lehrer.
Chr. Boden, Rektor.
Jos. Dung, Lehrer.
Joh. M. Flamm, Kaufmann.
Franz Flink, Lehrer.
Heinr. Forsthöfel, Lehrer.
Karl Glitscher, Buchdruckereibesitzer.
Jos. Gräber, Betriebsbeamter.
Matth. Graf, Lehrer.
Ad. Graumann, Kaufmann.
Gymnasium.
Aug. Herchen, Lehrer.
Wilh. Hülter, Lehrer.
Ernst Hymmen, Kaufmann.
O. Hymmen, Betriebsbeamter.
Robert Kessel, Rektor.
Wilh. Köster, Betriebsbeamter.
Wilh. Lemmer, Lehrer.
Karl Lührmann, Lehrer.
K. Savelsberg, Buchhändler.
Joh. Wägener, Kaufmann.
Georg Walterscheidt, Kaufm.
Zurhellen, Superintendent.

Mülheim a. d. Ruhr
Herm. Becker jun, Kaufmann.
Dr. Deicke, Amtsrichter.

München
Univers.-Bibliothek.

München-Gladbach
D. Bitzer, Zigarrenfabrikant.
H. Bruckhaus, Kaufmann.

Hans Nolden, Lehrer.
Hubert Schumacher, Kaplan.

Münster i. W.
Dr. Bahlmann, Kgl. Oberbibliothekar.
Aug. Bollmann, Kaufmann.
Dr. Fr. Jostes, Univ.-Professor.
Dr. A. Meister, Univ.-Professor.
Reinbach.
Univers.-Bibliothek.
Westfäl. Gruppe für Anthropologie, Ethnographie und Urgeschichte.

Münstereifel
Theod. Busch, Gymn.-Oberlehrer.
P. Elbern, Schriftführer des Verschönerungs-Vereins.
C. Nellen, Seminarlehrer.

Neuss
Dr. Jardon, Oberlehrer.

Neviges
Ad. Hüdepohl, Rektoratslehrer.

Niedercassel a. Rh.
Besgen, Lehrer.

Oberlar b. Sieglar
Staerck, Lehrer.

Oberlenkfeld b. Radevormwald
Fritz Fassbender, Lehrer.

Oberpleis (Sieg)
Karl Harth, Hauptlehrer.

Oberstein
Franz Massing, Redakteur.

Oberursel i. T.
Bibliothek der verein. Volks- und Realschule.

Odenkirchen
P. Boekmühl, Pastor.
Heinr. Niessen, Redakteur.

Ohrsen (Lippe)
Bünte, Lehrer.

Ottensen
Prof. Dr. Heinr. Schüth.

Ottweiler
Kreis-Lehrerverband.

Poppelsdorf b. Bonn
C. Boeder, Direktor a. D.
Dr. Jos. Pohl, Gymn.-Dir. a. D.

Prüm (Trier)
J. P. Kreuzberg, Seminarlehrer.

Ratingen (Rhld.)
Ernst Winternheim.

Remlingrade (Wupper)
Korstik, Pastor.

Remscheid
Karl Hutter, stud. phil.
Verein für öffentliche Lesehallen und Stadtbibliotheken (Karl Friedrichs-Stiftung).

Rengsdorf (Neuwied)
Andrée, Oberförster.

Rheidt (Siegkreis)
Chr. Wierz, Hauptlehrer.

Rheinbrohl
Kley, Lehrer.

Rheydt
Deussen, Hauptlehrer.
Essers, Präparandenlehrer.
J. Frentzen, Lehrer.
Ihlow, Lehrer.
Aug. Klein, Lehrer.
Kopsch, Lehrer.
Krebs, Primaner.
Adolf Maassen, Rentner.
Fritz Pothmann, Lehrer.
Paul Prein, Lehrer.
A. Schmidt-Hartlieb, Oberlehrer.
Dr. Paul Treuse, Oberlehrer.
Volksbücherei.

Rogasen (Posen)
Otto Knoop, Professor.

Rölsdorf (Düren)
Ludwig Napp.

Ronsdorf
Staas, Bürgermeister.

Rotthausen b. Essen
Boeker, Lehrer.
Stayn, Lehrer.

Saarbrücken
Historischer Verein für die Saargegend.
Stadt Saarbrücken.

Sangerhausen (Merseburg)
E. Gnau, Professor.

Sayn b. Bendorf a. Rh.
Löcher, Hauptlehrer.
Theod. Ehrlich, Lehrer.

Schlebusch
Verein für Naturkunde.

Schmargendorf b. Berlin
Fräulein Grete Gogarten. Redakteurin u. Schriftstellerin.

Schwelm i. W.
Fräulein Anna Fieling.
Fuchs, Lehrer a. Progymnasium.
Verein für Heimatkunde.

Siegburg
am Zehnhoff, Lehrer.

Siegburg-Wolsdorf
Mich. Schumacher, Lehrer.

Sieglar (Troisdorf)
Zimmermann, Lehrer.

Solingen
Alb. Weyersberg, Fabrikant.

Stollberg b. Aachen
Dr. Willner.

Stuttgart
Jos. Buchhorn. Redakteur.

Suhl i. Th.
F. Kunze, Lehrer.

Talge b. Berseubrück
W. Gieske-Trimpe.

Tecklenburg
Lehrerverein Tecklenburg-Süd.

Bad Tölz (Bayern)
Dr. Max Höfler, Hofrat.

Tralau b. Oldesloe (Holstein)
Bartholly, Gutspächter.

Trier
Nicol. Aubertin, Buchhalter.
P. J. Busch, Lehrer a. Gymnas.
Dr. med. Cüppers. Zahnarzt.
Ewen, Professor.
Geiter, Lehrer.
Dr. H. Graeven, Direktor des Prov.-Museums.
Heim, Oberlehrer.
Hoffmann, Kaplan.
Wilh. Jacobi.
Dr. Kneer, Rechtsanwalt.
Peter Jos. Marx, Buchhalter.
Dr. Menniken, Oberlehrer.
Dr. Meyer, Gymn.-Oberlehrer.
Dr. Jos. Müller, Oberlehrer.
Ad. Rosch, Kaplan.
Rossbach, Professor.
Theodor Siersdorfer.
Stadtbibliothek.
Theussner, Oberpostdirektor.
Jos. Weis.
Zander, Rektor.
P. Züscher, Rektor.

Uerdingen a. Rh.
*A. Büttner, Fabrikant.

Velbert
R. Ammann, Lehrer.

Wald (Rhld.)
H. Fischer, Hauptlehrer.
Direktor Dr. E. Görlich. Prof.
Max Krahnen, Konditor.

Waldkönigen (Kreis Dockweiler)
Reinhard, Lehrer.

Warburg i. W.
Dr. Hüser, Direktor.

Warendorf
Verein für Orts- und Heimatkunde im Kreise Warendorf.

Weidenau (Sieg)
Schulte-Sodingen, Lehrer.

Wermelskirchen
W. Idel, Rektor.

Weyer (Rhld.)
J. Baumann, Lehrer.

Wickrath b. Rheydt
Paulmanns, Lehrer.

Wickrathberg
W. Rheinen, Hauptlehrer.

Wiehl (Kreis Gummersbach)
Wolff, Amtsrichter.

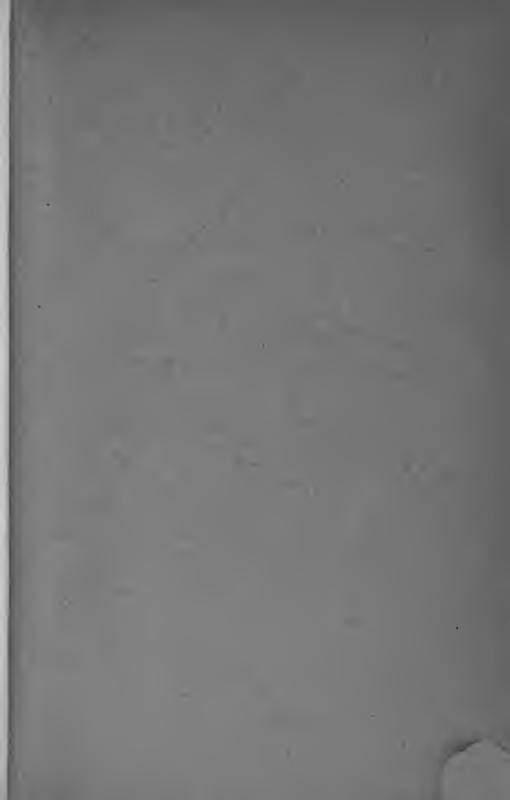
Wien
E. K. Blümmel.

Wiesbaden
Jos. Lauff. Major.
Gustav H. Lucas.

Witten (Ruhr)
Oskar Fautsch, Rechtsanwalt und Notar.
Fr. Wilh. Aug. Pott, Buchdruckereibesitzer.
Rollmann, Kgl. Berginspektor.

Xanten
Fr. W. Illinger, Fabrikant.

Zehlendorf b. Berlin
Frau Clara Viebig, Schriftstellerin.



Inhaltsverzeichnis.

Abhandlungen und grössere Mitteilungen:

Kleinere Mitteilungen:

Berichte und Bücherschau.

Vorstand des Vereins:

Prof. P. Sartori, Dortmund, Arteystr. 29 } Vorsitzende.
Univers.-Prof. Dr. A. Wiedemann, Bonn }

O. Schell, Bibliothekar des Bergischen Geschichtsvereins, Elberfeld, Nützenbergerstr. 31 } Schriftführer.
Lehrer K. Wehrhan, Elberfeld, Arminiusstr. 5 }

Schriftsteller O. Hausmann, Elberfeld. Kassierer.

Prof. Dr. P. Bahlmann, kgl. Oberbibliothekar, Münster i. W. }
Univers.-Prof. Dr. Fr. Jostes, Münster i. W. }
Oberlehrer Dr. Jos. Müller, Trier }
Schriftsteller K. Prümer, Dortmund } Beisitzer.
Rektor C. Rademacher, Köln }
Prof. Dr. Tümpel, Bielefeld }
Lehrer Jak. Zender, Kaisersesch (Eifel) }

Sämtliche Herren des Vorstandes nehmen Anmeldungen entgegen.

Beiträge für die Zeitschrift (auf einseitig beschriebenem Papier und in möglichst deutlicher Schrift) sind an Herrn O. Schell, Elberfeld, Nützenbergerstr. 31, zu senden.

Mitgliederbeiträge, wofür die Zeitschrift geliefert wird, (jährlich 3 Mark) sind zu senden an.

Buchdruckerei und Verlagshandlung A. Martini & Grüttefien, G. m. b. H (vorm. Baedekersche Buchdruckerei), Elberfeld.

Der erste Jahrgang dieser Zeitschrift (IV und 319 Seiten) mit [illegible] Fülle volkskundlichen Materials ist noch vollständig zu beziehen, was namentlich neueintretende Mitglieder getl. beachten wollen. Preis Mk 3.[illegible] portofrei. Anträge nimmt der Schriftführer K. Wehrhan, Elberfeld, Arminiusstrasse 5, entgegen.

Die Verantwortung für den wissenschaftlichen Inhalt ihrer Beiträge tragen die Verfasser.

☞ Diesem Hefte liegt [illegible] den Mitgliedern [illegible] Korrespondenzblatt des Gesamtvereins [illegible] vgl. Heft 2 Jahrg. 1 S. [illegible] unserer Zeitschrift.



